KAMPF GEGEN DIE SPRACHE

Ein sprachphilosophischer und sprachwissenschaftlicher Beitrag zur Erkenntnisfunktion der Metapher

Von der Philosophischen Fakultät der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen zur Erlangung des akademischen Grades eines Doktors der Philosophie genehmigte Dissertation

vorgelegt von

Kevin Sodekamp

Berichter: Herr apl. Prof. Dr. phil. Wulf Kellerwessel
Herr Univ.-Prof. Dr. phil. Thomas Niehr

Tag der mündlichen Prüfung: 29. November 2022

„Diese Dissertation ist auf den Internetseiten der Universitätsbibliothek online verfügbar.“

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung 5

1.1. Fragestellung (was die Arbeit wissen möchte) 5

1.2. Gegenstand (was die Arbeit untersucht) 7

1.3. Methode (wie die Arbeit wissen möchte) 11

1.4. Aufbau (wie sich die Arbeit zusammensetzt) 13

1.5. Ziel (was die Arbeit behauptet) 18

Präliminarien

2. Metapher: Einführung, Forschungsstand 27

2.1. Grammatik: Einführung der Bedeutung von ›Metapher‹ 32

2.2. Reflexion: Objektsprache und Metasprache 64

2.3. Logische Grammatik: Das trojanische Pferd 69

2.4. Wissenschaftstheorie: Einteilung von Metapher(n)theorien 74

2.5. Tauton: Begriff/Begriffswort, Metapher/Katachrese 81

3. Epistēmē: Erkenntnis, Wissen, Können 99

3.1. Grammatik: Die starke, einseitige Tendenz 99

3.2. Platon: Kritische Technik und Epistēmē 107

3.3. Sorgenkinder: Propositionales Wissen 121

3.4. Beispiele: Nicht-propositionales Wissen 133

3.5. Ausdrucksprobleme: Implizites Wissen 142

4. Sprache: Medium *und* Gegenstand der Erkenntnis 149

4.1. Geschichte: Die erkenntnistheoretische Wende zur Sprache 149

4.2. Was immer das ist: Sprache im Singular, Sprache im Plural 156

4.3. X ist Y: Die theoretische Versprachlichung der Sprache 164

4.4. Sprache als Medium der Erkenntnis 168

4.5. Sprache als Gegenstand der Erkenntnis 175

Hauptteil

5. Metapher I: Metaphern und propositionale Erkenntnis 181

5.1. Funktionen: kognitiv, epistemisch 182

5.2. Formalisieren: Die Eliminierung von Metaphern 191

5.3. Geometrie und Erfahrung: Ist die Erde eine Kugel? 202

5.4. Modellieren: Erschaffen und entdecken ... 211
5.5. Aporie: Ich-Kreis ohne Wirklichkeit? ... 219

6. Metapher II: Metaphern und nicht-propositionale Erkenntnis ... 233
6.1. Gespaltene Referenz: Der Planet ›Erde‹ ist (k)eine Kugel ... 233
6.2. Evokation: Metaphern und implizites Wissen ... 247
6.3. Dilemma: Metaphern und nicht-propositionales Wissen ... 258
6.4. Kontingenz: Die nützlichere Metapher, das stärkere Kind ... 264
6.5. Aporie: Die Wahrheit der Metapher? ... 272

7. Revision I: Irrwege ... 281
7.1. Gegenstandskonstitution: Die Ausgrenzung komplexer Beispiele ... 281
7.2. Phantasie und Kalkül: Die Regeln während des Spiels ändern ... 287
7.3. Krähengestern: Was Metaphern nicht bedeuten ... 295
7.4. Anfangen: Über das Aufbauen einer Sprachtheorie ... 305
7.5. Aporie: Die Grammatik der Metapher ... 309

8. Revision II: Bad questions ... 317
8.1. Erkenntnisziele: Alles kann und muss definiert werden ... 318
8.2. Erkenntnisgrenzen: Alles kann und muss beantwortet werden ... 323
8.3. Kaschieren: Die einschläfernde Kraft der Schlaftablette ... 332
8.4. Verbotene Quelle: Metaphern und propositionales Wissen ... 346
8.5. Aporie: Metaphern und nicht-propositionales Wissen ... 355

Schluss

9. Schluss: Kampf gegen die Sprache ... 387
9.1. Fazit: Die Funktion der Metapher ... 387
9.2. Zusammenfassung: Die Erkenntnisfunktion der Metapher ... 389
9.3. Ausblick: Vorfilter und metaphore Sprachspiele ... 391

Literaturverzeichnis ... 397
Nachschlagewerke, Handbücher, Abbildungsverzeichnis ... 413
Anhang ... 418

1. Einleitung

Stellen wir uns einen Techniklaien vor, der 1867 einen Physiker fragt, wie die damals neuartige Kommunikationstechnik namens ›transatlantische Telegrafie‹ funktioniert:

> *Techniklaie:* Jetzt erklär' doch mal, wie funktioniert denn eigentlich diese Übertragung per Telegrafie von Berlin nach New York?
>
> *Physiker:* Ganz einfach. Stell dir einen ganz langen Dackel vor, der von Berlin nach New York reicht. Wenn man ihn in Berlin am Schwanz zieht, dann bellt er in New York. Und jetzt denk dir den Dackel weg[1].

Die Behauptung, dass eine transatlantische Signalübertragung dank eines 6400 km langen Dackels realisiert wird, ist offensichtlich falsch. Was macht uns so sicher?

1.1. Fragestellung (was die Arbeit wissen möchte)

Das Wort ›Dackel‹ bezeichnet Säugetiere, die sich durch kurze Beine und eine längliche Körperform auszeichnen. Vernehmen wir das Wort ›Dackel‹, verbinden wir damit, wie es in der Alltagssprache heißt, ›bestimmte Vorstellungen‹. Wir erinnern uns, wie Dackel aussehen. Wir können das Wort ›Dackel‹ definieren, indem wir auf reale Dackel zeigen, Bilder von Dackeln aus dem Internet heraussuchen oder einen Dackel zeichnen. Die Vorstellungen, die wir von Dackeln haben, sind mit gewissen Erkenntnissen darüber verbunden, welche Eigenschaften Dackel haben, was sie können und nicht. Wir halten die ›Erklärung‹ des Physikers schon allein deshalb für falsch, weil wir sicher sind, dass es keine 6400 km langen Dackel gibt.

Unser mehr oder weniger fundiertes historisches und naturwissenschaftliches Wissen ist ein weiterer Grund, warum wir die Antwort des Physikers für einen Witz halten. Überseetelegrafie wurde möglich, da unter der Leitung von Field 1858 das erste transatlantische Telegrafenkabel zwischen der Insel Valencia (irische Westküste) und Saint John's (Neufundland, Kanada) submarin verlegt wurde[2]. Die Behauptung einer Signalübertragung via Dackel ist falsch, weil wir wissen, dass Überseetelegrafie anfänglich per Seekabel abgewickelt wurde. Dieses Seekabel bestand aus Metall. Haben Metalle eine bestimmte Temperatur, bilden die Atome relativ feste Kristallgitter. Weil die Atome freie Elektronen besitzen, kann durch Anlegen einer

[1] Diese Anekdote, geringfügig abgewandelt, findet sich in: Geert Keil: Über den Homunkulus-Fehlschluß. In: Zeitschrift für philosophische Forschung 57 (2003), Heft 1, S. 14. Die Anekdote geht zurück auf Hyman: John Hyman: The imitation of nature. Oxford; New York: Blackwell 1989, S. 72.

[2] Roland Gööck: Die großen Erfindungen. Nachrichtentechnik. Elektronik. Künzelsau: Sigloch Edition 1988, S. 151.

Stromspannung zwischen Anode und Kathode ein Stromfluss initiiert werden. Dieser besteht darin, dass freie Elektronen mit einer bestimmten Geschwindigkeit wandern.

In naturwissenschaftlichen Erklärungen wie dieser finden sich Wörter wie ›Stromfluss‹, ›Kristallgitter‹ und ›Elektronenwanderung‹. Zu fragen ist: Warum haben diese Wörter in diesem Kontext einen höheren Erklärungswert als das Wort ›Dackel‹? Die Verwendung von ›Dackel‹, wird typischerweise behauptet, ist in diesem Kontext ›nur ein Bild‹, ›nur eine Analogie‹, ›nur eine Metapher‹. Linguisten und Philosophen ziehen jedoch regelmäßig in Betracht, dass Wörter wie ›Stromfluss‹, ›Kristallgitter‹ und ›Elektronenwanderung‹ ebenfalls nur Bilder, nur Analogien, nur Metaphern sind. Was unterscheidet eine geeignete Metapher von einer ungeeigneten? Sollten wir Metaphern in naturwissenschaftlichen Erklärungen generell meiden? Können wir uns den Dackel, wie der Physiker verlangt, überhaupt wegdenken?

Nicht bezweifelt wird, dass Metaphern im Alltag, in Wissenschaft und Philosophie verwendet werden. Weitgehend außer Frage steht (*2.4. Wissenschaftstheorie: Einteilung von Metapher(n)theorien*), dass Metaphern ein wissenschaftstheoretisch relevanter Forschungsgegenstand sind[3]. Sowohl Begriffswörter (›Wurmloch‹, ›Matrix‹, ›burn out‹) als auch aussagesatzförmige, theoretische Modelle („Das Gehirn ist ein Computer.“, „Eine Körperzelle ist eine Industriestadt.“) werden auf ihre etwaige Metaphorizität hin befragt[4]. Untersucht wird der Gebrauch von Metaphern in den Fachsprachen der Geistes- und Naturwissenschaft sowie der Philosophie. Diese Fachsprachen werden zu Objekten der Reflexion: Reflektierte Fachsprachen sind Objektsprachen. Objektsprachen reflektierende Sprachen sind Metasprachen. Die Metasprachen der Wissenschafts- bzw. Erkenntnistheorie werden ebenfalls auf ihre etwaige Metaphorizität hin befragt[5].

In Philosophie und Linguistik wird selten bezweifelt, dass Metaphern erkenntnisnotwendig sind. Meist wird untersucht, welche Erkenntnisfunktion Metaphern haben, an welcher Form von Erkenntnis Metaphern partizipieren. Von Seiten der Naturwissenschaftler, Mathematiker und formalen Logiker dagegen wird die Erkenntnisnotwendigkeit von Metaphern häufig negiert und deren Erkenntnisfunktion auf bestimmte ›Gebiete‹ oder ›Gegenstände‹ begrenzt (Ästhetik,

[3] Vgl. Rebecca Netzel: Metapher: Kognitive Krücke oder heuristische Brücke? Zur Metaphorik in der Wissenschaftssprache. Eine interdisziplinäre Betrachtung. 2 Teile. Hamburg: Kovac 2003 (Schriftenreihe Studien zur Germanistik, 3), S 683–768.

[4] Vgl. bspw. Peter Nickl u. Georgios Terizakis (Hg.): Die Seele: Metapher oder Wirklichkeit? Philosophische Ergründungen. Texte zum ersten Festival der Philosophie in Hannover 2008. Bielefeld: transcript 2010. Vgl. Evelyn Fox Keller: Das Leben neu denken. Metaphern der Biologie im 20. Jahrhundert [Orig.-Sachtitel: Refiguring life. Metaphors of twenthieth-century biology]. Aus d. Engl. v. Inge Leipold. München: Kunstmann 1998.

[5] Eine Auswahl erkenntnistheoretisch relevanter Metaphern stellt das *Lexikon der philosophischen Metaphern* zusammen. Vgl. LphM-Konersmann [3]2011. Für Nachschlagewerke (Wörterbücher, Grammatiken, Handbücher) werden durchgängig Siglen verwendet, die dem Literaturverzeichnis zu entnehmen sind.

Rhetorik, Ausdruck von Emotionen). Die Negation wird gestützt von Überzeugungen, die mit dem verbunden sind, was ›ideale Sprache‹, ›formale Sprache‹, ›Formel‹ oder ›Formalisierung‹ genannt wird. Ein wiederkehrender Argumentationszusammenhang contra die Erkenntnisnotwendigkeit von Metaphern hat folgende Struktur: Wissenschaftler griffen zur Gewinnung und Darstellung von Erkenntnis auf Begriffe, Formeln und Modelle zurück. Die Frage, inwiefern die etwaige Metaphorizität von Begriffswörtern und aussagesatzförmigen, theoretischen Modellen erkenntnistheoretisch relevant ist, stelle sich gar nicht erst, da Mathematik, formale Logik und formalisierte Fachsprachen (die Formeln der Naturwissenschaften) frei von Metaphern seien (*5.2. Formalisieren: Die Eliminierung von Metaphern*).

Diese Arbeit fragt global nach der Funktion der Metapher. Die globale Fragestellung zerfällt in eine Reihe von konkreten Einzelfragen:

- Welche Formen werden der Metapher zugeschrieben?
- Welche Funktionen werden der Metapher zugeschrieben?
- Welche Erkenntnisfunktionen (kognitive, epistemische Funktionen) werden der Metapher zugeschrieben?
- Wie sind die Unterschiede bei der Modellierung der Erkenntnisfunktionen zu erklären?
- Wie funktioniert eine Metapher? Ist eine Metapher eine Übertragung eines Wortes? Ist eine Metapher eine ungewöhnliche Prädikation? Ist eine Metapher ein projiziertes Schema?
- Können Wissenschaftler, die mit formalen bzw. idealen Sprachen operieren, die erkenntnistheoretischen Probleme, die mit dem Thema ›Metapher‹ einhergehen, ausklammern?
- Sind Begriffswörter und aussagesatzförmige, theoretische Modelle vollständig oder partiell, zeitweilig oder dauerhaft metaphorisch?
- Lässt sich die Funktion der Metapher überhaupt wissenschaftlich fassen oder haben wir es mit einer ›Grenze des Wissens‹ zu tun?

Die zentrale Frage dieser Arbeit ist: Welche im aktuellen Diskurs zum Thema ›Funktion der Metapher‹ verwendeten Theoriemomente sollten wir nicht mehr verwenden, da sie Grenzen des Wissens unzulässigerweise überschreiten? Diese Arbeit möchte wissen, welche philosophischen Voraussetzungen die geeigneteren sind, Antworten auf die Frage nach der Funktion der Metapher anzugehen.

1.2. Gegenstand (was die Arbeit untersucht)

›Erkenntnis‹ und ›Wissen‹ werden häufig unterschiedslos verwendet.

> „Etwas erkennen, kann man zunächst antworten, heißt, etwas zu *wissen*; zu Erkenntnis oder Erkenntnissen gelangen heißt, Wissen zu erwerben; Kenntnisse zu erwerben heißt, sich Wissen anzueignen. Damit hat man natürlich die Frage nach der Natur von Erkenntnis noch in keiner Weise beantwortet.

> Man hat lediglich auf einen Zusammenhang zwischen Wörtern hingewiesen und kenntlich gemacht, dass die Frage ‚Was ist Erkenntnis?' auch als die Frage ‚Was ist Wissen?' formuliert werden kann – dass die beiden Fragen im großen und ganzen ein und dasselbe Thema kennzeichnen."[6]

Typische, binäre, auf ›Erkenntnis‹ und ›Wissen‹ angewendete Unterscheidungen sind:

– ›theoretisch/praktisch‹, ›wissen-dass/wissen-wie‹, ›knowing that/knowing how‹, ›propositional/nicht-propositional‹, ›explizit/implizit‹, ›deklarativ/prozedural‹, ›diskursiv/intuitiv‹, ›diskursiv/evident‹, ›angeboren/erworben‹, ›a priori/a posteriori‹, ›synthetisch/analytisch‹

Als ausgemacht gilt meist, dass es Erkenntnis bzw. Wissen gibt (nur radikale Skeptiker verneinen diese Möglichkeit). Je nachdem, wie viele Unterscheidungen wir anwenden, werden zwei, drei oder mehr ›Formen der Erkenntnis‹ bzw. ›Formen des Wissens‹ erzeugt. Um den Gegenstand ›Erkenntnis‹ bzw. ›Wissen‹ zu begrenzen, untersucht diese Arbeit selektiv die Unterscheidungen ›theoretisches Wissen/praktisches Wissen‹ (*3.2. Platon: Kritische Technik und Epistēmē*), ›propositionales Wissen/nicht-propositionales Wissen‹ (*3.3. Sorgenkinder: Propositionales Wissen, 3.4. Beispiele: Nicht-propositionales Wissen*) und ›explizites Wissen/implizites Wissen‹ (*3.5. Ausdrucksprobleme: Implizites Wissen*). Wissenschaftshistorisch festzustellen ist, dass die längste Zeit meist ausgeschlossen wurde, dass Metaphern theoretisches (propositionales) Wissen ausdrücken, darstellen oder (mit-)erzeugen können. Metaphern wurden den Tropen subordiniert und somit der wahrheitsunfähigen, überredenden Rhetorik zugeordnet. Erst mit Vico und Nietzsche habe ein allmähliches Umdenken eingesetzt[7]. Um die Bandbreite punkto ›Erkenntnisfunktion der Metapher‹ einzuführen, seien zwei kontrastreiche Standpunkte angeführt.

Standpunkt 1: Es gibt Wahrheit. Sie ist erkennbar. Sie ist zeitlos, überindividuell, an keine spezielle Sprache gebunden. Sie hat mit Subjektivität, Individualität, Perspektive, Intersubjektivität, Nützlichkeit, Eigeninteressen, dem Willen zur Macht und den zeitlichen Größen ›Evolution‹ und ›Genese‹ nichts zu schaffen. Wissen, definiert als wahre, gerechtfertigte Meinung, wird medial realisiert in Form von behaupteten Aussagesätzen. Diesen Aussagesätzen liegen Propositionen (Wahrheitsträger) zugrunde. Innerhalb dieser Aussagesätze dürfen Metaphern nicht vorkommen, da sie nicht wahrheitsfähig sind. Metaphern haben keine Erkenntnisfunktion. Metaphern sind Restbestände auf dem Weg vom Mythos zum Logos[8].

---

[6] Peter Bieri (Hg.): Analytische Philosophie der Erkenntnis. 2., durchges. Aufl. Frankfurt a. M.: Hain 1992, S. 10. Inwiefern ›Erkenntnis‹ und ›Wissen‹ bedeutungsgleich sind, wird reflektiert in *3.1. Grammatik: Die starke, einseitige Tendenz*.

[7] Vgl. Anne Tebartz-van Elst: Ästhetik der Metapher. Zum Streit zwischen Philosophie und Rhetorik bei Friedrich Nietzsche. Freiburg (Breisgau); München: Alber 1994.

[8] Die Formulierung ›Restbestände auf dem Weg vom Mythos zum Logos‹ geht auf Blumenberg zurück. Vgl. Hans Blumenberg: Paradigmen zu einer Metaphorologie. 3. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2005 (stw, 1301), S. 10.

Standpunkt 2: Was Vertreter von Standpunkt 1 ›Wahrheit‹ nennen, sei nichts als „ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen […].“[9]. Aussagesätze können weder die immenente Natur der Außenwelt darstellen noch die immenente Natur der Innenwelt ausdrücken. Begriffe sind Metaphern, von denen wir vergessen haben, dass sie es sind. Die Metapher ist ubiquitär. Die Metapher ist *das* Prinzip (*das* Wesen) der Sprache, daher an jeder Erkenntnis beteiligt[10].

Aktuell untersucht wird einerseits, ob Metaphern mit der Zeit Begriffe werden können, und wenn ja, wie dieser Transformationsprozess beginnt, verläuft und endet. Untersucht wird, ob metaphorische Aussagesätze wörtliche und damit wahrheitsfähige Sätze werden können, indem man sie auf eine spezielle, geeignete Weise verwendet. Ist dies der Fall, können Metaphern propositionales Wissen zwar nicht ausdrücken, darstellen oder generieren, jedoch am Ausdruck, an der Darstellung oder bei der Genese des propositionalen Wissens beteiligt sein.

Untersucht wird andererseits, ob metaphorischen Aussagesätzen eine eigene, ›andere‹ Art von Wahrheit zukommt, die erst dadurch zunichte gemacht und verdeckt wird, dass ›lebendige Metaphern‹ durch wiederholten Gebrauch zur Gewohnt herabsinken und schließlich ›absterben‹ (*6.1. Gespaltene Referenz: Der Planet ›Erde‹ ist (k)eine Kugel*). Untersucht wird, inwiefern die Ausdrücke ›Übertragung‹, ›Interaktion‹, ›Schematisierung‹, ›Projektion‹, ›Quellbereich‹ und ›Zielbereich‹ theoretisch produktiv sind (Selbstbezüglichkeitsproblem). Untersucht wird, ob es Metaphern gibt, die nicht zu Begriffen mutieren, die nicht ›in die Logizität zurückgeholt werden können‹ (absolute Metaphern, Blumenberg).

Neueren Datums sind Theorien darüber, wie Metaphern mit nicht-propositionaler Erkenntnis bzw. implizitem Wissen zusammenhängen. Die Diskussion des Begriffs des Nicht-Propositionalen weise

„mindestens sieben Bereiche als zentrale Kandidaten nichtpropositionalen Wissens aus:
- praktisches Wissen im Sinne eines Könnens
- visuelle Wahrnehmung
- nicht-begrifflicher Inhalt von Erfahrung
- Wissen bezogen auf mentale Zustände:
  - Wissen, wie es ist, in einem (mentalen) Zustand zu sein
  - sinnliches oder phänomenales Bewußtein
  - Die erste-Person-Perspektive im Hinblick auf Selbstwissen

[9] Friedrich Nietzsche: Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne. In: Ders.: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden. Hg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. Bd. 1. München: Dt. Taschenbuch-Verl. 1980 (dtv, 5977), S. 879.
[10] Beide Standpunkte werden selten mit Ausschließlichkeitsanspruch vertreten. Sie werden weiter ausgearbeitet in *2.5. Tauton: Begriff/Begriffswort, Metapher/Katachrese*.

- erkenntnisvermittelnde und aspekterfassende Elemente unterhalb der propositionalen Ebene ›daß *p*‹ (Eigenname, Metapher, Indexikalität)
- begriffliche Strukturierung ermöglichende Elemente (Definition)
- außerhalb der propositionalen Ebene sprachlicher Repräsentierbarkeit stehende Elemente (kategorialer Diskurs).“[11]

Zudem gibt es Metapherntheorien, die einen Zusammenhang von ›Metapher‹ und ›nicht-propositionale Erkenntnis‹ modellieren, ohne dass sie die Ausdrücke ›nicht-propositionale Erkenntnis‹ und ›implizites Wissen‹ aufgreifen: Dies sind (gemäß dem Dafürhalten dieser Arbeit) Blacks ›System assoziierter Gemeinplätze‹, Blumenbergs ›Hintergrundmetaphorik‹ und Ricœurs Bezug von Metaphern auf das Heidegger’sche In-der-Welt-sein[12]. Auch Davidson bringt Metaphern mit dem Ausdruck ›nicht propositional‹ in Verbindung, ohne jedoch von ›nicht-propositionaler Erkenntnis‹ zu sprechen.

> „If what the metaphor makes us notice were finite in scope and propositional in nature, this would not in itself make trouble; we would simply project the content the metaphor brought to mind onto the metaphor. But in fact there is no limit to what a metaphor calls to our attention, and much of what we are caused to notice is not propositional in character.“[13]

Gegenstand dieser Arbeit ist die Metapher. Diesen Gegenstand gilt es zu begrenzen. Die Frage nach der Form des Gegenstandes wird begrenzt kraft methodologischer Vorentscheidungen: Das geeignete ›Zugangsmedium‹ zum sprachlichen Phänomen ›Metapher‹ ist die normale Sprache und deren Reflexion mittels ›normaler‹ Grammatiken (*1.3. Methode (wie die Arbeit wissen möchte)*, *2.1. Grammatik: Einführung der Bedeutung von ›Metapher‹*). Die Frage nach der Funktion des Gegenstandes wird begrenzt auf die Frage nach der Erkenntnisfunktion der Metapher (*5.1. Funktionen: kognitiv, epistemisch*). Die Untersuchung vorfindlicher Antworten auf die Frage nach der Erkenntnisfunktion der Metapher wird begrenzt auf die Meinungen von Ricœur, Debatin, Schildknecht, Rorty, Davidson und Schneider[14].

---

[11] Christiane Schildknecht: Aspekte des Nichtpropositionalen. Bonn: Bouvier 1999 (Bonner philosophische Vorträge und Studien, 4), S. 8–9. Zu einer Modellierung des Zusammenhangs von ›Metapher‹ und ›implizites Wisssen‹ vgl. Bernhard Debatin: Die Rationalität der Metapher. Eine sprachphilosophische und kommunikationstheoretische Untersuchung. Berlin; New York: de Gruyter 1995 (Grundlagen der Kommunikation und Kognition). Vgl. Bernhard Debatin: Rationalität und Irrationalität der Metapher. In: Hans Rudi Fischer (Hg.): Eine Rose ist eine Rose … Zur Rolle und Funktion von Metaphern in Wissenschaft und Therapie. Weilerswist: Velbrück Wiss. 2005.

[12] Ähnlichkeiten zwischen Polanyis Bestimmung des Ausdrucks ›implizites Wissen‹ und Heideggers ›In-der-Welt-sein‹ arbeitet Mai heraus. Vgl. Helmut Mai: Über die fundamentalontologische Dimension der Philosophie Michael Polanyis. Ein Beitrag zum Aufweis der Erschlossenheit von Welt unter den Bedingungen des modernen Bewusstseins [elektr. Quelle]. 2003. URL: http://sundoc.bibliothek.uni-halle.de/diss-online/03/05H190/prom.pdf, zul. gepr. 5.2.2017.

[13] Donald Davidson: What metaphors mean. In: Critical inquiry. Special issue on metaphor, Vol. 5, No. 1 (1978), S. 46.

[14] Die Einteilung von Metapherntheorien und eine Selbstverortung im Forschungsdiskurs wird ausgearbeitet in *2.4. Wissenschaftstheorie: Einteilung von Metapher(n)theorien*.

1.3. Methode (wie die Arbeit wissen möchte)

Methodologisch folgt diese Arbeit der Philosophie der normalen Sprache. Typischerweise wird die Philosophie der normalen Sprache (Normalsprachenprogramm) von der Philosophie der idealen Sprache (Idealsprachenprogramm) unterschieden. Beide ›Sprachprogramme‹ werden der analytischen Philosophie zugerechnet.

> „Was kann ‚Analytische Philosophie' heute noch heißen? Glock hat in seinem Buch *What is Analytical Philosophy?* eine große Zahl von Vorschlägen, den Begriff ‚Analytische Philosophie' zu präzisieren, gründlich und ausführlich untersucht. Sein Ergebnis ist im Wesentlichen negativ: Alle Versuche, eines oder mehrere Merkmale anzugeben, die genau den Philosophinnen und Philosophen gemeinsam sind, die zur Analytischen Philosophie gerechnet werden müssen, sind gescheitert. Angesichts dieses Befundes schlägt Glock letzten Endes vor, ‚Analytische Philosophie' als einen durch Familienähnlichkeit charakterisierten Begriff zu verstehen. […] Aber ist es wirklich wichtig, eine Antwort auf die Frage ‚Was ist analytische Philosophie?' zu finden? Ich muss gestehen, dass mich diese Antwort weniger und weniger interessiert."[15]

Festzustellen, was ›analytische Philosophie‹ genau meint, mag kaum gelingen. Umstritten ist, was ›Philosophie der normalen Sprache‹ und ›Philosophie der idealen Sprache‹ meinen. Umstritten ist, wie trennscharf diese Unterscheidung sein kann. Unstrittig ist, dass sie verwendet wird, um unterschiedliche ›Ansätze‹ oder ›Gewichtungen‹ innerhalb der analytischen Philosophie zu bezeichnen[16].

Das Idealsprachenprogramm (Frege, Russell, der ›frühe‹ Wittgenstein, der Wiener Kreis) geht davon aus, dass die Alltagssprache und die traditionelle philosophische Sprache nicht geeignet sind, philosophische Probleme anzugehen. Durch Verwendung einer eigens konstruierten, idealen Sprache (Methode, Mittel) soll logische Exaktheit realisiert werden (Erkenntnisziel). Die Entwicklung einer idealen Sprache geht typischerweise einher mit der Entwicklung einer logischen Grammatik (logische Form, logische Syntax). Teils wird angenommen, die logische Grammatik stehe in einem isomorphen Verhältnis zur Welt (Strukturgleichheit von Sprache und Welt).

Das Normalsprachenprogramm (Sprechakttheoretiker, der ›späte‹Wittgenstein) geht davon aus, dass die normale Sprache (Alltagssprache, ordinary language) geeignet ist, philosophische Probleme anzugehen. Austin habe

[15] Ansgar Beckermann: Analytische Philosophie. Peter Bieris Frage nach der richtigen Art, Philosophie zu betreiben. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 56 (2008), Heft 4, S. 612.
[16] Die Unterscheidung ›normale Sprache/ideale Sprache‹ wird reflektiert in *4.1. Geschichte: Die erkenntnistheoretische Wende zur Sprache*.

„die Philosophie der Normalen Sprache *linguistic phenomenology* genannt, weil sie nichts anderes tut, als die gegebene Sprache genau zu betrachten. Die Aufgabe der Philosophie ist es demnach nicht, Probleme durch Konstruktion neuer Sprachen zu umgehen oder aufzuheben, sondern sie durch genaue Analyse des Gegebenen zu beschreiben und – je nach Standpunkt – (auf-)zulösen."[17]

Methodologisch festzustellen ist, dass in dieser Arbeit keine ›ideale‹ oder ›formale‹ Sprache als ›Werkzeug‹ verwendet wird, um philosophische Probleme anzugehen. Ideale oder formale Sprachen werden nicht als ungeeignet betrachtet, sondern (mit Schneider) als *ein* Aspekt der Sprachkompetenz gefasst (Kalkülseite der Sprache), den es mit einem weiteren Aspekt der Sprache (Phantasieseite der Sprache) abzupassen gilt (*7.2. Phantasie und Kalkül: Die Regeln während des Spiels ändern*). Methodologisch festzustellen ist desweiteren: Je mehr sich eine Beobachtungssprache im Rahmen einer Untersuchung des Themas ›Metapher‹ von der ›Beobachtung der normalen Sprache‹ und der ›genauen Analyse des Gegebenen‹ entfernt, desto kritischer steht diese Arbeit ihr entgegen. Die normale Sprache ist das geeignetere Zugangsmedium zum sprachlichen Phänomen ›Metapher‹.

Sich methodologisch der Philosophie der normalen Sprache zu verschreiben, führt vor das Problem, das Adjektiv ›normal‹ zu bestimmen. Nicht ausreichend sind Bestimmungen, die es dabei belassen, ›normal‹ binär von ›ideal‹ oder ›formal‹ abzugrenzen. Ebensowenig ausreichend ist, dass eine nicht jedem zugängliche Intuition entscheidet, was ›normale Sprache‹ meint[18]. Normal ist, was der Norm, den Regeln, den Gepflogenheiten entspricht. Um zu bestimmen, wie die deutsche Sprache heutigentags ›normalerweise‹ verwendet wird, welche Bedeutungen den Elementen des Wortschatzes typischerweise zukommen, werden gängige Wörterbücher des Deutschen (Universalwörterbuch, Bedeutungswörterbuch, Synonymwörterbuch) verwendet. Zudem wird die Bedeutungsgenese, der Sprachwandel, thematisiert, um aufzuzeigen, was vormals als ›normal‹ galt, was unserer heutigen ›normalen‹ Verwendungsweise von Wörtern vorausging (vgl. im Literaturverzeichnis den Unterpunkt *Nachschlagewerke, Handbücher*). Um die normale Sprache zu bestimmen, werden neben den Wörterbüchern normale, deskriptive Grammatiken verwendet. ›normal‹ meint: Wir verwenden sie typischerweise im Alltag und Berufsalltag, in Schule und Studium. ›deskriptiv‹ meint: Diese Grammatiken (die wir auch Schul- und Oberflächengrammatiken nennen) versuchen, die normale Sprache zu beschreiben. Diese Beschreibungen sind möglichst bar jeden vorschreibenden Eingriffs in die

[17] Holger Leerhoff, Klaus Rehkämper u. Thomas Wachtendorf: Einführung in die Analytische Philosophie. Darmstadt: Wiss. Buchges. 2009 (Einführung Philosophie), S. 59.

[18] Das *Universalwörterbuch* (Duden) formuliert: „**nor|mal** <Adjektiv> [lateinisch normalis = nach dem Winkelmaß gemacht, zu: norma, Norm]: **1. a)** *der Norm (2) entsprechend; vorschriftsmäßig:* der Puls ist normal; **b)** *so [beschaffen, geartet], wie es sich die allgemeine Meinung als das Übliche, Richtige vorstellt:* unter normalen Verhältnissen; […]." (DUW ^{8}2015 – normal [Lemma]).

normale Sprache. Diese Beschreibungen sind nicht darauf aus, eine überzeitliche, allem Sprachgebrauch zugrundliegende ›universale Grammatik‹, ›logische Grammatik‹ oder ›Tiefengrammatik‹ (im Sinne Chomskys) herauszuarbeiten.

> „Wo immer es möglich war und nützlich schien, wurden große Mengen aktueller Texte, insbesondere aus der Presse und dem Internet, ausgewertet, um Entwicklungen der deutschen Sprache nachzuzeichnen und die Verwendung von sprachlichen Varianten empirisch zu überprüfen und zu dokumentieren. Besonders intensiv wurden das Dudenkorpus (über 3 Milliarden laufende Textwörter) und die Korpora des Instituts für Deutsche Sprache (IDS) für diese Recherchen eingesetzt. Die Ergebnisse dieser Analysen signalisieren dem Sprachnutzer auch den jeweiligen Status miteinander konkurrierender Varianten und Verwendungsweisen und unterstützen ihn bei der Auswahl sprachlicher Formulierungen für seinen konkreten Verwendungszweck.“[19]

Die Grammatiken des *Duden-Verlags* und des *Instituts für Deutsche Sprache* vertiefen das Wissen über die deutsche Sprache, indem sie die Entwicklung der Sprache beschreiben[20]. Eine theoretische Untersuchung von Metaphern ohne Verwendung einer Metasprache ist nicht möglich, da Metaphern sprachliche Phänomene sind, die mittels Sprache untersucht werden. Die metasprachlichen Ausdrücke, die hier verwendet werden, um Metaphern grammatisch zu identifizieren und zu klassifizieren, sind die Ausdrücke dieser ›normalen‹, deskriptiven Grammatiken.

1.4. Aufbau (wie sich die Arbeit zusammensetzt)

Auf der ersten Einteilungsebene ist diese Arbeit gegliedert in Einleitung (1.), Präliminarien (2., 3., 4.), Hauptteil (5., 6., 7., 8.) und Schluss (9.). Die Einleitung formuliert Fragestellung, Gegenstand, Methode, Aufbau und Ziel der Arbeit. Die Präliminarien führen historisch und systematisch die Bedeutungen von ›Metapher‹, ›Erkenntnis‹ und ›Sprache‹ ein. Der Hauptteil untersucht (5., 6.) und bewertet (7., 8.) ausgesuchte Theoriemomente in Betreff ›Metapher‹. Fazit, Zusammenfassung und Ausblick werden im Schluss (9.) formuliert.

Der erste Argumentationsschritt auf der zweiten Einteilungsebene problematisiert die Einführung der Bedeutung des Wortes ›Metapher‹ und das Identifikationsproblem („Wie erkennen

---

[19] DG [9]2016, S. 5

[20] Die umfangreiche Webseite des IDS ist einsehbar unter: http://www1.ids-mannheim.de/, zul. gepr. 2.1.2020. Die variationssensitive, korpusorientierte Vorgehensweise wird erörtert auf https://www1.ids-mannheim.de/gra/projekte/korpusgrammatik.html, zul. gepr. 2.1.2020. In dieser Arbeit wird regelmäßig auf *grammis 2.0* zurückgegriffen: „Das Projekt [Grammis II: Grammatische Datenbanken und Informationssysteme, ks] verwaltet, analysiert und pflegt die grammatischen Primär- und Sekundärdaten für die Online-Systeme der Abteilung Grammatik. Hierzu gehört insbesondere die Bereitstellung eines umfassenden hypermedialen, über das Internet vernetzten Informationssystems zur deutschen Grammatik (*grammis 2.0*). Dieses System stellt eines der meistgenutzten Online-Angebote des IDS dar und wird derzeit inhaltlich und funktional weiterentwickelt.“ Vgl.: https://www1.ids-mannheim.de/gra/projekte2/grammis2.html, zul. gepr. 2.1.2020.

wir, was eine Metapher ist?“). Mit normal-grammatischen Mitteln werden Metaphern klassifiziert und das Klassifizieren problematisiert. Dieser Schritt zeigt die grammatische Komplexität von Metaphern. Er soll für die Probleme reduktionistischer Modellierungen der Metapher sensibilisieren. Problematisch ist: Feine semiotische, syntaktische, semantische und pragmatische Differenzen, die in der normalen und der poetischen Sprache vielfach vorkommen, werden qua theoretischer Modellierung getilgt (*2.1. Grammatik: Einführung der Bedeutung von ›Metapher‹*). Die Reflexion der Unterscheidung ›Objektsprache/Metasprache‹ bestimmt ›Metapher‹ als einen metasprachlichen Fachausdruck (*2.2. Reflexion: Objektsprache und Metasprache*). Aufgegriffen werden Seels Ausdrücke ›die Metapher als trojanisches Turnierpferd‹ und ›Vielformenheer der Sprache‹. Gefragt wird, inwiefern jedewede systematische Bedeutungstheorie an Metaphern scheitert. Gefragt wird, ob es eine ›logische Grammatik‹, einen ›Mechanismus der Metapher‹ gibt (*2.3. Logische Grammatik: Das trojanische Pferd*). Zwei Einteilungen des Metapherndiskurses werden reproduziert (Haverkamp mit Kuhn, Rolf mit Luhmann), um den Forschungsstand zu skizzieren (*2.4. Wissenschaftstheorie: Einteilung von Metapher(n)theorien*). Fragestellungen werden eingeführt und selektiert. Kapitel 2 endet mit der Reflexion zweier im Metapherndiskurs bedeutsamer Unterscheidungen (*2.5. Tauton: Begriff/Begriffswort, Metapher/Katachrese*).

Die normal-grammatische Untersuchung der Verben ›wissen‹ und ›erkennen‹ zeigt, dass beide Verben Handlungen bezeichnen, die im Normalfall ein Erkenntnisagens, ein Erkenntnisobjekt sowie Bewusstheit und Intentionalität auf Seiten des Agens verlangen. Dass ›Erkenntnis‹ und ›Wissen‹ im Großen und Ganzen das gleiche meinen (siehe S. 7), lässt sich nur bei entsprechend ›grober‹ Betrachtung behaupten. Festgestellt wird, dass historisch wie aktuell eine starke, einseitige Tendenz auf das propositionale Wissen besteht (*3.1. Grammatik: Die starke, einseitige Tendenz*). Nach Untersuchung von Gepflogenheiten im Umgang mit ›wissen‹ und ›erkennen‹ wird behauptet, dass Platons Einteilung der ›Epistēmē‹ dem vorgriff, was heute unter den Bezeichnungen ›praktisches Wissen‹, ›nicht-propositionales Wissen‹ und ›implizites Wissen‹ diskutiert wird (*3.2. Platon: Kritische Technik und Epistēmē*). Die Klärung der Fragen „Was bedeutet das Wort ›Proposition‹?“, „Gibt es Propositionen?“, „Was ist propositionale Erkenntnis bzw. propositionales Wissen?“ entscheidet maßgeblich darüber, ob wir eine psychologische, ontologische oder sprachliche Logikauffassung vertreten (*3.3. Sorgenkinder: Propositionales Wissen*). In zwei gesonderten Kapiteln werden die Ausdrücke ›nicht-propositionales Wissen‹ (*3.4. Beispiele: Nicht-propositionales Wissen*) und ›implizites Wissen‹ (*3.5. Ausdrucksprobleme: Implizites Wissen*) untersucht.

Die Rekonstruktion der ›Wende zur Sprache‹ zeigt, dass Bergmann (der den Ausdruck ›linguistic turn‹ prägte) die linguistische Philosophie binär einteilt: ›Formalisten‹ und ›Antiformalisten‹. Formalisten konstruierten ideale Sprachen, ideale Schriftsysteme, ideale Symbolsysteme. Die künstlichen, artifiziellen oder idealen Sprachen bezweckten eine logische Rekonstruktion der Welt oder die Explikation der logischen Form. Antiformalisten dagegen studierten den gewöhnlichen Gebrauch der Sprache, die wir sprechen (*4.1. Geschichte: Die erkenntnistheoretische Wende zur Sprache*). Um die Bedeutung des Wortes ›Sprache‹ einzuführen, wird herausgearbeitet, dass wir ›Sprache‹ im Singular und im Plural verwenden. ›Sprache im Plural‹ meint: Fachsprache, Jugendsprache, Englisch. ›Sprache im Singular‹ meint: Angenommen wird, dass allen Sprachen *eine* Sprache ›zugrundeliegt‹, ›vorausgeht‹ oder ›innewohnt‹, dass es eine Sprache ›hinter‹ dem Sprechen gibt (*4.2. Was immer das ist: Sprache im Singular, Sprache im Plural*). ›Sprache‹ wurde auf viele Weisen sprachlich modelliert. ›sprachlich modelliert‹ meint: Es wird typischerweise behauptet, ›Sprache ist x‹ (ein Zeichensystem, ein Medium) oder Sprache sei zu ›sehen als‹ (als Organon, als Bild). Gemäß Rolf wird eine Auswahl von 30 Sprachmodellen in gebotener Kürze reproduziert[21]. Betont wird, dass Heidegger sich einem solchen Modellieren verwehrt, indem er mit der Tautologie ›Sprache ist Sprache‹ operiert (*4.3. X ist Y: Die theoretische Versprachlichung der Sprache*). Ein fundamentales Problem bei der Modellierung von Sprache ist, dass ›Sprache‹ gleichzeitig Medium *und* Gegenstand der Erkenntnis ist (*4.4. Sprache als Medium der Erkenntnis*, *4.5. Sprache als Gegenstand der Erkenntnis*).

Theorien, die ›Metapher‹ und ›Erkenntnis‹ verbinden, gehen typischerweise davon aus, dass Metaphern eine kognitive, epistemische oder epistemologische Funktion haben. Dieser Sprachgebrauch ist zu klären (*5.1. Funktionen: kognitiv, epistemisch*). Zu klären ist ebenfalls, ob man beim Erkenntnisgewinn vollständig auf Metaphern verzichten kann, indem Formeln bzw. formale Sprachen verwendet werden. Gezeigt wird, dass die Handlung ›formalisieren‹, die formale (ideale, künstliche) Sprachen erzeugt, bei nicht-formalen sprachlichen Ausdruckseinheiten ansetzt: Bei der normalen Sprache oder bei nicht-formalisierten Fachsprachen. Durch Formalisieren wird die ›Ausgangssprache‹ nicht getilgt. Eine vollständige Formalisierung der Sprache ist unmöglich. Festgestellt wird, dass jeder Wissenschaftler eines nicht-formalen erkenntnistheoretischen Vokabulars bedarf, das von der normalen Sprache nicht zu trennen ist (*5.2. Formalisieren: Die Eliminierung von Metaphern*). Anknüpfend an die Problematisierung

[21] Eckard Rolf: Sprachtheorien. Von Saussure bis Millikan. Berlin; New York: de Gruyter 2008 (de Gruyter Lexikon).

von formaler und normaler Sprache, wird der Zusammenhang von Formeln und Wirklichkeit untersucht, indem anhand eines Aufsatzes von Einstein das ›beunruhigende Forschungsrätsel‹ der Physik dargestellt wird: Obwohl formale Sprachen ein von aller Erfahrung unabhängiges Denkprodukt seien, passten sie dennoch vortrefflich auf die Gegenstände der Wirklichkeit: „Insofern sich Sätze der Mathematik auf die Wirklichkeit beziehen, sind sie nicht sicher, und insofern sie sicher sind, beziehen sie sich nicht auf die Wirklichkeit.“[22] (*5.3. Geometrie und Erfahrung: Ist die Erde eine Kugel?*) Was ›beunruhigendes Forschungsrätsel‹ meint, wird präzisiert, indem das Begriffswort ›Modell‹ untersucht wird (*5.4. Modellieren: Erschaffen und entdecken*). Die Modelltheorie, so Ricœur, sei für eine hermeneutische Theorie der Metapher entscheidend: „Das zentrale Argument ist die Idee, daß sich die Metapher zur dichterischen Sprache verhält wie das Modell zur Wissenschaftssprache, soweit man nämlich in beiden Fällen die Wirklichkeitsbeziehung [relation au réel] betrachtet.“[23] Die ›Richtung‹, die eine Metapherntheorie nimmt, ist davon abhängig, welches Verhältnis von ›Sprache‹ und ›Wirklichkeit‹ angenommen wird. Kapitel 5 endet mit einer aporetischen Reflexion der Fragen, was ›Wirklichkeit‹ meint und inwiefern sie erkennbar ist (*5.5. Aporie: Ich-Kreis ohne Wirklichkeit?*). Argumentiert wird, dass am derzeit plausibelsten ein gemäßigt antirealistischer, postformalistischer Holismus ist.

Kapitel *6. Metapher II: Metaphern und nicht-propositionale Erkenntnis* leistet Detailarbeit hinsichtlich der ausgesuchten Modellierungen des Zusammenhangs von ›Metapher‹ und ›nicht-propositionales Wissen‹ bzw. ›implizites Wissen‹. Reflektiert werden die Auffassungen von Ricœur (*6.1. Gespaltene Referenz: Der Planet ›Erde‹ ist (k)eine Kugel*), Debatin (*6.2. Evokation: Metaphern und implizites Wissen*), Schildknecht (*6.4. Dilemma: Metaphern und nicht-propositionales Wissen*) und Rorty (*6.5. Kontingenz: Die nützlichere Metapher, das stärkere Kind*). Jede dieser Auffassungen kritisiert auf ihre Weise die ›einseitige, starke Tendenz auf das propositionale Wissen‹ und gibt damit den Blick frei einerseits auf die Grenzen des propositionalen Wissens, andererseits auf den Zusammenhang von ›Metapher‹ und ›nicht-propositionales Wissen‹. Kapitel 6 endet mit der Reflexion einer Grundlagenfrage, deren Beantwortung oder Nicht-Beantwortung maßgeblich in die Bestimmung der Erkenntnisfunktion der Metapher hineinspielt: Sind Metaphern wahrheitsfähig? (*6.5. Aporie: Die Wahrheit der Metapher?*)

[22] Albert Einstein: Geometrie und Erfahrung. Erw. Fass. d. Festvortrages, geh. an d. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 27. Januar 1921. Berlin: Springer 1921, S. 3–4.
[23] Paul Ricœur: Die lebendige Metapher [Orig.-Sachtitel: La métaphore vive]. Mit einem Vorw. zur dt. Ausg. Aus d. Franz. v. Rainer Rochlitz. 2. Aufl. München: Fink 1986 (Übergänge. Texte und Studien zu Handlung, Sprache und Lebenswelt, 12), S. 227–228. Wo es zweckdienlich ist, wird in eckigen Klammern die Ausdrucksweise des Originaltextes eingeügt: Paul Ricœur: La métaphore vive. Paris: Éd. du Seuil 1975 (L’ordre philosophique. Collection dirigée par François Wahl), S. 302.

Kapitel *7. Revision I: Irrwege* und Kapitel *8. Revision II: Bad questions* untersuchen ausgesuchte Theoriemomente vorangegangener Kapitel auf ihre Stichhaltigkeit hin. Zunächst wird der methodische Ausschluss relativ komplexer Metaphern kritisiert. Die ›einseitige Diät‹ (siehe S. 22), das Arbeiten mit nur einer Art von Beispielen, wird als eine ›Hauptursache philosophischer Krankheiten‹ klassifiziert, die den Blick auf die Form- und Funktionsvielfalt von Metaphern zu verstellen vermag, da sie tendenziell fehlleitenden Reduktionen das Wort redet (*7.1. Gegenstandskonstitution: Die Ausgrenzung komplexer Beispiele*). ›Sprache‹ und ›Sprachkompetenz‹ werden (wie das präliminare Kapitel *4. Sprache: Medium und Gegenstand der Erkenntnis* zeigt) häufig so modelliert, als gäbe es eine ›Sprache hinter dem Sprechen‹, etwas, was allen natürlichen und künstlichen Sprachen zugrundeliegt (eine logische Form, eine Universalgrammatik, eine logische Syntax, eine Tiefengrammatik im Sinne Chomskys). Derartige Modellierungen gehen häufig mit der Fehlannahme einher, dass „die Sprachkompetenz mit einem Verfahrenkönnen nach ausformulierbaren logisch-begrifflichen Regeln gleichzusetzen“ sei[24]. Mit Schneider wird geltend gemacht, dass zwei Aspekte der Sprache (Phantasie und Kalkül) in ihrer konstitutiven Komplementarität zu bedenken sind[25]. Da Metaphern Produkte der Phantasie sind, da die Phantasie keine regelgeleitete, exakt theoretisch fassbare Kompetenz ist, haben Sprach- und Metapherntheorien, die davon ausgehen, ›Sprache‹ und ›Sprachkompetenz‹ vollständig auf Regeln reduzieren zu können, mit dem Theoriemoment ›Phantasie‹ eine prinzipielle Grenze anzuerkennen (*7.2. Phantasie und Kalkül: Die Regeln während des Spiels ändern*). Gebräuchlich sind im Metapherndiskurs Formulierungen, die Metaphern eine semantische Ausnahmestellung zusprechen: Die Bedeutung einer Metapher (um einige Formulierungen aufzugreifen, siehe S. 295) ließe sich nicht abschließend angeben, nicht paraphrasieren, sie sei unerschöpflich, entziehe, streue sich unaufhörlich. Eingewendet wird, dass derartige Behauptungen das Phänomen ›Metapher‹ nicht spezifisch zu definieren imstande sind: Jedes Wort, jeder Satz, jeder Text ist insofern ›semantisch unerschöpflich‹, als es einen konstitutiven Zusammenhang von ›Sprache‹, ›Welt‹, ›Wahrnehmung‹ und ›Handlung‹ gibt. (*7.3. Krähengestern: Was Metaphern nicht bedeuten*). Der Versuch, ›Sprache‹, ›Sprachkompetenz‹ und ›Metapher‹ theoretisch vollständig zu fassen, wird ferner als Irrweg klassifiziert, indem Gewicht auf prinzipielle Grenzen beim Aufbau einer Sprachtheorie gelegt wird (*7.4. Anfangen: Über das Aufbauen einer Sprachtheorie*). Gehen wir von Beispielen aus, bleiben wir bei diesen, wird ersichtlich,

[24] Hans Julius Schneider: Wittgenstein und die Grammatik. In: Hans Julius Schneider u. Matthias Kroß (Hg.): Mit Sprache spielen. Die Ordnungen und das Offene nach Wittgenstein. Berlin: Akad. Verl. 1999, S. 13.
[25] Hans Julius Schneider: Phantasie und Kalkül. Über die Polarität von Handlung und Struktur in der Sprache. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1999 (stw, 1431).

inwiefern sie das geeignetere Zugangsmedium zum sprachlichen Phänomen ›Metapher‹ sind: Derart vorgehend verkennen wir tendenziell weniger, welche Differenziertheit im Gebrauch von Metaphern vorliegt (*7.5. Aporie: Die Grammatik der Metapher*). Das Definieren von Wörtern und Sachen ist eine alltägliche, nicht nur eine wissenschaftliche Tätigkeit. Ziele des Definierens werden umrissen, um kritisch herauszustellen, dass wir weder alles definieren können noch müssen (*8.1. Erkenntnisziele: Alles kann und muss definiert werden*). Bekräftigt wird, dass beim Stellen von Fragen Vorsicht geboten ist (*8.2. Erkenntnisgrenzen: Alles kann und muss beantwortet werden*). Herausgearbeitet wird, inwiefern die Annahme einer metaphorischen Bedeutung bzw. einer metaphorischen Wahrheit irreführend ist (*8.3. Kaschieren: Die einschläfernde Kraft der Schlaftablette*). Die beiden letzten Kapitel des Hauptteils reflektieren der Meinung des Autors dieser Arbeit gemäß, welchen Zusammenhang zwischen Metaphern und propositionalem Wissen (*8.4. Verbotene Quelle: Metaphern und propositionales Wissen*) und welchen Zusammenhang zwischen Metaphern und nicht-propositionalem Wissen (*8.5. Aporie: Metaphern und nicht-propositionales Wissen*) es zu behaupten gilt.

1.5. Ziel (was die Arbeit behauptet)

Einleitend in *Phantasie und Kalkül* formuliert Schneider seine These, die er mit einem kritischen, psychologischen Kommentar versieht.

> „Die These dieses Buches lautet, auf ihre allgemeinste Form gebracht, daß der am Beginn dieses Jahrhunderts in die Wege geleitete Versuch, den Bereich des sprachlich Sinnvollen auf formale und in diesem Sinne ›technische‹ Weise abzugrenzen und ihn damit zu beherrschen, aus präzise angebbaren Gründen zum Scheitern verurteilt ist, und daß es sprachphilosophisch aufschlußreich und allgemein für die Geisteswissenschaften von größtem Belang ist, diese Gründe im einzelnen zu studieren, statt sich mit vagen Gefühlen des Mißtrauens zu begnügen.“[26]

Analog bin ich überzeugt, dass vage Gefühle des Misstrauens auch heute noch ein Hauptgrund sind, weshalb Literaturwissenschaftler und Dichter Metapherntheorien häufig skeptisch beäugen und bisweilen desinteressiert beiseitelegen: Dort würden unplausible ›Bilder‹ davon entworfen, was Sprache ist und wie sie funktioniert. Zum einen seien Metapherntheorien häufig

[26] Schneider 1999 – Phantasie, S. 15. Mit *Phantasie und Kalkül* habe Schneider, so Stetter, nicht nur eine Kritik der ›Kalkülseite der Sprache‹ herausgearbeitet, sondern die Metapherntheorie Wittgensteins freigelegt (wobei das Wort ›Theorie‹ vorsichtig zu gebrauchen sei): „Noch nie ist m. W. die grundlegende Bedeutung der im Text Wittgensteins ja eher beiläufig entfalteten Metaphern-‚theorie‘ (sit venia verbo) so klar freigelegt worden wie in dieser Interpretation.“ Christian Stetter: [Ohne Titel]. Rez. zu: Hans Julius Schneider: Phantasie und Kalkül. Über die Polarität von Handlung und Struktur in der Sprache. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1999 (stw, 1431). In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 14,1 (1995), S. 142.

formalistisch, reduktionistisch, zu stark vereinfachend, einseitig. Sie würden daher der Komplexität der Metapher, wie sie sich in der normalen und poetischen Sprache zeigt, nicht gerecht. Zum anderen setzten Metapherntheorien häufig unplausible Axiome (nicht-sprachliche Schemata, Propositionen, Sachverhalte) oder unerreichbare Erkenntnisziele (das Unsagbare sagen, das Ganze darstellen, lebensweltliche Komplexität reduzieren). Teils steht man jeder Art von Metaphern*theorie* oder Metaphern*definition* distanziert gegenüber.

Die Argumentationen von Schneider (*7.2. Phantasie und Kalkül: Die Regeln während des Spiels ändern*) und dem Autorenteam Bertram, Lauer, Liptow, Seel (*7.3. Krähengestern: Was Metaphern nicht bedeuten*) aufgreifend wird behauptet, dass der basale Fehler vieler Metapherntheorien darin besteht, ›Sprache‹ unproduktiv zu modellieren. Schneider zeigt, dass die sprachlichen Aspekte ›Phantasie‹ und ›Kalkül‹ als konstitutiv verschränkt gelten müssen. Das Autorenteam zeigt, dass ›Sprache‹, ›Welt‹, ›Wahrnehmung‹ und ›Praxis‹ als konstitutiv verschränkt gelten müssen. Sie plädieren für einen postformalistischen, semantischen Holismus[27].

Gesetzt, dass eine holistische Theorie der Sprache die plausiblere ist, hat man die Frage zu klären: „Was ist das Ganze?“ Betram, Lauer, Liptow und Seel formulieren:

> „Ohne die Explikation des interdependenten Zusammenhangs von Sprache, Praxis, Welt und ihrer sinnlichen Wahrnehmung keine Explikation sprachlicher Bedeutung. Nach dem Missglücken aller bedeutungstheoretischen Versuche, jeweils nur mit einem dieser Elemente auszukommen, besteht die einzig sinnvolle Option darin, zu tun, woran all die Pferde und Männer des Königs scheiterten: *putting it all back together again*.“ (ebd., S. 21)

›Metapher‹ ist ein metasprachlicher Fachausdruck. Sprache ist ein Medium. Eine Theorie der Metapher hat ›Sprache‹ und ›Medium‹ zu reflektieren (*4. Sprache: Medium und Gegenstand der Erkenntnis*). Die Reflexion zeigt, dass Sprache weder als Medium (*4.4. Sprache als Medium der Erkenntnis*) noch als Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen (*4.5. Sprache als Gegenstand der Erkenntnis*) vollständig, systematisch und objektiv beschrieben werden kann. Entsprechend ist der Anspruch, ›Metapher‹ vollständig, systematisch und objektiv zu beschreiben, verfehlt. In einer Erwiderung auf Zill wendet Rorty ein:

> „Weder Davidson noch ich selbst wollen bestreiten, dass es möglich (und oft nützlich) ist, Metaphern zu paraphrasieren. Wir wollen aber tatsächlich bestreiten, dass es eine Theorie gibt, die erklärt, wie man eine Metapher paraphrasieren oder eine solche Paraphrase bewerten soll. Soweit ich sehe, liefert uns Max Black genauso wenig eine derartige Theorie wie Davidson. Daher würde ich, wenn Zill sagt: »Blacks Metapherntheorie ist nützlicher als Rortys«, mit Fragen kontern wie: »Nützlicher

[27] Vgl. Georg W. Bertram, David Lauer, Jasper Liptow u. Martin Seel: In der Welt der Sprache. Konsequenzen des semantischen Holismus. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2008 (stw, 1844).

wozu?« und: »Warum glaubt Zill, ich verfügte über eine Metapherntheorie und nicht vielmehr über Gründe gegen das Vertreten einer Metapherntheorie?«“[28]

Hauptziel der Arbeit ist, das Scheitern bei dem Versuch, die Funktion der Metapher präzise, vollständig, systematisch und objektiv herauszuarbeiten, in seiner Notwendigkeit einsichtig zu machen. Plausibel gezeigt werden soll, an welchen Fragen innerhalb des Themas ›Funktion der Metapher‹ man sich nicht abarbeiten sollte, da sie gar keine oder keine wahre Antwort haben. Das Hauptziel splittet sich in eine Reihe von Teilzielen auf.

Teilziel der Arbeit ist erstens, plausibel zu zeigen, warum eine präzise, vollständige, systematische und objektive Theorie der Sprache bzw. der Sprachkompetenz und damit auch der Metapher nicht möglich ist. Eine Theorie, die ein wahres oder ›in the long run‹ wahres Modell von ›Sprache‹, ›Sprachkompetenz‹ oder ›Metapher‹ generiert, ist nicht entwickelbar. Entgegen stehen dem die Phantasie, Kontingenz, Komplexität, Kompliziertheit, Vagheit und Wandlung der Sprache. Entgegen steht dem, was als ›das Offene der Sprache‹ bezeichnet wird: Eine vollständige Darstellung der Sprachkompetenz als Regelkompetenz ist nicht leistbar. ›Sprachkompetenz‹ meint auch: Wir können uns sprechend und verstehend im Ungeregelten bewegen, vom gewohnten sprachlichen Handeln abweichen, kreativ gegen Sprachregeln verstoßen und Regeln neu erfinden[29].

Teilziel der Arbeit ist zweitens, plausibel zu zeigen, dass die semantische Besonderheit der Metapher weder darin besteht, ›unerschöpflich‹ oder ›unparaphrasierbar‹ zu sein, noch darin, dass sie einen besonderen Bezug zum In-der-Welt-sein (Ricœur) oder zum impliziten Wissen (Debatin) hat. Im Sinn der postformalistischen, holistischen Sprachtheorie wird dies behauptet: Wenn jedes Einzelwort interdependent mit einer begrenzten Menge anderer Wörter zusammenhängt, wenn dieses ›finale Vokabular‹ immer ›welthaltig‹ ist und wenn zur Bedeutung eines Wortes zudem notwendig das sprachliche Handeln in einer Sprachgemeinschaft gehört, dann ist jedes Wort insofern semantisch ›unerschöpflich‹, als zur Bedeutung eines Wortes immer auch deskriptiv unerschöpfliche Phänomene wie Schuhe, Essen, Mütter und Interpreten gehören. Nicht zuletzt ist jedes Wort semantisch ›unerschöpflich‹, da das Interpretieren, die Semiose infinit ist.

Mit Davidson wird (gegen Ricœur und andere) behauptet, dass Ausdrücke wie ›metaphorische Bedeutung‹, ›metaphorische Interpretation‹ und ›metaphorische Wahrheit‹ kaum Erklä-

[28] Richard Rorty: Erwiderung auf Rüdiger Zill. In: Thomas Schäfer, Udo Tietz u. Rüdiger Zill (Hg.): Hinter den Spiegeln. Beiträge zur Philosophie Richard Rortys mit Erwiderungen von Richard Rorty. Aus d. Engl. v. Joachim Schulte. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2001 (stw, 1522), S. 142–143.
[29] Vgl. Hans Julius Schneider u. Matthias Kroß (Hg.): Mit Sprache spielen. Die Ordnungen und das Offene nach Wittgenstein. Berlin: Akad. Verl. 1999. Zu dieser Charakterisierung des Ausdrucks ›das Offene‹ siehe S. 362.

rungswert haben (*8.3. Kaschieren: Die einschläfernde Kraft der Schlaftablette*). Es gibt keine besondere Bedeutung *in* Metaphern, die sich dank Metaphern von einem Sender zu einem Empfänger transportieren ließe. Dass Metaphern multiple, unvorhersehbare und unabschließbare Interpretationsvorgänge bei Rezipienten auslösen, rührt nicht daher, dass sie zusätzlich zur eingespielten Bedeutung der verwendeten Ausdruckseinheiten eine ›zweite‹, ›geheimnisvolle‹ Bedeutung *bereits besitzen* oder *kontaktieren* (Referenz auf das In-der-Welt-sein, Referenz auf das implizite Wissen). Wir geben einer ungewöhnlichen sprachlichen Ausdruckseinheit Bedeutung, indem wir sie verwenden. ›ungewöhnlich‹ meint: Sie hat keinen etablierten Platz in einem Sprachspiel. Sie ist ein ungewöhnliches Sprachspiel, das durchaus dauerhaft ungebräuchlich bleiben kann, wenn nur wenige es spielen, wenn ein konventioneller Gebrauch sich nicht einspielt.

Teilziel der Arbeit ist drittens, plausibel zu zeigen, dass unser Wissen aus drei Gründen begrenzt ist:

- Wir werden das, was wir wissen möchten, niemals wissen, weil unsere kognitiven Fähigkeiten nicht ausreichen (Kognitionsgrenzen definieren die Grenze des Wissens).
- Wir werden das, was wir wissen möchten, niemals wissen, weil die befragte Entität (der wissenschaftliche Untersuchungsgegenstand) zu komplex ist (Komplexitätsgrenzen definieren die Grenze des Wissens).
- Wir werden das, was wir wissen möchten, niemals wissen, weil unser Sprachgebrauch vage ist (Präzisionsgrenzen definieren die Grenze des Wissens)[30].

Teilziel der Arbeit ist viertens, plausibel zu zeigen, dass die Darstellung oder Kommunikation von praktischem, nicht-propositionalem oder implizitem Wissen nicht die ausgezeichnete Erkenntnisfunktion der Metapher ist. Herausgearbeitet wird, inwiefern praktisches, nicht-propositionales oder implizites Wissen sich mit propositionalen Mitteln *gar nicht* angemessen fassen lässt. Operieren wir sprachlich im Satzmodus ›Aussagemodus‹ (eine geltungbeanspruchende Tätigkeit, die Erkenntnis in Form von Aussagesätzen realisiert) ist es uns nicht möglich, diese Formen des Wissens zu fassen und zu kommunizieren (*8.5. Aporie: Metaphern und nicht-propositionales Wissen*). Gemäß der methodologischen Vorentscheidung (Präferenz der Philosophie der normalen Sprache) ist es die Schuldigkeit dieser Arbeit, durch möglichst genaue Beobachtung der gegebenen Sprache zur Lösung oder Auflösung von Problemen beizutragen, die nur scheinbar Probleme sind. Die Verwicklung in Scheinprobleme, die ›Verhexung des Denkens‹ oder die ›Mystifizierung von Gegenständen‹ mit sprachlichen Mitteln ist zuletzt

[30] Bei der Bestimmung des Ausdrucks ›Grenzen des Wissens‹ greife ich auf Einsichten von Bromand zurück. Vgl. Joachim Bromand: Grenzen des Wissens. Paderborn: Mentis 2009. Die Ausarbeitung erfolgt in *8.1. Erkenntnisziele: Alles kann und muss definiert werden* und *8.2. Erkenntnisgrenzen: Alles kann und muss beantwortet werden*.

Folge ungeeigneter Fragestellungen, die irreführende Erkenntnisziele präformieren (*8. Revision II: Bad questions*)[31].

Diese Arbeit wendet erstmals eine Methodenkritik Wittgensteins auf den Metapherndiskurs an. Herausgearbeitet wird, dass in aktuellen Metapherntheorien häufig ein elementarer methodischer Fehler im Spiel ist, der einseitige, unterkomplexe Metapherntheorien zur Folge hat.

> „Eine Hauptursache philosophischer Krankheiten – einseitige Diät: man nährt sein Denken mit nur einer Art von Beispielen.“[32]

Diese Arbeit insistiert auf der immensen grammatischen Form- und Funktionsvielfalt von Metaphern. Ihr innovatives Moment besteht darin, dass sie gemäß der Philosophie der normalen Sprache mit den Mitteln deskriptiver Grammatiken anhand einer Fülle von Beispielen die grammatischen Formen von Metaphern im Deutschen detailliert herausarbeitet und durch eine anschließende Reflexion der unabschließbaren Formvielfalt klarlegt, was aus der Vermeidung einseitiger Diät für die Konstruktion von kognitiven Metapherntheorien folgt: Die Reflexion und Revision von ›fachlichen Vorfiltern‹, die Grundsatzfragen ›zudecken‹.

> „Methodenpluralismus prägt also die Metaphernforschung. Allerdings haben heuristisch vage Rekurse auf Metaphern ihre Grenzen, und die fachlichen Vorfilter, die Theorieprobleme operationalisieren helfen, bieten zwar Sicherheit, decken aber Grundsatzfragen zu. So bleibt im Einzelfall auch empirisch das meiste tentativ, man kommt nicht zusammen oder Anschlüsse sind nur um den Preis von Formelkompromissen zu haben. An wissenschaftlicher Neugier, an Intuitionen und an vielfältigen Ergebnissen in Sachen Metapher mangelt es nicht, das zeigen Publikationen, Tagungen, Überblickswerke und Vernetzungsaktivitäten. Eingehende fachübergreifende Rücksprachen aber sind seltener, und selten ist auch beherzte Methodenkritik.“[33]

Der erste Mehrwert dieser Arbeit ist, dass sie Grundsatzfragen nicht zudeckt, sondern explizit fragt: „Wie identifiziere ich Metaphern?“, „Was ist Erkenntnis?“, „Was ist Sprache?“, wodurch der eigene ›fachliche Vorfilter‹ ersichtlich wird[34]. Der zweite Mehrwert ist, dass sie prominente

---

[31] Für die Referenztexte dieser Arbeit wurden Siglen erzeugt. Jeder Referenztext wird im Fließtext der Arbeit bei seiner Erstnennung vollständig zitiert, dann abgekürzt. Verweise des Typs ›(siehe S.)‹ und kursiv gesetzte Kapitelüberschriften (*1. Einleitung*) fungieren in der elektronischen Ausgabe der Dissertation als Hyperlinks.

[32] Ludwig Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen. Text neu durchg. v. Joachim Schulte. In: Ders.: Werkausgabe [in 8 Bänden]. Bd. 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1984 (stw, 501), S. 459 [§ 593].

[33] Petra Gehring: Die Metapher zwischen den Disziplinen – Methodenpluralismus in der Metaphernforschung. In: Marie Lessing u. Dorothee Wieser (Hg.): Zugänge zu Metaphern – Übergänge durch Metaphern. Kontrastierung aktueller disziplinärer Perspektiven. München: Fink 2013, S. 13.

[34] Da diese Arbeit augenfällig von Einsichten des ›späten‹ Wittgenstein beeinflusst ist, sind meine Bestimmungen von ›Sprache‹, ›Erkenntnis‹ und ›Bedeutung‹ jenen von Rorty und Schneider ähnlich (siehe *6.4. Kontingenz: Die nützlichere Metapher, das stärkere Kind*, *7.2. Phantasie und Kalkül: Die Regeln während des Spiels ändern*, *8.5. Aporie: Metaphern und nicht-propositionales Wissen*). Argumentationsgang und -ziel dieser Arbeit leisten gleichwohl eine über die bisherige Forschungslage hinausgehende Kritik an Metapherntheorien.

Theorien, die mit jenen Grundsatzfragen unterschiedlich verfahren, hinsichtlich der ›kognitiven Funktion der Metapher‹ vergleicht (Ricœur, Debatin, Schildknecht, Schneider, Rorty, Davidson). Der dritte Mehrwert ist, dass die linguistischen Detailanalysen, die Grundlagenreflexionen und der Theorienvergleich zusammengenommen konkretisieren, welche Erkenntnisgrenzen Metapherntheorien punkto ›Metapher‹, ›Erkenntnis‹ und ›Sprache‹ anzuerkennen haben.

Der Grundgedanke der vorliegenden Dissertation, wenn auch in der Ausführung linguistisch und sprachphilosophisch, ist literaturwissenschaftlich motiviert. Der ›rote Faden‹ ist dabei denkbar einfach: Dass Metaphern vielerorts vorfindlich sind, wird kaum bestritten. Ein Literaturwissenschaftler jedoch kann sich jene ›einseitige Diät‹ nicht leisten: In der Literatur, insbesondere in der Lyrik, ist das Vorkommen ungewöhnlicher (innovativer) Sprachspiele hoch, und die Komplexität dieser Metaphern durch Beispielselektion oder unterkomplexe metasprachliche Modellierungen (›focus/frame‹, ›tenor/vehicle‹, ›Quellbereich/Zielbereich‹ usw.) zu reduzieren, ist für einen Literaturwissenschaftler kein gangbarer Weg.

Alles in allem gibt eine bewährte Methodenkritik in Anwendung auf ein neues Gebiet kraft der linguistischen Detailanalysen dem Literaturwissenschaftler ein stichhaltiges Argumentationswerkzeug an die Hand, das es erlaubt, unterkomplexe, reduktionistische Metapherntheorien zu deplausibilisieren und die kontextsensitive, hermeneutische Arbeit an der Form- und Funktionsvielfalt der ›Beispiele‹ zu forcieren. So zeigt sich eine metapherntheorienkritische Arbeit ›im Dienst‹ der Dichtung und Literaturwissenschaft, die in dieser Form noch nicht durchgeführt worden ist.

Präliminarien

2. Metapher: Einführung, Forschungsstand

›Metapher‹ als Gegenstand wissenschaftlicher Forschung wird mit Definientia bestimmt, die ihrerseits zu bestimmen schwierig ist. Seriös definiert wird ›Metapher‹ mit Ausdrücken wie ›Trope‹, ›Figur‹, ›Wort‹, ›Satz‹, ›Schema‹, ›Konzept‹, ›Bild‹, ›Sehen-als‹, ›Miniaturgedicht‹, ›Miniaturmythos‹, ›(ungewöhnliche, impertinente, absurde) Prädikation‹ und ›sprachliche Anomalie‹. In traditionellen Dihairesen sind derartige Ausdrücke den Begriffswörtern ›Sprache‹, ›Erkenntnis‹ und ›Kognition‹ untergeordnet, in heutigen Dihairesen häufig dem Begriffswort ›Medium‹. ›Sprache‹ umfasst typischerweise: Lautsprache, Schriftsprache, Gebärdensprache, Grammatik, Semiotik, Syntax, Semantik, Pragmatik. ›Erkenntnis‹ und ›Kognition‹ umfassen typischerweise: Erkennen, Wahrnehmen, Können, Wissen, Wahrheit. ›Medium‹ umfasst typischerweise: Sprache, Bild, Gestik, Mimik, Geräusch, Geschmack, Geruch, Berührung (Wahrnehmungs- oder Erkenntnismedien), Telefon, Foto, Video, Internet (Apparate der Informationsvermittlung).

Zu unterscheiden ist zwischen feststellenden und festsetzenden Definitionen. ›feststellende Definition‹ meint: Wir untersuchen den Sprachgebrauch und dokumentieren, wie ein Wort faktisch definiert wird. ›festsetzende Definition‹ meint: Wir sprechen eine begründete Empfehlung aus, wie ein Wort verwendet werden soll. Feststellende Definitionen sind Aussagen, die wahr oder falsch sein können. Festsetzende Definitionen sind Sprechakte, die weder wahr noch falsch sind („Das Wort ›Metapher‹ bedeute hiermit fortan kraft vorgebrachter Gründe …“)[35]. Festzustellen ist, dass kein Definitionsvorschlag alle Diskursteilnehmer überzeugt. Die vorfindliche Pluralität der Definitionen wird häufig als zwangsläufige Folge dargestellt: Eine eindeutige, allgemeingültige Definition sei aus erkenntnistheoretischen Gründen wünschenswert, nicht aber realisierbar. ›erkenntnistheoretische Gründe‹ meint: Da festsetzende Definitionen weder wahr noch falsch sind, lässt sich um deren Wahrheit und Falschheit nicht streiten; als Wortverwendungsempfehlungen können sie von anderen Diskursteilnehmern abgelehnt oder angenommen werden. Festzustellen ist, dass Definitionen differieren aufgrund der Setzung unterschiedlicher Voraussetzungen, Definitionsmethoden und Erkenntnisinteressen (*8.1. Erkenntnisziele: Alles kann und muss definiert* werden*).* Neben den typischen Problemen des Definierens ist bei einer Untersuchung von ›Metapher‹ zu berücksichtigen, ob Definientia wie ›Filter‹, ›Fahrzeug‹, ›Fokus‹, ›Rahmen‹, ›Bereich‹, ›Quelle‹, ›Interaktion‹, ›Entzug‹, ›Hintergrundwissen‹, ›Über-

[35] Feststellende und festsetzende Definitionen unterscheidet Gabriel in: EPhW 1980[1] – Definition [Lemma v. Gottfried Gabriel].

tragung‹ und ›Übertragungsrichtung‹ Metaphern oder Begriffswörter sind (Selbstbezüglichkeitsproblem).

Wird eine Untersuchung des Metapherndiskurses begonnen, ist bereits problematisch, zu entscheiden, wonach zu suchen ist (Setzung des Definitionsgegenstandes durch Wahl von Bezeichnungen). Es reicht nicht hin, Texte daraufhin zu durchsuchen, ob sie ›Metapher‹ oder ›metaphorisch‹ thematisieren. Eine Suche, die allein abfragt und zusammenstellt, in welchen Hauptsachtiteln, Zusätzen zu Hauptsachtiteln, Verschlagwortungen, Bibliografien und Texten ›Metapher‹ oder ›metaphorisch‹ vorkommt, wird Relevantes verpassen, da Arbeiten über ›Bedeutung‹, ›Zeichen‹ oder ›Symbol‹ für das Thema ›Metapher‹ ebenfalls relevant sind[36].

Davidsons Aufsatz *What Metaphors Mean* ist in der deutschen Übersetzung übertitelt *Was Metaphern bedeuten*. Der Aufsatz beginnt mit der Behauptung „Metaphor is the dreamwork of language“. Übersetzt wird sie mit „Metaphern sind die Traumarbeit der Sprache“[37]. Ist die Transformation vom Singular (metaphor) in den Plural (Metaphern) angemessen?

Im *Pons Großwörterbuch Englisch* (2008), das validiert wurde auf Grundlage des British National Corpus in Oxford, werden zwei Bedeutungen des Wortes ›Metapher‹ angeführt.

„**meta·phor** [ˈmetəfəʳ, Am. ˈmeţəfɔ:r] *n*
1. *(figure of speech)* Metapher *f* (**for** für + *akk*)
2. *no pl (figurative language)* bildhafte [o metaphorische] Sprache”[38]

Ist mit ›metaphor‹ die ›figure of speech‹ gemeint, können wir dem Fehlen der Numerusspezifizierung entnehmen, dass ›metaphor‹ als Redefigur im Singular und im Plural vorkommt: ›one metaphor‹ meint ›*eine* Metapher‹ und ›metaphors‹ meint ›viele Metaphern‹. Ist mit ›metaphor‹ die ›figurative language‹ gemeint, wird ›metaphor‹ als Singularetantum klassifiziert (›no plural‹). In dieser zweiten Wortbedeutung gibt es nur *eine* Metapher, *die* Metapher. Erklärungsbedürftig ist, inwiefern etwas Singuläres (*die* Metapher) *eine* Sprache sein kann: *die* metaphorische Sprache[39].

[36] Vgl. dazu Haverkamps Überlegungen *Zu Auswahl, Übersetzung, Bibliographie* in: Anselm Haverkamp (Hg.): Theorie der Metapher. Studienausgabe. 2., um ein Nachw. zur Neuausg. u. einen bibliog. Nachtr. erg. Aufl. Darmstadt: Wiss. Buchges. 1996, S. 493–497.
[37] Davidson 1978 – Metaphors, S. 29. Die Übersetzung ins Deutsche: Donald Davidson: Was Metaphern bedeuten. Aus d. Amerk. v. Joachim Schulte. In: Anselm Haverkamp (Hg.): Die paradoxe Metapher. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998, S. 49. Zur Übersetzung dieses Satzes vgl. Eckard Rolf: Metaphertheorien. Typologie, Darstellung, Bibliographie. Berlin; New York: de Gruyter 2005 (de Gruyter Lexikon), S. 92.
[38] Pons-GwED 2008 – metaphor [Lemma].
[39] Im Englischen stehen ›a‹ und ›one‹ zur Verfügung, um einen zahlenmäßig unbestimmten Gegenstand (a metaphor), von numerisch genau einem Gegenstand (one metaphor) zu unterscheiden. Das deutsche Wort ›ein‹ ist in dieser Hinsicht zweideutig, da es als unbestimmter Artikel und Kardinalzahl ›1‹ fungiert. Wird im Folgenden auf die Einzahl referiert, werden, wo es betont sein soll, ›*eine/ein*‹ und ›*der/die/das*‹ kursiv gesetzt.

›Metapher‹ bezeichnet erstens einzelne, konkrete sprachliche Phänomene. Es bezeichnet die zahlreichen Metaphern, die wir in gesprochener, geschriebener und gestikulierter Sprache identifizieren. ›Metapher‹ bezeichnet zweitens etwas, das nur in der Einzahl vorkommt (Singularität) und mit allen konkreten Metaphern in Beziehung steht. Etwas Singuläres, das an einer Vielzahl von Konkretem teilhat, heißt traditionell ›Idee‹, ›Konzept‹, ›Begriff‹. Die Unterscheidung zwischen konkreten Metaphern und dem Begriff der Metapher ist nach wie vor diskurskonstitutiv, wenn sich auch unsere Meinungen über ›Konkretheit‹ und ›Begrifflichkeit‹ verändert haben.

Der Einteilung von Metaphern in Metapherntypen (*2.1. Grammatik: Einführung der Bedeutung von ›Metapher‹*) und der Einteilung von Metapherntheorien in Metapherntheorietypen (*2.4. Wissenschaftstheorie: Einteilung von Metapher(n)theorien*) geht das Identifizieren von Metaphern voraus. Vorkommnisse einteilen zu können in Metaphern, Nicht-Metaphern und Zweifelsfälle zeugt davon, dass man über Definitionskriterien verfügt, eventuell über eine implizite Theorie der Metapher, die sich explizieren lässt.

> „Schon die Antwort auf die vermeintlich simple Vorfrage, woran ich eine Metapher als Metapher erkenne und was sie von Nichtmetaphern unterscheidet, fällt je nach Theoriematrix unterschiedlich aus (oder bleibt sogar offen). Erst recht betrifft die Frage, mit welchen ‚Autoren' ich arbeite, aber auch jedes – wie immer rudimentäre – Verständnis der metaphorischen Funktion. […] *Geht es um Metaphern, sind Beispiele niemals arbiträr.* […] Als hilfreiche transdisziplinäre Faustregel wäre also zu ergänzen: *Bitte stets explizieren, was man tut, denn nichts versteht sich von vorneherein von selbst*."[40]

Damit der transdisziplinären Faustregel gefolgt ist: Es gibt viele Handlungsweisen, die es ermöglichen, die Bedeutung eines Wortes zu bestimmen. Vertraut sind uns vor allem Frage-Antwort-Sprachspiele. Wir fragen einen anderen Menschen: „Du bist doch Spezialistin. Was bedeutet das Wort ›Neonatologie‹?". Wir formulieren eine Suchanfrage in einer Suchmaschine. Wir schlagen in einem Lexikon nach („**Neo|na|to|lo|gie** die; - (Medizin): *Zweig der Medizin, der sich bes. mit Neugeborenen befasst.*"[41]). Wird die Bedeutung von ›Metapher‹ erfragt, verfahren wir anfänglich kaum anders. Antworten auf die Frage, was das Wort ›Metapher‹ bedeutet, werden bezogen von kompetenten Sprechern face to face oder von Schriftstücken (Lemmata, Aufsätze, Monografien), die auf das Wissen kompetenter Sprecher zurückgehen. Erfragen wir die Bedeutung des Wortes ›Metapher‹ auf diese Weise, erhalten wir als Antwort nicht *eine* Bedeutung, sondern viele Bedeutungen. Die Frage, welche Bedeutung die richtige ist, führt

[40] Gehring 2013 – Methodenpluralismus, S. 18 u. S. 15.
[41] DUW ^{8}2015 – Neonatologie [Lemma].

vor methodologische Fragen: Wie entscheiden wir, welche Bedeutung die richtige ist? Gibt es überhaupt die richtige Bedeutung eines Wortes? Was bedeuten ›Richtigkeit‹ bzw. ›Unrichtigkeit‹ in diesem Zusammenhang? Festzustellen ist, dass Bedeutungsbestimmungen von ›Metapher‹ so stark variieren, dass weder Einigkeit darüber herrscht, welche konkreten Phänomene überhaupt Metaphern sind (Identifikationsproblem), noch darüber, wie Metaphern sich auf den Begriff bringen lassen (Begriffsbildung, Intension).

Die Unterscheidung ›Intension/Extension‹ ist angelegt bei Aristoteles, wurde in der Logik von Port Royal ausgearbeitet und wird im Deutschen durch ›Begriffs*inhalt*/Begriffs*umfang*‹ ersetzt[42]. Eine inhaltliche Bestimmung von ›Obst‹ lautet: „**Obst** […] *essbare, meist saftige Früchte bestimmter Bäume u. Sträucher*“[43]. Zum Umfang des Begriffs ›Obst‹ gehören: Apfel, Hagebutte, Quitte, Kirsche, Mirabelle, Himbeere, Maracuja, Banane, Zitrone. Eine inhaltliche Begriffsbestimmung von ›Mensch‹ lautet: „[1]**Mẹnsch** […] *mit der Fähigkeit zu logischem Denken und zur Sprache, zur sittlichen Entscheidung und Erkenntnis von Gut und Böse ausgestattetes höchstentwickeltes Lebewesen*“[44]. Zum Umfang des Begriffs ›Mensch‹ gehören: Wolfram von Eschenbach, Marie Skłodowska Curie, Walter Gropius.

Die intensionale Definition wird intensional definiert als Zerlegung eines Begriffs in seine Merkmale. Andere Ausdrücke für ›Zerlegung‹ sind ›Auflösung‹ (gr. ανάλυσις, analysis), ›Zerteilung‹, ›Zergliederung‹ oder ›Zerfällung‹. Schriftsprachlich prägt sich die Zerlegung in Merkmale als ein Nacheinander von Worten aus. Oft ist von ›Merkmalzusammenstellung‹ oder ›Merkmalaufzählung‹ die Rede. Andere Ausdrücke für ›Merkmal‹ sind: ›Eigenschaft‹, ›Charakteristik‹, ›Bestandteil‹, seltener ›Attribut‹, ›Qualität‹. Die extensionale Definition wird intensional definiert:

> „Eine extensionale Bestimmung ist im Unterschied zu einer intensionalen Bestimmung keine Merkmalzerlegung des Begriffs, sondern eine Aufzählung der Unterarten. In der traditionellen Definitionslehre hieß dieses Verfahren Einteilung (lat. divisio, gr. dihairesis), das sich bereits in den Platonischen Dialogen findet. Heute fasst man es als Angabe der Teilklassen einer Klasse.“[45]

Neben ›Aufzählung der Unterarten‹ (Vogelarten aufzählen, um ›Vogel‹ zu bestimmen) und ›Angabe der Teilklassen einer Klasse‹ (die Klasse ›Wirbeltiere‹ bestimmen durch Angabe der Unterklassen ›Säugetiere‹, ›Vögel‹, ›Reptilien‹) ist es ebenfalls üblich, vom ›Umfang eines Be-

[42] Vgl. HWPh 2001[11] – Umfangslogik/Inhaltslogik [Lemma v. Volker Peckhaus].
[43] DUW [8]2015 – Obst [Lemma].
[44] DUW [8]2015 – Mensch [Lemma].
[45] Gottfried Gabriel: Grundprobleme der Erkenntnistheorie. Von Descartes zu Wittgenstein. 3., durchges. Aufl. Paderborn; München; Wien; Zürich: Schöningh 2008 (UTB für Wissenschaft, 1743), S. 34.

griffs‹, von ›Erfüllungsgegenständen eines Begriffs‹, von ›Elementen der Extension‹ oder von der ›Gesamtheit der Gegenstände‹ zu sprechen, die ›unter einen Begriff fallen‹.

Extensionales Definieren als Methode, eine Wortbedeutung zu bestimmen, ist auf viele Weisen realisierbar. Gefragt „Was bedeutet das Wort ›Obst‹?“ oder „Was bedeutet das Wort ›Mensch‹?“, ist das Erfragte extensional definierbar, indem mündlich, schriftlich oder gestisch entweder auf die Namen der Gegenstände oder die Gegenstände selbst Bezug genommen wird. Gefragt „Was ist Obst?“, ist das mündliche Aussprechen der Namen der Gegenstände der Extension (was hier im Medium ›Schrift‹ nicht durchführbar ist): ›manda‘ri:n[ə]‹, ›‘pflaumə‹, ›‘ki:vi‹, ›‘maŋgo‹. Das Ausschreiben der Namen der Gegenstände der Extension ist: ›Mandarine‹, ›Pflaume‹, ›Kiwi‹, ›Mango‹. Eine gestische extensionale Definition (wiederum hier nicht darstellbar) ist: Ein Mensch zeigt auf die Frage „Was ist Obst?“ auf einen Apfel, dann auf eine Birne, eine Kirsche, eine Kiwi oder auf einen Obstkorb. Die Möglichkeiten, gestisch auf Erfüllungsgegenstände Bezug zu nehmen, sind so vielfältig wie nichtlautliche, nichtschriftliche Zeigehandlungen sein können. Ein Fingerzeig, ein Nicken, eine Augenbewegung reichen, um die Aufmerksamkeit eines Fragenden auf Erfüllungsgegenstände zu lenken. Ebenso ist es hinreichend, dass ein Mensch Kontakt herstellt und das Erfragte berührt, darauf klopft, es greift und dem anderen vor Augen hält.

Um das Identifikationsproblem („Wie erkennen wir, was eine Metapher ist?“) und das Klassifizierungsproblem („Welche Arten von Metaphern gibt es?“) einzuführen, ist von der Vermutung auszugehen, dass die Extension von ›Metapher‹ weniger umstritten, verständlicher und leichter zu realisieren ist als die Intension. Zwei Analogien hierzu: Wird ein kompetenter Sprecher gefragt: „Was bedeutet ›Mensch‹?“, wird er recht sicher auf Menschen zeigen können, da er diese ohne größere Mühe von anderen Lebewesen und Dingen zu unterscheiden weiß. Ebenso werden Leser ohne größere Schwierigkeiten Nomen in Texten identifizieren können. Dagegen wird die Angabe der Intensionen von ›Mensch‹ und ›Nomen‹ vielen vergleichsweise schwerfallen. Der Angang der präliminaren Frage, was ›Metapher‹ bedeutet, gelingt am ehesten, indem Beispiele, Gegenbeispiele und Zweifelsfälle angeführt werden. Die Arbeit mit Beispielen ist nicht unumstritten (*7.5. Aporie: Die Grammatik der Metapher*).

Sokrates, so Aristoteles, rückte als Erster vom Besonderen oder Konkreten ab und fragte nach dem Abstrakten oder Allgemeinen (siehe S. 85). Wird diskutiert, was ›Schönheit‹ oder ›Gerechtigkeit‹ meint, kann weitgehend auf Beispiele von Schönheit, auf Anekdoten über gerechte oder ungerechte Taten verzichtet werden. Ebenso kann weitgehend auf die Erwähnung von konkreten Metaphern verzichten werden, wenn gefragt wird: „Was bedeutet ›Metapher‹?“ Als ausschließliche Bestimmungsweise ist das Aufzeigen und Zusammentragen von konkreten

Beispielen nicht hinreichend. Auf vorliegenden Text gemünzt: Die Frage, was ›Metapher‹ ist oder meint, ist nicht damit beantwortet, dass eine Menge von Beispielen zusammengetragen wurde, die der Einschätzung aufs Geratewohl nach Metaphern sind. Das Anführen von Beispielen kann die Funktion einer extensionalen Definition haben. Nur Beispiele zu nennen hat wenig Erklärungswert, da kein Begriffsinhalt ausgearbeitet wird.

Betont sei, dass die folgende extensionale Bestimmung von ›Metapher‹ nicht meine finale Meinung darstellt. Beispiele werden zu Klassen von Metaphern formiert, die Klassifizierung wird grammatisch reflektiert, Ausdruckseinheiten werden exemplarisch analysiert, um ›stets zu explizieren, was ich tue, denn nichts versteht sich von vorneherein von selbst‹. Das normalgrammatische Klassifikationssystem, das durch die einführende Bestimmung zum Ausdruck kommt, ist notwendig unvollständig und oberflächlich. Was ›notwendig unvollständig‹ meint, wird reflektiert in *2.2. Reflexion: Objektsprache und Metasprache*. Was ›notwendig oberflächlich‹ meint, wird reflektiert in *2.3. Logische Grammatik: Das trojanische Pferd*. Beabsichtigt ist, grammatische Klassifizierungs- und Definitionsprobleme sichtbar zu machen, um die selektive Formulierung forschungsrelevanter Themen und Fragen zu ermöglichen.

2.1. Grammatik: Einführung der Bedeutung von ›Metapher‹

Ausdruckseinheiten wie diese werden häufig als Metaphern klassifiziert:

1. Augenlinse / Geldspritze / Gedankengebäude / Vertragsverletzung / Konfliktherd / Motorhaube / Feuerwasser / Arbeitstier / Probierstein / Gehirnwäsche / Schuldenberg / Schmerzschmelze / Redefluss / Traumfabrik / Lernklima / Blitzeinschlaf / Lederinjektion / Gedankenfaden / Gardinenpredigt / Prinzipienreiter / Haushaltsloch / Brückensprache / Fachsprache[46] / …

Grammatisch festzustellen ist, dass die Elemente dieser möglichen Klasse von Metaphern als *ein* Wort klassifiziert werden, das aus zwei Nomen oder Nominalisierungen zusammengesetzt ist. Bezeichnungen für diese Wörter sind: ›Kompositummetapher‹, ›Nomen-Nomen-Metapher‹, ›Zwei-Nomen-Metapher‹. Formal festzustellen ist, dass zwei Einheiten als *eine* Einheit verstanden werden. Von den Teilen der Einheit wird behauptet, dass sie in einer Relation stehen. ›Relation‹ wird meist definiert mittels der Ausdrücke ›Beziehung‹, ›Bezug‹, ›Verbindung‹, ›Verhältnis‹, ›Verknüpfung‹, ›Zusammenhang‹. Häufig formuliert wird, dass eine Relation

[46] ›Ausdruckseinheit‹ definiert das *Institut für Deutsche Sprache* (IDS) wie folgt: „Mit *Ausdruckseinheit* wird ein Stück gesprochener oder geschriebener Sprache bezeichnet. Es gibt verschieden komplexe Ausdruckseinheiten: Morpheme, Wörter, Phrasen, Sätze oder ganze Texte.“ grammis 2.0 – Ausdruckseinheit [Lemma, zul. bearb. 31.3.2010]. Dieser Text unterscheidet nicht zwischen ›Nomen‹ und ›Substantiv‹, ›nominal‹ und ›substantivisch‹.

zwei oder mehr ›Dinge‹, ›Tatsachen‹, ›Vorkommnisse‹, ›Gegebenheiten‹, ›Begriffe‹, ›Entitäten‹ oder ›Relata‹ verbindet. Etymologisch geht ›Relation‹ auf lat. ›re-ferre‹ zurück, also auf ›zurück-tragen‹, ›vortragen‹, ›berichten‹, ›sich auf etwas beziehen‹[47]. Metapherntheoretisch relevant ist, dass die behauptete Relation vielfach spezifiziert wird: Die Relata, heißt es, interagieren, reagieren, wechselwirken. Sie übertragen Eigenschaften oder Elemente aufeinander (additiver Prozess). Sie reduzieren Eigenschaften aneinander, sodass es zu Reduktions- oder Filtereffekten kommt (substraktiver Prozess). Medientheoretisch festzustellen ist, dass der Ausruck ›*ein* Wort‹ eine Phänomenklasse bezeichnet, die dem Medium ›Sprache‹ zugeordnet ist. Bei dieser möglichen Klasse von Metaphern handelt es sich nicht um Sätze, Miniaturgedichte oder Bilder[48].

Exemplarische Analyse eines Elements: Spritzen sind bekannt durch Arzt- und Krankenhausbesuche, durch Themen wie ›Diabetes‹, ›Doping‹ und ›Drogenkonsum‹. Sie sind zylindrische Gefäße, mit denen flüssige Substanzen in die Körper von Lebewesen injiziert werden. ›Geld‹ ist ein Wort, das typischerweise auf Münzen, Scheine und bargeldlosen Zahlungsverkehrt angewendet wird. Münzen, Scheine und Elektrizität können nicht mit Spritzen in den Körper injiziert werden. Wörtlich verstanden (wörtlich interpretiert, wörtlich genommen) ergibt ›Geldspritze‹ keinen Sinn. Daher ist ›Geldspritze‹ eine Metapher.

Zu reflektieren ist, dass ›metaphorisch‹ häufig definiert wird in Abgrenzung zu ›wörtlich‹, ›buchstäblich‹, ›literal‹ oder ›eigentlich‹. Die Abgrenzungen werden zudem oft als binäre Unterscheidungen dargestellt: ›metaphorisch/wörtlich‹, ›metaphorisch/buchstäblich‹, ›metaphorisch/literal‹, ›metaphorisch/eigentlich‹. Die binären Unterscheidungen werden auf ›Bedeutung‹, ›Sinn‹ und ›Gebrauch‹ angewendet: ›metaphorische Bedeutung/wörtliche Bedeutung‹, ›metaphorischer Sinn/wörtlicher Sinn‹, ›metaphorischer Gebrauch/wörtlicher Gebrauch‹. Festzustellen ist, dass die sprachtheoretische Reflexion einer Ausdruckseinheit wie ›Geldspritze‹

[47] Vgl. DSW [6]2014 – Relation [Lemma], DUW [8]2015 – Relation [Lemma]), DHW [4]2006 – relativ [Lemma].

[48] Es ist ein neuerer deutscher Sonderweg, Metaphern als Bilder zu bezeichnen (Sprachbilder, Bildschemata). Vgl. Bernhard Asmuth: Seit wann gilt die Metapher als Bild? Zur Geschichte der Begriffe „Bild“ und „Bildlichkeit“ und ihrer gattungspoetischen Verwendung. In: Gert Ueding (Hg.): Rhetorik zwischen den Wissenschaften. Geschichte, System, Praxis als Probleme des „Historischen Wörterbuchs der Rhetorik“. Tübingen: Niemeyer 1991 (Rhetorik-Forschungen, 1), S. 299–309. Der ›metapherntheoretische Visualismus‹, wie Gehring herausstellt, ist theoretisch problematisch und führt zu Unklarheiten. Vgl. Petra Gehring: Das Bild vom Sprachbild: Die Metapher und das Visuelle. In: Lutz Danneberg, Carlos Spoerhase u. Dirk Werle (Hg.): Begriffe, Metaphern und Imaginationen in Philosophie und Wissenschaftsgeschichte. Wiesbaden: Harassowitz 2009, S. 81–101. Auffassungen, die ›Metapher‹ als ›Bild‹ oder ›inneres geistiges Bild‹ bestimmen, werden in dieser Arbeit nicht diskutiert. Bestritten wird nicht, dass Metaphern beim Rezipienten ›geistige Bilder‹ auslösen können. Bestritten wird, dass der Gebrauch des Wortes ›Bild‹ in diesem Kontext angemessen erklärt, was Metaphern sind, wie sie funktionieren und was sie leisten.

problematisch ist, obwohl die alltägliche Bedeutung des Wortes vergleichsweise einfach bestimmbar und verstehbar ist: Jemand oder etwas (ein Mensch, eine Institution) bekommt Geld.[49]

2. Schwarz-Weiß-Denken / Datenautobahn / Weißwurstgrenze / Mietpreisbremse / …

Grammatisch festzustellen ist, dass die Elemente dieser möglichen Klasse von Metaphern als *ein* Wort klassifiziert werden, das aus drei Nomen oder Nominalisierungen zusammengesetzt ist. Bezeichnungen für diese Worte sind: ›Kompositummetapher‹, ›Nomen-Nomen-Nomen-Metapher‹, ›Drei-Nomen-Metapher‹. Einzuräumen ist, dass Bezeichnungen wie ›Nomen-Nomen-Nomen-Metapher‹ und ›Drei-Nomen-Metapher‹ grammatisch unproduktiv sind (niemand verwendet sie). Herausgestellt sei mit diesen unproduktiven Wortbildungen, dass die Wortbildungsmöglichkeit mittels Komposita im Deutschen kaum begrenzt ist. Die Vielfalt der Kombinationsmöglichkeiten kann nicht vollständig realisiert werden. Die Unmöglichkeit vollständiger Realisierbarkeit ist daraufhin zu befragen, inwiefern sie auf eine vollständige, systematische, grammatische Modellierung von Metaphern zurückwirkt (*2.2. Reflexion: Objektsprache und Metasprache*). Faktisch finden sich im Deutschen Kompositummetaphern, die problemlos 10, 20 und mehr Nomen morphologisch einen. Dergestaltige Komposita werden häufig als unübersichtlich, leserunfreundlich und schwerverständlich qualifiziert. Linguistisch und literaturtheoretisch sind ›Unübersichtlichkeit‹, ›Leserunfreundlichkeit‹ und ›Schwerverständlichkeit‹ irrelevante Kriterien. ›linguistisch irrelevant‹ meint: Die Möglichkeit der Bildung sehr langer Komposita besteht, also sind sie innerhalb einer systematischen, Vollständigkeit beanspruchenden Modellierung zu berücksichtigen. ›literaturtheoretisch irrelevant‹ meint: Literatur muss auf Kriterien wie ›Übersichtlichkeit‹, ›Leserfreundlichkeit‹ und ›Verständlichkeit‹ nicht achten und faktisch tut sie es häufig nicht. Entsprechend können diese Kriterien von der Literaturtheorie nicht eingefordert werden.

Exemplarische Analyse eines Elements: Die Kompositummetapher ›Schwarz-Weiß-Denken‹ verbindet die nominalisierten Adjektive ›schwarz‹ und ›weiß‹ mit der Nominalisierung des Verbs ›denken‹. „Semantisch gesehen sind besonders die nominalen Komposita ‚schwarze Löcher mit unwiderstehlichem Deutungssog“[50]. Ein Schweineschnitzel ist ein Schnitzel *aus* Schwein. Ein Kinderschnitzel ist ein Schnitzel *für* Kinder. Ein ›Hawaiischnitzel‹ ist weder aus Hawaii noch für Hawaii(aner), sondern die Bezeichnung für ein spezifisches Gericht (nach Art

[49] Eine wörtliche Bedeutung von ›Geldspritze‹ ist denkbar. Angenommen, ein Künstler baut eine Spritze aus 10-Euro-Scheinen. Dieses Kunstwerk könnte wörtlich als ›Geldspritze‹ bezeichnet werden.

[50] Die Neigung, komplexe Komposita linguistisch und ästhetisch zu disqualifizieren reflektiert Heringer in: Hans Jürgen Heringer: Gebt endlich die Wortbildung frei! In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 15 (1984), S. 42–53.

›Hawaii‹). Die Nomenkomposita haben die gleiche Form, sind aber semantisch unterschiedlich zu deuten. Skirl schließt:

> „In der Wortbildungsforschung ist den Komposita, bei denen eine Konstituente in bestimmten Kommunikationssituationen metaphorisch verstanden wird, bislang keine allzu große Beachtung geschenkt worden. […] Sie [Kompositummetaphern, ks] stellen ein Phänomen der Semantik-Pragmatik-Schnittstelle dar, da Rezipienten zu ihrer Deutung semantisches und pragmatisches Wissen aufeinander beziehen und integrieren müssen."[51]

Zweiteilige Nominalkomposita werden typischerweise eingeteilt in ›Bestimmungswort‹ und ›Grundwort‹[52]. In ›Haustier‹ und ›Auslandsreise‹ sind ›Tier‹ und ›Reise‹ die Grundwörter, die durch ›Haus‹ und ›Ausland‹ näher bestimmt werden. Bei Komposita, die aus mehr als zwei Elementen bestehen, ist je an der Semantik-Pragmatik-Schnittstelle zu klären, welche Elemente als ›Bestimmungswort‹ und ›Grundwort‹ klassifiziert werden. Zu klären ist auch, welches Element bzw. welche Elemente als ›metaphorisch verwendet‹ klassifiziert werden. Zu reflektieren sind die Unterscheidungen ›Bestimmungswort/Grundwort‹ und ›metaphorisch verstandenes Element/nicht-metaphorisch verstandenes Element‹. Fraglich ist, wie sinnvoll die Zerlegung von *einer* Metapher in ›metaphorisch verstandenes Element/nicht-metaphorisch verstandenes Element‹ ist.

›Fischfrau‹ interpretiert Heringer auf sieben Weisen: ›Frau, die Fisch verkauft‹, ›Frau eines Fisches‹, ›Frau, die Fisch isst‹, ›Frau, die Fisch produziert‹, ›Frau, die kühl wie ein Fisch ist‹, ›Frau, die den Fisch gebracht hat‹, ›Frau, die bei dem Fisch steht‹[53].

> „Die Freiheit der Wortbildung ist jedoch zu relativieren, denn die Interpretation wird in der Regel durch den direkten Kontext gesteuert, in dem die aktuelle Bedeutung realisiert wird. Steht in einem Märchen *und der Fisch und seine Fischfrau lebten glücklich und zufrieden*, ist die Interpretation ‚Frau eines Fisches' plausibel. Darüber hinaus können Hörerleser auf ihr Weltwissen, auf den Kontext im weiteren Sinne zurückgreifen; sie können sich an Erfahrungswerten und der Logik von Zusammenhängen orientieren […]."[54]

Die Kontextanalyse zeigt, dass ›Schwarz-Weiß-Denken‹ gedeutet wird als ›jemand denkt in schwarz und weiß‹, ›das Denken von jemandem ist schwarz und weiß‹. Die Frage „Ist das Denken rot oder grün?" werden wohl viele als unsinnig und unwissenschaftlich zurückweisen: Das

---

[51] Helge Skirl: Kompositummetaphern – semantische Funktion und textpragmatische Innovation. In: metaphorik.de 19 (2010), S. 23 u. 42. URL: http://www.metaphorik.de/de/journal/19/kompositummetaphern-semantische-innovation-und-textpragmatische-funktion.html, zul. gepr. 22.12.2016.
[52] Auf die Unterscheidung von endozentrischen und exozentrischen Komposita wird hier verzichtet.
[53] Hans-Jürgen Heringer: Wortbildung: Sinn aus dem Chaos. In: Deutsche Sprache. Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation 12 (1984), S. 2.
[54] grammis 2.0 – Nomen-Nomen-Komposita [Lemma v. Elke Donalies, zul. bearb. 16.6.2011].

Denken ist weder rot noch grün, weder schwarz noch weiß. Darum ist ›Schwarz-Weiß-Denken‹ eine Metapher. Zu begründen bleibt, dass das Denken nicht rot, grün, schwarz oder weiß *ist*.

Methodologisch festzustellen ist, dass die Identifikation von Metaphern häufig auf Vermutungen darüber beruht, was etwas *ist* oder *nicht ist*. Um diese Vermutungen zu begründen, ist die Verwendung von ›ist‹ und ›nicht‹ zu klären. Um die Klärung einzuleiten, ist zu fragen, inwiefern diese häufigen Vermutungen realistische Voraussetzungen haben oder nicht. Typische Formulierungen für realistische Voraussetzungen sind:

- [1] Es gibt die Realität. Es gibt die Wirklichkeit. Es gibt reale Entitäten (Dinge, Prozesse, Ereignisse, Tatsachen, Sachverhalte), die reale Eigenschaften haben. Reale Entitäten sind, wie sie sind. Sie haben ein Wesen. Sie haben wesentliche Eigenschaften. Reale Entitäten sind sprach- und medienunabhängig. Werden Propositionen mittels Aussagen realen Entitäten zugesprochen, werden die realen Entitäten in ihrem Sosein nicht verändert.
- [2] Menschen können die Realität erkennen. Menschen können die Wirklichkeit erkennen. Menschen sind fähig, zu wissen, was etwas in Realität (realiter) oder in Wirklichkeit (wirklich) ist.
- [3] Menschen können die Realität sprachlich darstellen. Menschen können Sätze formulieren, die etwas Wahres oder Falsches über reale Dinge aussagen. Sprachliche Behauptungen über reale Entitäten können der Realität entsprechen. Sprachliche Behauptungen über reale Entitäten können mit der Wirklichkeit übereinstimmen.

Operieren Menschen implizit oder explizit mit realistischen Prämissen, kann ›Schwarz-Weiß-Denken‹ als Metapher klassifiziert werden kraft dieses Arguments: ›Schwarz-Weiß-Denken‹ ist eine Metapher, weil das, was das Begriffswort ›Denken‹ bezeichnet, in Wirklichkeit weder schwarz noch weiß ist. Die Zusprechung dieser Prädikate trifft nicht zu, weil die Aussagesätze „Das Denken ist schwarz.“ und „Das Denken ist weiß.“ nicht wahr sind. Festzustellen ist, dass Ausdruckseinheiten häufig als metaphorisch bestimmt werden, da sie als ›unzutreffende‹, ›unpassende‹ oder ›unwahre (falsche)‹ Prädikationen klassifiziert werden. Unter realistischen Voraussetzungen bedeuten ›unzutreffend‹, ›unpassend‹ oder ›unwahr‹, dass Aussagen über reale Entitäten nicht der Wirklichkeit entsprechen. In einer solchen Theoriematrix ist ›wörtliche Bedeutung‹ definiert durch Wirklichkeitsbezug (Referenztheorie) und Wirklichkeitsentsprechung (korrespondenztheoretischer Wahrheitsbegriff).

Realitätsskeptiker, Idealisten, Subjektivisten, Konstruktivisten, radikale Konstruktivsten, Dekonstruktivisten seien eingangs vereinfacht als ›Antirealisten‹ bezeichnet, da sie die basale Vermutung eint, dass *die* Realität, *die* Wirklichkeit, *das* Wesentliche, *die* Substanz, *die* Essenz oder *das* An-sich (der Dinge, Tatsachen, Vorkommnisse, Gegebenheiten, Begriffe, Entitäten oder Relata) nicht erkannt werden kann. Antirealisten teilen die Annahmen [1] – [3] nicht. An-

tirealisten können ›Metapher‹, ›metaphorisch verstanden‹, ›metaphorisch verwendet‹ nicht definieren, indem sie behaupten, dass Prädikatsausdrücke nicht auf reale Entitäten zuträfen[55].

3. Tochter der Nacht / das Gesicht der Erde / Unmengen frischer Bedeutung / Coautor des Schicksals / das Ende der Zeit / die Möglichkeit einer Insel / ein Leben erster Klasse / Großvaters Gedankengebäude / die Einrahmung des Lebens / die Sinfonie der Emotionen / Annas Milchaugen / die Zeichen der Zeit / die DNA der Gerechtigkeit / der Lauf der Dinge / die Gesichter des Sommers / …

Grammatisch festzustellen ist, dass die Elemente dieser möglichen Klasse von Metaphern klassifiziert werden als Nomen oder Nominalisierungen, von denen ein Genitivattribut abhängt. Statt ›abhängen von‹ wird auch der Ausdruck ›hat ein Genitivattribut‹ verwendet. Die Ausdruckseinheit ist zusammengesetzt aus ›Nomen + Genitivattribut‹ (Nomen-Genitivattribut-Einheit). Das Nomen, von dem das Attribut abhängt, wird Bezugswort oder Bezugsausdruck genannt. ›Attribut‹ von lat. ›attribuere‹ (= zuteilen, zuweisen, verleihen; beilegen, beifügen) meint: ›das Zugeteilte‹, ›das Zugewiesene‹, ›das Verliehene‹, ›das Beigelegte‹, ›das Hinzugefügte‹. Das Attribut kann pränominal und postnominal stehen. Die Ausdruckseinheit kann allein aus Bezugswort und Genitivattribut zusammengesetzt sein (›Annas Milchaugen‹, ›Peters Mondgesicht‹). Die Ausdruckseinheit kann beliebig erweitert werden mit Artikelwörtern (bestimmte Artikel, unbestimmte Artikel, Pronomen) und anderen Attributen (attributive Adjektive, Partizipien, Präpositionalattribute). Möglich ist es ebenfalls, mehrere Genitivattribute zu akkumulieren (›der Lauf der Dinge der Nacht‹). Formal ist festzustellen, dass bei dieser möglichen Klasse von Metaphern die Zahl der Relata, die als *eine* metaphorische Ausdruckseinheit verstanden wird, 2 oder größer 2 ist.

Um die gegebene Komplexität weiter zu exemplifizieren: Subtypen des Genitivattributs sind ›Genitiv possessivus‹ (der Palast des Sultans), ›Genitivus subiectivus‹ (der Anstieg der Mieten), ›Genitivus obiectivus‹ (die Bestrafung der Schüler), ›Genitivus auctoris‹ (das Theaterstück Schillers), ›Genitivus partitivus (ein Drittel der Kosten)‹, ›Genitivus producti‹ (der Maler des Gemäldes), ›Genitivus qualitatis‹ (eine Dame gewissen Alters), ›Genitivus explicativus/definitivus‹ (die Macht der Sorgen) und ›Genitivus metaphoricus‹[56]. Die genitivischen

[55] Das Thema ›Realismus‹ wird in *5.5. Aporie: Ich-Kreis ohne Wirklichkeit?* wieder aufgegriffen. Zur Unterscheidbarkeit der Wörter ›Realität‹, ›Wirklichkeit‹ und ›Natur‹ vgl. S. 213.

[56] Vgl. DG [9]2016, S. 837–847. Ebd. S. 843 wird ›metaphorischer Genitiv‹ definiert: „Der explikative Genitiv kann außerdem einen Vergleich ausdrücken; man spricht dann auch von einem metaphorischen Genitiv: Ich spürte [einen Strahl [*der Hoffnung*]]. → [Die Hoffnung] ist [wie ein Strahl].“ Die Metapher zu definieren mittels einer Vergleichstheorie hat Tradition: „Beim Thema ‚Metaphertheorien‘ wird zumeist nur von drei Theorien gesprochen: von der Vergleichstheorie, der Substitutionstheorie und der Interaktionstheorie der Metapher. Weitere Theorien werden lediglich benannt, selten behandelt. Es scheint an der Zeit zu sein, eine neue Geschichte zu erzählen – oder zumindest über die bisher erzählte hinauszugelangen.“ (Rolf 2005 – Metaphertheorien, S. 4) Was ›neue Geschichte‹ meint wird ausgearbeitet in *2.4. Wissenschaftstheorie: Einteilung von Metapher(n)theorien*.

Ausdruckseinheiten teilen formale und syntaktische Eigenschaften. Semantisch sind sie heterogen:

„der Rat **des Vaters**	verstanden wie	der Rat, den der Vater gibt
der Wagen **des Vaters**	verstanden wie	der Wagen, der dem Vater gehört
die Entlassung **des Vaters**	verstanden wie	die Entlassung, die den Vater betraf
die Bücher **des Vaters**	verstanden wie	die Bücher, die der Vater geschrieben hat

> Die Interpretationen, die hier jeweils gegeben werden, sind bei weitem nicht die einzig möglichen, aber sie sind in jedem Fall möglich, und untereinander hinreichend verschieden, um deutlich zu machen, dass die verschiedenen Deutungen nicht auf das Attribut selbst zurückzuführen sind.“[57]

Um die Interpretationsmöglichkeiten systematisch zu erfassen, wurden die Subtypen des Genitivs ständig erweitert. Bär unterscheidet 46 Genitivtypen[58].

> „Wirklich hilfreich war dies [die Einführung von Subtypen des Genitivs, ks] freilich nicht, denn es erleichterte nur unwesentlich die Interpretation entsprechender Konstruktionen, indem es eine Reihe gängiger Interpretationsmuster bereitstellte, die besonders phantasielose Zeitgenossen beim Auffinden der gemeinten, jedoch keineswegs angezeigten Beziehung unterstützen konnten. Wie wenig weit man mit solcher Hilfe kommt, wird bereits deutlich, wenn man auch Phrasen betrachtet wie *die Nacht der langen Messer*, *das Brot der frühen Jahre*, *die Träume einer Sommernacht* aber auch *seines Glückes Schmied* oder *langer Rede kurzer Sinn*. Vollends ratlos bleibt man, wenn man sich mit Sätzen wie diesem konfrontiert sieht: Er kaufte die Bilder Picassos. Er kaufte Picassos Bilder.“[59]

Festzustellen ist, dass die Bedeutungsbestimmung der Ausdruckseinheit ›Nomen + Genitivattribut‹ häufig vage ist. Morphologie (Form der Wörter), Wortsemantik (Bedeutung der einzelnen Wörter der Ausdruckseinheit), Syntax (Verknüpfung der Worte zu Wortgruppen und Sätzen), additive Artikelwörter und Attribute bestimmen die Bedeutung der Ausdruckseinheit mit, sind aber nicht hinreichend für eine angemessene oder exakte Bedeutungsbestimmung.

Hervorzuheben ist, dass Linguisten zur Bestimmung von Ausdruckseinheiten *Umformungsproben* realisieren: „›Rat des Vaters‹ *verstanden wie* ›der Rat, den der Vater gibt‹.“, ›Picasso Bild‹ *verstanden wie* ›das Bild, das Picasso gemalt hat‹ oder ›das Bild, das Picasso zeigt‹. ›Umformungsprobe‹ meint: Form 1 wird verändert zu Form 2, wobei häufig weitere sprachliche Konstituenten hinzugefügt werden (hier: Kommata, Artikel, Verben). Diese Hinzufügungen im Vollzug der Umformungsprobe sind Resultat einer Interpretation. Diese Interpretationsresultate sind nicht durch die morphologischen Eigenschaften und die syntaktischen Beziehungen, wie formuliert wurde, ›angezeigt‹. ›nicht angezeigt‹ meint: Die Transformation von Form 1 zu

[57] grammis 2.0 – Erweiterung von Nominalphrasen mit Genitivattributen [Lemma, zul. bearb. 9.3.2007].
[58] Vgl. Jochen A. Bär: Hermeneutische Linguistik: Theorie und Praxis grammatisch-semantischer Interpretation. Grundzüge einer Systematik des Verstehens. Berlin; München; Boston: de Gruyter 2015, S. 841–842.
[59] grammis 2.0 – Zur Bedeutung von Genitivattributen [Lemma, zul. bearb. 17.11.2005].

Form 2 kann nicht deduktiv erfolgen. Hilfreich für eine angemessene Umformung ist ein erweitertes und erweiterbares grammatisches Wissen (es helfen beispielsweise die 46 Genitivtypen). Hilfreich für eine angemessene Umformung ist vor allem erlerntes Handlungswissen: Wir haben es oft gemacht, oft gehört, oft geschrieben, wir haben den Gebrauch der Formen in Sprachspielen eingeübt, daher können wir die Formen relativ sicher umformen und verstehen. Häufig heißt es, der Interpretierende müsse (über Grammatik, Einzelwortsemantik und Syntax hinaus) über Erfahrung, Weltwissen, implizites Wissen, praktisches Wissen oder Handlungswissen verfügen, um angemessen interpretieren zu können. Er müsse den jeweiligen Kontext in die Interpretation einbeziehen, um angemessen interpretieren zu können. Angemessene Interpretationen der Ausdruckseinheit ›Nomen + Genitivattribut‹ sind im Alltag der Normalfall, obwohl die Explikation der vermutlich ›zugrundliegenden‹ Kompetenz kompliziert, wenn nicht unmöglich ist (*3.4. Beispiele: Nicht-propositionales Wissen*).

Exemplarische Analyse eines Elements: Die Ausdruckseinheit ›Gesicht der Erde‹ kann transformiert werden in die Formen „Die Erde hat ein Gesicht.“, „Die Erde ist ein Gesicht.“, „Die Erde macht ein Gesicht.“. Deutbar ist ›Erde‹ im Sinn von ›dritter Planet des Sonnensystems‹, ›fester Boden, Grund, auf dem man steht; Untergrund‹ oder ›komplizierte chemische Substanz‹. Weder der Planet ›Erde‹, noch der Boden unter den Füßen, noch die chemische Substanz *ist*, *hat* oder *macht* ein Gesicht. Das Begriffswort ›Gesicht‹ meint typischerweise: „**1. a)** *besonders durch Augen, Nase und Mund geprägte Vorderseite des menschlichen Kopfes vom Kinn bis zum Haaransatz:* […] **2.** *Miene, Gesichtsausdruck:* […].“[60] Die intensionale Definition von ›Gesicht‹ stellt Merkmale zusammen. Empirisch feststellbar ist, dass weder der Planet ›Erde‹, noch der Boden, noch die chemische Substanz ›Erde‹ diese Merkmale aufweisen. Deswegen ist ›Gesicht der Erde‹ eine Metapher.

4. deiner Augen Feuer / deiner Liebe Last / mit dir sonnigem Eisklotz (einkaufen gehen) / (ich wohnte) bei Julia, dem Sonnenschein / (zu wohnen) bei einem Sonnenschein, wie Julia / eine Kanne schwarzweißer Gedanken / die Begegnung Liebe-Hass / der Gedankengang Haus-Auto-Job / Ich als Schwarz-Weiß-Denker / …

Grammatisch festzustellen ist, dass die Elemente dieser möglichen Klassen von Metaphern klassifiziert werden als Nomen oder Nominalisierungen, denen ein Attribut zukommt. Bezeichnet werden diese Ausdruckseinheiten als ›Apposition‹ oder, sofern sie als Metaphern klassifiziert werden, als ›Appositionsmetapher‹. Appositionen und Appositionsmetaphern sind wie Genitivattribute nominale Attribute, die ein Bezugswort näher bestimmen. Der *Duden – Gramma-*

[60] DUW [8]2015 – Gesicht [Lemma].

tik (9. Aufl. 2016) unterscheidet: ›lockere Apposition‹, ›partitive Apposition‹ und ›appositiver Nebenkern‹. ›lockere Apposition‹ meint: „Der Sonnenschein der Stadt, Sängerin Julia, …“, „Julia Müller, Sonnenschein der Stadt, …“ ›partitive Apposition‹ meint: ›eine Kanne Kaffee‹, ›eine Dosis Zukunft‹, ›eine Art Teig‹, ›eine Sorte Gedankengebäude‹, ›wir Menschen‹, ›ein Pfund frischer Zweifel‹, ›ein Schwarm Vögel‹, ›Unmengen Süßes‹. ›appositive Nebenkerne‹ werden unterteilt in ›determinative Apposition‹, ›explikative Apposition‹ und ›mehrteilige Eigennamen‹. ›determinative Apposition‹ meint: ›die Universität Köln‹, die ›Karriereleiter Studium‹, ›die Begegnung Alien-Mensch‹. ›explikative Apposition‹ meint: ›Freund Ferdinand‹, ›die Stadt Rom‹, ›der Supermarkt Leben‹, ›das Theaterstück Emilia Galotti‹. ›Mehrteilige Eigennamen‹ meint: ›die Gedichte Rainer Maria Rilkes‹, ›Heimito von Doderers Werk‹, ›Ministerpräsident Woidke‹, ›Chefarzt Dr. Heinemann‹. Einige Grammatiken zählen Konstruktion mit ›wie‹ (›Säugetiere, wie der Hund‹) und ›als‹ (›Ich als Karnivore‹, ›der Stift als Taktstock‹) zu den Appositionen[61]. Der *Duden – Grammatik* (9. Aufl. 2016) tut dies nicht (ebd., S. 990).

Die Ausdruckseinheit ›Appositionsmetapher‹ kann allein aus Bezugswort und Apposition bestehen (›Unmengen Gedankenfäden‹). Die Ausdruckseinheit kann beliebig erweitert werden mit Artikelwörtern (bestimmte Artikel, unbestimmte Artikel, Pronomen) und Attributen (attributive Adjektive, Partizipien, Präpositionalattribute). Vorausgesetzt, die Unterscheidung ›wörtlich verstanden/metaphorisch verstanden‹ in Anwendung auf eine mehrteilige Ausdruckseinheit wird für sinnvoll befunden, ist zu klären, welches Element bzw. welche Elemente als ›wörtlich verwendet‹ und welche als ›metaphorisch verwendet‹ klassifiziert werden.

Exemplarische Analyse eines Elements: Die Appositionsmetapher ›deiner Liebe Last‹ ist aus den Begriffswörtern ›Liebe‹ und ›Last‹ sowie dem Possessivartikel ›deiner‹ zusammengesetzt. ›Last‹ bezeichnet etwas, das getragen oder transportiert wird (›die Last des Stahls im LKW‹), es bezeichnet etwas, das auf etwas Anderes drückt (›die Last des Schnees auf dem Dach‹). ›Lasten‹ sind materielle Entitäten, die aufgrund der Gravitation Gewicht haben. ›deiner Liebe Last‹ ist verstehbar wie ›die Last deiner Liebe‹, ›deine Liebe ist eine Last‹. ›Liebe‹ ist ein Abstraktum, ein Begriffswort, das für nicht-gegenständliche, nicht-materielle Entitäten steht (wie auch ›Jugend‹, ›Zeit‹, ›Musik‹, ›Leistung‹, ›Freiheit‹). Gesetzt, ›Liebe‹ bezeichnet etwas Nicht-Gegenständliches und Nicht-Materielles, kann Liebe keine Last sein, weil Liebe kein Gewicht hat. Infolgedessen ist ›deiner Liebe Last‹ eine Metapher.

[61] Vgl. DSGr [3]2009, S. 274. Einige der in diesem Absatz verwendeten Beispiele sind den zitierten Grammatiken entnommen.

Zu reflektieren ist, dass im Metapherndiskurs häufig die Unterscheidungen ›konkret/abstrakt‹, ›das Konkrete/das Abstrakte‹ und ›Konkretum/Abstraktum‹ verwendet werden. Virulent ist die Annahme, Metaphern ließen sich daran erkennen, dass etwas Abstraktes (wie Liebe) näher gefasst wird durch etwas Konkretes (wie Last). Kurrente Formulierungen:

- Das Abstrakte wird im Lichte des Konkreten gesehen.
- Das Abstrakte wird gesehen als Konkretes.
- Das Abstrakte wird schematisiert gemäß dem Konkreten.
- Das Abstrakte wird beschrieben mit den Mitteln des Konkreten.
- Die Eigenschaften des Konkreten werden übertragen auf das Abstrakte.

Zu reflektieren ist, welche Voraussetzungen und Konsequenzen derartige Annahmen haben.

5. Zeit fließt / ein Rot schwärmt auf / ein Traum platzt / Hoffnung keimt / der Geduldsfaden reißt / Fleisch ebnet sich zu Land / ein Problem packen / die Kommunikation verläuft sich / …

Grammatisch festzustellen ist, dass die Ausdruckseinheiten dieser möglichen Klasse von Metaphern mindestens aus zwei Wortarten zusammengesetzt sind: Nomen + Verb. Bezeichnungen sind: ›Nomen-Verb-Metapher‹ ›Verbmetapher‹. Strittig ist, wie die syntaktische Relation von Verben und Nomen zu bezeichnen ist. Typischerweise ist nicht von Attribuierung die Rede: Weder gelten Nomen als Attribute von Verben noch Verben als Attribute von Nomen, obwohl es nicht unplausibel ist, Nomen als Beifügungen zu verstehen. Der *Duden – Grammatik* (9. Aufl. 2016) verwendet die Ausdrücke ›syntaktisch-semantische Valenz‹ und ›semantische Rolle‹:

> „Der Handlungstyp, den man mit dem Verb *unterschreiben* bezeichnet, involviert notwendigerweise eine Person, die ihren Namen unter etwas setzt, und das, worunter sie ihren Namen setzt. Man sagt deshalb, dass dieses Verb zwei **semantische Rollen** vergibt: Die eine Rolle ist die der verantwortlichen, handelnden Person oder Instanz, d. h. des Handlungsträgers (**Agens**, nach lat. *agens* ›handelnd‹). Die andere ist die Rolle des »Gegenstandes«, der direkt (im vorliegenden Fall physisch) von der Handlung betroffen ist, ohne sie in irgendeiner Weise kontrollieren oder beeinflussen zu können (auch »Betroffenes« oder **Patiens** genannt, nach lat. *patiens* ›leidend‹).“[62]

›Valenz‹ von lat. ›valere‹ (= stark, gesund sein) ist zu übersetzen mit ›Stärke‹, ›Kraft‹, ›Gesundsein‹, ›Fähigkeit‹, ›Wert‹. Die Verwendung von ›Valenz‹ in Grammatiktheorien ist gemessen an der Geschichte der Grammatiktheorien neueren Datums. ›Valenz‹ bezeichnet in diesem Kontext die ›Fähigkeit eines Wortes‹. In der Sprachwissenschaft wird ›Valenz‹ drei Wortarten zugesprochen: Nomina, Adjektiven, Verben.

[62] DG [9]2016, S. 397–398.

„Seit **Lucien Tesnière** 1959 in seinem Buch ‚Éléments de syntaxe structurale' den aus der Chemie stammenden Begriff ‚Valenz' auf sprachliche Phänomene angewendet hat, hat sich die Valenztheorie zu einem wichtigen grammatischen Konzept entwickelt, das in viele moderne allgemeine Grammatikdarstellungen, aber im Besonderen in Grammatiken, Wörterbücher und Lehrbücher für Deutsch als Fremdsprache Eingang gefunden hat."[63]

›Valenz‹ bezeichnet in der Chemie die Fähigkeit oder Eigenschaft eines Atoms, eines oder mehrere Atome bzw. eine Atomgruppe (Molekül) zu binden. ›Valenz‹ meint: ›Wertigkeit‹, ›Bindungsfähigkeit‹, ›Bindigkeit‹. Sprachliche Elemente werden modelliert mittels eines Ausdruckszusammenhangs aus der Chemie. Das, was ›Verb‹, ›Adjektiv‹ und ›Nomen‹ bezeichnen, sei wie ein bindungsfähiges, reaktionsfreudiges Atom. ›Syntaktische Valenz‹ meint: Verben, Adjektive und Nomen haben die Fähigkeit, andere Wörter oder Wortgruppen zu binden, sodass eine Wortgruppe, ein Satz, ein Text entsteht. Häufig heißt es, bindungsfähige Elemente einer Wortarte ›eröffnen syntaktische Leerstellen‹. Diese Leerstellen werden von anderen Satzgliedern ›gefüllt‹ bzw. durch andere Satzglieder ›ergänzt‹, ›gesättigt‹.

„Wie viele und welche semantischen Rollen ein Verb vergibt, hängt von seiner Bedeutung ab. Wie die semantischen Rollen jeweils syntaktisch realisiert werden, wird durch das Zusammenspiel zwischen allgemeinen syntaktischen Regeln und der spezifischen syntaktischen Eigenschaft des Verbs gesteuert, die man seine syntaktische Wertigkeit nennt: seine Fähigkeit, in der Satzstruktur Leerstellen zu eröffnen, die durch bestimmte Satzgliedkategorien gefüllt werden müssen, wenn das Verb als Prädikat im Satz dient. Satzglieder, die solche syntaktischen Leerstellen füllen, werden Verbergänzungen genannt; […]."[64]

In allgemeinen Grammatikdarstellungen (in normalen Grammatiken) werden alternativ zu ›Ergänzung‹ auch ›Objekt‹ und ›Komplement‹ verwendet. Problematisch ist in diesem Kontext häufig die Verwendung der Unterscheidung ›Subjekt/Objekt‹. ›Subjekt‹ bezeichnet in Grammatiktheorien nicht notwendig ein Agens. In der modernen Logik wird diese Ausdrucksweise vermieden.

Zu reflektieren ist, dass viele Metapherntheorien ›Metapher‹ modellieren, indem sie eine Prädikationstheorie auf Metaphern anwenden. Sind Metaphern oder metaphorische Verwendungen von Ausdruckseinheiten ›unzutreffende‹, ›unpassende‹, ›ungewöhnliche‹, ›impertinente‹, ›paradoxe‹ oder ›unwahre‹ Prädikationen, ist zu fragen, unter welchen Bedingungen ein Verb in einem Satz als Prädikat dient. Metapherntheoretisch relevant ist, dass zwischen einfachen und komplexen Prädikaten zu unterscheiden ist. Metapherntheoretisch relevant ist insbesondere, dass ›Sprache‹ modelliert wird, indem Ausdrücke aus der Chemie (›Valenz‹, ›Bindig-

[63] grammis 2.0 – Valenz [Lemma, zul. bearb. 19.12.2013].
[64] DG [9]2016, S. 398.

keit‹, ›gesättigt/ungesättigt‹) auf ›Sprache‹ projiziert werden. Diese Metaphorik suggeriert, ›Sprache‹ sei ein System von komponierbaren Elementen.

Exemplarische Analyse eines Elements: ›platzen‹ ist ein intransitives Verb, das *eine* syntaktische Leerstelle eröffnet (Nominativergänzung). ›platzen‹ bezeichnet typischerweise ein Geschehnis (nicht eine Handlung), das materielle Entitäten betrifft: „Der Luftballon platzt.“, „Der Reifen platzt.“, „Die Seifenblase platzt.“ Das Begriffswort ›Traum‹ meint: „**1.** *im Schlaf auftretende Abfolge von Vorstellungen, Bildern, Ereignissen, Erlebnissen:* ein schöner, seltsamer Traum; wilde, schreckliche Träume; […]. **2. a)** *sehnlicher, unerfüllter Wunsch:* der Traum vom Glück; Fliegen war schon immer sein Traum; […].“[65] Das Begriffswort ›Traum‹ bezeichnet etwas, von dem anzunehmen ist, dass alle Menschen es kennen. Die Annahme wird gestützt durch empirische Untersuchungen (Messungen der Gehirnströme, MRT). Die Annahme wird darüberhinaus gestützt durch Befragungen. Viele Menschen, wenn nicht alle, berichten nach dem Aufwachen von ähnlichen Phänomenen, die sie schlafend erfahren haben. Sie verwenden ähnliche Ausdrücke, um etwas zu beschreiben, dass konventionell mit ›Traum‹ bezeichnet wird. Dem Stand der Wissenschaft zufolge sind Träume weder wirkliche Ausflüge in andere Welten noch Botschaften von Göttern. Träume sind kognitive Prozesse im mind/brain, die phänomenal erlebt werden. Ein kognitiver Prozess und ein Erlebnis können nicht im wörtlichen Sinn platzen. Demzufolge ist ›ein Traum platzt‹ eine Metapher.

6. ein reines Gewissen / ein gelber Mittwoch / rohe Gerechtigkeit / kalte Progression / eine leise Wiese / ein genetischer Fingerabdruck / ein dunkler Gott / harte Arbeit / die halbe Wahrheit / die harten Wissenschaften / ein warmer Klang / nervöse Märkte / morsches Gestein / das einäugige Zweieck / ein geniales Essen / ein viereckiger Dinosaurier / eine zentrale Randfigur / eine kleine Frage / ein namenloser Schatten / …

Grammatisch festzustellen ist, dass die Ausdruckseinheiten dieser möglichen Klasse von Metaphern mindestens aus zwei Wortarten zusammengesetzt sind: Nomen + Adjektiv. Bezeichnungen sind: ›Nomen-Adjektiv-Metapher‹, ›Adjektivmetapher‹, ›attributive Metapher‹. Die syntaktische Relation von Nomen und Adjektiven ist binär gestaltet: Pränominale Adjektive werden ›attributive Adjektive‹ (›die schöne Frau‹), postnominale, die ein Kopulaverb verlangen, ›prädikative Adjektive‹ genannt („Die Frau wird schön.“, „Die Frau ist schön.“, „Die Frau bleibt schön.“). Selten kommen postnominale Verwendungen von Adjektiven ohne Kopulaverb vor (›Forelle blau‹, ›Whisky pur‹). Semantisch festzustellen ist, dass Adjektiven drei semanti-

[65] DUW [8]2015 – Traum [Lemma].

sche Funktionen zugeschrieben werden: Sie qualifizieren (›schön‹), relationieren (›städtisch‹) und quantifizieren (›unzählige‹)[66].

Adjektive (auch: Eigenschaftswörter, Wie-Wörter) antworten auf die Frage: „Wie ist jemand oder etwas?“ Qualifizierende Adjektive sagen etwas über die Eigenschaften, Qualitäten, Merkmale oder Charakteristika einer Entität aus. Kraft Verwendung qualifizierender Adjektive werden Lebewesen (Mensch, Frosch), konkrete Dinge (Stuhl, Haus), abstrakte Dinge (Liebe, Hass), Ereignisse (Weihnachten, Blitzeinschlag), Prozesse (Verbrennung, Datenübertragung), Handlungen (gehen, laufen) und unbenannte Entitäten qualifiziert. ›unbenannte Entität‹ meint: „Das da, was immer es ist, wird flüssig.“ Relationale Adjektive realisieren eine Beziehung oder Zugehörigkeit: Herkunft (›außerirdisch‹), gesellschaftlicher Bereich (›schulisch‹), Konfession (›katholisch‹), Sachbereich (›wirtschaftlich‹, ›philosophisch‹), Person (›platonisch‹, ›väterlich‹), Beruf (›richterlich‹), Stoff (›eisern‹). Quantifizierende Adjektive (›eins‹, ›erster‹) „geben eine Menge oder die Position in einer Ordnung an […]“ (ebd.).

Exemplarische Analyse eines Elements: Das Begriffswort ›Mittwoch‹ bezeichnet *einen* der sieben Wochentage. ›Tag‹ bezeichnet eine Zeiteinheit von ca. 24 Stunden, ›Woche‹ entsprechend eine Zeiteinheit von ca. 168 Stunden. ›Zeiteinheit‹ meint: Das, was wir ›Zeit‹ nennen, wird eingeteilt in distinkte Teile. Das, was als ›Zeit‹ bezeichnet wird, gilt typischerweise als nicht-gegenständlich und nicht-materiell (Zeit ist eine Form). Die Ausdruckseinheit ›ein gelber Mittwoch‹ spricht ›Mittwoch‹ die Eigenschaft ›gelb‹ zu. Eine nicht-gegenständliche, nicht-materielle Entität kann nicht ›gelb‹ sein. Demgemäß ist ›ein gelber Mittwoch‹ eine Metapher.

7. strohdumme Aufgabe / grottenschlechte Zensuren / steinalte Frau / blitzschnelle Entscheidung / zeitnahe Verhandlung / weltfremde Urteile / realitätsferne Behauptungen / hundemüde Mitarbeiter / lupenreine Argumentation / glasklare Voraussetzungen / …

Festzustellen ist, dass die Ausdruckseinheiten dieser möglichen Klasse von Metaphern aus einem Adjektivkompositum und Nomen zusammengesetzt sind. Die metapherntheoretische Bezeichnung ist ›Adjektivmetapher‹. Adjektivkomposita sind zusammengesetzt aus mindestens zwei Elementen. „Erstglieder adjektivischer Komposita sind vor allem (a) Adjektive und (b) Substantive, seltener dagegen (c) Verben, (d) Konfixe und (e) Funktionswörter. Als Zweitglieder fungieren primäre und sekundäre Adjektive sowie Konfixe.“[67] Die zuvor explizierten syntaktischen Regeln für Adjektive gelten auch für Adjektivkomposita. Da Adjektivkomposita Elemente (a) bis (e) aufweisen, grenzen sie sich semantisch gegen die Adjektive ab.

[66] DG [9]2016, S. 342–344. Die nähere Bestimmung der semantischen Funktionen der Adjektive und einige der nachfolgenden Beispiele sind der S. 344 entnommen.
[67] DG [9]2016, S. 755.

Exemplarische Analyse eines Elements: Die Ausdruckseinheit ›blitzschnell‹ ist zusammengesetzt aus der denominalen Komponente ›blitz-‹ und dem Adjektiv ›schnell‹. ›blitzschnell‹ (wie auch ›steinalt‹, ›lupenrein‹ und ›hundemüde‹) werden typischerweise auf zwei Weisen interpretiert: als vergleichende Komposita und als graduierende Komposita. ›Vergleichende Komposita‹ meint: ›blitzschnell‹ bedeutet ›schnell wie ein Blitz‹. Graduierende ›Komposita meint‹: ›blitzschnell‹ bedeutet ›sehr schnell‹[68]. Syntaktisch festzustellen ist, das Adjektive typischerweise mindestens eine Ergänzung verlangen. Unterschieden wird zwischen einstelligen („Der Ball ist rund.“), zweistelligen („Ich bin des Sieges gewiss.“), dreistelligen („Sie ist den Konkurrentinnen im Tanzen überlegen.“) und nullstelligen Adjektiven („Die Kinder spielen, weil schulfrei ist.“)[69]. ›blitzschnell‹ ist einstellig. Die attributive Verwendung (›blitzschnelle Autos‹) verlangt ein Nomen, die prädikative ein Kopulaverb und ein Nomen („Autos sind blitzschnell.“). Wird ›blitzschnell‹ attribuiert oder prädiziert, wird die Eigenschaft von Blitzen, schnell zu sein (die Schnelligkeit), meist auf Nomen ›übertragen‹, denen diese Eigenschaft konventionell und realiter nicht zukommt (›blitzschnelle Drehung des Körpers‹, ›blitzschneller Konter‹). Darum ist ›blitzschnell‹ eine Metapher[70].

Gegen diese Klassifizierung kann eingewendet werden, dass ›blitzschnell‹ nicht immer eine Metapher ist, weil ihm Ergänzungen beigefügt werden können, die tatsächlich etwas bezeichnen, das blitzschnell ist. Ein Blitz ist ca. 145.000 km/h schnell. Auch andere natürliche Phänomene können diese Geschwindigkeit haben (beispielsweise eine blitzschnelle Datenübertragung). Falls Adjektivmetaphern Eigenschaften zusprechen, ist die Zuschreibung der Schnelligkeit des Blitzes nicht in jedem Fall unzutreffend. Die ›Übertragung‹ der Eigenschaft ist in einem solchen Fall keine metaphorische. ›blitzschnell‹ kann nicht deshalb als Metapher klassifiziert werden, weil es *immer* unzutreffend beigefügt würde. Für die Klassifikation als Metapher spricht, dass es *fast immer* unzutreffend beigefügt wird. Sollte ›blitzschnell‹ nicht mehr bedeuten als ›sehr schnell‹, könnte es ebenfalls nicht als Metapher klassifiziert werden.

Zu reflektieren ist, ob Ausdruckseinheiten wie ›realitätsfern‹ in jedem Kontext Metaphern sind. Gibt es die Realität, kann niemand sich von ihr entfernen. Gibt es sie nicht, kann sich ihr weder jemand nähern noch sich von ihr entfernen oder fernhalten. Das Adjektivkompositum kann nicht unzutreffend verwendet werden, weil es auf nichts zutreffen kann.

---

[68] Vgl. zu dieser Einteilung DG [9]2016, S. 755.
[69] Vgl. zu dieser Einteilung und den verwendeten Beispielen DG [9]2016, S. 366.
[70] Ausdruckseinheiten wie ›blitzschnell‹ und ›glasklar‹ werden ebenfalls als Adjektivmetaphern klassifiziert in: Helge Skirl u. Monika Schwarz-Friesel: Metapher. Heidelberg: Winter 2007 (Kurze Einführung in die germanistische Linguistik, 4), S. 25.

8. eine schlafende Wiese / ein reitendes Sandkorn / ein schlagendes Argument / brennende Sorgen / sprachschädigende Sprache / …

Grammatisch festzustellen ist, dass die Ausdruckseinheiten dieser möglichen Klasse von Metaphern mindestens aus zwei Elementen zusammengesetzt sind: Partizip-I-Form + Nomen. Bezeichnungen sind: ›Nomen-Partizip-I-Metapher‹, ›attributive Metapher‹. Umstritten ist, welcher Wortart die Partizip-I-Formen zugerechnet werden sollen.

> „Der lateinischen Grammatik analog werden im Deutschen Partizip-I-Formen wie *lesend, schreibend* meist den Verbformen zugerechnet; jedoch finden sich keine solchen Formen im Verbparadigma: *sie ist/hat *schreibend* (vgl. dagegen Partizipien II, z.B. *sie hat geschrieben*). Formen wie *schreibend* haben eher Adjektivcharakter: *die schreibende Frau*. Offenbar handelt es sich bei *schreibend* also nicht um eine Verbform, sondern um ein Adjektiv.“[71]

Unumstritten ist, in einer Ausdruckseinheit wie ›brennende Sorgen‹ das Element ›brennend‹ funktional als Attribut zu klassifizieren: ›brennend‹ fügt ›Sorgen‹ etwas hinzu. Klassifizieren wir Partizip-I-Formen als Adjektive, ist das Hinzugefügte ein Merkmal, eine Eigenschaft, ein Charakteristikum. Klassifizieren wir Partizip-I-Formen als Verbformen, ist das Hinzugefügte Ausdruck einer Handlung, eines Vorgangs oder eines Zustands. Untypisch ist, ›schlafend‹ in ›eine schlafende Wiese‹ zu erfragen mit „Wie ist …?“. Auf die Frage „Wie ist die Wiese?“, antworten wir kaum „Die Wiese ist schlafend.“. Das, was die Ausdruckseinheit ›eine schlafende Wiese‹ bezeichnet, erfragen wir eher mit „Was macht die Wiese?“, „Was tut die Wiese?“. Antwort: „Die Wiese schläft.“ Interpretationstheoretisch festzustellen ist, dass die Unklarheit der Wortartklassifizierung der Partizip-I-Formen solches Interpretieren erschwert, das möglichst exakte grammatische Bestimmungen als Gelingensbedingung des Interpretierens verlangt. Sprachtheoretisch festzustellen ist, dass der Mangel an grammatiktheoretischer Exaktheit im Alltag nicht ins Gewicht fällt. Partizip-I-Formen bereiten im Normalfall keine Verständnisschwierigkeiten; sie werden regelmäßig in Sprachspielen verwendet, die als gelungen zu klassifizieren sind. Festzustellen ist, dass die normalsprachliche Irrelevanz des Mangels an grammatiktheoretischer Exaktheit der Einsicht in die Relevanz des pragmatischen Aspekts der Sprache zuspielt.

Exemplarische Analyse eines Elements: ›schlafen‹ meint: „**1. a)** *sich im Zustand des Schlafes befinden:* fest, auf dem Bauch, bei offenem Fenster schlafen; […].“[72] Naturwissenschaftlich-psychologisch festzustellen ist, dass der grammatisch als ›Zustand‹ bezeichnete Schlaf ein

[71] grammis 2.0 – Partizip I – Verbform oder Adjektivderivat? [Lemma, zul. bearb. 2.10.2001].
[72] DUW ^{8}2015 – schlafen [Lemma].

Vorgang oder Prozess ist, der durch Verlust von Fähigkeiten und körperlich-psychischer Regeneration bestimmt ist. ›Schlaf‹ meint:

> „durch Änderungen des Bewusstseins, entspannte Ruhelage und Umstellung versch. vegetativer Körperfunktionen gekennzeichneter Erholungsvorgang des Gesamtorganismus, v. a. des Zentralnervensystems, der von einer inneren, mit dem Tag-Nacht-Wechsel synchronisierten Periodik gesteuert wird; dabei kommt es zu einem Verlust der räumlich-zeitl. und personellen Orientierung durch eine vom Stammhirn verursachte Funktionsänderung der Hirnrinde.“[73]

Die intensionale Definition trägt Merkmale, die typischerweise nur Lebewesen zukommen: Bewusstsein, vegetative Körperfunktionen, räumlich-zeitliche Orientierung, Gehirn. Konventionell schreiben wir Wiesen diese Eigenschaften nicht zu. Sprecher der deutschen Sprache kommen darin überein, dass ›Wiese‹ Flächen bezeichnet, auf denen Gras, Blumen und vereinzelt Sträucher und Bäume wachsen. Sprecher des Deutschen kommen darin überein, dass ›Bewusstsein‹, ›Körper‹ und ›Gehirn ‹ nicht verwendet werden, um auszusagen, dass eine Grasfläche ein Bewusstsein, einen Körper oder ein Gehirn hat. Sprecher des Deutschen stimmen entsprechend ebenfalls darin überein, dass sie Grasflächen den Zustand ›schlafend‹ bzw. die Eigenschaft ›schlafend‹ nicht zusprechen. Darum ist ›eine schlafende Wiese‹ eine Metapher.

Zu reflektieren ist, dass viele Metapherntheorien ›Metapher‹ modellieren, indem sie eine Konventionalitätstheorie mit einer Prädikationstheorie verbinden und auf ›Metapher‹ anwenden. ›Konvention‹, das auf lat. ›con-venire‹ (zusammen-kommen) zurückgeht, meint: ›Zusammenkommen‹, ›Zusammenkunft‹, ›Übereinkunft‹. Gebräuchlich wurde es im Deutschen „als staatsrechtlicher Terminus im Sinne von ‚Abkommen, Vertrag im öffentlichen und staatlichen Interesse‘. […] Seit dem 18. Jh. wird ‚Konvention‘ auch allgemein im Sinne von ‚Übereinkunft, Herkommen, Brauch‘ (dazu ‚konventionell‘, s. u.) verwendet.“[74] Typisch ist im Deutschen die Verwendung der Unterscheidung ›konventionell/unkonventionell‹. Die Synonyme von ›konventionell‹ und ›unkonventionell‹ sind metapherntheoretisch relevant, da die meisten der nachfolgend angeführten Ausdrücke verwendet werden, um Metaphern zu bestimmen. Als Synonyme von ›konventionell‹ gelten:

> „**1.** formell, förmlich, geschäftlich, gezwungen, rituell, steif, unecht, unnatürlich, unpersönlich; *(bildungsspr.):* zeremoniell; *(ugs.):* etepetete. **2.** althergebracht, altherkömmlich, altüberkommen, altüberliefert, eingebürgert, eingefahren, eingeführt, etabliert, gängig, hergebracht, herkömmlich, klas-

[73] BNwT 2003 – Schlaf [Lemma].
[74] DHW ⁴2006 – Konvention [Lemma].

sisch, konservativ, landläufig, traditionell, überliefert; *(geh.):* überkommen; *(bildungsspr.):* tradiert.“[75]

Entsprechend gelten als Synonyme von ›unkonventionell‹:

„**a)** abweichend, alternativ, andersartig, aus dem Rahmen fallend, ausgefallen, außergewöhnlich, außerordentlich, besonder..., eigenwillig, einfallsreich, erfinderisch, exotisch, extravagant, fantasievoll, ideenreich, individuell, innovationsfreudig, kapriziös, kühn, markant, neu[artig], nicht alltäglich, nicht gängig, nicht herkömmlich, normwidrig, originell, regelwidrig, schöpferisch, seltsam, speziell, unangepasst, ungebräuchlich, ungeläufig, ungewöhnlich, ungewohnt, unüblich; *(bildungsspr.):* individualistisch, ingeniös, kreativ, nonkonformistisch, skurril, unorthodox; *(ugs.):* schrullig, verrückt; *(salopp):* irre; *(veraltend):* eigen. **b)** aufgelockert, familiär, formlos, frei, leger, locker, natürlich, offen, salopp, ungezwungen, unverkrampft, zwanglos; *(bildungsspr.):* informell, nonchalant; *(ugs.):* hemdsärmelig.“[76]

Jeder dieser Ausdrücke, wird er auf ›Metapher‹ angewendet, produziert einen semantisch fein differenzierten Metapherntyp.

Metaphorentheoretisch festzustellen ist, dass bei der Identifikation und Klassifizierung von Metaphern häufig die Begriffswörter ›Konventionalisierung‹ und ›Konventionalisierungsgrad‹ verwendet werden. ›Konventionalisierung‹ ist die Nominalisierung von ›konventionalisieren‹. ›konventionalisieren‹ meint: etwas wird zur Konvention erhoben, eine Konvention wird geschaffen, ergibt sich, spielt sich ein, erlangt Geltung. ›Konventionalisierungsgrad‹ meint: Der Gebrauch von Ausdruckseinheiten ist mehr oder weniger konventionell bzw. unkonventionell. ›Grad‹ in ›Konventionalisierungsgrad‹ bezeichnet eine Gradualisierung der binären Unterscheidung ›konventionell/unkonventionell‹. Damit bilden ›konventionell‹ und ›unkonventionell‹ die Extrema einer Skala, die ausdrückt, wie viele Menschen einer Konvention folgen und nicht folgen. Eine Metapher wie ›Gedankengang‹ gilt als konventionell. Eine Metapher wie ›Krähengestern‹ dürfte als unkonventionell gelten[77]. Der konventionelle Sprachgebrauch und der unkonventionelle Sprachgebrauch werden von Sprachwissenschaftlern festgestellt und schriftlich fixiert. Ist ein Sprachgebrauch hinreichend konventionell, wird er in Lexika, Wörterbüchern oder Grammatiken integriert. Wann ein Sprachgebrauch als konventionell zu gelten hat und wann er in ein standardsprachliches Wörterbuch zu integrieren ist, obliegt den Produzenten der Wörterbücher zu entscheiden. Empirische, statistische Untersuchungen von geschriebener und gesprochener Sprache, wie sie die Korpuslinguistik durchführt, liefern Datensätze, die verlässliche Aussagen darüber zulassen, wie viele Menschen eine Ausdruckseinheit verwenden. Fest-

[75] DSW ^{6}2014 – konventionell [Lemma].
[76] DSW ^{6}2014 – unkonventionell [Lemma].
[77] Die Metapher ›Krähengestern‹ findet sich in: Robert Schindel: Geier sind pünktliche Tiere. Gedichte. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1987 (Edition Suhrkamp, 1429 = N. F., Bd. 429), S. 87.

zustellen ist, dass Metaphern, die als stark konventionell gelten und in Wörterbücher Eingang gefunden haben, als lexikalisierte Metapher bezeichnet werden. Eine typische psychologische Zusatzannahme lautet, dass uns bei lexikalisierten Metaphern häufig *nicht mehr bewusst* sei, dass es Metaphern sind. Wir hätten vergessen und vergäßen regelmäßig, dass wir Metaphern verwenden. Mit jeder erneuten Verwendung einer Metapher gehe ein Prozess einher, der die ursprüngliche Metaphorizität vergessen mache. Da die Lemmata in Lexika meist als Begriffe bezeichnet werden, da diese Begriffe intensional und extensional definiert werden, wird behauptet, Gebrauch, Konventionalisierung und das Definieren von Metaphern realisierten einen Transformationsprozess, der Metaphern zu Begriffen mutiert. Von jenen Begriffen, die Metaphern waren, heißt es häufig, sie seien tot und blieben es.

9. ein verschnupftes Motiv / ausgeschlafene Wiese / ein gerittener Planet / eine geschlagene Stunde / verbeulter Engel / eine ausgebrannte Sorge / eine sprachgeschädigte Einheit Mensch / …

Grammatisch festzustellen ist, dass die Ausdruckseinheiten dieser möglichen Klasse von Metaphern mindestens aus zwei Elementen zusammengesetzt sind: Partizip-II-Form + Nomen. Bezeichnungen sind: Nomen-Partizip-II-Metapher, attributive Metapher. Wie bei den Partizip-I-Formen ist bei den Partizip-II-Formen umstritten, welcher Wortart sie zugehören, sodass sich die gleichen Interpretationsprobleme ergeben[78]. Abgesehen davon, ob wir Partizip-II-Formen als Verbform oder Adjektiv klassifizieren, zeigen Partizip-II-Formen Unterschiede, die bei einer Interpretation zu berücksichtigen sind. „Ich sehe einen liebenden Mann.“, bedeutet „Ich sehe einen Mann, der liebt.“ (aktiv, Partizip I). „Ich sehe einen geliebten Mann.“ bedeutet „Ich sehe einen Mann, der geliebt wird.“ (passiv, Partizip II). Kontextinformation und Vorwissen sind notwendig, um entscheiden zu können, ob der Satz nicht vielleicht „Ich sehe einen Mann, der geliebt wurde.“ bedeutet. Diese Einsicht ist metaphern- und literaturtheoretisch relevant, da wir in Gedichten Ausdruckseinheiten wie ›verbeulter Engel‹ vorfinden, die weder notwendig in einem Zusammenhang mit Sätzen noch mit Texten stehen. ›verbeulter Engel‹ kann meinen ›Engel, der verbeult ist‹, ›Engel, der verbeult war‹, ›Engel, der verbeult wurde‹, ›Engel, der verbeult worden ist‹, ›Engel, der verbeult worden war‹.

Exemplarische Analyse eines Elements: Das Begriffswort ›Engel‹ bezeichnet Boten Gottes, überirdische, nicht-menschliche Wesen, die in typischen Darstellungen Flügel haben und Botschaften überbringen. Ein nicht-religiöser, nicht-mythengläubiger Mensch wird Engel als

[78] Claudia Maienborn: Das Zustandspassiv: Grammatische Einordnung – Bildungsbeschränkungen – Interpretationsspielraum [Elektr. Quelle]. 2005. URL: http://www.lingexp.uni-tuebingen.de/sfb441/b18/Maienborn2007.pdf, zul. gepr. 25.12.2016.

fiktive, anthropomorphe Wesen klassifizieren. Ein religiöser Mensch dagegen wird von der realen Existenz dieser Wesen womöglich überzeugt sein. Soll eine Feststellung des konventionellen Gebrauchs von ›Engel‹ die Frage nach dem Realitätsstatus von Engeln einschließen, ist festzustellen, dass es weltweit viele religiöse Menschen gibt. Gesetzt, diese vielen Menschen stimmen darüber ein, dass Engel nicht fiktiv sind, gibt es eine starke Konvention, die besagt, dass es Engel realiter gibt.

›verbeult‹, wird es als Adjektiv interpretiert, schreibt ›Engel‹ eine Eigenschaft zu. ›verbeult‹, als Verbform interpretiert, bindet ›Engel‹ als Patiens einer Handlung ein. ›verbeulen‹ meint: „Etwas so drücken, dass es Beulen bekommt und dadurch beschädigt wird: *eine verbeulte Stoßstange am Auto*."[79] Gesetzt (1), ›Engel‹ bezeichnet ein fiktives Wesen, kann das, was ›Engel‹ bezeichnet, nicht verbeult werden, da Fiktionen oder ›fiktive Gegenstände‹ nicht materiell sind und also dem Wortsinn nach nicht verbeulbar. Gesetzt dagegen (2), ›Engel‹ sind materielle Wesen, die wie Menschen einen Körper haben, können Engel verbeult werden. Unter den gesetzten Bedingungen von (1) ist ›verbeulter Engel‹ eine Metapher. Unter den gesetzten Bedingungen von (2) ist ›verbeulter Engel‹ keine Metapher. Dieser Text folgt der Konvention (2), insofern ist ›verbeulter Engel‹ relativ zum Bezugssystem ›Konvention‹ eine Metapher. Zu reflektieren ist, dass Konventionen darüber entscheiden können, ob eine Ausdruckseinheit eine Metapher ist oder nicht; in diesem Beispiel entscheidet eine Konvention darüber, was als real gilt oder nicht, was als Metapher identifiziert wird oder nicht.

10. Wir sind Ozeane. / Wir sind Papst. / Julia ist ein Sonnenschein. / Er war ein Eisklotz. / Er war sonnigen Gemüts. / Du bist und bleibst echt eine Hausnummer. / Sie werden ein Herz und eine Seele. / Ben bleibt ein Holzkopf. / Das Gedächtnis ist eine Landschaft bei Nacht. / Sie halten sich für die Gebeutelten. / Selbstgespräche sind Meeresrauschen. / Die Seele ist ein Fallschirm. / Das Internet ist der achte Kontinent. / Der Tod ist keine Stadt in China. / Marode Schulen werden zum Fass ohne Boden. / Die Nacht ist jung. / Das Leben ist kurz und schwer. / Er gilt als Kampfmaschine. / Die Sprache als Haus. / …

Grammatisch festzustellen ist, dass die Ausdruckseinheiten dieser möglichen Klasse von Metaphern als Sätze klassifiziert werden, deren syntaktische-semantische Rollen von Kopulaverben bestimmt werden. Als Kopulaverben gelten ›sein‹, ›werden‹ und ›bleiben‹. Funktionale Ähnlichkeiten mit Kopulaverben haben ›heißen‹, ›gelten‹ und ›aussehen‹. „Die Kopulaverben *sein*, *werden*, *bleiben* bilden den Prädikatsausdruck nicht allein, sondern nur in Kombination mit einem Prädikativkomplement, das durch die unterschiedlichsten Ausdruckseinheiten reali-

[79] LDaF ^{3}2008 – verbeulen [Lemma].

siert sein kann.“[80] Verbreiteter grammatischer Konvention zufolge bilden in Sätzen wie „Das Boot schwimmt.“, „Der Hund bellt.“ und „Der Zug kommt.“ die Vollverben ›schwimmen‹, ›bellen‹ und ›kommen‹ den Prädikatsausdruck. Diese Sätze gelten als vollständige Sätze. Als unvollständig angesehen werden Ausdruckseinheiten wie ›wir sind‹, ›Klara wird‹, ›die Nacht bleibt‹. Die Kopulaverben müssen mit einem Prädikativkomplement gesättigt werden, um eine Ausdruckseinheit zu bilden, die als grammatisch korrekter Satz gilt. Auch ›heißen‹, ›gelten‹ und ›aussehen‹ gelten als unvollständig, wenn sie kein Prädikativkomplement binden.

Zur Klasse der Prädikativkomplemente werden gezählt: Nominalphrasen („Die Probleme sind ein Fass ohne Boden.“, „Sie nennen das Internet den achten Kontinent.“), Adjektivphrasen („Der Tag ist bunt.“), Adjunktorphrasen mit ›wie‹ oder ›als‹ („Sie gilt als fleißige Biene.“), Präpositionalphrasen (Sie halten sich für Rabeneltern.“), Genitivphrasen („Er war stürmischen Gemüts.“) und Subjunktorsätze („Sie fühlt sich, als ob ein Zug durch ihren Kopf gefahren ist.“, „Die Wissenschaft beschreibt das Gehirn so, als ob es ein Computer ist.“)[81]. Dem Ausdruck ›Prädikativkomplement‹ verwandt sind ›Gleichsetzungsnominativ‹, ›Nominativergänzung‹, ›Prädikativum‹, ›Prädikatsnomen‹, ›Artergänzung‹ und ›Prädikatsadjektiv‹. Die Bezeichnung dieser möglichen Klasse von Metaphern ist ›prädikative Metapher‹. Grammatisch festzustellen ist, dass prädikative Metaphern aus mehreren Wortarten zusammengesetzt werden (Nomen, Pronomen, Adjektiv, Verb, Adjunktor, Präposition). Die Ausdruckseinheiten dieser möglichen Klasse eint, dass sie Prädikativkomplemente aufweisen. Metapherntheoretisch festzustellen ist, dass dieser möglichen Klasse von Metaphern viel Aufmerksamkeit geschenkt wird, da Kopulaverben (besonders ›sein‹) in der Philosophie traditionell eine wichtige Rolle spielen. In neueren Metapherntheorien gilt besonderes Interesse dem Adjunktor ›als‹ („Die Liebe als Reise.“, „Die Erde als Selbstbedienungsladen.“). Interpretationstheoretisch festzustellen ist, dass die Bestimmung der Bedeutung und Funktion der Kopulaverben und der Adjunktoren strittig ist.

Exemplarische Analyse eines Elements: Die Ausdruckseinheit „Julia ist ein Sonnenschein.“ ist ein Satz, der syntaktisch und semantisch durch das Kopulaverb ›sein‹ bestimmt ist. ›Julia‹ ist ein singulärer Terminus, ein Eigenname. Er bezeichnet viele ›Julias‹. Die Ausdruckseinheit ›ist ein Sonnenschein‹ ist ein Prädikativkomplement, das eine Nominalphrase an ›ist‹ bindet. Damit ist über die Bedeutung des Satzes nichts ausgesagt. Typischerweise hat ›ist‹ in einem solchen Kontext die Funktion, zwei Nominativkomplemente miteinander zu identifizieren oder gleichzusetzen (weshalb traditionell vom Gleichsetzungsnominativ gesprochen wird).

[80] grammis 2.0 – Kopulaverb [Lemma, zul. bearb. 25.3.2010].
[81] grammis 2.0 – Überblick über die Komplementklassen und ihre Realisierungsformen [Lemma, zul. bearb. 18.2.2010].

Das, was der Eigenname ›Julia‹ bezeichnet, ist ein menschliches Lebewesen. Das, was das Begriffswort ›Sonnenschein‹ bezeichnet, ist ein natürliches Phänomen. ›Sonnenschein‹ meint: Der Stern ›Sonne‹ emittiert elektromagnetische Wellen und Partikel. Ein bestimmter, kleiner, für Menschen sichtbarer Teil heißt ›Sonnenschein‹. Gesetzt, Julia ist ein Mensch, dessen Körper materiell und real ist, stimmen die realen Eigenschaften nicht mit den realen Eigenschaften des Sonnenscheins überein. Wird behauptet, dass Julia ein Sonnenschein ist, spricht das Prädikativkomplement der realen Entität ›Julia‹ Eigenschaften zu, die sie nicht hat und nicht haben kann. Julia kommt nicht aus der Sonne. Julia besteht nicht aus Wellen und Teilchen, die sich mit Lichtgeschwindigkeit im Raum ausbreiten. Also ist „Julia ist ein Sonnenschein." eine Metapher. Argumentiert werden kann auch konventionalistisch, ohne realistische Prämissen zu setzen. Das Prädikativkomplement ›ist ein Sonnenschein‹ kommt konventionell nur den Phänomenen zu, die ›Sonnenschein‹ genannt werden. Ergo ist „Julia ist ein Sonnenschein." eine Metapher.

Schritt 2: Ausdruckseinheiten wie diese werden selten bis nie als Metaphern klassifiziert:

11. 0 / 1 / 2 / 3 / null / eins / zwei / drei / …

Terminologisch festzustellen ist, dass diese Ausdruckseinheiten als Zahlzeichen oder Zahlworte bezeichnet werden (nicht als ›Zahl‹). Die Frage nach der Bedeutung der Begriffswörter ›Zahlzeichen‹, ›Zahlwort‹ führt zu mathematik-philosophischen Fragen.

Bedürftig und Murawski stellen in *Philosophie der Mathematik* historische und heutige Aussagen zu den Fragen zusammen: Was sind (natürliche) Zahlen? Was ist ihr Wesen, ihre Art der Existenz? Sie stellen fest, dass die Meinungen zu diesen Fragen ein Panorama bilden, „das von vieldeutiger Mystik bis in die völlige Bedeutungslosigkeit reicht."[82]

> „Zahlen waren bei den *Pythagoreern* Elemente einer *höheren Welt*, die auf die physischen Dinge wirkten und sie formten. Bei *Platon* stiegen sie ein wenig herab und vermittelten *zwischen* dem ‚Himmel der Ideen' und der materiellen Wirklichkeit. Bei *Aristoteles* waren sie vollends in der Wirklichkeit angekommen und wurden zu *Formkräften in den Dingen*, die der Mensch in einer Art Abstraktion erkennt. *Euklid* charakterisiert die Zahlen kurz und mathematisch knapp als aus Einheiten zusammengesetzte *Vielheiten*. Für *Nikolaus von Kues* waren sie durch Vergleich und Unterscheidung gewonnene *Rekonstruktionen* der Zahlen, die von Gott in die Dinge gelegt sind. *Kant* verlegt die Zahlen ganz in die rationalen Strukturen des menschlichen Verstandes: Sie sind *Schemata des Verstandes*, die in der Anschauungsform der Zeit gegebene Einheiten zusammenfassen, und arithmetische Sätze über sie sind synthetische Urteile *a priori*. Der Empirist *Mill* bezog eine extreme Gegenposition: Zahlen haben einzig und allein ihren *Ursprung in der Realität*. Sie sind das Resultat sukzessiv wiederkehrender Empfindungen. *Gauß* verstand die Zahlen noch von den geometrischen Grö-

[82] Thomas Bedürftig u. Roman Murawski: Philosophie der Mathematik. Berlin; New York: de Gruyter 2010, S. 138.

ßen her. Sie waren ihre *Vervielfacher*. In *Cantors* Auffassung finden wir idealistische und empiristische Elemente: Zahlen sind einerseits *ideelle Realitäten* und andererseits *Projektionen von Mengen* und durch Abstraktion erworben. *Dedekind* denkt strukturell und hält Zahlen für *Abstraktionen von Stellen in unendlichen Zählreihen.* Für den Logizisten *Frege* sind Zahlen als *Anzahlen* Elemente der Logik, für den Intuitionisten *Brouwer inhaltslose Abstraktionen des Zeitempfindens*. Für den Konstruktivisten *Thiel* waren sie *fiktive Gegenstände*, die durch Abstraktion von den Zahlzeichen in unterschiedlichen Zahlzeichensystemen entstehen und für den Formalisten *Hilbert* im Grunde *bedeutungslose Zeichen*. *Piaget* und *Damerow* halten Zahlen für *ordinale Bestandteile umfassende Anzahlen*, die in individuellen kognitiven Konstruktionen ausgehend von Handlungen an konkreten Objekten entstehen. In ihren Zeichensystemen, die auf die Zahlen zurückwirken, entdeckt Damerow Elemente einer sozialen und historischen Entwicklung.“ (ebd., S. 139)

Festzustellen ist, dass in mathematik-philosophischen Arbeiten unter den vielen Vermutungen niemals die Vermutung auftaucht, dass Zahlzeichen, Zahlworte und Zahlen Metaphern seien.

Gegen die Ausgrenzung von Zahlzeichen und Zahlworten aus der Klasse der möglichen Klassen von Metaphern könnte eingewendet werden, dass es sich bei Zahlworten durchaus um übertragene Wortverwendungen handle. ›fünf‹ stammt vermutlich von ›Gesamtheit der (fünf) Finger‹ her[83]. Behaupten ließe sich daher, dass ›fünf‹ eine Metapher ist, da ›fünf‹ *zuerst* ein Ausdruck für ›die Finger einer Hand‹ gewesen ist und *später* ein Ausdruck für jenen Typ Zahl wurde, der mit dem Zahlwort ›fünf‹ oder der Ziffer ›5‹ bezeichnet wird. Eine solche Argumentation pro Metaphorizität der Zahlwörter greift nicht bei vielen Zahlwörtern (etwa ›drei‹, ›zehn‹), da die ursprüngliche Verwendung ungewiss ist. Sie greift nicht bei Ziffern (0, 1, 2, 3), sofern diese nicht mit den Zahlworten in Verbindung gebracht werden[84]. Metapherntheoretisch relevant ist, dass Zahlwörter und Ziffernschreibweisen metaphorisch verwendet werden können („Julia ist 1.“, „Der Sinn des Lebens ist 42.“, „Er ist eine Null.“)

12. a / b / c / d / e / …

Semiotisch ist festzustellen, dass diese Ausdruckseinheiten als ›Buchstaben‹ und ›Grapheme‹ bezeichnet werden. Buchstaben gelten als Grundeinheiten des Zeichensystems ›Schrift‹. Sie werden näher bestimmt als ›linguistische Ebene‹ unterhalb der linguistischen Ebenen ›Wort‹, ›Satz‹, ›Text‹. Typischerweise wird seit Peirce unterschieden zwischen ›Buchstabentyp‹, ›Buchstabentoken‹ und ›Buchstabenvorkommnis‹. Ein Versuch, Einzelbuchstaben als Metaphern zu klassifizieren, wurde, soweit der Autor sehen kann, nicht unternommen. Metapherntheoretisch festzustellen ist, dass Buchstaben metaphorisch verwendet werden („Das ist ein B-Prominenter.“, „Sie ist ein α-Tier.“, ›O-Beine‹, ›X-Beine‹).

[83] Vgl. DHW [4]2006 – fünf [Lemma].
[84] Vgl. EtyWB-Kluge [24]2002 – drei [Lemma] u. zehn [Lemma], EtyWB-Pfeifer [2]1993 – drei [Lemma] u. zehn [Lemma], DHW [4]2006 – drei [Lemma] u. zehn [Lemma].

13. Peter / Paul / Elisabeth / die Alpen / Berlin / der vierte Bundeskanzler Deutschlands / der erste Mann auf dem Mond / …

Die Ausdruckseinheiten in Punkt 13 werden im Alltag mit den Begriffswörtern ›Name ‹, ›Eigenname‹ oder ›Kennzeichnung‹ bezeichnet. Logisch festzustellen ist, dass typischerweise zwischen singulären und generellen Termini unterschieden wird. Singuläre Termini sind Ausdrücke, die genau *ein* Etwas bezeichnen. Wird behauptet „Der Eiffelturm ist beeindruckend.“, wird sprachlich Bezug genommen auf genau *ein* Etwas. Wird gesagt „Die Französische Revolution veränderte Europa tiefgreifend.“, wird auf ein singuläres Geschehnis Bezug genommen. Dieser Typ Bezugnahme wird mit den Adjektiven ›eindeutig‹ oder ›eineindeutig‹ charakterisiert. Diese Eineindeutigkeit ist konventionell geregelt[85].

Viele sprachliche Möglichkeiten stehen zur Verfügung, um eineindeutig auf *ein* Etwas (Menschen, Tiere, Städte, Gebirge, Einzeldinge, Völker, Einzelgeschehnisse) Bezug zu nehmen. Wird die Ausdruckseinheit ›der dritte Bundeskanzler der BRD‹ geäußert, ist nur *eine* Person gemeint. Wird ›der Stern S Orionis‹ verwendet, wird referiert auf genau *ein* Etwas. Eineindeutig sind auch Ziffernfolgen auf Sozialversicherungs- und Personalausweisen.

Zu begründen ist, dass der Sinn einer Zeichenfolge für die Regelung einer eineindeutigen Beziehung nicht relevant ist. Einigen sich Sprecher, eine Zeicheneinheit eineindeutig zu verwenden, ist die Form der Zeicheneinheit belanglos, solange sie als *diese* und nicht eine andere Form erkennbar ist. Der ›Eiffelturm‹ könnte ›Paristurm‹ oder ›32893‹ heißen. Sicherlich macht es einen (moralischen, psychologischen) Unterschied, ob wir ein Lebensmittel ›Negerkuss‹, ›Mohrenkopf‹ oder ›Schokokuss‹ nennen. Für die Funktion einer Zeichenfolge als singulärer Terminus gilt: „Eine Rose duftet grad mit anderem Namen ebenso schön.“ Für einen Finanzbeamten, der Steuern einfordert, ist es nicht von Wichtigkeit, ob jemand ›Peter Müller‹, ›Cosma Shiva Hagen‹ oder ›Secundus‹ heißt. Hauptsache ist, er richtet die Forderungen an die richtige Person.

Ein anderer kommunikativer Aspekt dieser Thematik könnte als ›Metapher‹ klassifiziert werden: Die Benennung von menschlichen Individuen. Wird in einer feierlichen Performanz einem namenlosen Säugling ein Vorname verliehen, werden die Namensgeber häufig sorgfältig überlegt haben, welche Bedeutung der Vorname hat. ›Peter‹ etwa geht auf den Apostel ›Petrus‹ zurück. Wörtlich bedeutet das lateinische ›petrus‹, herkommend vom griechischen ›petros‹

[85] ›eineindeutig‹ bezeichnet eine semantische Relation zwischen *einer* Ausdruckseinheit und *einem* ›Ding‹ (Geschehnis, Begriffsinhalt). Zur Verwendung von ›eineindeutig‹ im Unterschied zu ›einmehrdeutig‹, ›mehreindeutig‹, ›mehrmehrdeutig‹ vgl. Albert Menne, (1973): Einführung in die Logik. 2., überarb, Aufl. München: Francke 1973 (UTB, 34), S. 15–16.

(πέτρος), ›Fels(block)‹, ›Stein‹. Vermutet wurde, dass die meisten Diskursteilnehmer des Metapherndiskurses zustimmen, wenn „Julia ist ein Sonnenschein." als Metapher klassifiziert wird. Ebenso ist „Julia ist ein Fels." eine Metapher. Wird aber ein namenloser Säugling ›Fels‹ genannt, ist dieser Sprechakt nicht als metaphorischer zu klassifizieren. ›Peter‹ hat einen Sinn (›Fels‹). Die Bedeutung des Wortes werden wir durch diverse sprachliche Verfahren desambiguieren (es ist *dieser* Peter, unser Arbeitskollege, der in Frankfurt wohnt, braune Haare hat und einen BMW fährt). Wird der Sinn (›Peter‹ = ›Fels‹) einen namenlosen Säugling zugesprochen, könnte gemeint werden, es handelt sich um eine ungewöhnliche Prädikation, eine Fehlprädikation, um das Aufkleben eines falschen Etiketts oder den nicht-wörtlichen Gebrauch von ›Fels‹. Gegen die Klassifikation von singulären Termini als Metapher spricht, dass konventionell niemand sagt „Dieser Säugling ist (ein) Fels.", sondern „Dieser Säugling heißt/heiße (hiermit fortan) ›Fels‹." Das Wort ›Fels‹ ist ein Begriffswort, ein genereller Terminus. Wird dieses Begriffswort verwendet, um eine Einzelperson zu bezeichnen, wird es *als* singulärer Terminus verwendet. Die metasprachliche Klassifikation hängt von dessen Gebrauch ab. Metaphorntheoretisch festzustellen ist, dass singuläre Termini metaphorisch verwendet werden können: „Er ist ein Don Juan (nicht *der* Don Juan).", „Sie ist ein Sonnenschein (nicht *der* Sonnenschein).", „Er ist ein Krösus (nicht *der* Krösus).".

14. du, ich / sich, mich / dein, mein / dieses, jenes / der, die, das / ein, eine / welcher, welche, welches / Was für? Wer? Warum? / keiner, einiges, manche / …

Die Ausdruckseinheiten in Punkt 14 werden grammatisch klassifiziert als ›Artikel/Pronomen‹. Diese (doppelbenannte) Klasse wird unterteilt in 9 Subklassen (Personalpronomen, Reflexivpronomen, Possessivpronomen, Demonstrativum, definiter Artikel, indefiniter Artikel, Relativum, Interrogativum und Indefinitum). Es liegen, soweit der Autor sehen kann, keine plausiblen Darstellungen vor, die es erlaubten, diese Ausdruckseinheiten als Metaphern zu klassifizieren[86]. Auch sie können allerdings metaphorisch verwendet werden.

15. gehen / sprechen / sein / werden / bleiben / zeigen / haben / kaufen / trinken / essen / lieben / zweifeln / umgrenzen / wollen / …

Grammatisch festzustellen ist, dass die Ausdruckeinheiten in 15 meist mit dem Begriffswort ›Verb‹ bezeichnet werden. Üblich sind auch ›Zeitwort‹, ›Tätigkeitswort‹, ›Tuwort‹. Typische Subklassen von ›Verb‹ sind: ›Vollverb‹, ›Hilfsverb‹, ›Modalverb‹, ›Kopulaverb‹, ›Nominalisierungsverb‹ und ›Funktionsverb‹ (›Nomen-Verb-Gefüge‹).

[86] Vgl. DG ^{9}2016, S. 205–253.

Stellt jemand fest „Er läuft dem Bus hinterher.“, „Sie grüßt den Nachbarn.“, „Es liegt eine Gabel auf dem Tisch.“, sind ›laufen‹, ›grüßen‹ ›liegen‹ keine Metaphern oder metaphorisch verwendeten Ausdruckseinheiten.

Verben in wörtlicher Bedeutung	Verben in metaphorischer Bedeutung
Der Goldfisch schwimmt im Wasser.	Der Firmeninhaber schwimmt im Geld.
Der Postbote geht die Straße entlang.	Der Postbote geht in sich.
Die Maus läuft auf dem Boden.	Die Zeit läuft.

Das Verb ›schwimmen‹ hat eine Bedeutung, die den meisten bekannt ist, da die meisten Menschen schwimmen können oder wissen, was es bedeutet, wenn man nicht schwimmen kann. Die konventionelle Regelung von ›schwimmen‹ ist: „**1. a)** <ist> *sich im Wasser aus eigener Kraft (durch bestimmte Bewegungen der Flossen, der Arme und Beine) fortbewegen:* […].“[87] ›schwimmen‹ (und andere, ähnliche Verben) werden nicht als Metaphern klassifiziert. Die Klassifikation ist wiederum durch Konventionen (Regeln, Gepflogenheiten, Gewohnheiten) begründet.

Zu reflektieren ist, dass sich nur durch Kontext- und Gebrauchsanalyse entscheiden lässt, ob ein Verb als ›wörtlich‹ oder ›metaphorisch‹ zu klassifizieren ist. ›Gedankengang‹ gilt als Metapher. ›gehen‹ wird nominalisiert (›Gang‹) und Teil eines Kompositums, das als Metapher klassifiziert wird, weil Gedanken nicht gehen und keine Gänge haben. Metaphorizität, so die häufige These, ist das Resultat einer bestimmten Art sprachlicher Handlung. Wenn ›Gedanken klar auf dem Tisch liegen‹, wenn ›Probleme grüßen‹, werden Verben metaphorisch verwendet.

16. groß / klein / hoch / tief / schön / hässlich / weit / eng / grün / silbern / …

In 6 und 7 wurden syntaktische und semantische Eigenschaft von Adjektiven eingeführt. Im Unterschied zu den dort untersuchten Adjektivmetaphern sind die Ausdruckseinheiten in 16 keine Komposita, die fast immer metaphorisch verwendet werden. Adjektive wie ›klein‹, ›groß‹, ›dick‹, ›dünn‹ werden häufig wörtlich verwendet und häufig metaphorisch. Diese Feststellung spricht nicht dafür, Adjektive als Metaphern zu klassifizieren, sondern als Ausdruckseinheiten, die wörtlich oder metaphorisch verwendet werden.

Schritt 3: Ausdruckseinheiten wie diese sind umstritten:

17. lskdfjaöslkdfj / …
18. s0fdk*e391-se-dw / …
19. Ich Stelle das Stuhl im die schrank / Das Einefache / The great Trommlung of Windkritik / metapher / Ich Stelle das œ im die ↔ / …

[87] DUW [8]2015 – schwimmen [Lemma].

Terminologisch festzustellen ist, dass die Ausdruckseinheiten in 17 und 18 als ›sinnlos‹ oder ›bedeutungslos‹ bezeichnet werden. Die Ausdruckeinheiten in 19 sind sinnvoll, sofern ›sinnvoll‹ meint, dass wir einzelne Worte als sinnvolle Worte erkennen, nicht aber deren Darstellung (›metapher‹ klein schreiben) und syntaktische Einbindung. Bezeichnungen für die Ausdruckseinheiten in 19 sind: ›(grammatische, sprachliche) Anomalie‹, ›grammatischer Fehler‹. Derartige Anomalien werden kontrolliert oder unkontrolliert erzeugt.

Selten wird ›Metapher‹ definitorisch so weit gefasst, dass sinn- und bedeutungslose Zeichenfolgen, die kontrolliert oder unkontrolliert erzeugt werden, als Metaphern klassifiziert werden. Rorty bezeichnet jedes ›ungewöhnliche Geräusch‹, jede sprachliche Anomalie als Metapher. Ist dem so, kommen Beispiele wie in 17, 18 und 19 als Metaphern in Frage[88]. Literaturwissenschaftlich relevant ist, dass derartige Ausdruckseinheiten in der Literatur (etwa im Dadaismus) vorkommen.

20. überall, dort / immer, gestern / blindlings, rundweg / anstandshalber, also / folglich, notfalls / glücklicherweise, bedauerlicherweise / …

Diese Ausdruckseinheiten werden grammatisch als Adverbien klassifiziert. Subklassen der Klasse ›Adverb‹ sind: lokale Adverbien, temporale Adverbien, modale Adverbien, kausale Adverbien, Konnektoradverbien und Kommentaradverbien[89]. Aufgrund ihrer syntaktischen Funktion ist es unüblich und wenig plausibel, Adverbien als Metaphern zu klassifizieren.

Exemplarische Analyse eines Elements: Formen wie ›blindlings‹ oder ›rundweg‹ werfen Zweifel auf. „Sie gehorchten blindlings.“, „Sie begaben sich blindlings in Gefahr.“, „Sie wurden blindlings bewundert.“ ›blindlings‹ meint normalsprachlich: „[…] *nur von einem augenblicklichen Gefühl o. Ä. geleitet, ohne dabei an das zu denken oder zu überlegen, was sich aus dem Tun, Verhalten Nachteiliges ergeben kann:* […].“[90] Durch Suffigierung des adverbbildenden Formans ›-lings‹ wird das Adjektiv ›blind‹ zu einem Modaladverb. Erfragt werden Modaladverbien mit ›wie?‹: „Wie gehorcht jemand?“ Das Modalverb ›blindlings‹ gibt eine Qualität an (ebd., S. 588). ›-lings‹ ist eine semantisch leere, nicht wortfähige Konstituente. Folglich ist, was die Qualität angibt, ›blind‹. Wird ›blindlings‹ einem Verb zugeordnet, kann, wie es in Metaphorntheorien üblich ist, von einer Übertragung der Eigenschaft gesprochen werden, von einer Interaktion. Zweifel bleiben, ob ›blindlings‹ eine Metapher ist.

[88] Richard Rorty: Ungewohnte Geräusche: Hesse und Davidson über Metaphern [Orig.-Sachtitel: Unfamiliar noises: Hesse and Davidson on metaphor, 1987]. Aus dem Armerik. v. Sebastian Rödl. In: Anselm Haverkamp (Hg.) (1998): Die paradoxe Metapher. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998.
[89] Vgl. DG [9]2016, S. 584.
[90] DUW [8]2015 – blindlings [Lemma].

21. wenig, ausgesprochen, irre, denkbar / nur, allein, ausgerechnet, besonders / nicht / ja, bloß, doch, schon / ja, äh, ähm / Hui! Hurra! Oh! / wau, wuff, quak / …

Die Ausdruckseinheiten in Punkt 21 werden grammatisch als Partikeln klassifiziert. Subklassen der Klasse Partikeln sind: Gradpartikel (Steigerungs- und Intensitätspartikel), Fokuspartikel, Negationspartikel, Abtönungspartikel, Gesprächspartikel, Ausdruckspartikel (Interjektion) und Onomatopoetika.

Exemplarische Analyse eines Elements: In dem Satz „Ausgerechnet die Lehrerin sang schief." ist ›ausgerechnet‹ als Fokuspartikel zu klassifizieren. Der Bildung des Wortes zugrunde liegt das Verb ›ausrechnen‹. Das Interpretationsschema typischer Metapherntheorien anwendend könnte behauptet werden, dass die Bedeutung von ›ausgerechnet‹ (≈ ›durch eine Rechnung festgestellt‹) auf den Satzfokus ›die Lehrerin‹ übertragen wird. „Fokuspartikeln wie *sogar, gerade, erst, auch* sind geltungsneutrale Gradierungen im Hinblick auf Erwartungen und Einschätzungen oder Quantifikationsmodifikatoren: *In der Packung sind* ***nur*** *zehn Kekse*."[91] Partikeln sind semantisch und funktional sehr verschieden. In Grammatiktheorien ist regelmäßig davon die Rede, dass Partikeln ihre eigentliche Bedeutung aufgegeben hätten. In „Das ist ja richtig." hat ›ja‹ nicht die Bedeutung ›bejahen‹, ›zustimmende Antwort‹.

> „In der Umgangs- und Jugendsprache entstehen immer wieder neue, noch »unverbrauchte« Gradpartikeln. Sie entstammen Adjektiven, die ihre eigentliche Bedeutung aufgegeben haben und nur noch der Intensivierung dienen. Dabei bleiben sie, wie alle Partikeln, unflektiert: Wir haben uns irre/wahnsinnig/schrecklich/total amüsiert. Das war echt/unheimlich lustig. Sie hat sich tierisch aufgeregt. Bleib schön/hübsch ruhig! Sie waren schön naiv."[92]

Semantisch im Allgemeinen und metapherntheoretisch im Speziellen ist die Frage zu stellen, ob Ausdruckseinheiten ihre ›eigentliche Bedeutung‹ aufgeben können. ›eigentliche Bedeutung‹ meint: ursprüngliche, erste, frühere Bedeutung. Seit langem beobachten Sprachwissenschaftler den Sprachwandel. Zu diesem Sprachwandel gehört, dass Worte ihre Bedeutung ändern. Die Bedeutungsänderungen sind schriftlich fixiert in Nachschlagewerken (Etymologielexika). Bemessen an dem Bedeutungswissen dieser Nachschlagewerke und der Experten, die sie erstellen, lässt sich begründet behaupten, dass Sprechergemeinschaften ›ursprüngliche‹ oder ›frühere‹ Bedeutungen von Worten *aufgeben*. Andererseits können diese früheren Bedeutungen wieder erinnert, erlernt werden, indem Wortgeschichten studiert werden. Die These, dass Partikeln ihre eigentliche Bedeutung aufgeben, ist ziemlich plausibel. ›ausrechnen‹ aber kommt in der Ausdruckeinheit ›sich etwas ausrechnen‹ vor. Sie bedeutet ›etwas vorhersehen können‹. Es ist nicht

[91] grammis 2.0 – Partikel [Lemma, zul. bearb. 5.5.2011].
[92] DG [9]2016, S. 584, S. 601.

völlig unplausibel, zu behaupten, die Bedeutung ›vorhersehen können‹ des Partikels ›ausgerechnet‹ werde auf ›die Lehrerin‹ übertragen. Die ›eigentliche‹ Bedeutung der Partikel ist damit bewahrt. Auf die Frage „Sind Partikeln Metaphern?“ ist zu antworten: „Das ist eine Frage der Perspektive und des Wissens.“

22. in / an / von / hinter / vor / durch / entgegen / anhand / aufgrund / um … willen / statt / mithilfe / anstelle / ungeachtet / …

Die Ausdruckseinheiten in 22 werden als Präpositionen klassifiziert. Die Subklassen der Klasse ›Präposition‹ werden häufig ausdifferenziert durch die Adjektive ›adversativ‹, ›distributiv‹, ›final‹, ›kausal‹, ›konditional‹, ›konsekutiv‹, ›konzessiv‹, ›kopulativ‹, ›lokal‹, ›modal‹, ›partitiv‹, ›restriktiv‹, ›substitutiv‹, ›neutral‹ (= ›verblasst‹, ›leer‹).

> „Aus Substantiven sind z.B. folgende Präpositionen entstanden: *wegen* (zu *Weg*), *trotz, mangels, kraft, zwecks, dank:* dank seiner Hilfe; mangels guter Versorgung; kraft ihres Amtes; trotz heftiger Schmerzen [.] Schließlich ist auch die Verbindung von Präposition + Substantiv eine häufige Quelle neuer Präpositionen, z.B. *anhand*, *infolge*. Dieser Prozess ist bei den folgenden Beispielen noch nicht abgeschlossen. Man schreibt sie zusammen oder immer noch getrennt: aufgrund/auf Grund seiner Erkältung; anstelle/an Stelle des Präsidenten; mithilfe/mit Hilfe des Medikaments, zugunsten/zu Gunsten der Mieter, zuungunsten/zu Ungunsten der Vermieter, zulasten/zu Lasten der Vermieter.“[93]

Exemplarische Analyse eines Elements: Fälle wie ›aufgrund‹ und ›wegen ‹ sind es, die fragen lassen, ob einige Elemente der Klasse ›Präposition‹ Metaphern sind. „Aufgrund des Regens gehe ich nicht spazieren.“ wird typischerweise transformiert zu „Ich gehe nicht spazieren. Der Grund ist: Es regnet.“ Wie ›wegen‹ auf ›Weg‹ geht ›aufgrund‹ auf ›Grund‹ zurück. Die logische Funktion ist es, eine Kausalität auszudrücken. Für einige kurrente Metapherntheorien (beispielsweise Blumenbergs Metaphorologie) ist es typisch, dass die Verwendungen von ›Weg‹ und ›Grund‹ in diesem Kontext als metaphorische Verwendungen klassifiziert werden. Es ist nicht völlig unplausibel, einige Präpositionen als Metaphern zu klassifizieren. Die Pragmatik aber widerspricht dem.

23. und, sowie, plus / oder, entweder – oder, beziehungsweise / aber, doch, allein / außer, das heißt / weil, da, denn / (so –) wie, als / während, solange, indessen / wenn, falls, sofern / während, anstatt, wohingegen / insofern, außer, nur dass / indem, ohne dass, ohne zu / als, als ob, je / weil, zumal, wo (doch) / sodass, (zu + Adj./Adv.) – als dass, dass / damit, um … zu, dass / obschon, obgleich, obzwar / …

Die Ausdruckseinheiten in 23 werden grammatisch als Konnektoren, Konjunktionen oder Junktionen klassifiziert. „Konjunktionen und Subjunktionen werden oft unter dem Oberbegriff der

[93] DG [9]2016, S. 613.

Konjunktionen zusammengefasst, was missverständlich ist. Hier wird der Oberbegriff der Junktion vorgezogen.“[94] Subklassen der Klasse ›Konjunktion‹ werden bezeichnet durch die Ausdrücke ›additiv‹, ›alternativ‹, ›adversativ‹, ›spezifizierend‹, ›kausal‹ („Das schlechte, weil fehlerhafte Buch.“) und ›vergleichend‹. Subklassen der Klasse ›Subjunktion‹ werden bezeichnet durch die Ausdrücke ›temporal‹, ›konditional‹, ›adversativ‹, ›restriktiv‹, ›modal-instrumental‹, ›vergleich-ausdrückend‹, ›kausal‹, ›konsekutiv‹, ›final‹, ›konzessiv‹. Eine häufige Voraussetzung, auf die rekurriert wird, um eine Ausdruckseinheit als Metapher zu klassifizieren, ist die (grammatische) Analyse der Wortgeschichte und der Wortbildung. Der *Duden – Grammatik* [9]2016 thematisiert die Wortbildung der Junktionen nicht. Zu vermuten ist, dass ›falls‹ von ›fallen‹ oder von ›im Fall, dass‹ abgeleitet wurde. Junktionen haben die Funktion, Sätze zu verknüpfen. Junktionen werden formalisiert (*5.2. Formalisieren: Die Eliminierung von Metaphern*). Was in Grammatiken ›Junktion‹ heißt, wird in der Logik als ›logische Konstante‹ oder ›logische Partikeln‹ bezeichnet. Diese sind per definitionem niemals Metaphern. Diese definitorische Festsetzung wird weithin, wenn nicht ausschließlich, geteilt. Dennoch kann nicht ausgeschlossen werden, dass ›falls‹ durch eine metaphorische Verwendung entstanden ist. Obwohl der Autor dieses Textes es für unplausibel hält, Junktionen als Metaphern zu bezeichnen, kann der Zweifel nicht restlos ausgeräumt werden, zumal die Vermutung, es gäbe ›logische Konstanten‹, ihrerseits nicht zweifelsfrei bewiesen ist.

24. hamstern / ausbrechen / beginnen / anfangen / entstehen / geschehen / passieren / stattfinden / zustandekommen / (sich) verstellen / (sich) abspielen / (sich) ereignen / googeln / nachsitzen / kleinreden / kleinmachen / kleinkriegen / vorstellen / verstehen / begreifen / existieren / entstehen / vergehen / abstammen / darstellen / …

Grammatisch festzustellen ist, dass die Ausdruckseinheiten in 24 in den meisten Grammatiken als Verben klassifiziert werden, deren wörtliche, konventionelle Bedeutung in Lexika schriftlich fixiert ist. In 15 wurden Verben versammelt und behauptet, allein deren Verwendung entscheide darüber, ob sie Metaphern sind oder nicht. Diese Verbtypen jedoch werfen Zweifel auf.

Exemplarische Analyse zweier Elemente: Das Verb ›stehen‹ ist keine Metapher. ›verstehen‹ (wie auch ›bestehen‹, ›eingestehen‹, ›zugestehen‹, ›auferstehen‹) ist ein Derivat von ›stehen‹[95]. Die wörtliche, konventionelle Bedeutung von ›stehen‹ ist:

> „**1. a)** *sich in aufrechter Körperhaltung befinden; aufgerichtet sein, mit seinem Körpergewicht auf den Füßen ruhen:* […]. **b)** *sich stehend (1 a) an einem bestimmten Ort, einer bestimmten Stelle befinden:* […]. **d)** *(von Sachen) sich [in aufrechter Stellung] an einem bestimmten Ort, einer bestimm-*

[94] DG [9]2016, S. 584, S. 631.
[95] EtyWB-Pfeifer [2]1993 – stehen [Lemma].

ten Stelle befinden, dort [vorfindbar] sein: […]. **2. a)** *(auf einer [Wert]skala, innerhalb eines Systems o. Ä.) eine bestimmte Stellung haben:* […].“[96]

Die heutige Bedeutung von ›entstehen‹ ist: „**a)** *zu bestehen, zu sein beginnen; geschaffen, hervorgerufen werden:* […].“[97] Die typischen Verwendungen von ›entstehen‹ zeigen, dass immer ein Prozess bezeichnet wird. Die typischen Verwendungen von ›stehen‹ zeigen, dass immer ein Zustand bezeichnet wird. ›Prozess‹ und ›Zustand‹ werden oft als binäre Unterscheidung dargestellt und als Gegensätze. Wird behauptet, „X (der Vulkan, ein Mensch) entsteht.“, ist eine materielle Entität bezeichnet, eine sich transformierende Entität: Materie formiert sich neuartig. Ebenso kann gesagt werden: „Ein Gedanke entsteht.“, „Eine Depression entsteht.“ ›verstehen‹ bedeutet heute in der normalen Sprache:

„**1.** *(Gesprochenes) deutlich hören:* […]. **2. a)** *den Sinn von etwas erfassen; etw. begreifen:* […]; **b)** *in bestimmter Weise auslegen, deuten, auffassen:* […]; **c)** <v. + sich> *ein bestimmtes Bild von sich haben; sich in bestimmter Weise, als jemand Bestimmtes sehen:* […]; **3. a)** *sich in jemanden., in jemandes Lage hineinversetzen können; Verständnis für jemanden haben, zeigen:* […]; **b)** *(jemandes Verhaltensweise, Haltung, Reaktion, Gefühl von dessen Standpunkt gesehen) natürlich, konsequent, richtig, normal finden:* […]; **5. a)** *gut können, beherrschen:* […]; **b)** *(in etwas) besondere Kenntnisse haben, sich (mit etwas, auf einem bestimmten Gebiet) auskennen [und daher ein Urteil haben]:* […]; **c)** <v. + sich> *zu etwas befähigt, in der Lage sein:* […]; **d)** <v. + sich> *mit etw. Bescheid wissen, etwas gut kennen und damit gut umzugehen wissen:* […].“[98]

Das, was ›verstehen‹ bezeichnet, wird typischerweise dem zugesprochen, was ›Kognition‹, ›Psyche‹, ›Bewusstsein‹, ›Erkenntnis‹, ›Kompetenz‹ genannt wird. Das, was diese Begriffswörter bezeichnen, wird häufig als abstrakt, ungegenständlich und immateriell modelliert. Ebenfalls häufig wird von derartigen Modellierungen behauptet, sie fielen zurück in eine veraltete Metaphysik, die ›Körper‹ und ›Geist‹, ›Körper‹ und ›Seele‹, ›Körper‹ und ›Mentales‹, ›Körper‹ und ›Kognition‹ als binäre Unterscheidungen gestaltet, die je eine konkrete, materielle und je eine abstrakte, immaterielle ›Seite‹ haben. Diese Annahme führt wiederum zu der Vermutung, dass Immaterielles, Nicht-Gegenständliches und Abstraktes wie Liebe, Freiheit und Kognition modelliert, beschrieben oder schematisiert wird, indem Ausdrücke für konkrete, materielle Entitäten auf die abstrakten Zielbereiche übertragen werden. Diese Modellierung spricht dafür, Verben wie ›verstehen‹, ›begreifen‹ und ›entwickeln‹ als Metaphern zu bezeichnen (ebenso deren Nominalisierungen ›Verstehen‹, ›Verständnis‹, ›Begreifen‹, ›Begriff‹, ›Entwicklung‹). Gegen die Klassifizierung derartiger Verben als Metaphern spricht, dass die Einteilung der

[96] DUW [8]2015 – stehen [Lemma].
[97] DUW [8]2015 – entstehen [Lemma].
[98] DUW [8]2015 – verstehen [Lemma].

Lebensform ›Mensch‹ oder des ›Daseins‹ in die Teile und Relata ›abstrakte Kognition/konkrete Körper‹ hinfällig ist[99].

Sprachtheoretisch festzustellen ist, dass Winhart vorschlägt, diese Klasse von Verben ›semantisch reduzierte Verben‹ zu nennen, da ihre Bedeutung reduziert bzw. verblasst sei[100]. Diese Modellierung erinnert an Rorty Überspitzung der Davidson'schen Metapherntheorie, derzufolge Metaphern keine Bedeutung haben (*6.4. Kontingenz: Die nützlichere Metapher, das stärkere Kind*).

25. Anklang finden / in Zweifel ziehen / den Tod finden / ins Recht setzen / sich ins Zeug legen / …

Ausdruckseinheiten wie ›Anklang finden‹, ›eine Entscheidung fällen‹, etwas ›in Zweifel ziehen‹, ›den Tod finden‹ oder etwas ›ins Recht setzen‹ werden grammatisch klassifiziert als ›Funktionsverben‹, ›Funktionsverbgefüge‹ oder ›Nomen-Verb-Gefüge‹. Sie als Metaphern zu klassifizieren ist nicht üblich. Zweifel stellen sich ein, wird untersucht, welche Bedeutung die Verben ›ziehen‹ oder ›treiben‹ in Funktionsverbgefügen wie ›in Zweifel ziehen‹ und ›Sport treiben‹ haben. Auch bei der Untersuchung von Funktionsverbgefügen wird regelmäßig behauptet, die Verben der Funktionsverbgefüge hätten ihre Bedeutung verändert oder verloren. Das ist zu bezweifeln. In den meisten Fällen können Funktionsverbgefüge in einfache Verben umgeformt werden (›in Zweifel ziehen‹, ›bezweifeln‹ / ›eine Frage stellen‹, ›fragen‹). In einigen Fällen ist diese Umformung nicht möglich (›Sport treiben‹). Ist es unplausibel, dass ›Sport treiben‹ eine Metapher ist? Wörtlich verstanden werden kann dieses Gefüge kaum.

26. ins Gras beißen / alles im Griff haben / einen Fuß in die Tür bekommen / die Wände hochgehen / nicht mehr alle Tassen im Schrank haben / einen Terminplan (über den Haufen) werfen / eine Fliege machen / Eile mit Weile / Eile mit Feile / das ist die halbe Miete / da beißt die Maus keinen Faden ab / einen Stein ins Rollen bringen / mit dem falschen Fuß aufstehen / es läuft wie am Schnürchen / auf jemanden große Stücke halten / über den eigenen Schatten springen / große Töne spucken / dumm aus der Wäsche gucken / …

Grammatisch festzustellen ist, dass die Ausdruckseinheiten in 26 den Funktionsverbgefügen ähneln. Bezeichnet werden sie mit ›Redewendung‹, ›Redensart‹, ›Idiom‹, ›Phraseologismus‹.

[99] In diesem Sinn verstehe ich Heideggers Satz: „Das Metaphorische gibt es nur in der Metaphysik." Martin Heidegger: Der Satz vom Grund. In: Ders.: Gesamtausgabe. I. Abteilung: Veröffentlichte Schriften 1910–1976. Bd. 10: Der Satz vom Grund. Frankfurt a. M.: Klostermann 2006, S. 72. Heidegger bestreitet die Annahme einer ›Übertragung‹ vom ›Sinnlichen‹ auf das ›Nichtsinnliche‹, da die Unterscheidung ›Sinnlich/Nichtsinnlich‹ metaphysisch sei. Eingehender thematisiert Stoellger Heideggers Satz. Vgl. Philipp Stoellger: Metapher und Lebenswelt. Hans Blumenbergs Metaphorologie als Lebensweltthermeneutik und ihr religionsphänomenologischer Horizont. Tübingen: Mohr Siebeck 2000 (Hermeneutische Untersuchungen zur Theologie, 39), S. 207–208.

[100] Vgl. Heike Winhart: Funktionsverbgefüge im Deutschen. Zur Verbindung von Verben und Nominalisierungen [Elektr. Quelle]. Tübingen: 2002, S. 66–72. URL: https://www.deutsche-digitale-bibliothek.de/binary/T5TXIT-KQAL5YKWYJH4HOMMRGXCWQ5FHW/full/1.pdf, zul. gepr. 14.10.2015.

Manche Redewendungen können wörtlich verstanden werden (man kann wirklich ›ins Gras beißen‹ und eine Zahlung kann wirklich nur die ›halbe Miete‹ sein). Andere Redewendungen können nicht wörtlich verstanden werden (›über den eigenen Schatten springen‹, ›eine Fliege machen‹). Problematisch ist auch: Der Ausdruck ›Rache ist süß‹ ist eine Redensart, die meist als Metapher klassifiziert wird.

27. Hand / Hof / Katze / Tanne / Brief / Muskel / …
28. Glück / Leid / Freiheit / Gerechtigkeit / Unterbewusstsein / Über-Ich / Depression / …

Die Ausdruckseinheiten in 27 und 28 sind der Wortart nach Nomen. Wissenschaftstheoretisch werden sie als ›Begriffe‹ oder ›Begriffswörter‹ bezeichnet. Üblich ist die Einteilung von ›Begriffswort‹ in ›Konkretum‹ und ›Abstraktum‹. Die Einteilung impliziert ontologische Voraussetzungen. ›ontologische Voraussetzungen‹ meint: Das, was ist, wird voreingeteilt in konkrete Entitäten und abstrakte Entitäten. ›konkret‹ und ›abstrakt‹ werden typischerweise näher bestimmt durch die Unterscheidungen ›gegenständlich/nicht-gegenständlich‹ und ›materiell/immateriell‹. ›Depression‹ und ›Burn-Out‹ lassen sich als Metaphern bezeichnen, schließlich ist ein depressiver Mensch nicht wirklich und nicht im wörtlichen Sinn niedergeschlagen und ein Burn-Out-Patient nicht wirklich und nicht im wörtlichen Sinn ausgebrannt. Andererseits klassifizieren Psychologen und Mediziner ›Depression‹ und ›Burn-Out‹ regelmäßig als Begriffswörter. Diese Begriffswörter werden wissenschaftstheoretisch seriös diskutiert und definiert. Die Frage, ob in der Wissenschaft verwendete Ausdruckseinheiten wie ›Depression‹, ›Burn-Out‹, ›Begriff‹, ›Verständnis‹, ›Nervenbahn‹, ›schwarzes Loch‹ und ›dunkle Materie‹ Begriffswörter, Begriffe, Metaphern oder Katachresen sind, berührt den neuralgischen Punkt jeder Untersuchung über die Erkenntnisfunktion der Metapher.

Festzuhalten ist, dass aus normal-grammatischer Perspektive die so genannte ›Ubiquitätsthese der Metapher‹ nicht überzeugt. ›Ubiquität‹ ist eine Substantivierung des lateinischen ›ubique‹ (= wo nur immer, überall), meint also ›Überallsein‹, ›Überallheit‹, ›Allgegenwart‹, das ›Nichtgebundensein an einen Einzelort‹; die Aussage „Die Metapher ist ubiquitär.“ meint soviel wie „Die Metapher ist überall.“. Die grammatische Untersuchung zeigt, dass wir nicht bereit sind, alle sprachlichen Ausdruckseinheiten und deren Verwendungen als Metaphern zu klassifizieren. Festzuhalten ist, dass meist die Verwendungsweise von Ausdruckseinheiten darüber entscheidet, ob wir etwas ›Metapher‹ nennen oder nicht. Dabei ist von Belang, ob diese Verwendungsweise gewöhnlich (bekannt, alt) oder ungewöhnlich (unbekannt, neu) ist (Verwendungsgeschichte).

2.2. Reflexion: Objektsprache und Metasprache

›Grammatik‹ wird typischerweise für zweierlei verwendet. Erstens für Bücher, in denen grammatische Regeln geschrieben stehen, zweitens als Ausdruck für diese Regeln selbst (wir prüfen einen Satz und urteilen: „Die Grammatik ist falsch.“, womit der nicht-regelhafte Satzaufbau gemeint ist). Das schriftliche Verfassen von Grammatiken ist eine sprachliche Tätigkeit, die Sprachliches zum Gegenstand nimmt und insofern über Sprache handelt. Wird Sprache verwendet, um über Sprache zu sprechen, wird metasprachlich operiert.

Die Unterscheidung ›Objektsprache/Metasprache‹ ist alt, wenn sie auch nicht mit den Begriffswörtern ›Objektsprache‹ und ›Metasprache‹ bezeichnet wurde. In der Antike und im Mittelalter wurde unterschieden, ob man Zeichen verwendet, um auf Außersprachliches Bezug zu nehmen oder ob man Zeichen verwendet, um auf Zeichen Bezug zu nehmen[101]. Der Ausdruck ›Objektsprache‹ kann irritieren, wird nicht geklärt, was ›Objekt‹ meint. Werden Steine, Teller, Stiere und Wolken als außersprachliche, reale Objekte klassifiziert, sind ›Stein‹, ›Teller‹, ›Stier‹ und ›Wolke‹ sprachliche Mittel, um auf außersprachliche Objekte Bezug zu nehmen (›Objekt‹ meint ›reale Entität‹). Mit ›Objektsprache‹ wird aber auch allein diejenige Sprache bezeichnet, die das Objekt metasprachlicher Beschreibungen ist. Die Wörter ›Tanne‹, ›Mutter‹ und ›Wolke‹ sind Objekte der Metasprache, ohne dass überhaupt interessieren muss, was sie außersprachlich bezeichnen (›Objekt‹ meint ›sprachliche Entität‹). Zum anderen können Ausdrücke einer Metasprache selbst zum Objekt einer Metametasprache werden, wodurch die Metasprache zur Objektsprache wird (›Objekt‹ meint ›sprachliche Entität zweiter Stufe‹). ›Glas‹ ist ein Begriffswort, das eine Klasse von konkreten raumzeitlichen Dingen bezeichnet. Wird gesagt „Gib mir doch bitte ein Glas Wasser.“, wird objektsprachlich operiert. Wird gesagt „Das Wort ›Glas‹ ist ein Nomen.“ oder „Das Wort ›Glas‹ hat vier Buchstaben.“, wird metasprachlich operiert. Statt von ›sprachlicher Bezugnahme auf Sprache‹ wird auch von ›sprachlicher Reflexivität‹ oder der ›reflexiven Struktur der Sprache‹ gesprochen.

Die Geschichte der Grammatiktheorien zeigt, dass metasprachliche Ausdrücke, mit denen Sprachgebrauch klassifiziert wird, Wandlungen unterworfen sind. Bis ins 16./17. Jahrhundert unterschied man im Großen und Ganzen stabil zwischen acht Redeteilen (Nomen, Verb, Parti-

[101] Vgl. Brigitte Schlieben-Lange: Metasprache und Metakommunikation. Zur Überführung eines sprachphilosophischen Problems in die Sprachtheorie und in die sprachwissenschaftliche Forschungspraxis. In: Adam Schaff (Hg.): Soziolinguistik. Mit Beiträgen v. Michael Brenner, Wolfgang Dressler, Helmut Gipper … Wien: Europa-Verlags-AG 1976, S. 223–225. Vgl. ebenfalls HWPh 1980[5] – Metasprache/Objektsprache [Lemma v. Thomas Rentsch].

zip, Artikel, Pronomen, Präposition, Adverb, Adjektiv)[102]. Die Dominanz der griechischen, vor allem aber der lateinischen Grammatik führte dazu, dass den Volkssprachen (auch dem Deutschen) die antiken Grammatiken „einfach übergestülpt" (ebd., S. 20) wurden. Um 1780 entwarf Adelung eine Einteilung, die bis heute im Deutschen verbreitet ist.

> „In Verbindung von formalen und funktionalen Argumenten entsteht das bis heute gültige Zehnerschema der Wortarten. Die Zurücknahme des Partizips als eigene Wortart löste auf einen Schlag viele Probleme. Adelung hatte eingesehen, dass das Partizip formal mit Adjektiven oder Adverbien übereinstimmte." (ebd., S. 21)

Adelungs Wortarten sind: Artikel, Nomen, Pronomen, Adjektiv, Numerale, Verb, Adverb, Präposition, Konjunktion, Interjektion.

Die Arbeit Dudens, der im 19./20. Jahrhundert das Nachschlagewerk *Grundzüge der neuhochdeutschen Grammatik* bearbeitete und herausgab, wurde nach seinem Tod 1911 vom *Leipziger Bibliographischen Institut* fortgeführt. Der erste *Duden – Grammatik* erschien 1935, „die Teilung des Unternehmens in einen Mannheimer und einen Leipziger Duden führt nach dem Zweiten Weltkrieg zu einem Neustart. Die erste Auflage des gegenwärtigen Grammatik-Dudens wurde 1959 in Mannheim publiziert." (ebd., S. 22) In der ersten, zweiten und dritten Auflage werden 10 Wortarten aufgeführt, diese allerdings binär unterteilt in Hauptwortarten (Verb, Nomen, Adjektiv) und Nebenwortarten (Artikel, Pronomen, Zahlwort, Adverb, Präposition, Konjunktion) und die Interjektion. In der vierten Auflage wurde binär unterschieden zwischen den flektierbaren Wortarten (Verb, Nomen, Adjektiv, Artikel, Pronomen), den unflektierbaren (Adverb, Partikel, Präposition, Konjunktion), als dritte Klasse kam die Interjektion hinzu. In der 5. Auflage (1995) und 6. Auflage (1998) fällt die Einteilung in Haupt- und Nebenwortarten weg. Die Partikeln werden erstmals in fünf Teilklassen unterteilt: „Gradpartikeln (z.B. *ziemlich*), Fokuspartikeln (z.B. *besonders*), Modalpartikeln (z.B. *etwa*), Gesprächspartikeln (z.B. *Hm, Doch, Au*) und Negationspartikeln (z.B. *nicht*)." (ebd., S. 23) In der 8. Auflage (2009), wird die Unterscheidung von flektierbaren und nicht-flektierbaren Wortarten beibehalten. Die neun Klassen von Wortarten werden allerdings durch zahlreiche Unterklassen in sich ausdifferenziert.

> „Bei der Wortartbestimmung geht die Duden-Grammatik also in zwei Schritten vor:
> (i) In einem ersten Schritt werden die Wörter einer der fünf Lexemklassen zugeordnet: Verb, Nomen, Artikelwort/Pronomen, Adjektiv, Nichtflektierbare.

[102] Vgl. Oliver Jungen u. Horst Lohnstein: Geschichte der Grammatiktheorie. Von Dionysios Thrax bis Noam Chomsky. München: Fink 2007, S. 19.

(ii) In einem zweiten Schritt werden die folgenden Unterscheidungen nach dem syntaktischen Gebrauch getroffen:

1. bei den Artikelwörtern/Pronomen: die Zuordnung zu einer der neun Unterarten (zum Beispiel definiter Artikel, Relativpronomen, Demonstrativpronomen)
2. bei den Unflektierbaren: die Unterscheidung von Präpositionen, Konjunktionen, Subjunktionen, Adverbien und Partikeln.“[103]

Als die neun Unterarten bei den Artikelwörtern/Pronomen werden angeführt: Personalpronomen (1), Reflexivpronomen (2), possessive Artikelwörter und Pronomen (3), demonstrative Artikelwörter und Pronomen (4), der definite Artikel (5), relative Artikelwörter und Pronomen (6), interrogative Artikelwörter und Pronomen (7), Indefinita (8), der indefinite Artikel (9) (ebd, S. 588–599). Die Antwort auf die Frage, wie viele Wortarten es gibt, hat angesichts dieser Einteilung einen Ermessenspielraum, da nicht selbstverständlich ist, wie viele Unterklassen gezählt werden. Werden alle Wortarten zunächst in flektierbare und unflektierbare geteilt, gibt es auf der ersten Einteilungsebene zwei Wortarten. Da die Flektierbaren auf der ersten Unterklassenebene aus 4 Wortarten bestehen und die Unflektierbaren aus 5 Unterklassen, kann geantwortet werden: Es gibt 9 Wortarten. Da die Artikelwörter/Pronomen wiederum neunfach eingeteilt werden, gibt es auf der dritten Einteilungsebene 9 weitere Wortarten. Wird in der Zählung die *eine* Klasse Artikelwörter/Pronomen durch die 9 Unterklassen ersetzt, haben wir 18 Wortarten (vorausgesetzt, der Ausdruck ›Wortart‹ kann sinnvoll auf die Unterklassen vererbt werden). Schaut man in das Kapitel *Die Partikel* (ebd., S. 588–599), werden die Partikeln weiter septenär eingeteilt in Gradpartikel (Steigerungspartikel, Intensitätspartikel), Fokuspartikel, Negationspartikel, Abtönungspartikel (Modalpartikel), Gesprächspartikel, Interjektion (Ausdruckspartikel) und Onomatopoetikum, wobei diese Einteilung wiederum Unterklassen hat.

Der aktuelle *Duden – Grammatik* (9. Aufl., 2016) bietet im entsprechenden Kapitel (2. Wortarten) eine grafische Darstellung.

[103] DG [8]2009, S. 134.

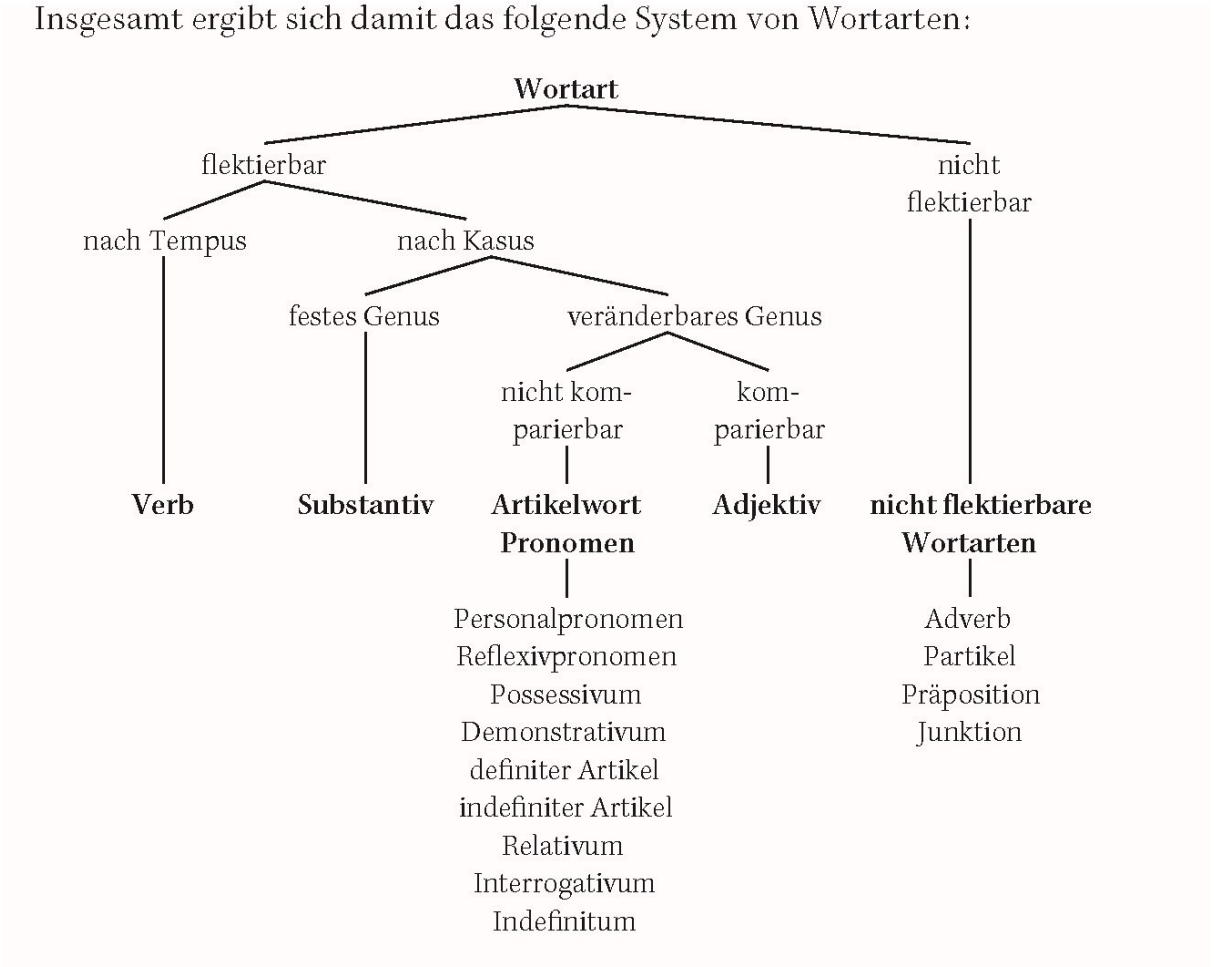


Abbildung 1: System der Wortarten

Die grammatische Klassifikation von Metaphern wurde vorab (siehe S. 32) als notwendig unvollständig bezeichnet. ›notwendig unvollständig‹ meint: Bereits Anzahl und Benennung der Wortarten sind unklar und umstritten. Je differenzierter die grammatischen Einteilungen sind, desto differenziertere grammatische Einteilungen von Metaphern sind möglich. Eingeführt wurde die mögliche Klasse der Kompositummetaphern. Diese können aus 2 oder 20, theoretisch aus unendlich vielen Komponenten zusammengesetzt sein. Faktisch sind Kompositummetaphern, die aus 3, 5 oder 7 Komponenten zusammengesetzt sind, feststellbar. Interpretationstheoretisch ist relevant, ob 2, 5 oder 10 Relata in einer Ausdruckseinheit genannt ›Kompositummetapher‹ relationiert sind. Dennoch wirkt diese Relevanz nicht auf die Modellierung der Klassen von Metaphern zurück. Bereits ein Ausdruck wie ›Nomen-Nomen-Nomen-Metapher‹ oder ›Drei-Wort-Metapher‹ ist als unproduktiv zu evaluieren. Vermutlich, da sie als ›sperrig‹, ›leserunfreundlich‹ und ›unökonomisch‹ bezeichnet oder bloß empfunden werden. Erst recht würde die Einführung einer ›Nomen-Nomen-Nomen-Nomen-Metapher‹ kaum Akzeptanz finden. Entsprechendes gilt für andere Komposita. *grammis 2.0* unterteilt die Nomenkomposita

mit den Ausdrücken ›Nomen-Nomen-Komposita‹, ›Adjektiv-Nomen-Komposita‹, ›Verb-Nomen-Komposita‹, ›Konfix-Nomen-Komposita‹, ›Nominale Konfix-Komposita‹, ›Satz-Nomen- und Phrase-Nomen-Komposita‹ und ›Nominale Komposita und weitere Ersteinheiten‹. Unter den ›weiteren Ersteinheiten‹ finden sich bezeichnenderweise Komposita, die Adverbien, Präpositionen, Partikeln, Pronomina, Konjunktoren, Subjunktoren, Interjektionen und Artikel integrieren. Die Adjektivkomposita unterteilt *grammis 2.0* mit den Ausdrücken ›Nomen-Adjektiv-Komposita‹, ›Verb-Adjektiv-Komposita‹, ›Adjektiv-Adjektiv-Komposita‹, ›Konfix-Adjektiv-Komposita‹, ›Adjektivische Konfix-Komposita‹, ›Adjektivische Nomen-Konfix-Komposita‹, ›Satz-Adjektiv- und Phrase-Adjektiv-Komposita‹ und ›Adjektivische Komposita und weitere Ersteinheiten‹.

Jede Unterteilung, die *grammis 2.0* etabliert, ist metapherntheoretisch und interpretationstheoretisch relevant. Diese Formen (und mehr) finden wir in der normalen Sprache und der Dichtung vor. Es scheint, die metasprachliche Klassifizierung kommt dem faktischen Sprachgebrauch ›kaum hinterher‹. Erkenntnistheoretisch relevant ist, dass die Ausdifferenzierung des Sprachgebrauchs mit metasprachlichen Mitteln dazu tendiert, unübersichtlich zu werden, obwohl uns im normalen Sprachgebrauch die Komplexität der faktischen Ausdifferenziertheit meist keine Probleme bereitet.

Die grammatische Einteilung in *2.1. Grammatik: Einführung der Bedeutung von ›Metapher‹* hat entsprechend viele grammatische Phänomene vernachlässigt, die ebenfalls interpretationstheoretisch und literaturtheoretisch relevant sind. Vernachlässigt wurden beispielsweise

- Kofferworte, Kontaminationen: ›Datei‹, ›Denglisch‹, ›jein‹, ›Kurlaub‹, ›Smog‹, ›Emoticon‹
- Satz-Nomen- und Phrase-Nomen-Komposita: ›Mit diesem Ich-mach-aus-dir-Hackfleisch-Blick‹
- Nominale Komposita mit Adverbien: ›Abwärtstrend‹, ›Alleinanspruch‹, ›Sofortmaßnahme‹
- Nominale Komposita mit Präpositionen: ›Mitbruder‹, ›Nachdichtung‹
- Nominale Komposita mit Pronomina: ›Ich-Kult‹, ›Wir-Gesten‹
- Nominale Komposita mit Junktoren: ›Dass-Satz‹, ›Als-ob-Behauptung‹
- Nominale Komposita mit Interjektion: ›Aha-Erlebnis‹, ›Buh-Rufe‹
- Adjektivische Komposita mit Pronomia: ›ichbezogen‹, ›wir-betont‹
- Adjektivische Nomen-Konfix-Komposita: ›tütophob‹, ›der berlinophile mauerphobe Verleger‹
- Phrase-Adjektiv-Komposita: „Manche meinen, Literatur müsse vor allem Goethe-schön sein.“
- Satz-Adjektiv-Komposita: „Da ist sie ziemlich ich-fass-es-nicht-kreativ geworden.“
- ig-Derivate, isch-Derivate oder lich-Derivate: ›kaltblütig‹, ›stechlustig‹, ›umtriebig‹, ›übellaunig‹, ›todestäglich‹, ›mauseängstlich‹)[104].

[104] „Keine Komposita sind Bildungen wie *debattierfreudig*, *kauflustig*, *sammelwütig*. Sie werden hier vor allem aus semantischen Gründen analysiert als *ig*-Derivate zu Nomina wie *Debattierfreude*, *Kauflust*, *Sammelwut*.“ (grammis 2.0 – Verb-Adjektiv-Komposita [Lemma, zul. bearb. 16.6.2011]) ›kauflustig‹ ist ein denominales Adjektiv, da es von ›Kauflust‹ abgeleitet ist. ›blutig‹ ist von ›Blut‹ abgeleitet, ›kaltblütig‹ vermutlich von ›kaltes Blut‹ (eine Adjektivmetapher des Typs ›attributives Adjektiv + Nomen‹), eher nicht von ›Kaltblut‹.

– Typografische Effekte: Schriftart, Schriftgröße, Kursivsetzung, Fettdruck (diese kommen je nach Theorieansatz als Metaphern in Frage)[105].
– Metaphorische Kompositionen aus Haupt- und Nebensatz: „Er fühlte die Liebe, die auf ihn gewartet hatte.“ Dieser Typ Relativsatz gilt als postnominales Attribut. Das Attribut kann nicht in ein grammatisch korrektes pränominales Attribut transformiert werden.

Metapherntheoretisch relevant ist, dass die Identifikation und Definition von ›Metapher‹, soll sie kraft normal-grammatischer Mittel realisiert werden, mit dem Problem der faktischen sprachlichen Komplexität, mit dem Problem des Sprachwandels und mit dem Problem mangelnder Einigkeit unter den Diskursteilnehmern umzugehen wissen muss.

Präliminar global punkto ›Metasprache‹ herauszustellen ist, dass Theorien der Metapher ›Metapher‹ als metasprachlichen Fachausdruck häufig unkritisch voraussetzen und somit das Forschungsergebnis dahingehend präformieren, dass sie a) auch in der Sprache etwas finden müssen, das von dem metasprachlichen Ausdruck ›Metapher‹ bezeichnet wird und b) dass die Anwendung des metasprachlichen Ausdrucks den Ansprüchen des jeweiligen Fachs genügen muss (Methodenverpflichtung). In den meisten Metapher(n)theorien ist nicht die metasprachliche Klasse ›Metapher‹ fraglich, sondern deren Detektion, Form, Funktion, Bedeutung, Funktionsweise oder Wirkung. Fundamentale Fragen sind: Ist eine Theorie der Metapher überhaupt notwendig und möglich?

2.3. Logische Grammatik: Das trojanische Pferd

›System‹ geht auf gr. ›systēma‹ (σύστημα) zurück. Es ist zusammengesetzt aus ›syn-‹ (συν-) und ›istēmi‹ (ἵστημι). ›syn‹ bedeutet ›zusammen‹, ›istēmi‹ bedeutet ›stellen‹[106]. ›systēma‹ meint ›Zusammenstellung‹. Synonyme von ›zusammenstellen‹ sind: „arrangieren, aufbauen, aufstellen, bilden, formieren, gestalten, gliedern, gruppieren, kombinieren, ordnen, organisieren, strukturieren, systematisieren; *(bildungssprachlich):* kategorisieren, komponieren; […].“[107] ›systematisieren‹ eröffnet zwei syntaktische Leerstellen: Jemand systematisiert etwas. Die Handlung ›systematisieren‹ erzeugt ein System (bringt etwas in ein System, behandelt etwas systematisch). Wird die Welt der Pflanzen systematisiert (aktiv, Prozess), wird von Systematisierung der Pflanzen gesprochen. Gilt die Systematisierung als vorläufig oder endgültig abgeschlossen, wird von einem oder *dem* System der Pflanzen gesprochen (Zustand). Je nach Ge-

[105] Viele der in diesem Absatz verwendeten Beispiele sind den jeweiligen Lemmata von *grammis 2.0* entnommen.
[106] Vgl. HWPh 1998[10] – System [Lemma v. Fritz-Peter Hager].
[107] DSW [6]2014 – zusammenstellen [Lemma].

genstandsbereich (›Biologie‹, ›Gesellschaft‹, ›Sprache‹) sind die erzeugten Systeme (System der Biologie, System der Gesellschaft, System der Sprache) mehr oder weniger umstritten und werden häufig neu zusammengestellt (resystematisiert).

Wird etwas als ›System‹ bezeichnet, ist typischerweise keine wahllose, planlose, chaotische, strukturlose und unvollständige Zusammenstellung gemeint. ›System‹ bezeichnet eine gewählte, geplante, geordnete, strukturierte und vollständige Zusammenstellung. ›gewählt‹ meint: Ein Agens will das System (›wählen‹ geht auf ›wollen‹ zurück). ›geplant‹ meint: Ein Agens entwirft Schemata, Skizzen, Grundrisse des Systems, das erzeugt werden soll. ›geordnet‹ meint: Ein Agens stellt die Elemente des zu erzeugenden Systems in Reihen zusammen. ›strukturiert‹ meint: Das Agens stellt die Elemente so zusammen, dass die Reihen wie ›Schichten‹ nebeneinander und übereinander liegen. Systeme, so der Topos, sind wie Gebäude: Sie werden aufgebaut, haben eine äußere und eine innere Struktur.

Sucht ein Agens ›Sprache‹ zu systematisieren, hat es die Verwendung des Begriffswortes ›Sprache‹ festzustellen (*4.2. Was immer das ist: Sprache im Singular, Sprache im Plural*). Festzustellen ist, dass ›Sprache‹ viele Aspekte hat (Sprache als Medium, Sprache als Schrift, Sprache als Spiel …). ›Grammatik‹ bezeichnete anfangs die Kunst, die den Buchstaben (γραμμα, gramma) oder die Schrift (τὰ γραφόμενα, ἡ γραφή, ta graphomena, hē graphē) betrifft (γραμματική τέχνη, grammatikē technē).

> „Grammatik war ursprünglich ein Sammelname für alle mit dem Schreiben und Auslegen von Texten befassten ›Künste‹. Im Mittelalter bezeichnete Grammatik die erste Kunst des Triviums (neben Rhetorik und Stilistik). Darin steckt bereits die Bedeutungsverengung von Grammatik auf die Summe der Regeln bzw. Regelmäßigkeiten des richtigen Gebrauchs einer Sprache. Gegenwärtig wird Grammatik in verschiedenen Bedeutungen gebraucht. Die wichtigsten sind: (a) Inbegriff der regelhaft bzw. analogisch rekurrierenden Eigenschaften und Baumuster einer Sprache. Der Gegensatz von Grammatik in dieser Bedeutung ist das ↑Lexikon. (b) Zusammenhängende Beschreibung dieser Muster und Regelmäßigkeiten zu sprachdidaktischen, normativen oder wissenschaftlichen Zwecken. (c) Sprachtheorie, Gesamtheit der wissenschaftlichen Annahmen, die hinter einer Sprachbeschreibung stehen.“[108]

›Grammatik‹ gilt heute vor allem als Teilgebiet der Sprachwissenschaft. Erforscht werden Regeln und Muster (Baumuster) des Sprachgebrauchs. Die Regeln und Muster werden festgestellt (deskriptive Grammatik) oder festgesetzt (normative Grammatik). Die definierten (festgestellten oder festgesetzten) grammatischen Regeln und Muster werden dargestellt in Form von schriftsprachlichen ›grammatischen Regelsystemen‹ oder ›systematischen Grammatiken‹.

> „Der Inhalt der Systematischen Grammatik erschließt sich im Wesentlichen unter syntaktischem und semantischem Aspekt. […] Aus syntaktischer Sicht zeigen sich Ausdruckseinheiten aller Kom-

[108] MLS ^{4}2010 – Grammatik [Lemma v. Helmut Glück u. Clemens Knobloch].

> plexitätsstufen – Wörter, Phrasen, einfache und komplexe Sätze –, deren formale Beziehungen zueinander und die formalen Funktionen, die sie bei der Bildung korrekter Redeeinheiten erfüllen können. Aus semantischer Sicht werden die syntaktischen Verhältnisse im Deutschen nicht als autonome Strukturen gesehen, sondern als Basis für die Interpretation der Bedeutungsverhältnisse in Diskurs- und Texteinheiten aller Komplexitätsstufen. Hierbei werden syntagmatische und paradigmatische Beziehungen unterschieden: Ausdruckseinheiten, die aufeinander folgen und Bausteine zu größeren Einheiten bilden, können in einem syntagmatischen Verhältnis zueinander stehen. Ausdruckseinheiten, die im gleichen Satzkontext auftreten, bilden oft alternativ zueinander eine und dieselbe funktionale Satzkomponente und stehen im Verhältnis eines ‚Paradigmas' zueinander."[109]

Da die *formalen* Beziehungen und *formalen* Funktionen der Ausdruckseinheiten als Basis für die Interpretation der Bedeutungsverhältnisse gesehen werden, bilden syntaktische Untersuchungen (Syntax, Formlehre) die Basis für semantische Untersuchungen (Semantik, Inhaltslehre). Die Verwendung des Ausdrucks ›etwas [A] als Basis von etwas [B] sehen‹ meint: A ist die Grundlage, das Fundament von [B]. [A] fundiert [B]. Die Ausdrücke ›Basis‹, ›Grundlage‹ und ›Fundament‹ meinen in wissenschaftstheoretischen Kontexten typischerweise: [A] ist die Voraussetzung von [B]. [A] ermöglicht [B]. [A] geht [B] logisch oder systematisch voraus. Festzustellen ist, dass Ausdruckseinheiten systematisiert werden durch die Begriffswörter ›Morphem‹, ›Wort‹, ›Phrase‹, ›einfacher Satz‹, ›komplexer Satz‹ und ›Text‹. Diese Einteilung der Ausdruckseinheiten wird näher bestimmt durch ›Komplexitätsstufen‹: Texte seien komplexer als Sätze, Sätze komplexer als Worte.

Die Verwendung der binären Unterscheidung ›Syntax/Semantik‹ ist unter Sprachwissenschaftlern und Philosophen weit verbreitet. Ebenfalls weit verbreitet ist die Absicht, wissenschaftliche ›Gegenstände‹ systematisch zu erforschen und zu systematisieren.

Methodologisch festzustellen ist erstens, dass häufig die Vermutung geteilt wird, relativ komplexe sprachliche Ausdruckseinheiten (Sätze, Texte) ließen sich erklären, indem zunächst die relativ einfachen Ausdruckseinheiten erklärt werden (Morpheme, Worte). Methodologisch festzustellen ist zweitens, dass häufig die Vermutung geteilt wird, dass die Untersuchung des syntaktischen, formalen Aspekts der Sprache die Untersuchung des semantischen, inhaltlichen Aspekts der Sprache *fundiert*. Reformuliert: Der formale Aspekt der Sprache ist das geeignete Zugangsmedium zum inhaltlichen Aspekt der Sprache. Das Kompositionalitätsprinzip (auch: Kompositionsprinzip, Funktionalitätsprinzip oder Frege-Prinzip) ist ein

> „Prinzip, dem zufolge die Bedeutung eines komplexen Ausdrucks eine Funktion der Bedeutungen seiner Teile und der Art ihrer syntaktischen Kombination ist. Das Kompositionalitätsprinzip drückt nach allgemeiner Auffassung eine Grundeinsicht in die Natur der Bedeutungskonstitution natürlicher Sprache aus, deren Präzisierung gleichwohl zu Kontroversen führt; […] Unbeschadet weiteren Prä-

[109] grammis 2.0 – Systematische Grammatik [Lemma].

zisierungsbedarfs hat sich das Kompositionalitätsprinzip bislang als äußerst hilfreiche und fruchtbare Heuristik für die Semantik erwiesen.“[110]

›Sprachliche Komplexität von Ausdruckseinheiten‹ meint so gedacht: Relativ hohe Quantität von Elementen und Relationen, die prinzipiell aber auf Einfaches zurückführbar ist, da aus diesem bestehend und hervorgehend. Sind ›das Einfache‹ und die Syntax systematisch geklärt, lassen sich das Komplexe und die Semantik systematisch klären.

Da Metaphern typischerweise als sprachliche Ausdruckseinheiten gelten, wird der syntaktische und semantische Aspekt von Metaphern mit möglichst systematischen Mitteln systematisiert. Die Absicht, Metaphern zu systematisieren, impliziert meist die Absicht, eine gewählte, geplante, geordnete, strukturierte und vollständige Zusammenstellung von Metaphern zu realisieren. Für systematisierende Vorgehensweisen ist die Metapher häufig ein Problem.

„In sprachphilosophischen Kreisen ist die Metapher dieser Tage zum trojanischen Turnierpferd geworden, aus dem mit allen Listen für und wider die Festung einer systematischen Bedeutungstheorie gestritten wird. Wie keine andere scheint diese Sprachform geeignet, das gegen das Vielformenheer der Sprache widerständige Troja der Bedeutungstheorie allen hellenischen Tropen zu öffnen und es damit in seinen Grundfesten zu erschüttern. Längst aber steht Troja voller trojanischer Pferde. […] Jede Bedeutungstheorie nämlich, die etwas auf sich hält, hat sich mittlerweile – meist am Beispiel der Metapher – auch eine Theorie der figürlichen Rede zugelegt.“[111]

Zu vermuten ist, dass ›Heer‹ in ›Vielformenheer der Sprache‹ bedeutet: ›eine sehr große Anzahl von sprachlichen Formen‹. Was ›sehr große Anzahl von sprachlichen Formen‹ meinen kann, riss *2.1. Grammatik: Einführung der Bedeutung von ›Metapher‹* an. Da ›Form‹ meist dem sprachlichen Aspekt ›Syntax‹ zugeordnet wird, da ›Syntax‹ ein Aspekt der Grammatik ist und Grammatik ein Aspekt der Sprache, meint ›Vielformenheer der Sprache‹ vermutlich ›sehr große Anzahl von syntaktischen Formen‹. ›Troja‹ ist der Eigenname einer antiken Stadt. ›widerständig‹ verweist auf ein historisches Kriegsgeschehen (den Trojanischen Krieg): Hellenen suchten Troja zu erobern. Die Eroberung gelang erst, nachdem listenreich ein hölzernes Pferd in Troja eingeschleust worden war. *Die* Metapher als wissenschaftlicher Gegenstand sei das Trojanische Pferd, mit dem für *und* gegen eine systematische Bedeutungstheorie gestritten werde. ›für‹ meint: Eine systematische Bedeutungstheorie ist wünschenswert und realisierbar; auch und besonders am ›Gegenstand‹ Metapher zeigt sich, was die Bedeutungstheorie taugt. ›gegen‹ meint: Eine systematische Bedeutungstheorie ist nicht wünschenswert und nicht reali-

[110] LdSp-Bußmann [4]2008 – Kompositionalitätsprinzip [Lemma].
[111] Martin Seel: Am Beispiel der Metapher. Zum Verhältnis von buchstäblicher und figürlicher Rede. In: Forum für Philosophie Bad Homburg (Hrsg.): Intentionalität und Verstehen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1990 (stw, 856), S. 237–272.

sierbar; auch und besonders am ›Gegenstand‹ Metapher zeigt sich, dass systematische Bedeutungstheorien scheitern. Seel suggeriert, dass Bedeutungstheorien durch die Untersuchung von Metaphern ›erschüttert werden in ihren Grundfesten‹. ›in den Grundfesten erschüttert werden‹ meint: Grundlagen oder Voraussetzungen von Bedeutungstheorien, die aus syntaktisch-semantischen Untersuchungen von Metaphern resultieren, werden mit überzeugenden Einwänden in Frage gestellt. Warum ›erschüttert‹ die Untersuchung von Metaphern systematische Bedeutungstheorien?

Typische Antworten auf diese Frage sind: Systematische Syntax- und Bedeutungstheorien setzen Metaphern voraus, implizieren Metaphern, basieren auf Metaphern (Selbstbezüglichkeitsproblem). Ein Moment der Theorie (das metaphorische) weist die Erkenntnisinteressen der Theorien nicht nur im Nachhinein als unmögliche aus, sondern hat immer schon von vorneherein die Theorien verunmöglicht (Troja steht voller trojanischer Pferde). Häufig heißt es, Metaphern seien absolut subversiv gegenüber systematischen Bedeutungstheorien. Selten heißt es, sie seien absolut subversiv gegenüber systematischen Syntaxtheorien. Stimmten (gleichnisartige, vage) Diagnosen wie die Seels, wäre es vernünftig, den Anspruch aufzugeben, systematische Bedeutungstheorien könnten Metaphern systematisch erschließen. Da das, was viele ›Metapher‹ nennen, sehr häufig in der Alltags- und Wissenschaftssprache vorkommt, könnte es darüber hinaus vernünftig sein, gar keine systematischen Bedeutungstheorien mehr zu entwickeln. Festzustellen ist, dass einige Diskursteilnehmer den Anspruch auf eine systematische Bedeutungstheorie aufgeben, andere nicht.

Methodologisch festzustellen ist, dass viele Wissenschaftler, die ›Metapher‹ untersuchen, nicht die Mittel normaler, möglichst systematischer Grammatiken verwenden, sondern Unterscheidungen, die eigens zur Modellierung von ›Metapher‹ erfunden wurden:

- focus/frame
- tenor/vehicle
- Quellbereich/Zielbereich usw.

Die Unterscheidung ›focus/frame‹ verwendet Black, weil er interessiert ist an der *logischen Grammatik der Metapher*.

> „The questions I should like to see answered concern the ‘ logical grammar ‘ of ‘ metaphor ’ and words having related meanings. It would be satisfactory to have convincing answers to the questions: ‘ How do we recognize a case of metaphor? ’, ‘ Are there any criteria for the detection of metaphors? ’, ‘ Can metaphors be translated into literal expressions? ’, ‘ Is metaphor properly regarded as a decoration upon ‘ plain sense ’? ’, ‘ What are the relations between metaphor and simile? ’, ‘In what sense, if any, is a metaphor ‘ creative ’? ’, ‘ What is the point of using a metaphor? ’. (Or, more briefly, "What do we *mean* by ‘ metaphor ‘? ". The questions express attempts to become clearer

about some uses of the word ‘ metaphor ’—or, if one prefers the material mode, to analyze the notion of metaphor.)”[112]

Zu vermuten ist, dass ›logische Grammatik‹ so viel meint wie: Die Form oder Struktur, die allen Metaphern zugrundeliegt, innewohnt, vorausgeht. Wenn die logische Grammatik der Metapher angemessen expliziert ist, dann können die Fragen, die Black stellt, überzeugend beantwortet werden. Die Einsicht in die logische Grammatik der Metapher ist die conditio sine qua non. Wie Black vermuten viele Diskursteilnehmer, dass die Explikation oder das Finden einer ›logischen Grammatik‹, einer ›logischen Form‹ oder eines ›universellen Modells‹ der Metapher es ermöglicht, die diskursrelevanten Fragen überzeugend zu beantworten.

2.4. Wissenschaftstheorie: Einteilung von Metapher(n)theorien

Analysiert wird ›Metapher‹ akribisch von Philosophen, Rhetorikern und Dichtern nachweislich seit gut 2400 Jahren. Intensiviert analysiert wird ›Metapher‹ seit mehreren Jahrzehnten in relativ neuen Wissenschaften wie Linguistik, Psychologie, Kultur- und Literaturwissenschaft. Da derzeitige Wissenschaftler meist systematische *und* historische Aspekte des Sprachgebrauchs reflektieren, geht das Erkenntnisinteresse vorwiegend dahin, im Verlauf der Zeit entstandene Metapherntheorien, die in der Jetztzeit vorfindlich sind, zu systematisieren.

Um Metapherntheorien klassifizieren zu können, bedarf es einer Theorie, die Theorien zusammenhängend darstellen und vergleichbar machen kann. Das leistet die Wissenschaftstheorie Kuhns. Das leistet die Systemtheorie Luhmanns. Da beide Theorien zur Konstruktion des Metapherndiskurses bereits verwendet wurden, seien Haverkamps paradigmatische und Rolfs differenztheoretische Diskursdarstellung zwecks Selbstverortung im Metapher(n)diskurs kurz skizziert[113].

[112] Black 1954 – Metaphor, S. 273.

[113] Überblicke über die Metaphernforschung inklusive bibliografischer Referenzen bieten: Raymond W. Gibbs (Hg.): The Cambridge handbook of metaphor and thought. New York: Cambridge Univ. Press 2008. Juliana Goschler: Metaphern. Tübingen: Groos 2012 (Studienbibliografien Sprachwissenschaft, 41). Gerhard Kurz: Metapher, Allegorie, Symbol. 3., bibliogr. erg. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1993 (Kleine Vandenhoeck-Reihe, 1486). Jean-Pierre van Noppen, Sabine de Knop u. René Jongen (Hg.): Metaphor. A bibliography of post-1970 publications. Amsterdam; Philadelphia: Benjamins 1985 (Amsterdam studies in the theory and history of linguistic science. Series V: Library & information sources in linguistics, 17). Jean-Pierre van Noppen u. Edith Hols (Hg.): Metaphor II. A classified bibliography of publications 1985 to 1990. Amsterdam: Benjamins 1990 (Amsterdam studies in the theory and history of linguistic science. Series V: Library & information sources in linguistics, 20). Warren A. Shibles: Metaphor: An annotated bibliography and history. Whitewater, Wis.: Language Press 1971. 11500 Einträge (begonnen 1990) verzeichnet die Onlinedatenbank *Bibliography of metaphor & metonymy* (MetBib), ed. in chief Antonio Barcelona Sánchez u. Francisco J. Ruiz Mendoza de Ibáñez. Amsterdam: Benjamins. URL: http://benjamins.com/online/met, zul. gepr. 7.10.2013. – Eine umfangreiche

Wissenschaftshistorisch ist Haverkamps Herausgeberschaft (*Theorie der Metapher* 1983, [2]1996, *Die paradoxe Metapher* 1998) eine diskurskonstitutive Vernetzung von Texten zuzusprechen, die nach gut vierzig Jahren weiterhin beanspruchen darf, maßgebliche theoretische Perspektivierungen von ›Metapher‹ prismatisch versammelt zu haben[114]. Die Verwendung von Kuhns Wissenschaftsmodell ist daran zu erkennen, dass in der quinären Einteilung der Texte in *Theorie der Metapher* drei Klassen den Ausdruck ›Paradigma‹ verwenden.

> „I. Historische Vergegenwärtigung. Kritik der Rhetorik […]. II. Das sprachanalytische Paradigma. Semantik der Metapher […]. III. Das strukturalistische Paradigma. Semiotik der Metapher […]. IV. Das hermeneutische Paradigma. Hermeneutik der Metapher […]. V. Übergänge und Perspektiven […]." (ebd., S. V–VI)

Die erste Klasse ›I. Historische Vergegenwärtigung‹ hat *ein* Element: eine gekürzte Textfassung von Richards *The Philosophy of Rhetoric*. Die fünfte Klasse ›V. Übergänge und Perspektiven‹ hat drei Elemente: Je einen Aufsatz von Black (1977), de Man (1978) und Blumenberg (1979). Damit werden zwei Teile der quinären Einteilung nicht als Paradigmen bezeichnet. Ihr zufolge gibt es drei Paradigmen und zwei (in Ermangelung eines besseren Ausdrucks) Nicht-Paradigmen.

Ein erster Aspekt der Verwendung von Kuhns Vokabular ist, dass die Existenz einer einheitlichen Metaphernforschung negiert, stattdessen eine (unter erweiterungsoffenen Einschränkungen vorgenommene) *Paradigmenreduktion* befürwortet wird.

> „Die methodischen Unterschiede […] gehen auf die Differenzen der theoretischen ›Paradigmen‹ zurück, in denen sich der Einfluß der modernen Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie geltend macht: Sprachanalyse, Strukturalismus und Hermeneutik. Anders als man Forschungsberichten und Überblickswerken glauben könnte, gibt es keine einheitliche Metaphernforschung und eine Theorie der Metapher nur als Sammelname konkurrierender Ansätze, die auf diese Paradigmen zurückführbar sind." (ebd. S. 2)

Sofern die Verwendung von ›Paradigmen‹ hier ›Inkommensurabilität‹ impliziert, sind zwei Fragen verneint. Verneint ist, dass es de facto die *eine* Theorie der Metapher gibt (Zustandsbeschreibung). Verneint ist, dass es diese Theorie überhaupt geben kann (Prognose). Auf Basis von Kuhns Wissenschaftsmodell ist es sinnlos, die Möglichkeit *einer* Theorie der Metapher in

---

Aufsatzsammlung und Rezensionen bietet die (elektronische) Zeitschrift *metaphorik.de*, die seit 2001 unregelmäßig erscheint. URL: www.metaphorik.de, zul. gepr. 4.12.2014.

[114] Anselm Haverkamp (Hg.): Theorie der Metapher. Darmstadt: Wiss. Buchges. (Wege der Forschung, 389) 1983. Ders. (Hg.): Theorie der Metapher. 2., um ein Nachw. zur Neuausg. u. einen bibliog. Nachtr. erg. Aufl. Darmstadt: Wiss. Buchges. Ders. (Hg. u. Mitverf.): Die paradoxe Metapher. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998.

Aussicht zu stellen, die (systematisch, synthetisch, synoptisch) alle versprengten Metapherntheorien (vernunftgemäß, logisch) auf sich vereint.

Die Paradoxe Metapher (1998) teilt den theoretischen Metapherndiskurs nicht mehr nach ›Paradigmazugehörigkeit/Nicht-Paradigmenzugehörigkeit‹ ein. Eingeteilt ist die Herausgeberschrift in fünf Kapitel: ›*I. Klassische, neuere Positionen: Handlung, Bedeutung, Erkenntnis*‹ (drei Aufsätze), ›*II. Analytische Alternativen: Konvention, Prädikation, Referenz*‹ (drei Aufsätze), ›*III. Metaphorologische Alternativen: Entzug, Phantom, Schema*‹, ›*IV. Rhetoriktheoretische Rekonstruktionen: Pathos und Figur, Katachrese und Allegorie*‹ (vier Aufsätze), ›*V. Ästhetiktheoretische Dekonstruktionen: Inschrift und Prosopopeia, Chiasmus und Übertragung*‹ (vier Aufsätze). Die Einteilung beansprucht nicht, systematisch zu sein. Eine wissenschaftstheoretische Einteilung des Metapherndiskurses zu leisten, ist in Haverkamps späterer Monografie *Metapher* (2007) nicht mehr zu erkennen[115].

Unterscheidungsarbeit (Kritik, Dihairesis, Differenzierung) ist immer schon Bestandteil philosophischen Handwerks (*3.2. Platon: Kritische Technik und Epistēmē*). Durch Schriften von Autoren wie Saussure, Heidegger, Lyotard, Derrida und Luhmann wurde die Wichtigkeit des methodologisch gesicherten Unterscheidens erneut exponiert. Eine Theorie der Systeme Luhmann'scher und damit differenztheoretischer Grundgestalt ist Rolf dienlich, Theorien der Metapher systematisieren zu können[116].

Der erste Schritt der Theorieapplikation zeigt sich in der Gleichsetzung aller Theoretiker, die sich zu Metaphern geäußert haben, mit dem ›Beobachter‹.

> „Ein Metaphertheoretiker, jemand, der zumindest implizit eine bestimmte *Auffassung* von seinem Gegenstand hat, im Hinblick auf diesen eine bestimmte *Sichtweise* einnimmt, ist im Sinne Luhmanns ein Beobachter. Auch ein Beobachter kann beobachtet werden." (ebd., S. 6)

Rolf betont die Zusammensetzung ›Metaphertheoretiker‹ im Unterschied zu ›Metapher*n*theoretiker‹. Jeder Metaphertheoretiker sei ein Beobachter.

Die Form ›Metapher*n*theorie‹ vorzufinden bei Haverkamp, Köller, Debatin und Beckmann wird von Rolf kritisch hervorgehoben, da „entgegen einer in der Literaturwissenschaft offenbar verbreiteten Denkgewohnheit" (ebd., S. 2) der Theoriebegriff in puncto ›Metapher‹ in den Plural zu setzen sei. Fälschlicherweise habe man aus dem faktischen Fehlen und dem prognosti-

[115] Anselm Haverkamp: Metapher. Die Ästhetik in der Rhetorik. Bilanz eines exemplarischen Begriffs. München: Fink 2007.

[116] Vgl. Rolf 2005 – Metaphertheorien. Rolf schreibt einleitend: „Metaphertheorien sind in vollem Umfang noch nie thematisiert und zum Gegenstand einer systematischen Betrachtung erhoben worden." (ebd., S. 1) Fraglich ist, ob Rolf mit ›noch nie‹ den Anspruch erhebt, diese voll umfängliche Thematisierung und Systematisierung geleistet zu haben oder ob er schlicht eine korrekte Feststellung formuliert, die weiterhin gilt.

zierten Ausbleiben einer einheitlichen oder abschließenden Theorie der Metapher auf eine unhintergehbare Theorienpluralität geschlossen. Es gibt, so Rolf im Anschluss an Luhmann, *einen* Gegenstand ›Metapher‹, der aus verschiedenen Sichtweisen beobachtet wird, daher: Theorie*n* der Metapher bzw. Metapher-Theorien. Luhmann setzt Begriffe als möglich und darüber hinaus als real an (Begriffsrealismus). Diese Begriffe können und sollen so weit wie möglich scharf definiert werden[117]. Wie Luhmann axiomatisch davon ausgeht, dass es Systeme gibt, so geht Rolf davon aus, dass es *die* Metapher gibt. Ist gesetzt, dass es Allgemeines gibt, kann behauptet werden, dass alle Sprecher, die das Wort ›Metapher‹ verwenden, sich auf *ein* gemeinsames Etwas beziehen. Dieses Etwas wird von Rolf ›Gegenstand‹ genannt, die Bezugnahme auf diesen Gegenstand ›Beobachtung‹.

Luhmann'schem Vokabular zufolge haben Metaphertheoretiker sich als Teil folgenden Konstruktus zu beobachten: Beobachter haben Theorien der Metapher konstruiert und dabei Unterscheidungen verwendet (erste Beobachterrolle). Rolf als zweiter Beobachter beobachtet die Unterscheidungen der Metapher(n)theoretiker. Der Verfasser dieses Textes als zeitlich nachgeordneter Beobachter ist nicht dritter, sondern ebenfalls zweiter Beobachter, da er ebenfalls einen Beobachter beobachtet. Eine Potenzierung der Reflexionsstruktur ins Unendliche (einen Beobachter, der einen Beobachter beobachtet, der einen Beobachter beobachtet …) kann in Luhmanns Theoriedesign nicht vorkommen. Beobachtet werden immer Unterscheidungen, die andere Beobachter produziert haben. Da viele Unterscheidungen auf ›Metapher‹ angewendet wurden, erzeugt der differenztheoretische Blick auf die theoretische Metaphernforschung eine Vielzahl von Theorien der Metapher.

> „In der vorliegenden Untersuchung werden 25 Metaphertheorien in ihren Grundzügen charakterisiert. Drei davon, die Vergleichs-, die Interaktions- und die Substitutionstheorie, sind aus der Literatur zur Metapher namentlich bekannt, von den anderen 22 Theorien ist, zumindest in dem hier intendierten Sinn oder aus der hier eingenommenen Perspektive, bisher so gut wie noch nie die Rede gewesen. Ein Theorie*vergleich* wird hier nicht beabsichtigt. Es geht in erster Linie um eine Neubeschreibung von Älterem und eine Erstbeschreibung von Neuerem. *Intra*theoretische Probleme und *inter*theoretische Zusammenhänge stehen im Vordergrund."[118]

[117] „Die Arbeit mit diesen Begriffen erfolgt also nicht ohne Bezug (und nicht selten: mit kontrastierendem Bezug) auf vorgefundenes Theoriegut, aber die Begriffe sollen sich, soweit möglich, aneinander schärfen. Jede Begriffsbestimmung muß dann als Einschränkung der Möglichkeit weiterer Begriffsbestimmungen gelesen werden." Niklas Luhmann: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. 4. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1991 (stw, 666), S. 12.
[118] Rolf 2005 – Metaphertheorien, S. 5.

Merkmal der Luhmann'schen differenztheoretischen Methode ist die Einführung von Leitdifferenzen. Wird eine Unterscheidung als leitende herausgestellt, ist eine Zuordnung von Verfasser(n), Leitdifferenz und Theoriebezeichnung möglich.

> Vergleichstheorie [Cicero], Interaktionstheorie [Richards, Black], Absurditätstheorie [Beardsley, Strub], Inhaltverdopplungstheorie [Kittay], Feldtheorie [Porzig, Coseriu, Weinrich, Goodman, Elgin], Analogietheorie [Aristoteles, Coenen], Anaphertheorie [Tirrell], Substitutionstheorie [Quintilian, Jakobson, Lütticher Gruppe μ, Lacan], Sprechakttheorie [Cohen], Divergenztheorie [Searle], Prätentionstheorie [Turbayne, Grice, Martinich], Sinnauflockerungstheorie [Sperber, Wilson, Carston], Extensionstheorie [Davidson], Rekonzeptualisierungstheorie [Nogales], „Von der Merkmalstransfer- zur Konzeptionstheorie" (ebd. S. VII) [Levin], Kognitionstheorie [Cormac], Paradoxietheorie [Ricœur], Referenzverdoppelungstheorie [Glucksberg], Intensionstheorie [Danto, Wellbery], Kontextabhängigkeitstheorie [Stern, Leezenberg], Gestalttheorie [Bühler], Konzeptualisierungstheorie [Lakoff, Johnson, Kövecses], Epistemologietheorie [Blumenberg („ohne Paul de Man", ebd. S. VIII)], Rationalitätstheorie [Debatin], Emotionstheorie [Rousseau, Derrida] (vgl. ebd., S. VII–VIII)

25 Metaphertheorien werden von Rolf quaternär gruppiert: Semiosische Theorien I u. II [A, D] und semiotische Theorien I u. II [B, D]. Die semiosischen Theorien I werden spezifiziert als „Formbezogene und strukturale Ansätze" (ebd., S. VII), die semiosischen Theorien II als „Leistungsbezogene oder funktionale Ansätze" (ebd., S. VIII). Die semiotischen Theorien I werden spezifiziert als „Gebrauchsbezogene oder pragmatische Ansätze" (ebd., S. VII), die semiotischen Theorien II als „Bedeutungsbezogene oder semantische Ansätze" (ebd.). Der sukzessiven Darstellung der 25 Theorien folgte eine Diskussion der Frage „Weitere Metaphertheorien?" (ebd., S. 273–274), eine Darstellung von „Kernaussagen über die Metapher" (ebd., S. 275–276) und ein Anhang, in dem Rolf das Lesen von Blumenbergs *Paradigmen zu einer Metaphorologie* zu seinen „eher unvergeßlichen Erlebnissen" (ebd., S. 297) zählt. Unter dem Titel „Metaphorologie der generativen Grammatik" (ebd., S. 297–305) skizziert er abschließend eine Metaphorologie sprachwissenschaftlicher Theoriebildung.

Haverkamps Einteilung von Metapher(n)theorien ist verglichen mit der Rolf'schen grob und unscharf. ›grob‹, da 5 statt 25 Teile erzeugt werden, ›unscharf‹, da Kuhns Theorie der Paradigmen weniger ›scharf‹ ist und vermutlich sein möchte als die Luhmann'sche Theorie der Systeme. Diese Unschärfe wurde bereits unmittelbar nach der Einführung von ›Paradigma‹ in die Wissenschaftstheorie bemängelt. Etwa einundzwanzig verschiedene Definitionen von ›Paradigma‹ allein in *The Structure of Scientific Revolution* seien zählbar:

> „Kuhn, of course, with that quasi-poetic style of his, makes paradigm-elucidation genuinely difficult for the superficial reader. On my counting, he uses ‘paradigm’ in not less than twenty-one different senses in his [1962], possible more, not less.“[119]

In Kuhns Perspektive ist die ›definitorische Unschärfe‹ kein Mangel, da der Anspruch auf definitorische Schärfe bei einem Begriffswort wie ›Metapher‹ uneinlösbar ist. Kuhn orientiert sich an Wittgensteins Ausdruck ›Familienähnlichkeit‹. Werden unter einem Paradigma Einzeltheorien versammelt, so weisen Ähnlichkeiten der Einzeltheorien nicht auf einen scharfen, eindeutigen, ›realen‹ Begriff der Metapher hin.

Voraussetzung der ›feineren‹ und ›schärferen‹ Unterscheidungs- und Systematisierungsarbeit Rolfs ist, dass man Luhmanns Axiome teilt. Zu den problematischen Setzungen sind zu zählen der universalistische Begriffsrealismus („Es gibt Systeme.“, „Es gibt *die* Metapher.“) und die Auszeichnung einer binären Leitdifferenz. Die Frage, ob es einen Begriff der Metapher überhaupt geben kann, wird methodisch übersprungen: Alle Beobachter sollen davon ausgehen, dass es ihn gibt.

Kohl, die unter dem Titel *Metapherntheorien – System oder Schlachtfeld?* eine Rezension von Rolfs Monografie verfasst hat, spricht sich im Großen und Ganzen positiv über Rolfs Leistung aus, liefert allerdings auch zahlreiche Einwände.

> „Rolf leistet der Metaphernforschung mit diesem Projekt einen wichtigen Dienst, indem er Ordnung in ein schier unüberschaubares Feld bringt und die Orientierung bezüglich komplexer Theorien ermöglicht, die je für sich viele Bücher beanspruchen.[120]

Kohls Einwände richten sich gegen die begrenzte und bestimmte Anzahl der Theorien (die Rolf selbst für ausbaufähig hält), gegen Unstimmigkeiten in der Systematik (25 Theorien und 35 Kernaussagen), und gegen eine mangelnde Reflexion auf das Selbstanwendungsproblem. Wenn Metapherntheorien von Metaphern abhängig sind, was Rolf zugesteht, hätte das als Hinweis dienen müssen, dass die „Ein- und Abgrenzung zwar als Denkmodell nützlich ist, aber keineswegs einen definitiven Status beanspruchen kann.“. (ebd., S. 2) Der Beobachter stehe dem eigenen Anspruch zufolge, so Kohl, ›über‹ dem Beobachteten, könne beschreiben, ohne eine eigene Metapher(n)theorie vorzulegen. „Diesem Ideal eines ›über‹ dem Forschungsgegenstand situierten Standpunkts widerspricht jedoch schon die Anordnung des Stoffes, da diese explizit auf einer systematischen Abwertung pragmatisch orientierter Theorien beruht: […].“ (ebd., S.

[119] Margaret Masterman: The nature of paradigm. In: Imre Lakatos u. Alan Musgrave (Hg.): Cristicism and the growth of knowledge. Cambridge: Cambridge Univ. Press 1970, S. 61.
[120] Kathrin Kohl: Metapherntheorien – System oder Schlachtfeld? Rez. zu: Eckard Rolf: Metaphertheorien. Typologie, Darstellung, Bibliographie. Berlin; New York: de Gruyter 2005 (de Gruyter Lexikon). In: IASLonline, 27.11.2007. URL: http://www.iaslonline.de/index.php?vorgang_id=1448, zul. gepr. 5.9.2012.

3) Kohl arbeitet heraus, wie Rolf hierarchische Unterscheidungen generiert und bestimmte Theorien bevorzugt. Seine Zuordnung der Metapher zu ›Kognition‹ und ›Sprache‹ sei ebenso wenig unumstritten wie seine hierarchisierenden Behauptungen über die Relation von ›Semantik‹ und ›Pragmatik‹ in Betreff ›Metapher‹. Rolf, der von der Substanzialität verschiedener Theorien spricht, stehe, so Kohl mit einer dramatisierenden, militärischen Metapher, nicht ›über‹ dem Forschungsgegenstand, sondern „als Streiter mitten im Gefecht“ (ebd.).

Obwohl prima facie das Luhmann'sche Vokabular die Einteilungs- und Systematisierungsarbeit leistet, sei es Blumenberg, an dem Rolf sich orientiere:

> „Für seinen Ansatz hat seine (bis dahin ›geheime‹) Orientierung an Blumenberg jedoch bedeutende Auswirkungen. […] Von einer solch speziell philosophischen Perspektive her werden jedoch rhetorisch orientierte Ansätze zwangsläufig weniger wertvoll erscheinen als philosophisch orientierte. Pragmatische Ansätze können in diesem Kontext kaum auf unvoreingenommene ›Sympathie‹ hoffen; […].“ (ebd., S. 3–4)

Kohl führt detaillierte Einwände gegen die Art und Weise an, wie die 25 Einzeltheorien benannt werden. Tendenziell unproduktive Vereinfachungen der beschriebenen Theorien wie auch die Zuordnungen der Verfasser zu den Theoriebezeichnungen werden hinterfragt. Es wird deutlich, dass Kohl der Rolf'schen Einteilungsarbeit nicht zustimmen kann, da sie dem Anspruch auf Objektivität, der bei Luhmann gesetzt ist, nicht beipflichtet:

> „Wenn auch der (ohnehin uneinlösbare) Anspruch auf Objektivität nicht erfüllt ist, so vermittelt Rolfs Studie doch auf eindrucksvolle Weise die immense Vielfalt der Metapherntheorien und die Unterschiedlichkeit der Ansätze.“ (ebd., S. 5)

Trotz aller Einwände will Kohl die Arbeit Rolfs nicht geschmälert wissen. Ihre Einwände bezeichnet sie dezidiert als „standpunktabhängig“ (ebd., S. 6).

Eine an Luhmann geschulte differenztheoretische Ausdifferenzierung mag einen gewissen pragmatischen Wert für Wissenschaftler haben. Mit Kohls Worten: Es wird Ordnung in ein ›schier unüberschaubares‹ Feld gebracht, es wird Orientierung in einem komplexen Themenfeld ermöglicht. Diese Ordnungs- und Orientierungsstiftung verlangt jedoch, Komplexität theoretisch zu reduzieren, Individualität wegzukürzen und Hierarchien einzuführen. Bereits die Konstrukte ›Beobachter‹ und ›Beobachtung‹ sind von zweifelhaftem Wert, da sie vom sprachlich handelnden Menschen nichts wissen. Ebenfalls wiegt der Einwand, dass die differenztheoretische Diskursmodellierung, die Übersicht im Unübersichtlichen bieten soll, selbst zur Unübersichtlichkeit tendiert: Wie viele Theorien der Metapher wird es noch geben? Nicht sinnvoll ist die Etablierung einer Hierarchie, die durch Leitdifferenzen erzeugt wird. Jeder Sprecher einer Sprache handelt innerhalb eines begrenzten Vokabulars. Die Elemente dieses Vokabulars

stehen wechselseitig in einer funktionalen Beziehung. Statt Hierarchien in die Vokabulare hineinzutragen, sollte die wechselseitige Abhängigkeit der Elemente untersucht werden und, soweit das geht, nicht vernachlässigt werden, wie sie in Verbindung mit anderen Vokabularen stehen. Semiotik, Semantik, Pragmatik und Hermeneutik können nicht als strikt getrennte Bereiche behandelt werden. Diese Arbeit verortet sich daher weitgehend auf dem Weg von Ricœur, der Erkenntnisse der analytischen Philosophie in eine holistische Hermeneutik integriert.

Zu vermuten ist, dass die paradigmatische oder systematische Entwicklung so zahlreicher Theorien der Metapher nicht nur in unterschiedlichen Erkenntnisinteressen, Axiomen und Methoden gründet, sondern auch in der Komplexität der Sprache, der Welt und des Selbst. Zu fragen ist, inwiefern das Untersuchungsmedium aller Theoretiker (die Sprache) es überhaupt zulässt, derartig komplexe Beziehungsnetze angemessen darzustellen. Für den Fortgang festzuhalten sind die Fragen:

- Kann davon ausgegangen werden, dass es Begriffe gibt?
- Ist es sinnvoll, eindeutige, scharfe Definitionen von Begriffen (oder Begriffswörtern) zu fordern?
- Ist der Anspruch auf Wahrheit und Objektivität verfehlt oder beizubehalten?
- Was bedeutet das Wort ›Sprache‹?

2.5. Tauton: Begriff/Begriffswort, Metapher/Katachrese

Historisch wie systematisch sind ›Metapher‹ und ›Begriff‹ auf vertrackte Weise miteinander verbunden. Häufig werden *die* Metapher und *der* Begriff als binäre Unterscheidung dargestellt (›Metapher/Begriff‹). Häufig werden die unterschiedenen Relata als Gegensätze interpretiert und hierarchisiert. ›hierarchisiert‹ meint: ›Metapher/Begriff‹ wird interpretiert mit den Unterscheidungen ›Ursprung/Derivat‹, ›früher/später, ›erkenntnisnotwendig/nicht erkenntnisnotwendig‹[121]. Die Wissenschaftsgeschichte zeigt die starke Tendenz, Metaphern Begriffen unter-

[121] „Ich betone immer und unaufhörlich die Notwendigkeit dieser Umbruchphase, die man vielleicht zu rasch in Misskredit zu bringen versucht hat. Dieser Notwendigkeit gerecht werden heißt anerkennen, dass man es bei einem klassischen philosophischen Gegensatz nicht mit der friedlichen Koexistenz eines *Vis-à-Vis*, sondern mit einer gewaltsamen Hierarchie zu tun hat. Einer der beiden Ausdrücke beherrscht (axiologisch, logisch usw.) den anderen, steht über ihm. Der vermeintliche Ursprung wird genannt, dann das Derivat, das auf diesen Ursprung zurückführt und ihm daher nachgeordnet werden soll: Innen/Außen, Gut/Böse, Wesen/Erscheinung, Form/Inhalt, Original/Kopie, Eigen/Uneigen, Eindeutigkeit/Vieldeutigkeit, Anwesenheit/Abwesenheit, Geist/Körper, Natur/Kultur, Natur/Geschichte, Präsenz/Repräsentanz, Leben/Tod, Unendlich/Endlich, Bewusst/Unbewusst, Allgemeines/Besonderes, Ideal/Empirisch, Sinn/Unsinn, Signifikat/Signifikant, Philosophie/Mythologie, Sein/Nicht-Sein, Identität/Differenz, Wahrheit/Unwahrheit, Sichtbar/Unsichtbar, Sprechen/Schweigen, Vernunft/Wahnsinn, Episteme/Doxa, Gott/Mensch, Sprache/Schrift, Philosophie/Nicht-Philosophie.“ Vgl. Derrida, Jacques (1986): Positionen. Gespräch mit Jean-Louis Houdebine und Guy Scarpetta. In: Ders. u. Peter Engelmann (Hg.:) Derrida.

zuordnen, da Begriffe als erkenntnisnotwendig und Metaphern als nicht-erkenntnisnotwendig galten. Metaphern wurden als ›Redeschmuck‹, als wirkungsvolles Stilmittel klassifiziert, dessen sich Rhetoriker und Dichter, nicht aber Wissenschaftler bedienen. Die negative Validierung von Metaphern zeigt sich noch in der Startphrase von Blacks *Metaphor*: „To draw attention to a philosopher's metaphors is to belittle him—like praising a logician for his beautiful handwriting."[122] Bereits als der dritte amerikanische Präsident Jefferson 1782 ›belittle‹ in die englische Schriftsprache einführte, um ein Negativurteil des Comte de Buffon über die Neue Welt zu parieren, monierten Kommentatoren, man könne nur raten, was damit gemeint sei[123]. ›belittle‹ meint: verkleinern, geringschätzen, abwerten. Um die Relation ›Begriff‹ und ›Metapher‹ einzuführen, werden zwei theoretische Extrempositionen konstruiert.

Das erste Extrem ist zu verbinden mit dem Namen ›Nietzsche‹ und einer begriffskritischen, metapheraffinen Interpretationsphilosophie. Im Nachlassfragment *Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinn* kritisiert Nietzsche eine spezielle Theorie des Begrifflichen und der Begriffs*entstehung*. Unterscheidungen, die er verwendet, sind: ›Individualität/Allgemeines‹, ›Gleiches/Ungleiches‹, ›Abbild/Urform‹.

> „Denken wir besonders noch an die Bildung der Begriffe: Jedes Wort wird sofort dadurch Begriff, dass es eben nicht für das einmalige ganz und gar individualisierte Urerlebniss, dem es sein Entstehen verdankt, etwa als Erinnerung dienen soll, sondern zugleich für zahllose, mehr oder weniger ähnliche, d. h. streng genommen niemals gleiche, also auf lauter ungleiche Fälle passen muß. Jeder Begriff entsteht durch Gleichsetzen des Nichtgleichen. So gewiß nie ein Blatt einem andern ganz gleich ist, so gewiß ist der Begriff Blatt durch beliebiges Fallenlassen dieser individuellen Verschiedenheiten, durch ein Vergessen des Unterscheidenden gebildet und erweckt nun die Vorstellung, als ob es in der Natur ausser den Blättern etwas gäbe, das ‚Blatt' wäre, etwa eine Urform, nach der alle Blätter gewebt, gezeichnet, abgezirkelt, gefärbt, gekräuselt, bemalt wären, aber von ungeschickten Händen, so dass kein Exemplar correkt und zuverlässig als treues Abbild der Urform ausgefallen wäre."[124]

Angenommen, man spaziert durch einen Sommerwald. Die Millionen Blätter, die es in diesem Wald gibt, sind untereinander verschieden. Diese Verschiedenheit der Blätter ist empirisch feststellbar, indem die Blätter genau untersucht und verglichen werden: Hinsichtlich ihrer äußeren Gestalt, Beschaffenheit und chemischen Zusammensetzung sind die Blätter ungleich; aufgrund der Raumzeitstelle, die sie einnehmen, und der Naturprozesse, denen sie unterliegen (Verwitterung, Strahlungseinfluss der Sonne, anderer Sterne, Gravitationsprozesse) sind die Blätter ungleich. Festgestellt aber wird ebenfalls werden, dass die Blätter viele Eigenschaften gemeinsam

---

Positionen. Gespräche mit Henri Ronse, Julia Kristeva, Jean-Louis Houdebine u. Guy Scarpetta. Aus d. Franz. v. Dorothea Schmidt unter Mitarb. v. Astrid Wintersberger. Graz; Wien: Böhlau (Edition Passagen), S. 87.

[122] Black 1954 – Metaphor, S. 273.

[123] Vgl. EtyWB-Harper 2001 – belittle [Lemma].

[124] Nietzsche – Wahrheit u. Lüge, S. 879–880.

haben. Für die Beziehung von Entitäten (Blätter), die in einigen Eigenschaften gleich sind (Identität) und in einigen unterschiedlich (Differenz), wird das Begriffswort ›Ähnlichkeit‹ verwendet. Auch Nietzsche meint, dass die individuellen Blätter des Waldes sich ähnlich sind. Korrespondierend zu diesem Begriffs- entwickelt Nietzsche ein viel rezipiertes Metaphernverständnis.

> „Er [der Mensch, ks] stellt jetzt sein Handeln als vernünftiges Wesen unter die Herrschaft der Abstractionen: er leidet es nicht mehr, durch die plötzlichen Eindrücke, durch die Anschauungen fortgerissen zu werden, er verallgemeinert alle diese Eindrücke erst zu entfärbteren, kühleren Begriffen, um an sie das Fahrzeug seines Lebens und Handelns anzuknüpfen. Alles, was den Menschen gegen das Thier abhebt, hängt von dieser Fähigkeit ab, die anschaulichen Metaphern zu einem Schema zu verflüchtigen, also ein Bild in einen Begriff aufzulösen; […] Während jede Anschauungsmetapher individuell und ohne ihres Gleichen ist und deshalb allem Rubriciren immer zu entfliehen weiss, zeigt der grosse Bau der Begriffe die starre Regelmässigkeit eines römischen Columbariums und athmet in der Logik jene Strenge und Kühle aus, die der Mathematik zu eigen ist. Wer von dieser Kühle angehaucht wird, wird es kaum glauben, dass auch der Begriff, knöchern und 8eckig wie ein Würfel und versetzbar wie jener, doch nur als das Residuum einer Metapher übrig bleibt, und dass die Illusion der künstlerischen Uebertragung eines Nervenreizes in Bilder, wenn nicht die Mutter so doch die Grossmutter eines jeden Begriffes ist.“ (ebd., S. 81–882)

Nietzsches wuchtige Wortwelt steht im Schatten Kants, den er im Aphorismus *Was den Deutschen abgeht* (Nr. 7) als Begriffskrüppel bezeichnet[125]. Die längste Zeit galt es (insbesondere in der Tradition von Aristoteles) als ausgemacht, dass die natürlichen Dinge ein Wesen haben, das erkannt werden kann, dass darüber hinaus der Natur in ihrer Gesamtheit eine Ordnung zugrunde liegt. An ein Wesen der Dinge, an eine kosmische Ordnung der Dinge, die unabhängig vom menschlichen Geist existiert, an die Erkennbarkeit des Ding-an-sich glauben seit Kant nur noch wenige, so auch Nietzsche nicht. Die Dinge, so das neue Kant’sche Paradigma, ›richteten sich‹ nach dem Menschen. Das ›Bild‹ vom erkennenden Menschen in der Natur, das Nietzsche zeichnet, lässt sich schematisch so darstellen:

Begriff	**Metapher**
Abstraktion, Verallgemeinerung, Rubrizieren	plötzliche Eindrücke, Anschauung (reißt fort), individualisiertes Urerlebnis
Begriff (kühl, entfärbt)	Bild

[125] „Der Deutsche hat keine Finger für nuances ... Dass die Deutschen ihre Philosophen auch nur ausgehalten haben, vor Allen jenen verwachsensten Begriffs-Krüppel, den es je gegeben hat, den grossen Kant, giebt keinen kleinen Begriff von der deutschen Anmuth. – Man kann nämlich das Tanzen in jeder Form nicht von der vornehmen Erziehung abrechnen, Tanzenkönnen mit den Füssen, mit den Begriffen, mit den Worten: habe ich noch zu sagen, dass man es auch mit der Feder können muss – dass man schreiben lernen muss? – Aber an dieser Stelle würde ich deutschen Lesern vollkommen zum Räthsel werden ...“ Friedrich Nietzsche: Götzen-Dämmerung oder Wie man mit dem Hammer philosophiert. In: Ders.: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden. Hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Bd. 6. München: Dt. Taschenbuch-Verl. 1980 (dtv, 5977), S. 109–110.

Schema	[Metapher]
Der Begriff ›Blatt‹ wird gebildet durch beliebiges Fallenlassen individueller Unterschiede. Er wird gebildet durch ein Vergessen des Unterscheidenden.	Anschauungsmetapher (individuell, ohne ihres Gleichen, weiß dem Rubrizieren zu entfliehen)
der Begriff ›Blatt‹	*ein* [sinnliches, anschauliches, konkretes, reales] Blatt
Begriffe müssen auf ähnliche Fälle (von Blättern) passen	
Begriffe setzen das Nicht-Gleiche gleich	
Der Bau der Begriffe [Begriffssysteme]	
Begriff sind starr, regelmäßig, (wie die Mathematik) streng und kühl, knöchern und achteckig wie ein Würfel	
Urbild	Abbild

Nietzsche geht von der individuellen Erfahrung aus, von dem, was ›Sinnlichkeit‹ oder ›Wahrnehmung‹ genannt wird. Das, was sich im Medium ›Sinneswahrnehmung‹ zeigt, sind natürliche Phänomene (wie Blätter). Diese natürlichen Phänomene sind, wie der sie wahrnehmende Mensch, individuell. Nietzsche ist darin zuzustimmen, dass den Blättern aller Bäume zu Recht das Eigenschaftswort ›individuell‹ zukommt, wenn damit eine ontische, phänomenale Einzigartigkeit gemeint ist.

Auf der anderen Seite haben wir die Begriffe. Diese seien keine Urbilder (Reminiszenz an Platon), sie seien Schemata (Reminiszenz an Kant). Es fällt auf, dass es Nietzsche weniger um die Definition von ›Begriff‹ und ›Metapher‹ zu tun ist, als vielmehr darum, was Begriffe leisten und wie sie gebildet werden. Zunächst heißt es, Begriffe ›setzten‹ das Nicht-Gleiche ›gleich‹. Begriffe werden als Handlungsträger modelliert (rhetorisch: anthropomorphisiert; grammatisch: sie werden Aktanten des Verbs ›gleichsetzen‹). Dann heißt es, ein Begriff werde ›gebildet‹ durch das Fallenlassen von individuellen Unterschieden, durch ein Vergessen des Unterscheidenden. In diesen Behauptungen ist der Begriff nicht der Handlungs*träger*, sondern das *Produkt einer Handlung*. Was bezeichnet das Begriffswort ›Begriff‹?

– ›Begriff‹ bezeichnet einen *Prozess der Verallgemeinerung* (Abstraktion, Rubrizierung, Entindividualisierung, Entdifferenzierung: Begriff als Prozess).
– ›Begriff‹ bezeichnet eine *Handlung der Verallgemeinerung* (Abstraktion, Rubrizierung, Entindividualisierung, Entdifferenzierung: Begriff als Handlung).
– ›Begriff‹ bezeichnet das *Produkt eines Prozesses* bzw. einer *Handlung der Verallgemeinerung* (Abstraktion, Rubrizierung, Entindividualisierung und Entdifferenzierung: Begriff als Produkt bzw. Zustand).

Wie *die* Metapher teilt *der* Begriff das wissenschaftliche Schicksal, als Prozess, Handlung *und* Zustand modelliert zu werden[126]. ›Metapher‹ bezeichnet den Prozess oder die Handlung der Übertragung eines Wortes. ›Metapher‹ bezeichnet aber auch das Resultat, den Endzustand, der eingetreten ist, wenn die Übertragung abgeschlossen ist.

Nietzsches Ausdrucksweise lässt keine Zweifel daran, dass er die Begriffe als das Spätere und (wie auch immer) Schädliche versteht. Anschauliche Metaphern, heißt es, ›verflüchtigen sich‹ zu einem Schema. Ein Bild ›löst sich‹ in einen Begriff ›auf‹. Metaphern würden transformiert zu Schemata, Bilder transformiert zu Begriffen. Zugrunde liegen diesen Behauptungen eine spezifische Bedeutung von ›Begriff‹, eine Transformationsmechanik und ein neurophysiologisches Modell. Nietzsche ist an jenem Typ von Begriffen gelegen, die allererst entstehen im Vollzug des denkend-handelnden menschlichen Lebens. Nicht thematisiert werden jene Typen von Begriffen, die als ›angeboren‹ oder ›a priori‹ bezeichnet werden. Diese müssen nicht entstehen, sie sind und realisieren sich bzw. werden realisiert.

Wer dem Verhältnis von ›Begriff‹ und ›Metapher‹ nachforscht, wird auf Platons Ausdruck ›Ideenlehre‹ zurückverwiesen, jener folgenreichen Annahme überzeitlich-persistenter Formen, die bewusstseinsunabhängig existieren, an allen Einzeldingen teilhaben und der kontemplativen Vernunft zugänglich sind. Auf welches Problem, auf welche Denknotwendigkeit war Sokrates, so Aristoteles, als erster gestoßen[127]? Oder müssen wir sagen: Welches Problem erfand Sokrates?

Die Debatte, die Sokrates initiierte, kann einführend aufgegriffen werden, indem der Ablauf von mehr oder weniger vernünftig geführten Meinungsverschiedenheiten dargestellt wird. Äußert sich beispielsweise jemand dazu, welche Menschen oder Kunstwerke schön seien, welche Handlungen gerecht, welche Sätze wahr, ist es sehr wahrscheinlich, dass andere Menschen ihm nicht zustimmen, ihm widersprechen, da sie eine andere Auffassung davon haben, was mit den Adjektiven ›schön‹, ›gerecht‹ oder ›wahr‹ gemeint ist. Werden derartige Meinungsverschiedenheiten reflektiert, fällt auf, dass gleiche Worte auf Verschiedenes bezogen, dass gleiche Worte verschieden verwendet werden. Ein erster Typ Frage, der sich in einer solchen Situation

[126] „Que ces deux exemples se soient imposés, fortuitement ou non, à Du Marsais, cela n'exclut pas que chaque métaphore puisse toujours se déchiffrer à la fois comme figure particulière et comme paradigme du processus même de la métaphorisation : *idéalisation* et *réappropriation*." Jacques Derrida: La mythologie blanche. La métaphore dans le texte philosophique. In: Ders.: Marges de la philosophie. Paris: Les éditions de minuit 1979, S. 303 [Première vers. publiée dans: Poétique 5 (1971)].

[127] Die Passage, aus der hervorgeht, dass Sokrates als erster nach dem Allgemeinen fragte, findet sich in: Aristoteles: Aristoteles' Metaphysik [Einheitssacht.: Metaphysica]. In der Übers. v. Hermann Bonitz. Neu bearb., mit Einl. u. Kommentar hg. v. Horst Seidl. Griechischer Text in der Edition v. Wilhelm Christ. Griechisch-deutsch. Zweiter Halbband: Bücher VII (Z) –XIV (N). Meiner: Hamburg 1980 (Philosophische Bibliothek, 308), S. 289–290 [Buch XIII, 1078 b].

stellt, ist der Typ der Was-ist-Frage: Was ist schön? Was ist gerecht? Was ist wahr? Ein zweiter Typ Frage in einer solchen Situation ist der Typ der Was-bedeutet-Frage? Was bedeuten die Wörter ›schön‹, ›gerecht‹, ›wahr‹?

Der erste Fragetyp („Was ist X?“) kennt viele Antwortweisen. Als akzeptable Antworten stufen viele die Nennung von Beispielen und Gegenbeispielen und das gestische Zeigen auf Erfüllungsgegenstände ein. Jemand zeigt auf ein Gemälde oder ein Foto eines Gemäldes, das er für schön hält, und sagt: „Das ist schön.“ Jemand erinnert an Jesus von Nazareth, zeigt auf einen Richter und bezeichnet sie als ›gerecht‹. Anschließend listet er Namen von Diktatoren auf und bezeichnet sie als ›ungerecht‹. Das Anführen von Beispielen und Gegenbeispielen (extensionale Definition) und das gestische Zeigen auf Erfüllungsgegenstände (deiktische oder ostensive Definition) hielt Sokrates für unzureichend. Eine Interpretation von Platons Dialog *Lachēs* (Λάχης, ca. 399 v. Chr.) wird in die sokratische Vorgehensweise und damit in die historischen Anfänge der Begriffstheorie einführen. Diese Anfänge spielen nolens volens in heutige Begriffstheorien hinein.

Im *Lachēs* schaltet sich Sokrates in ein Gespräch ein, in dem das Wort ›Tapferkeit‹ verwendet wird. Wie üblich stellt Sokrates sich unwissend und fordert den Gesprächspartner zum Definitionsversuch auf: „So lass uns denn als erstes versuchen, Lieber Laches, zu sagen, was denn die Tapferkeit ist.“[128] Laches antwortet mit einem konkreten Beispiel: „Weiß Gott, das ist nicht schwer zu sagen. Wenn einer bereit (entschlossen) ist, auf seinem Posten zu bleiben und die Feinde abzuwehren und nicht flieht, so wisse, dass er tapfer ist.“ (ebd., S. 26 [190 e]) Sokrates legt Beispiele für Tapferkeit nach: Tapfere in der Infanterie und Kavallerie (in allem, was zum Krieg gehört), tapfere Seefahrer, Kranke, Arme und Staatsbeamte, tapfere Menschen, die gegen Furcht, Begierden und Lust ankämpfen. Er wiederholt seine Frage und fordert Laches zu einem Erklärungsversuch auf:

> „Was sind nun diese beiden Eigenschaften [Tapferkeit und Feigheit, ks]? Danach frage ich. Versuche also noch einmal, zunächst von der Tapferkeit zu sagen, was sie als in all diesen Fällen dieselbe eigentlich ist. Oder verstehst du noch nicht, was ich meine?“ (ebd., S. 27 [191 e])

Sokrates’ Unzufriedenheit in Betreff Nennung von Beispielen und Gegenbeispielen ist berechtigt. Werden tapfere Taten aufgelistet und wird festgestellt, dass Abwarten, Nichtstun, Aussageverweigerung und ein Märtyrertod ebenso ›tapfer‹ genannt werden wie der beherzte Angriff

[128] Platon: Laches. Übers. u. Kommentar v. Jörg Hardy. In: Ders.: Platon. Werke. Übersetzung u. Kommentar. Im Auftr. der Kommission für Klassische Philologie der Akademie der Wissenschaften u. der Literatur zu Mainz hg. v. Ernst Heitsch u. Carl Werner Müller. Bd. V, 3. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2014, S. 25–26 [190 d].

des Feindes und die journalistische Aufdeckung verfassungswidriger Staatshandlungen, drängt sich die Frage auf, was diesen Handlungen gemeinsam ist, dass sie ›tapfer‹ genannt werden.

Damit die semantische Bandbreite von ›Begriff‹ deutlicher wird, ist es aufschlussreich, verschiedene Übersetzungen einer einschlägigen Platon'schen Textstelle zu untersuchen. Die begriffstheoretisch relevanten Formulierungen sind fettgedruckt, die Übersetzer und das Übersetzungsjahr in eckigen Klammern hintenangestellt.

„SOK. Und was **eigentlich** jede von diesen beiden [Tapferkeit und Feigheit, ks] ist, darnach fragte ich. Noch einmal also **versuche** zuerst die Tapferkeit **zu erklären, was sie denn ist, was in allen diesen Fällen dasselbige ist**. Oder verstehst du nicht, was ich meine? [Schleiermacher, 1804]"[129]

„SOKRATES: Was ist wohl jede von diesen? darnach fragte ich. Noch einmal also **versuche** zuerst die Tapferkeit **zu erklären**, was doch seiend sie **in allem diesem dasselbige ist**. Oder verstehst du noch nicht, was ich meine? [Schleiermacher, 1855, bearbeiteter Text]"[130]

„*Sokrates:* Was nun jedes von diesen beiden ist, das habe ich gefragt. **Versuche** es also noch einmal, **zu bestimmen**, **was das in allen diesen Umständen gleichartige Wesen** der Tapferkeit **sei**! Oder verstehst du noch nicht, was ich meine?" [Georgii, 1860][131]

„*Soc.* Now I was asking about courage and cowardice **in general**. And I will begin with courage, and once more ask, **What is that common quality, which is the same in all these cases**, and which is called courage? Do you now understand what I mean?" [Jowett, 1892][132]

„Sokrates. Und was bedeutet denn ein jedes der beiden Worte? Danach fragte ich. **Versuche** also noch einmal zunächst von der Tapferkeit **anzugeben**, **wodurch sie in allen diesen Beziehungen ein und dasselbe ist**. Oder verstehst du noch nicht, was ich meine?" [Schneider, 1922][133]

„Ce qu'est chacune de ces deux choses, voilà ce que je demandais. Commençons par le courage et **essaye** de nouveau **d'expliquer** ce qu'il a **d'identique dans tous ces cas**. Ne saisis-tu pas encore ce que je veux dire?" [Chambry, 1936][134]

---

[129] Platon: Laches. In: Ders.: Platons Werke. Von F. Schleiermacher. Ersten Theiles erstes Band [Phädros, Lysis, Protagoras, Laches]. Berlin: Realschulbuchh. 1804, S. 350 [191 e].
[130] Platon: Laches. In: Ders.: Platons Werke. Von F. Schleiermacher. Ersten Theiles erstes Band [Phaidros, Lysis, Protagoras, Laches]. 3. Bearb. Aufl. Berlin: Reimer 1855, S. 235 [191 e].
[131] Platon: Laches. Übers. v. Ludwig v. Georgii 1860. In: Philosophie von Platon bis Nietzsche. Ausgewählt u. eingel. v. Frank-Peter Hansen [Elektr. Quelle]. Berlin: Directmedia 2004 (Digitale Bibliothek, 2), S. 239 [191 e].
[132] Platon: Laches, or Courage: In: Ders.: Dialogues of Plato. Transl. into English, with analyses and introductions by B. Jowett. In five volumes. Vol. I. Third edition, revised and corrected throughout, with marginal analyses and an index of subjects and proper names. Oxford: Univ. Press; London: Milford 1892, S. 99 [191 e].
[133] Platon: Laches. In: Ders.: Platons Dialoge Laches und Euthyphron. Übers. u. erläutert v. Gustav Schneider. Hg. v. Benno von Hagen. 2., durchges. Aufl. Leipzig: Meiner 1922 (Philosophische Bibliothek, 178), S. 35 [191 e].
[134] Platon: Lachès (Sur le Courage). In: Ders.: Œuvres complètes de Platon. Tome I [Second Alcibiade, Hippias mineur, Premier Alcibia.de, Apologie de Socrate, Criton, Eu-thyphron, Laches, Charmide, Lysis, Hippias majeur, Ion]. Traduction et notes par Émile Chambry. Paris: Garnier 1936 [Elektr. Quelle]. Adresse: http://ugo.bratelli.free.fr/Platon/Platon-Laches.htm. Gesehen 28.2.2013, zuletzt gepr. 26.5.2015.

„**Socrates** What either of them [courage and cowardice, ks] is—that is what I wanted to know. So **try** again, **and tell** me first **what is this thing**, courage, **which is the same in all of these cases**; or do you still not comprehend my meaning?" [Lamb, 1955][135]

„So: Was ist ein jedes von diesen beiden? Dies fragte ich. Von neuem also versuche von der Tapferkeit zuerst zu sagen, **als was seiend sie in allen diesen dasselbe ist**. Oder verstehst du noch nicht, was ich meine?"[136] [Schrastetter, 1970]

„*Sokrates*. Was sind nun diese beiden Eigenschaften? Danach wollte ich fragen. **Versuch** also noch einmal, zunächst von der Tapferkeit **zu sagen**, **was sie ihrem Wesen nach ist**, **daß sie in all diesen Lagen ein und dasselbe ist**. Oder verstehst du noch nicht, was ich meine?" [Kerschensteiner, 1975][137]

„ΣΩ. τί ποτε ὂν ἑκάτερον τούτων; τοῦτο ἐπυνθανόμην. πάλιν οὖν πειρῶ εἰπεῖν ἀνδρείαν πρῶτον τί ὂν ἐν πᾶσι **τούτοις ταὐτόν ἐστιν**: ἢ οὔπω καταμανθάνεις ὃ λέγω;"[138]

Laches, ändert Schleiermacher 1855 seine Übersetzung, soll versuchen zu *erklären*, was seiend sie in allem diesem *dasselbige* ist. Georgii übersetzt, Laches solle versuchen zu *bestimmen*, was das in allen diesen Umständen *gleichartige Wesen* sei. Jowett verwendet das Verb ›versuchen‹ nicht, lässt Sokrates Laches allein eine Frage wiederholt stellen: Was ist die *gemeinsame Qualität* (the common quality), die in *all diesen Fällen dieselbe* ist (which is the same in all these cases). Zu betonen ist, dass Jowett im Satz zuvor die Formulierung ›to ask about something in general‹ hinzufügt, somit einen Ausdruck verwendet, der im Deutschen mit ›im Allgemeinen‹ übersetzt wird, da ›im Generellen‹ selten ist. Chambry wiederum übersetzt, Laches solle versuchen zu *erklären* (essaye d'expliquer), was es *Identisches* gibt in all diesen Fällen. Lamb zuletzt übersetzt, Laches solle versuchen zu *sagen* (tell), was das Ding ist (what the thing is), das in *all diesen Fällen dasselbe* ist (which is the same in all of these cases).

Entscheidend ist Platons Verwendung des Wortes ›tauton‹ (ταὐτόν), das im heutigen Deutsch durch die Worte ›tautologisch‹, ›Tautologie‹ und ›Tautogramm‹ bekannt ist. Die Etymologie zeigt, dass in ›tauto‹ die Worte ›das‹ und ›selbst‹ zu einem Wort zusammengezogen sind.

---

[135] Platon: Laches. In: Ders.: Plato in twelve volumes. Vol. 8 trans. by W. R. M. Lamb [Elektr. Quelle]. Cambridge, MA: Harvard Univ. Press; London: Heinemann 1955. Adresse: http://www.perseus.tufts.edu/hopper/text?doc=urn:cts:greekLit:tlg0059.tlg019.perseus-eng1. Gesehen 29.1.2012, zuletzt gepr. 26.5.2015.
[136] Platon: Laches. Griechisch-deutsch. Neu übers. u. hg. v. Rudolf Schrastetter. Hamburg: Meiner 1970 (Philosophische Bibliothek, 270), S. 41 [191 e].
[137] Platon: Λαχης. Laches. Griechisch und deutsch. Übers. u. mit einem Nachw. hg. v. Jula Kerschensteiner. Stuttgart: Reclam 1975 (Universal-Bibliothek, 1785/86), S. 43 [191 e]. [Überprüft]
[138] Platon: Laches. In: Platonis opera. Recognovit breviqve adnotatione critica instrvxit. Ioannes Burnet. Tomvs III. Tetralogias V–VIII continens. Oxonii; Londini et novi eboraci: Clarendoniano 1903 (Scriptorum classicorum bibliotheca oxoniensis), sine pagina [191 e].

„**tau|to..., Tau|to...,** vor Vokalen meist taut..., Taut... <aus *gr.* tautó, zusammengezogen aus tò autó »dasselbe«>: Wortbildungselement mit der Bedeutung »dasselbe, das Gleiche«, z. B. tautomer, Tautologie, Tautonymie.“[139]

„**ταὐτός** , ή, όν, **A.** *identical*, in nom. pl. masc. ταὐτοί, *Syrian. in Metaph. 137.22*, *25*, *26*, Sch. **Theoc.1.56** codd.; ‚τὸ ταὐτό‘ **Arist.Metaph. 1054b15**; ‚τὸ ταὐτόν‘ *Syrian. in Metaph.62.32*, al.“[140]

In der Gesprächssituation, die Platon darstellt, ist die Welt bereits in Einzelfälle zerfallen. Die Einzelfälle werden befragt, um zu erfragen, was in oder an ihnen dasselbe ist. Eine wörtliche Übersetzung des Nomens ›tautos‹ ins Deutsche klingt unvertraut (›das Dasselbe‹), daher vermutlich die Wahl der Ausdrücke ›das Gleiche‹, ›das Allgemeine‹ und ›das Identische‹. Durch die englische Übersetzung von Jowett sind ebenfalls die Ausdrücke ›generell‹ und ›das Generelle‹ aufgreifbar und in den Zusammenhang begriffstheoretischer Überlegungen rückbar. Was ist das Allgemeine, das Generelle? Auf welche Weise gibt es das Allgemeine? In welcher Beziehung steht es zum Besonderen?

Die infolge des Platon’schen Lösungsvorschlags für diesen Problemkomplex entstandene Debatte um das Allgemeine setzte sich unter verschiedenen Bezeichnungen fort.

„Die mittelhochdeutschen Formen ‹begrif, begrîfunge› sind seit Meister Eckhart die Übersetzung der lateinischen Begriffe ‹conceptus, notio› und ihrer Äquivalente ‹conceptio, intentio, intellectus›, aber auch ‹signum rei, verbum mentale›, denen die vielfältigen und nicht immer eindeutigen griechischen Entsprechungen vorausgehen: ἰδέα, idéa; εἶδος, eidos; λόγος, lógos; ὅρος, hóros; καθόλου, kathólou; ἔννοια, énnoia; σημεῖνομενον, sēmainómenon; λεκτόν, lektón.“[141]

Historisch ist ›Begriff‹ eine neuere Bezeichnung für etwas, das auf ›Idee‹, ›Eidos‹, ›Logik‹, ›Grenze‹, ›Allgemeinstes‹, damit aber auch auf ›Kategorie‹, ›angeborene Ideen‹, ›Schemata‹, und ›Konzepte‹ verweist. Sokrates bezeichnete ›das Gute‹ oder ›die Schönheit‹ als ›Idee‹ und sah die Menge aller Ideen in einer gesonderten, außerpsychischen Sphäre (Ideenhimmel) verortet. Er gab ihnen explizit als Entitäten abgeschlossenen Status und Ort. Seitdem wandelt sich die Bedeutung des Wortes ›Begriff‹. Abgerückt ist man dabei zunehmend von sogenannten ›metaphysischen Vorstellungen‹. Der Ort der Ideen (heute dominieren die Ausdrücke ›Begriff‹ oder ›Konzept‹), wurde in die Psyche verlagert (Konzeptualismus) bzw. in materialistischer Version: ins Gehirn. Viele Wissenschaftler unterlassen es allerdings, vertieft zu erfragen, *was* und *wo* Begriffe sind, da sie diese Fragestellungen für irreführend halten. Lässt man sich darauf ein, nach dem Ort und dem ontologischen Status von Begriffen zu fragen, läuft man Gefahr,

[139] DgF [4]2007 – tauto..., Tauto..., [Lemma].
[140] LSJo-Greek 2009 – ταὐτός (tautos) [Lemma].
[141] HWRh 1992[1] – Begriff [Lemma v. H. J. H. Schneider].

Begriffe theoretisch zu modellieren nach dem ›Vorbild‹ konkreter ›Gegenstände‹. Aber selbst wenn sie als abstrakte ›Gegenstände‹ modelliert werden, die in keiner Weise konkreten Gegenständen ähnlich sind, stellt sich die Frage, ob der Ausdruck ›Gegenstand‹ nicht in die Irre führt, ob zuletzt nicht vielleicht die stillschweigende Behauptung falsch ist, dass Begriffe *etwas* sind.

> „Begriffe sind gewiß keine konkreten Gegenstände; entweder sie sind also auch abstrakte Gegenstände, oder sie sind überhaupt keine Entitäten, überhaupt nicht etwas (aber wie kann es etwas geben, das nicht etwas ist)?“[142]

Ist ein Begriff *etwas*, das plausibel als ›Entität‹, ›Sache‹ oder ›Gegenstand‹ bezeichnet wird (und das wird suggeriert, ist von ›abstrakten Gegenständen‹ die Rede), stellt sich die Frage, welchen ontologischen Status bzw. welche Seinsweise Begriffe haben.

Nietzsche behauptete, dass ein Nervenreiz durch die ›Illusion der künstlerischen Übertragung‹ in ein Bild transformiert wird, dieses Bild dann in einen Begriff (bzw. in ein Schema). Interessanterweise verwendet Nietzsche das Wort ›Fähigkeit‹: „Alles, was den Menschen gegen das Thier abhebt, hängt von dieser Fähigkeit ab, die anschaulichen Metaphern zu einem Schema zu verflüchtigen, also ein Bild in einen Begriff aufzulösen: […].“[143] Aufgrund seiner Kritik des Begrifflichen, seiner Meinung, dass Begriffe transformierte Metaphern seien, wobei die Transformation seines Erachtens mit wenig wünschenswerten Verlusten (Individualität, Lebendigkeit) einhergeht, kann Nietzsche ohne größere Überzeichnung als Vorläufer von Denkweisen gelten, die über Sprachkritik Erkenntnis- und Philosophiekritik leisten und schließlich einer metapherntheoretischen Wende in der Beziehung von Mensch, Sprache und Welt zuarbeiten. Ob ein Begriff der Metapher möglich ist, ob ›Begriff‹ und ›Metapher‹ Metaphern sind oder bloß zu definierende Begriffswörter, das sind Grundfragen jeder Theorie der Metapher. Diese Grundfragen reichen tief in erkenntnistheoretische und wissenschaftstheoretische Belange. Sie präformieren die Fragen (wie Nietzsche und Nietzscheinterpreten regelmäßig zeigen), in welchem ›Licht‹ wir die Themen ›Wahrheit‹ und ›Wirklichkeit‹ sehen.

> „Was ist also Wahrheit? Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen, kurz eine Summe von menschlichen Relationen, die, poetisch und rhetorisch gesteigert, übertragen, geschmückt wurden, und die nach langem Gebrauch einem Volke fest, kanonisch und verbindlich dünken: die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, daß sie welche sind, Metaphern, die abgenutzt und sinnlich kraftlos geworden sind, Münzen, die ihr Bild verloren haben und nun als Metall, nicht mehr als Münzen, in Betracht kommen.“ (ebd., S. S. 879–880)

[142] Tugendhat et al. 2007 – Propädeutik, S. 129.
[143] Nietzsche 1980 – Wahrheit u. Lüge, S. 881.

An die Seite der Zweifel, die sich gegenüber der Idee der Wahrheit bzw. der Idee sicheren Wissens begründet vorbringen lassen, stellt Nietzsche eine sprachkritische Überlegung an, die behauptet, dass Wahrheit ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien und Anthropomorphismen sei, womit er die Theorie, Begriffe seien universelle Konstanten (Ideen im Platon'schen Sinn) zurückweist. Diese Behauptung wäre in der vorsprachkritischen Philosophiegeschichte abwegig gewesen. Sie wurde auch in der sprachkritischen Philosophie von vielen Philosophen nicht geteilt. Sie ist auch in der heutigen Zeit problematisch und hat sich keinesfalls durchgesetzt.

> „Some regard Nietzsche's 1873 unpublished essay, 'On Truth and Lies in a Nonmoral Sense' (‚Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn') as a keystone in his thought; some believe that it is a peripheral, conflicted and non-representative fragment in his writings. In this essay, Nietzsche rejects the idea of universal constants, and claims, presumably as a truth, that what we call 'truth' is only 'a mobile army of metaphors, metonyms, and anthropomorphisms.' His view at this time is that arbitrariness prevails within human experience: concepts originate via the transformation of nerve stimuli into images, and "truth" is nothing more than the invention of fixed conventions for practical purposes, especially those of repose, security and consistency. Viewing human existence from a vast and sobering distance, Nietzsche further notes that there was an eternity before human beings came into existence, and believes that after humanity dies out, nothing significant will have changed in the great scheme of things."[144]

Die Metaphorik der ›abgeschliffenen Münze‹ und der ›Verblassung‹ suggerieren, dass sich ein unaufhaltsamer, ›heimlicher‹ Transformationsprozess vollzieht, durch den Metaphern zu Begriffen werden, Illusionen zu Wahrheiten. Aus ungenannten Gründen merkten wir nicht, dass Begriffe *ursprünglich* Metaphern waren und daher *eigentlich* noch sind. Zuletzt seien Begriffe nur geometrieähnliche Rückstände und Reste einer lebendigen Fülle. Es besteht wenig Grund, unsere Fähigkeit zur Kategorisierung, Klassifizierung oder Rubrizierung in ein derart hierarchisierendes, abwertendes Bild zu pressen, in dem Wahrheiten nichts als nützliche Lügen sind. Mit Rorty ist zu meinen, dass Nietzsche mit derartigen Aussagen viel unproduktive Verwirrung angerichtet hat[145].

Das zweite Extrem, das als maximaler Kontrast der nietzscheanischen Erkenntnis-, Wissenschafts- und Sprachtheorie entgegenzustellen ist, behauptet das Gegenteil von dem, was Nietzsche oder Nietzscheaner behaupten: Es gibt Wahrheit, sie kann erkannt werden, und das

---

[144] SEP – Friedrich Nietzsche [Lemma v. R. Wicks, substantiv revision 29.4.2011].

[145] „Nietzsche has caused a lot of confusion by inferring from 'truth is not a matter of correspondence to reality' to 'what we call 'truths' are just useful lies.' The same confusion is occasionally found in Derrida, in the inference from 'there is no such reality as the metaphysicians have hoped to find' to 'what we call 'real' is not really real.' Such confusions make Nietzsche and Derrida liable to charges of self-referential inconsistency – to claiming to know what they themselves claim cannot be known." Richard Rorty: Contingency, irony, and solidarity. Cambridge; New York: Cambridge Univ. Press 1989.

Mittel, das die Wahrheit zu erkennen ermöglicht, ist vor allem die Mathematik, das formale, anschauungslose Denken. Diese ›Wahrheit‹ habe mit Subjektivität, Perspektive, Individualität, Intersubjektivität, Nützlichkeit, Eigeninteressen, dem Willen zur Macht und Ähnlichem so wenig zu schaffen wie mit den zeitlichen Größen ›Evolution‹ und ›Genese‹. Die Wahrheit, die es geben soll, sei zeitlos, überindividuell, an keine spezielle Sprache gebunden. Kraft Wahrheitsträgern, meist genannt ›Proposition‹, die Prädikaten zugrunde liegen, seien wahre (formalisierte oder nicht-formalisierte) Aussagen möglich (*3.3. Sorgenkinder: Propositionales Wissen*). Metaphern und metaphorischer Sprachgebrauch seien für Erkenntnisprozesse, die an Wahrheit orientiert sind, irrelevant. Metaphern seien Restbestände auf dem Weg vom Mythos zum Logos, transitorische Wortwendungen auf dem Weg vom unwissenschaftlichen zum wissenschaftlichen Welterfassen.

Das konstruierte, zweite Extrem wird selten mit Ausschließlichkeitsanspruch vertreten (siehe S. 322). Virulent wurde, dass der wissenschaftliche Zugang zur Welt in vielen oder allen Fällen ein sprachlicher ist. Wissenschaftstheoretisch besteht kaum Uneinigkeit darüber, dass zwischen wissenschaftlichen Modellen und normalsprachlichen oder künstlerischen Metaphern Ähnlichkeit besteht, die zu untersuchen notwendig ist. Metaphorischer Sprachgebrauch in den Wissenschaften ist zu klären, soll der wissenschaftskritische Einwand ausgeräumt werden, Metaphern in der Wissenschaft seien ›verbotene Quellen‹ (*5.3. Geometrie und Erfahrung: Ist die Erde eine Kugel?*). Relativ selten findet sich die Meinung, dass ohne Metaphern, allein durch Verwendung von Begriffen oder formalisierten Sprachen, der Anspruch der Wissenschaft auf möglichst vollständiges, sicheres Wissen eingelöst werden kann.

Die konstruierten Extreme sind zusammenfassend als Paradigma der ›mathesis universalis‹ (1) und Paradigma der ›artes universales‹ (2) zu bezeichnen. Die Vertreter des ersten Paradigmas wünschen sich die Wissenschaft und die Welt *more geometrico* und *more mathematico*. Sie gehen davon aus, dass alles mathematisiert werden kann und Mathematik (Formeln, Geometrie) die Welt *in the long run* vollständig zu beschreiben vermag[146]. Die Vertreter des zweiten Paradigmas wünschen sich eine Welt *more metaphorico*. Sie gehen davon aus, dass die Welt ein Produkt der Kunst ist, dass Mathematik und Begriffsdenken uns von der wahren Natürlichkeit und Lebendigkeit entfernen und letztlich abkoppeln. Beide Extreme sind eher selten zu beobachten. Meist geht es darum, die Beziehung von ›Begriff‹ und ›Metapher‹ zu bestimmen. Zwischen den konstruierten Extremen sucht der Verfasser sich zu positionieren, indem er die

[146] Zu den Ausdrücken ›more geometrico‹ und ›more mathematico‹ vgl. die Anmerkungen des Herausgebers in: Gottfried Wilhelm Leibniz: Frühe Schriften zum Naturrecht. Lateinisch-Deutsch. Hg., mit einer Einl. u. Anm. versehen sowie unter Mitw. von Hans Zimmermann übers. von Hubertus Busche. Hamburg: Meiner 2003, S. 411.

Unterscheidung ›Begriff/Metapher‹ weder als Gegensatz oder Hierarchie interpretiere, noch eine einseitige Auflösung der Unterscheidung anstrebt. Die Funktion von Begriffen und Formeln ist auf ihre Reichweite hin zu überprüfen, nicht anders als der metaphorische Sprachgebrauch (*5.2. Formalisieren: Die Eliminierung von Metaphern*).

Hinsichtlich der Unterscheidung ›Begriff/Metapher‹ sind drei Themenschwerpunkte für den postliminaren Fortgang zu setzen: Die Unterscheidung ›Verstand/Sinnlichkeit‹ (1), das Problem der unbenannten Dinge (2) und die Erklärung metaphorischen Sprachgebrauchs durch Rückgriff auf Prädikations- und Propositionstheorien (3).

Ausdruckseinheiten wie ›Gedankengebäude‹, ›strohdumm‹, ›die Hoffnung keimt‹ und ›ein Traum platzt‹ wurden als Metaphern ausgezeichnet, wobei das Kriterium der Identifikation sich vage von den Unterscheidungen ›Verstand/Sinnlichkeit‹, ›Denken/Sinnlichkeit‹, ›Kognition/Wahrnehmung‹ herleitete. Objekte, die als Gebäude bezeichnet werden, sind konkrete, raumzeitliche, materielle, unbewegliche Entitäten. ›Gedankengebäude‹ wurde identifiziert als Metapher anhand des Arguments, dass Gedanken niemals Gebäude in dem Sinn sind, wie ein Postministerium und eine Textilfabrik Gebäude sind. Bezeichnet wurde der Gebrauch des Wortes ›Gebäude‹ in ›Gedankengebäude‹ als nicht-wörtlicher Gebrauch, da sich der wörtliche Gebrauch auf wirkliche Gebäude bezieht. Diese Argumentation stützt sich auf die Unterscheidung ›konkret/abstrakt‹, wobei innerhalb von Metapherntheorien typisch die Behauptung ist, dass Ausdrücke, die konkreten Dingen zukämen, auf abstrakte Dinge angewendet würden.

Mit dem Ausdruck ›Problem der unbenannten Dinge‹ wird Bezug genommen auf Probleme, die sich im Verlauf von *2.1. Grammatik: Einführung der Bedeutung von ›Metapher‹* ergaben. Diese Probleme sind zu verdeutlichen durch ein Gedankenexperiment.

Angenommen, Sie müssten für eine Hausratversicherung alle Dinge in Ihrer Wohnung klassifizieren und zählen. Sie würden etwa 1000 Bücher zählen, 3 Betten, 25 Handtücher, 40 Hemden, 10 Hosen, 7 Teppiche, 2 Kühlschränke, 2 Computer, 1 Laptop, im Keller befinden sich 2 Fahrräder, 400 Holzschrauben. Ohne dass Sie in tiefere ontologische Probleme abgleiten, gehen Sie in Ihrem Alltag davon aus, dass es konkrete, raumzeitliche Dinge gibt, die sich zu Klassen ordnen lassen. Es wäre anstrengend und in der Kommunikation mit anderen hinderlich, wenn Sie jeder Schraube, jedem Tisch, jeder Hose, jeder Tasse einen Eigennamen gäben. Wird ›Schraube‹ beim Klassifizieren der Dinge in einer Wohnung verwendet, wird ›Schraube‹ als *Begriffswort* verwendet, das einen bestimmten, konventionell geregelten Begriffsinhalt be-

zeichnet.[147] Die Unterscheidung von ›Begriff‹, ›Begriffswort‹, ›Begriffsinhalt‹ und ›Begriffsumfang‹ klärt sich, werden fremdsprachliche Ausdrücke für ›Schraube‹ angeführt. Die Begriffswörter ›screw‹ (engl.), ›vis‹ (frz.), ›schroef‹ (ndl.), ›βίδα‹ (neugr.) bezeichnen denselben Begriffsinhalt (intensionale Definition) und denselben Begriffsumfang (extensionale Definition) wie das Begriffswort ›Schraube‹. Der Begriff, den wir mit dem Begriffswort ›Schraube‹ bezeichnen, hat drei Aspekte:

– Aspekt 1: Mediale Ausprägung. ›Schraube‹ ist ein Begriffswort, das als Wort in den Medien ›Schriftsprache‹, ›Lautsprache‹ oder ›Gebärdensprache‹ realisiert werden kann.
– Aspekt 2: Begriffsinhalt. Das Begriffswort ›Schraube‹ hat einen Begriffsinhalt, den wir durch eine intensionale Definition festsetzen können.
– Aspekt 3: Begriffsumfang. Das Begriffswort ›Schraube‹ bezeichnet einen Begriffsumfang, den wir durch eine explizite, extensionale Definition festsetzen können.

Die meisten Dinge in heutigen Wohnungen (schätzungsweise 20.000 oder 50.000) fallen unter einen Begriff, d. h. es kann in den allermeisten Fällen angegeben werden, welches Begriffswort einem Einzelding zukommt. In vielen Fällen wird auch eine intensionale Definition explizierbar sein.

Das ›Problem der unbenannten Dinge‹ beginnt, wo aus zwei Gründen klar ist, dass es Dinge gibt, denen weder ein Eigenname noch ein Begriffswort regelmäßig zukommt. Der erste Grund ist, dass Menschen Lebensformen sind, die geboren werden und allererst lernen müssen, welche Eigennamen und Begriffswörter den Dingen zukommen. Entsprechend kennen Menschen, je nachdem wie alt sie sind und wie viel sie gelernt haben, viele Eigennamen und Begriffswörter für konkrete Dinge nicht. Der zweite Grund ist, dass immer wieder neue künstliche Gegenstände erfunden oder neue, natürliche Gegenstände entdeckt werden. Ist einem ein Eigenname oder ein Begriffswort für einen konkreten Gegenstand nur nicht bekannt, kann die ›private Lücke im Wortschatz‹ zügig geschlossen werden. Kommt jemandem aber ein künstlicher oder natürlicher Gegenstand unter, dem weder ein Eigenname noch ein Begriffswort jemals zugekommen ist, befindet er sich in einer Situation, die für eine Reflexion dessen, was ›Metapher‹ und ›Sprache‹ genannt wird, aufschlussreich ist.

Angenommen, ein 40-jähriger Mann, der im 13. Jahrhundert geboren wurde, wird durch eine Zeitmaschine ins Jahr 1912 versetzt. Dieser Mann steht plötzlich in München vor einem

[147] Um das Beispiel für diesen Begriffsinhalt zu geben: „**Schraube,** *Technik:* ein zumeist T-förmiges Verbindungselement zum Fügen von Einzelteilen (Befestigungsschraube) oder ein Maschinenelement zur Bewegungsübertragung (Bewegungsschraube). Alle Schrauben haben ein Gewinde auf einem Teil oder auf dem ganzen zylindr. oder kon. Schaft. Sie bestehen vorwiegend aus Stahl, Messing oder Leichtmetall, seltener aus Kunststoff oder Holz.“ (BNwT 2003 – Schraube [Lemma]).

der ersten Automobile. Was er sieht, hat er noch nie gesehen. Weder verfügt er über einen Eigennamen noch über ein Begriffswort für das konkrete Ding. Falls dem Zeitreisenden niemand sagt, welches Begriffswort oder welcher Eigenname dem Ding heute zukommt, stehen ihm drei Möglichkeiten offen: Er erfindet einen Eigennamen (weil er meint, es gibt nur *ein* Auto), er erfindet ein Begriffswort (weil er davon ausgeht, dass es viele Autos gibt) oder er unterlässt es, einen Terminus einzuführen und lässt die Sache wortlos für sich stehen.

Historisch festzustellen ist, dass der Mensch es nicht unterlässt, Eigennamen und Begriffswörter zu vergeben. Im Gegenteil zeigt sich eine starke Tendenz, alles zu benennen und zu klassifizieren. Auf diese Weise wird ›das Reich der Eigennamen und Begriffswörter‹ ständig erweitert. Auf diese Weise wird geschlossen, was ›Wortschatzlücke‹ genannt wird. In der normalen sprachlichen Praxis lässt sich beobachten, dass derartige Erweiterungen typischerweise realisiert werden, indem bereits verfügbare sprachlichen Einheiten auf neue Dinge ›übertragen‹ werden. Es ist möglich und in der Warenwirtschaft üblich, jede Klasse von wohlunterscheidbaren konkreten Dingen mit einem eineindeutigen Zahlencode zu versehen. Im normalen Sprachgebrauch prägt sich diese Möglichkeit kaum aus. Stattdessen werden Übertragungen wie das Wort ›Automobil‹, ›Tischbein‹ oder ›Motorhaube‹ geprägt.

Die zusammengesetzten Wörter ›Motorhaube‹ und ›Tischbein‹ sind Standardbeispiele für die Katachrese. Man stelle sich vor: Die ersten Automobile waren gebaut, der Motor durch ein Blechgehäuse geschützt, das sich partiell öffnen und schließen ließ, um Zugriff auf den Motor zu gewährleisten. Für dieses funktionale, mehrfach vorkommende Bauteil gab es keine Bezeichnung, also nannte man es ›Motorhaube‹, vermutlich weil eine Ähnlichkeit zwischen dem unbenannten Bauteil und Hauben besteht. Meistens werden mit dem Wort ›Haube‹ bestimmte Kopfbedeckungen (›Sturmhaube‹, ›Trockenhaube‹) bezeichnet und nicht mechanische Bauteile. Weil das Begriffswort ›Haube‹ mit dem Begriffswort ›Motor‹ kombiniert und als zusammengesetzter Ausdruck ›Motorhaube‹ als neues Begriffswort für jene Klasse von Bauteilen verwendet wurde, sprechen einige Sprachtheoretiker von Katachrese. ›Katachrese‹ stammt her vom gr. ›katachrēsis‹ (κατάχρησις). Das Wort ›chrēsis‹ (χρῆσις) bedeutet ›Arbeit, die man mit einem Ding verrichtet‹ oder ›Gebrauch, den man von einem Ding macht‹[148]. Präfigert mit ›kata-‹ meint ›katachrēsis‹ entsprechend, dass die falsche Arbeit mit einem Ding verrichtet wird, dass der falsche Gebrauch von einem Ding gemacht wird. Da es hier um den Gebrauch von Worten geht, meint ›katachrēsis‹ den falschen Gebrauch von Worten. Häufig wird ›katachrēsis‹ ins Deutsche übersetzt mit ›Missbrauch‹, womit eine negativ konnotierte Abkünf-

[148] Vgl. LSJo-Greek 2009 – χρῆσις (chrēsis) [Lemma].

tigkeit von ›Gebrauch‹ suggeriert wird. Als rhetorische Figur wird die Katachrese häufig als ›verblasste Bildlichkeit‹, ›gelöschte Metapher‹, ›Vermengung von Metaphern‹ oder als ›Bildbruch‹ bezeichnet[149].

Wie Parker betont, wurden in der Geschichte der Philosophie und Rhetorik ›Katachrese‹ und ›Metapher‹ immer wieder verwechselt, obwohl sich im Anschluss an Quintilian in den meisten Fällen die Unterscheidung leicht und gut verständlich darstellen ließe[150]. Dort, wo ein Name fehle und durch Fehlgebrauch eines Ausdrucks das Fehlen kompensiert werde, könne man von einer Katachrese sprechen. Von einer Metapher könne überall dort gesprochen werden, wo kein Wort fehle, aber trotzdem ein anderes verwendet werde. Stünde jemand heute vor einer Motorhaube und sagte „Schönes Motorhemd." oder „Schönes Motorexoskelett.", dann hätte er sich gemäß heutiger Nomenklatur metaphorisch geäußert. Untersucht man die Unterscheidung ›Katachrese/Metapher‹ genauer, wird man feststellen, dass von Natur aus den Dingen gar keine Eigennamen oder Begriffswörter zukommen. Man könnte auf die Idee kommen (diesen Extremfall beschreibt Parker), dass die Katachrese die Mastertrope ist, dass letztlich der Sprachgebrauch von der Figur der Katachrese ›beherrscht‹ wird. Zuletzt, schließt Parker, wird die Unterscheidung ›Katachrese/Metapher‹ fraglich, da sich bei vielen Fällen von Sprachgebrauch gar nicht sagen lässt, ob Missbrauch oder Gebrauch vorliegt.

Von einem Zeige- und Eingabegerät (Maus), das heute vertraut ist, wird wohl jeder wissen, dass es bis vor wenigen Jahrzehnten nicht existiert hat. Es wurde (wie im Fall der Motorhaube) ein Bauteil erfunden, das keinen Namen hatte. Da vermeint wurde, dass eine Bezeichnung notwendig oder von Nutzen ist, wurde ›Maus‹ verwendet, ein Begriffswort, das zur Gattungsbezeichnung einer Nagetierart verwendet wird. Diese neue, ungewöhnliche Verwendung wird als Katachrese bezeichnet. ›Katachrese‹ sagt etwas darüber aus, wie eine Klasse von unbenannten Dingen zu ihrer Klassenbezeichnung (ihrem Begriffswort) gekommen ist. Die Etablierung einer Klassenbezeichnung durch katachrestischen Übertrag ist *ein* Aspekt dessen, was dort sprachlich passiert. Ein anderer Aspekt ist die Funktion, die ›Maus‹ heute und überhaupt hat: Die ›Zeigegerätbezeichnung‹ ist durch ›Missbrauch‹ entstanden, fungiert aber als Begriffswort. Bei einem Wort wie ›Maus‹ oder ›Depression‹, lässt sich gar nicht sagen, ob es in allen Fällen seines Gebrauchs eine Katachrese, eine Metapher oder ein Begriffswort ist. Dann erst, wenn von Fall

[149] Beispielsweise: „**Ka|ta|chre|se** [kata'çre:zə], **Ka|ta|chre|sis** [ka'taçrezıs], die; -, ...esen [griech. katáchrēsis = Missbrauch] (Rhetorik, Stilkunde): **1.** *verblasste Bildlichkeit, gelöschte Metapher* (z. B. Bein des Tisches). **2.** *Vermengung von nicht zusammengehörigen Metaphern; Bildbruch* (z. B. das schlägt dem Fass die Krone ins Gesicht)." (DUW [8]2015 – Katachrese [Lemma])

[150] Vgl. zum nachfolgenden Absatz: Patricia Parker: Metapher und Katachrese [Orig.-Sachtitel: Metaphor and catachresis]. Aus dem Amerik. v. Andrea Kern. In: Anselm Haverkamp (Hg.): Die paradoxe Metapher. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998, S. 312–331.

zu Fall der konkrete Gebrauch untersucht wird, kann eine dieser metasprachlichen Klassifizierungen vorgenommen werden. Freilich ist es möglich, mehrere Aspekte gleichzeitig zu reflektieren. Das Wort ›Maus‹, zeigt die Etymologie, bedeutet wahrscheinlich ›Diebin‹[151]. Als das Peripheriegerät von Computern mit ›Maus‹ bedacht wurde, sollte wohl nicht die Bedeutung des Wortes ›Diebin‹ übertragen werden. Eher lag die Verwendung aufgrund der visuellen, strukturellen Ähnlichkeit nah (katachrestischer Übertrag aufgrund optischer Ähnlichkeit). Und wenn ein Vater seine vierjährige Tochter ›Maus‹ nennt („Juli ist eine Maus.“), wird er vermutlich anderes im Sinn haben als eine Frau, die ihren Mann ›Maus‹ nennt.

[151] „**Maus** f. Der Name des kleinen grauen Nagetiers ahd. (8. Jh.), mhd. asächs. mnd. aengl. anord. *mūs*, mnl. *muus*, nl. *muis*, engl. *mouse*, schwed. *mus* (germ. **mūs*-) führt wie aind. *mū́ḥ*, griech. *mýs* (*μῦς*), lat. *mūs*, aslaw. *myšь*, russ. *myš'* (*мышь*) auf ie. **mūs* ‘Maus’. Der Name wird vielfach vergleichend auf Körperteile übertragen; er steht z. B. im Germ., Griech. und Spätlat. auch für ‘Muskel’ (ahd. mhd. *mūs*, nhd. *Maus* ‘Muskel’, bes. an Arm, Bein und Daumen, bis etwa 1800, heute noch mundartlich); vgl. ferner aind. *muṣkáḥ* ‘Hoden’ (eigentl. ‘Mäuschen’) sowie lat. *mūsculus* (s. Muskel). Ie. **mūs* ‘Maus’ gehört wohl (mit gelängter Schwundstufe?) als ‘Stehler(in)’ mit aind. *muṣṇā́ti* ‘stiehlt, raubt’ zu einer *s*- Erweiterung der Wurzel ie. **meu*-, **meu̯ə*- ‘fortschieben’ (wozu lat. *movēre* ‘bewegen’). (Weniger wahrscheinlich ist Ableitung des genannten Verbs von aind. *mū́ḥ*.).“ (EtyWB-Pfeifer [2]1993 – Maus [Lemma])

„Ein anderes freilich ists,
Unterschiedenes ist
gut. Ein jeder
und es hat
Ein jeder das Seine.“

(Hölderlin[152])

3. Epistēmē: Erkenntnis, Wissen, Können

Diese Arbeit interessiert der Erkenntniswert der Metapher. Zu umgrenzen ist, was ›Erkenntnis‹ und ›Wissen‹ meinen. Wie vorweggeschickt in *1.2. Gegenstand (was die Arbeit untersucht)*, werden selektiv die Unterscheidungen ›theoretisches Wissen/praktisches Wissen‹, ›propositionales Wissen/nicht-propositionales Wissen‹ und ›explizites Wissen/implizites Wissen‹ untersucht.

3.1. Grammatik: Die starke, einseitige Tendenz

Einleitend in ›Erkenntnis‹ und ›Wissen‹ wurde Bieri zitiert (siehe S. 7). Um einen Zusammenhang zwischen ›erkennen‹, ›wissen‹, ›Erkenntnis‹, ›Kenntnis‹ und ›Wissen‹ aufzuzeigen, verwendet er das Verb ›heißen‹. ›etwas erkennen‹ heiße ›etwas wissen‹, ›zu Erkenntnis(sen) gelangen‹ heiße ›Wissen erwerben‹, ›Kenntnisse erwerben‹ heiße ›sich Wissen aneignen‹. ›etwas heißt etwas‹ meint: Ausdruckseinheit A (›erkennen‹) entspricht Ausdruckseinheit B (›wissen‹); ›erkennen‹ bedeutet (das Gleiche wie) ›wissen‹. Entsprechend könne die Frage „Was ist Erkenntnis?“ auch als die Frage „Was ist Wissen?“ formuliert werden; beide Fragen kennzeichneten im Großen und Ganzen *dasselbe Thema*. Damit habe man, wie Bieri betont, noch keinesfalls die Frage nach der Natur von Erkenntnis beantwortet. Welche Gründe sprechen für und gegen Bieris Behauptung, ›Erkenntnis‹ und ›Wissen‹ seien praktisch einerlei? Dieses Kapitel

[152] Friedrich Hölderlin: Supplement III. Homburger Folioheft. Faksimile-Editon. In: Ders.: Sämtliche Werke. Frankfurter Ausgabe. Hg. v. D. E. Sattler u. Emery E. George. Hg. im Auftr. d. Vereins zur Förderung d. Wiss. Forschung in d. Freien Hansestadt Bremen e. V. Basel; Frankfurt a. M.: Stroemfeld/Roter Stern 1986, S. 92.

untersucht mit normal-grammatischen Mitteln, wie wir ›wissen‹ und ›erkennen‹ in der normalen Sprache verwenden. Wird der gängige Gebrauch mit dem heutigen erkenntnistheoretischen kontrastiert, zeigt sich eine starke, einseitige Tendenz auf das propositionale Wissen, die zu reflektieren ist, wird nach der Erkenntnisfunktion der Metapher gefragt.

Das Durchspielen von Wortbildungen, die mit ›wissen‹ und ›kennen‹ möglich sind, befördert rasch die Einsicht, dass in vielen Fällen zwischen ›Wissen‹ und ›Erkenntnis‹ bzw. ›wissen‹ und ›erkennen‹ eine Bedeutungsgleichheit behauptbar ist, da deren Verwendung in vielen Kontexten gleich ist. Mit Ersetzungsproben ist diese Einsicht auf ihre Geltung hin zu prüfen. ›Ersetzungsproben‹ meint: Falls ›Fleischer‹ und ›Metzger‹ ungefähr dasselbe bedeuten, werden wir in ›Fleischergeschäft‹ die Ersetzung von ›Fleischer‹ durch ›Metzger‹ akzeptieren und ›Metzgergeschäft‹ mühelos verstehen. Sind ›wissen‹ und ›erkennen‹ austauschbar, ist das ein Indiz für Bedeutungsgleichheit[153].

Rar sind Derivationen von ›wissen‹ ohne Wortartwechsel. Der Infinitiv ›wissen‹ bildet mit üblichen Adfixen unproduktive Wörter (ent-wissen, ver-wissen, be-wissen). Anders ist das bei ›kennen‹, das durch Präfigierung gebräuchliche Verben bildet: ›er-kennen‹, ›be-kennen‹, ›verkennen‹, auch Komplizierteres wie ›an-er-kennen‹, ›ab-er-kennen‹, ›zu-er-kennen‹. Vollziehen wir eine Ersetzungsprobe anhand einfacher Beispiele:

- Das neue Wissen, dass es einen fünften Aggregatzustand gibt, verbreitete sich schnell. / Die neue Erkenntnis, dass es einen fünften Aggregatzustand gibt, verbreitete sich schnell.
- Wir wissen, dass Wasser bei 100°C kocht. Wir haben das Wissen gewonnen, dass Wasser bei 100°C kocht. / Wir erkennen, dass Wasser bei 100°C kocht. Wir haben erkannt, dass Wasser bei 100°C kocht. Wir haben die Erkenntnis gewonnen, dass Wasser bei 100°C kocht.
- Karin wusste, wen sie vor sich sah: ihren Mann Heinz. / Karin erkannte, wen sie vor sich sah: ihren Mann Heinz.
- Wissen Sie, wer die weibliche Person auf diesem Foto ist? Ja, ich weiß, das ist Stefanie Maria Graf. / Wen erkennen Sie auf diesem Bild? Ich erkenne die Wimbledonsiegerin von 1995.
- Wissen Sie, was das für eine Pflanze ist? Ich weiß, diese Pflanze ist eine Kugeldistel. Person A hat ein Wissen, dass ihm ermöglicht, diese Pflanze korrekt als Kugeldistel zu bezeichnen. / Erkennen Sie, was für eine Pflanze das ist? Ich erkenne, dass diese Pflanze eine Kugeldistel ist. Ich kenne diese Pflanze. Es ist eine Kugeldistel. Person A hat die Kenntnis resp. Erkenntnis, die es ihm erlaubt, in einer bestimmten Pflanze eine Kugeldistel zu erkennen.

Einerseits können Formulierung mit ›wissen‹ und ›Wissen‹ oft durch Formulierung mit ›kennen‹, ›erkennen‹ und ›Erkenntnis‹ ersetzt werden, ohne dass eine ›nennenswerte‹ Bedeutungsveränderung stattfindet: Ob wir auf einem polizeilichen Fahndungsfoto unseren Nachbarn ›er-

[153] Um ein Wort neu oder umzubilden, verwenden wir laut *Duden – Grammatik* (^{9}2016) hauptsächlich vier Verfahren: Komposition, Derivation, Konversion und Kurzwortbildung. Vgl. zu dieser Einteilung DG ^{9}2016, S. 671. Die Abbreviation und weitere, seltenere Wortbildungsverfahren (ebd., S. 681–684) vernachlässige ich.

kennen‹ oder ob wir, wenn wir das Fahndungsfoto sehen, ›wissen, dass‹ unser Nachbar der gesuchte Verbrecher ist, dieser Unterschied ist für die Klärung des Verbrechens unerheblich. Andererseits realisiert die Ersetzungsprobe oft Bedeutungsveränderungen, die nennenswert sind: „Wir wissen, dass Wasser bei 100°C kocht.“ und „Wir erkennen, dass Wasser bei 100°C kocht.“ unterscheiden sich semantisch; ›erkennen‹ fungiert als Wahrnehmungsverb, ›wissen‹ als Ausdruck einer propositionalen Einstellung (siehe S. 124). ›wissen‹ entspricht in diesem Kontext erst ein Gefüge wie ›eine Erkenntnis gewonnen haben‹.

Sobald wir uns auf Konversionen von ›wissen‹ einlassen (also alle anderen Wortarten hinzuziehen, die durch Affigierung, Konfigierung, Komposition und Großschreibung mit der Ausgangseinheit ›wissen‹ gebildet werden), nimmt die Menge der produktiv im Deutschen verwendeten Worte schlagartig zu. Einzubeziehen ist, dass etymologisch die Basis ›wuss-‹ sich von ›wissen‹ herleitet[154]. Geläufig ist vor allem die Nominalisierung ›(*das* oder *ein*) Wissen‹. Durch zahlreiche Elemente spezifizieren wir ›Wissen‹ näher. Zwecks Ersetzungsprobe eine Auswahl von gängigen Wortbildungen:

– Allgemeinwissen, Allwissenheit, Besserwisser (nicht: Wisser), Buchwissen, Einzelwissen, Erfahrungswissen, Fachwissen, Faktenwissen, Gegenwartswissen, Geheim(dienst)wissen, Grundwissen, Halbwissen, Handwerkswissen, Herrschaftswissen, Hintergrundwissen, Insiderwissen, Katheder-wissen, Kontaktwissen, Nichtwissen, Randwissen, Sachwissen, Schulwissen, Spezialwissen, Tugendwissen, Unwissen, Vergangenheitswissen, Vielwisser, Vielwisserei, Weisheitswissen, Wissbegier(de), Wissender, Wissende, Wissensbasis, Wissensbekundung, Wissenschaft, Wissenschaftsrat, Wissenschaftstheorie, Wissensdrang, Wissensdurst, Wissensfortschritt, Wissensfrage, Wissensgebäude, Wissensgebiet, Wissensgesellschaft, Wissensgewinn, Wissensinhalt, Wissensproduktion, Wissensgut, Wissenskommunikation, Wissenslücke, Wissensmanagement, Wissensmenge, Wissensordnung, Wissensquelle, Wissensquiz, Wissensschatz, Wissensspeicherung, Wissensstoff, Wissenstransfer, Wissensumfang, Wissensvermittlung, Wissensvorrat, Wissensvorsprung, Wortwissen, Zukunftswissen …

Man frage sich, wo in diesen Beispielen ›Wissen‹ durch ›Erkenntnis‹ problemlos ersetzt werden kann. Diese Reihung (Quellenungenauigkeit sei erlaubt), die mithilfe diverser Lexika erstellt wurde, zeugt davon, dass ›Wissen‹ heute bei Weitem das geläufigere Wort ist, denn ›Allgemeinerkenntnis‹, ›Halberkenntnis‹, ›Erkenntnisrat‹, ›Erkenntniskommunikation‹, ›Erkenntnisgesellschaft‹ (und viele mehr) sind keine geläufigen Wortbildungen.

Statt ›wissen‹ zu ›Wissen‹ zu konvertieren und Kompositionen durchzuspielen, die (überwiegend) durch Verknüpfung von Nomen zustande kommen, fallen (vom Verb ›wissen‹ her

[154] „**bewußt:** Das seit dem 16. Jh. bezeugte Adjektiv ist eigentlich das 2. Part. der heute nicht mehr gebrauchten Präfixbildung *frühnhd.* bewissen ‚sich zurechtfinden‘, *mnd.* bewēten ‚auf etwas sinnen, um etwas wissen‘.“ (DHW [4]2006 – bewußt [Lemma])

gedacht) besonders Adjektive und nominalisierte Adjektive auf, die sich vom Stamm ›wiss-‹ herleiten. Die Adjektive ›gewiss‹ und dessen Negation ›ungewiss‹ so wie Bildungen mit der Basis ›wuss-‹ wie in ›bewusst‹ bilden ein weiteres Wortfeld, das mit ›wissen‹ in Verbindung steht:

– gewiss (gewisslich)/ungewiss, Gewissheit/Ungewissheit, wissend/unwissend, Unwissenheit (nicht aber: Wissenheit), bewusst/unbewusst, Bewusstheit/Unbewusstheit, Bewusstsein/Unbewusstsein, bewusst/bewusstlos, Bewusstheit/Bewusstlosigkeit, gewissenhaft/ungewissenhaft, Gewissenhaftigkeit/Ungewissenhaftigkeit, Gewissen, gewissenhaft/gewissenlos, Gewissenlosigkeit, Gewissensbiss (nicht: gewissensbissig), schuldbewusst, Schuldbewusstsein (nicht: unschuldbewusst, kaum: Unschuldbewusstsein), selbstbewusst, Selbstbewusstheit, Selbstbewusstsein (kaum: unselbstbewusst, Unselbstbewusstheit, Unselbstbewusstsein), umweltbewusst, Umweltbewusstsein, unterbewusst, Unterbewusstsein, sich vergewissern, Vergewisserung, wissenswert (nicht: Wissenswert) …

Viele dieser Wortbildungen sind mit ›erkennen‹ kaum möglich. Insbesondere lässt sich die psychologische Wortfamilie mit ›wuss-‹ nicht durch Formen mit ›erkennen‹ ersetzen. Aus ›Selbstbewusstsein‹ ist kaum ›Selbsterkanntheit‹ zu bilden. ›Unterbewusstsein‹ lässt sich nicht zu ›Untererkanntsein‹ oder ›Untererkenntnis‹ transformieren, ›Bewusstsein‹ nicht zu ›Erkanntsein‹.

Überschreiten wir die Wortgrenze und gehen zu Ausdruckseinheiten über, die aus mehr als einem Wort bestehen, ohne dass sie Sätze sind, eröffnet sich wiederum ein weites Feld an Formulierungen, die durch zwei Ordnungskriterien vage geordnet werden können. Einmal lautet das Kriterium ›Nebensatzbildung‹, das andere Mal ziehen wir Infinitivkonstruktionen hinzu, die aus ›wissen‹ und ›zu‹ gebildet werden. Infinitivkonstruktionen mit ›wissen‹ und ›zu‹ sind:

– ›etwas zu verwenden wissen‹ („Er weiß, wie er die Steuerung zu verwenden hat.“), ›etwas zu fassen wissen‹ („Er weiß das Problem korrekt zu fassen.“), ›etwas zu behaupten wissen‹ („Er weiß sich zu behaupten gegenüber der Kritik.“), ›etwas zu beginnen wissen‹ („Er weiß, wie er seine Tätigkeit zu beginnen hat.“), ›etwas zu wissen meinen‹ („Er meint zu wissen, dass eine Lösung möglich ist.“), ›etwas zu wissen glauben‹ („Ich glaube zu wissen, was er meint.“), ›etwas zu genießen wissen‹ („Er weiß diesen Tag zu genießen.“), ›zu handeln wissen‹ („Er weiß den strittigen Fall geschickt zu verhandeln.“, „Er weiß die Krankheit gekonnt zu behandeln.“), ›zu würdigen (schätzen) wissen‹ („Er weiß das Privileg zu würdigen (zu schätzen).“), ›zu handhaben wissen‹ („Er weiß die Anleitung handzuhaben.“), ›zu schöpfen wissen‹ („Er weiß aus dem Vollen zu schöpfen.“), ›sich zu retten wissen‹ („Er weiß, sich aus der Situation zu retten.“), ›zu sagen (berichten, erzählen) wissen‹, („Er weiß von dem Geschehen zu berichten.“).

Die Infinitivkonstruktionen mit ›wissen‹ und ›zu‹ lassen sich durch ›erkennen‹ und ›zu‹ ebenfalls nur selten ersetzen, ohne dass man einen Regelverstoß ausmachte: ›etwas zu verwenden erkennen‹, ›etwas zu fassen erkennen‹, ›etwas zu würdigen erkennen‹ (aber ›etwas als würdig erkennen‹), „Er erkennt die Krankheit gekonnt zu behandeln.“. In Infinitivkonstruktionen von ›wissen‹ und ›zu‹ ist eine Ersetzbarkeit von ›wissen‹ und ›erkennen‹ jedenfalls nicht gegeben.

Werden die metasprachlichen Mittel einer Valenzgrammatik verwendet, ist festzustellen, dass ›wissen‹ und ›erkennen‹ zwei semantische Rollen vergeben, die syntaktisch unterschiedlich realisiert werden können[155]. ›erkennen‹ und ›wissen‹, wie definitorisch festgesetzt wird, verlangen notwendig eine Person (semantische Rolle 1: Agens, Handlungsträger; nicht: ›Subjekt‹). Diese Person weiß oder erkennt immer *etwas* (semantische Rolle 2: Patiens, Betroffenes, Gegenstand; nicht ›Objekt‹). Die semantischen Rollen ›verteilen sich‹ auf zwei Satzglieder: Das Agens als Nominalphrase steht im Nominativ (Satzglied 1: Subjekt). Das Patiens als Nominalphrase steht im Akkusativ (Satzglied 2: Objekt).

> „Wie viele und welche semantischen Rollen ein Verb vergibt, hängt von seiner Bedeutung ab. Wie die semantischen Rollen jeweils syntaktisch realisiert werden, wird durch das Zusammenspiel zwischen allgemeinen syntaktischen Regeln und der spezifischen syntaktischen Eigenschaft des Verbs gesteuert, die man seine syntaktische Wertigkeit nennt: seine Fähigkeit, in der Satzstruktur Leerstellen zu eröffnen, die durch bestimmte Satzgliedkategorien gefüllt werden müssen, wenn das Verb als Prädikat im Satz dient. Satzglieder, die solche **syntaktischen Leerstellen** füllen, werden **Verbergänzungen** genannt; […] Die semantischen Rollen bilden eine Hierarchie, die wesentlich durch die Belebtheit und die »Eigenaktivität« der Rollenträger (Aktanten, ↑1186–1187) und durch ihren Platz im Kausalzusammenhang bestimmt ist. Das prototypische Agens ist eine bewusste, intentional handelnde Person, die das Geschehen in Gang setzt und dessen Verlauf kontrolliert.“[156]

Die Verben ›erkennen‹ und ›wissen‹ gleichen sich darin, dass ihr Agens typischerweise eine bewusste, intentional handelnde Person ist, die innerhalb eines Kausalzusammenhangs Geschehen verursacht; anderen Agentia (unbelebten Dingen, Tieren) sprechen wir kaum zu, dass sie etwas ›erkennen‹ oder ›wissen‹ („Der Kuchen erkennt …“, „Die Ameise weiß …“; eventuell „Die Katze erkennt …“). Beide Verben gleichen sich ebenfalls darin, dass die zweite semantische Rolle (der betroffene ›Gegenstand‹) einfach oder komplex ist. ›einfach‹ meint: „Er weiß, dass er in Frankfurt wohnt.“, „Er erkennt den Verbrecher.“ ›komplex‹ meint: „Er weiß, dass die gefahrlose Anreicherung von Uran unter diesen politischen Umständen kaum möglich ist.“, „Sie erkennt, dass aus dem Universum ständig unzählige winzige Teilchen genannt Neutrinos mit nahezu Lichtgeschwindigkeit durch den menschlichen Körper fliegen, ohne diesen zu be-

[155] Die folgenden Überlegungen orientieren sich am metasprachlichen Vokabular für Verben, das im *Duden – Grammatik* ([9]2016) verwendet wird (ebd., S. 395–578). Die Frage, um welchen Typus Verb es sich bei ›wissen‹ genau handelt, wird nicht diskutiert. Im *Duden – Grammatik* ([8]2009) wird die Ausdruckseinheit ›syntaktisch-semantische Valenz‹ verwendet (ebd., S. 390). Im *Duden – Grammatik* ([9]2016) wird die Ausdruckseinheit ›(syntaktisch-)semantische Valenz‹ (ebd., S. 397) verwendet. Zu vermuten ist, dass die hinzugefügte, nicht-hörbare Klammerschreibweise darauf hinweisen soll, wie schwierig es ist, Syntax und Semantik zu trennen.

[156] DG [9]2016, S. 398. Vorweggeschickt: Die Verwendung des Begriffswortes ›Objekt‹ in Grammatiken ist problematisch, da ›Objekt‹ auch auf Handlungen und Ereignisse angewendet wird, wodurch diese Gefahr laufen, nach Art von Objekten gedacht und beschrieben zu werden. Auch bei den später zu thematisierenden Propositionen (*3.3. Sorgenkinder: Propositionales Wissen*) entsteht häufig der Eindruck, sie seien ›wie kleine Gegenstände‹, auf die man sprachlich Bezug nimmt.

rühren.“ Syntaktisch auffällig ist, dass ›wissen‹ im Deutschen meist einen Dass-Satz und nur selten eine Nominalphrase („Ich weiß den Weg.“) als Akkusativ-Ergänzung anschließt. Nicht möglich ist im Deutschen, was im Englischen Standard ist: Der Anschluss eines Namens oder Nomens ohne Artikel („Ich weiß Hans.“, „Ich weiß Tennis.“, „I know Hans.“, „I know tennis.“). Anders als ›erkennen‹ („Ich erkenne mich.“) hat ›wissen‹ auch keine unecht reflexive Form („Ich weiß mich.“). Besonders von Interesse in diesem Argumentationszusammenhang ist, dass ›wissen‹ heute, anders als ›erkennen‹, nicht als ›Wahrnehmungsverb‹ klassifiziert wird. In ›etwas oder jemanden erkennen‹ hat ›erkennen‹ häufig die Bedeutung von ›sehen‹, ›hören‹, ›fühlen‹, ›tasten‹, ›schmecken‹, aber auch von ›identifizieren‹; in diesen Bedeutungen verwenden wir ›wissen‹ nicht. Ersetzungsproben erzeugen Anomalien und Bedeutungsveränderungen. „Ich erkenne die Wolke.“ kann meinen „Ich sehe die Wolke.“ oder „Ich identifiziere etwas als Wolke.“. Da die analoge Bildung „Ich weiß die Wolke.“ nicht möglich ist, weichen wir auf eine Nebensatzbildung aus, die jedoch die Bedeutung verändert, da ein zweites Verb verwendet werden muss: „Ich weiß, dass die Wolke ist (schwebt, sich auflöst.).“ ›wissen‹ gilt nicht als Wahrnehmungsverb, bezeichnet jedoch eine Handlung, die Wahrnehmungen verifizieren oder falsifizieren kann („Ich weiß, ich sehe eine Wolke.“, „Ich weiß, ich höre keinen Kauz, sondern eine Drossel.“). Dass wir den Nominalisierungen ›das Erkennen‹ und ›die Erkenntnis‹ häufig Agentivität und Prozesshaftigkeit zuschreiben, ›Wissen‹ dagegen nicht, liegt in diesen Gebrauchsgepflogenheiten begründet. Bekannt sind auch die juristische Bedeutung von ›erkennen‹ („Er erkannte auf unschuldig.“, „Der Schiedsrichter erkannte auf Foulspiel.“) und die sexuelle („Er erkannte seine Frau.“, cognoscere feminam), die sich nicht mit ›wissen‹ bilden lassen, ohne die Hinzufügung von Ausdruckseinheiten und die Reorganisation der Syntax.

Die Untersuchung der (syntaktisch-)semantischen Valenz von ›wissen‹ und ›erkennen‹ zeigt, dass normal-grammatisch mindestens sieben Einzelmomente im Auge zu behalten sind:

- *Erkenntnisagens:* Handelnde Person oder Instanz
- *Erkenntnisobjekt:* Objekt des Wissens, Objekt der Erkenntnis (etwas, das gewusst oder erkannt wird)
- *Intentionalität:* Das Agens verfolgt Absichten resp. Ziele mit den Wissens- oder Erkenntnishandlungen (telisch/atelisch).
- *Bewusstheit:* Das Agens ist sich seines Wissens und seines Wissenszuwachses mehr oder weniger bewusst.
- *Kausalzusammenhang:* Das Agens ist in Kausalzusammenhänge verstrickt.
- *Kausation:* Das Agens vermag, Geschehen und Handlungen auszulösen (Veranlassung, Verursachung).
- *Kontrolle:* Das Agens kontrolliert Handlungen und Geschehnisse mehr oder minder.

Inwiefern jedes dieser Einzelmomente immer in die Handlungen ›erkennen‹ und ›wissen‹ notwendig involviert ist, wird an konkreten Einzelfällen zu prüfen sein.

Es zeigt sich, dass eine durchgängige Ersetzung von ›erkennen‹ und ›wissen‹ bzw. ›Erkenntnis‹, ›Erkennen‹ und ›Wissen‹ unmöglich ist. Obwohl semantische Ähnlichkeiten vorliegen, kann bemessen der Ersetzungsprobe von vollständiger Bedeutungsgleichheit nicht die Rede sein. Es gibt viele Kontexte, in denen ›Erkenntnis‹ nicht anstelle von ›Wissen‹ verwendet werden kann, ohne eine andere, oft absurde Bedeutung zu generieren. Was Bieris These als vertretbar kennzeichnet, ist der Ausdruck ›im Großen und Ganzen‹ – eine Vagheitsklausel, die Ausnahmen vernachlässigt. Bedenklich ist, dass es derer viele sind.

Werden die Verwendungen von ›wissen‹ und ›erkennen‹ in der normalen Sprache verglichen mit deren Verwendungen in heutigen Erkenntnistheorien, zeigt sich die starke, einseitige Tendenz auf das propositionale Wissen. Zitiert werden die gegenstandskonstitutiven Vorentscheidungen zweier Erkenntnistheoretiker (Baumann, Grundmann).

> „Nun weist das Wort »Erkenntnis« eine Doppeldeutigkeit auf, die das Wort »Wissen« nicht aufweist: Mit »Erkenntnis« kann sowohl ein Prozess oder ein Vorgang gemeint sein, nämlich der des Erkennens, als auch das Ergebnis oder Resultat eines solchen Vorgangs. Diese Doppeldeutigkeit soll uns hier aber nicht weiter kümmern und im Folgenden soll – soweit nicht anders vermerkt – »Erkenntnis« immer gleichbedeutend mit unserem Wort »Wissen« verwendet werden.“[157]

Durch Verwendung von ›Doppeldeutigkeit‹ wird suggeriert, ›Erkenntnis‹ habe nur zwei Bedeutungen. Zudem wird behauptet, diese Doppeldeutigkeit weise ›Wissen‹ nicht auf. Alsdann wird eine der beiden Bedeutungen von ›Erkenntnis‹ (bereits zu Beginn der Untersuchung) systematisch ausgegrenzt und eine Synonymität von ›Erkenntnis‹ und ›Wissen‹ behauptet. Die Prozesshaftigkeit der Erkenntnis (oder des Erkennens) wird zugunsten der Ergebnisse oder Resultate der Erkenntnisprozesse zurückgestellt. Baumann verwendet die Formulierung ›soll uns nicht kümmern‹. Das ›soll‹ drückt keine Notwendigkeit oder Aufforderung aus, sondern eine thematische Selektion, die nicht eigens begründet wird. Weder kann der Behauptung, ›Erkenntnis‹ sei doppeldeutig, noch der Anschlussbehauptung, ›Wissen‹ weise jene Doppeldeutigkeit nicht auf, zugestimmt werden. Baumann beschreibt ›Erkenntnis‹ initial mit den Unterscheidungen ›Prozess/Ergebnis‹ bzw. ›Vorgang/Resultat‹ und löst sie einseitig auf, indem er empfiehlt, allein jene ›Seite‹ der Erkenntnis in den Blick zu nehmen, die Erkenntnis als Ergebnis bzw. als Resultat fasst. Die Bedeutungsgleichheit von ›Erkenntnis‹ und ›Wissen‹ wird nicht festgestellt (Beobachtung, Deskription), sondern festgesetzt (Normativität). Mit derartigen methodischen,

[157] Peter Baumann: Erkenntnistheorie. 2., durchges. Aufl. Stuttgart; Weimar: Metzler 2006 (Lehrbuch Philosophie), S. 1.

normsetzenden, gegenstandskonstitutiven Schritten wird die Engführung auf das ›propositionale Wissen‹ begünstigt.

Grundmann, ein weiterer aktueller Erkenntnistheoretiker, konstituiert den theoretischen Gegenstand ›Wissen‹ bzw. ›Erkenntnis‹ ebenfalls so, dass wir zügig selektiv auf das propositionale Wissen hingeführt werden.

> „Unser Wissens*begriff** und seine Verwandten wie ‚kennen' oder ‚erkennen' tauchen im Alltag in einer Reihe von recht unterschiedlichen Satzkonstruktionen auf:
> (1) Herbert weiß, dass Einstein die Relativitätstheorie entwickelt hat.
> (2) Schiller kennt Goethe.
> (3) Frank weiß, wie es ist, etwas Rotes zu sehen.
> (4) Matthias weiß, wie man Tango tanzt.
> (5) Sabine weiß, wo München liegt.
> (6) Tobias weiß, wer die Schlacht bei Waterloo verloren hat.
> (7) Rebecca weiß, ob es heute regnet.
> (8) Larissa weiß, wann sie eingeschult wurde.
> Erkenntnistheoretiker beschäftigen sich in der Regel primär mit dem Wissen, von dem in Satz (1) die Rede ist. Dieses Wissen nennt man auch *propositionales** *Wissen* oder *Wissen-dass*."[158]

Die Vieldeutigkeit von ›wissen‹ und ›erkennen‹ wird weggekürzt durch einen Hinweis darauf, was Erkenntnistheoretiker ›in der Regel‹ tun. Diese Regelmäßigkeit kann nur behauptet werden, wenn man erstens davon absieht, wie ›Erkenntnis‹ in der Philosophiegeschichte thematisiert wurde, wenn man zweitens davon absieht, wie andere Wissenschaften (Psychologie, Kognitionswissenschaft) ›Erkenntnis‹ thematisieren, wenn man drittens einen bestimmten engen Vorbegriff davon hat, wer als Erkenntnistheoretiker überhaupt in Frage kommt. Philosophen, die ihren thematischen Schwerpunkt im Erkenntnisdiskurs auf das praktische Wissen bzw. auf das Wissen-wie legen, sind nicht zur Gruppe jener zählbar, die sich primär mit propositionalem Wissen beschäftigen. Obwohl Baumann und Grundmann in ihren Monografien das nichtpropositionale Wissen und Wissen-wie thematisieren, bestätigen Selektion und Darstellungsweise dessen, was wir sprachlich mit ›erkennen‹, ›kennen‹, ›wissen‹ und ›können‹ tun, die ›starke Tendenz‹ auf das propositionale Wissen. Festzuhalten ist: Nach wie vor zeigt sich in Philosophie und Wissenschaft die starke, einseitige Tendenz, die Möglichkeit von Erkenntnis an den behaupteten Aussagesatz zu knüpfen:

[158] Thomas Grundmann: Analytische Einführung in die Erkenntnistheorie. Berlin; New York: de Gruyter 2008, S. 71.

„In der Wissenschaft besteht vielfach die Tendenz, den Erkenntnisbegriff einseitig auf der Seite des apophantischen (behauptenden) Logos und damit des propositionalen Wahrheitsbegriffs zu verorten.“[159]

„Die Aussagenwahrheit stand daher auch in der Geschichte der Philosophie im großen und ganzen im Vordergrund (Ausnahmen sind Hegel und Heidegger), und sie soll daher auch hier das Hauptthema bilden. Gleichwohl erschöpft sich die natürliche Verwendung des Wortes »Wahrheit« nicht in der Aussagenwahrheit.“[160]

„In vorphilosophischen Auffassungen wird Wissen auch als eine besondere Zugangsweise zu bzw. Vertrautheit mit einem Sachverhalt verstanden. In der modernen Erkenntnistheorie tritt das propositionale Wissen in der Form wahrer, gerechtfertigter Meinungen in den Vordergrund.“[161]

Die normal-grammatische Modellierung der Handlungen ›erkennen‹ und ›wissen‹ zeigt uns eine mehr oder weniger bewusst und absichtlich handelnde, immer in Kausalzusammenhänge verstrickte Person, die Handlungen und Geschehnisse verursacht und kontrolliert. Je stärker und einseitiger die Tendenz auf das propositionale Wissen ist, desto weniger kommt dieser komplexe, lebensweltliche Zusammenhang zur Sprache. Der Tendenz auf das propositionale Wissen eignet (wie *3.3 Sorgenkinder: Propositionales Wissen* zeigt) eine Tendenz zur Aussparung von Individuum, Welt und Zeit.

3.2. Platon: Kritische Technik und Epistēmē[162]

Der Lehrer kritisiert den Schüler, denn er hat keine Hausaufgaben gemacht. Die Mutter kritisiert das Kind, weil es gestohlen hat. Der Journalist kritisiert einen Politiker für seine Machenschaften. Der Gast kritisiert den Koch, da die Suppe nicht schmeckt. Aufgrund einer Regelverletzung wird der Soldat vom Vorgesetzten kritisiert. Ich bin nicht so, wie ich sein soll. Berlin ist nicht, was es einmal war. Der Chef hat etwas getan, was er nicht hätte tun dürfen.

---

[159] Gottfried Gabriel: Vergegenwärtigung in Literatur, Kunst und Philosophie. In: Carl Friedrich Gethmann (Hg.): Lebenswelt und Wissenschaft. XXI. Deutscher Kongreß für Philosophie, 15.–19. September 2008 an der Universität Duisburg-Essen. Kolloquienbeiträge. Hamburg: Meiner 2011 (Deutsches Jahrbuch Philosophie, 2), S. 726.
[160] Tugendhat et al. 2007 – Propädeutik, S. 217–218.
[161] HWPh 1985[12] – Wissen [Lemma v. Jörg Hardy u. Stephan Meier-Oeser].
[162] Bei der Transliteration der griechischen Buchstaben werden mit einer Ausnahme die Regelvorgaben der Deutschen Nationalbibliothek befolgt. Die Akzentzeichen Akut, Gravis, Zirkumflex und Tilde entfallen. Spiritus asper wird nur im Anlaut bei Vokalen als ›h‹ transliteriert, wenn er in der Vorgabe steht. Spiritus lenis, Iota subscriptum und Iota adscriptum bleiben unberücksichtigt. Die stets lang gesprochenen Vokale ›H, η‹ (Ēta) und ›Ω, ω‹ (Ōmega) werden durch Makron (ō, ē bzw. Ō, Ē) von ›E, ε‹ (Epsilon) und ›O, o‹ (Omikron) unterschieden. Abgewichen wird von den RAK dort, wo empfohlen wird, den Spiritus asper auf dem Rhō (›ῥ‹) nur mit ›r‹ statt mir ›rh‹ wiederzugeben (die DIN 31634 weicht dort ebenfalls von den RAK ab). Bei der Zitierung wird wie üblich die Form der Vorlage unverändert beibehalten (vgl. RAK-WB [2]2007, Anlage 5.2, S. 429–430. Vgl. DIN 31634:2011-10). Die Werke Platons werden zitiert nach der Oxforder Ausgabe von Burnet. Bei vereinzelten griechischen Worten, die keinem Referenztext entnommen sind, wird die Typografie des LSJo-Greek 2009 verwendet.

Entspricht jemand oder etwas einem Soll nicht, wird er oder es kritisiert. Durch kritische Äußerungen werden häufig Regelverstöße, uneingelöste Erwartungen oder nicht eingehaltene Maßstäbe indiziert. Regelverstöße, uneingelöste Erwartungen und nicht eingehaltene Maßstäbe sind ›nicht wünschenswert‹, ›nicht erfreulich‹, ›nicht gut‹. Wir nennen und erleben sie ›negativ‹. Das Bedeutungsspektrum von ›kritisieren‹ wird oft auf eine binäre, grobe Unterscheidung heruntergebrochen: Es gibt ›negative Kritik‹ und ›positive Kritik‹. Wird der heutige Wortgebrauch untersucht, ist zu erkennen, dass ›kritisieren‹ meist ›negative Kritik‹ meint.

Formen positiver Kritik bezeichnen etwa die Verben ›loben‹, ›würdigen‹, ›anerkennen‹, ›zustimmen‹, ›beipflichten‹. Formen negativer Kritik bezeichnen die Verben ›beanstanden‹, ›bemängeln‹, ›tadeln‹, ›missbilligen‹, ›mäkeln‹, ›nörgeln‹, ›herabwürdigen‹. Wir sprechen von ›angreifender‹, ›verreißender‹, ›vernichtender‹, ›maßloser‹ und ›destruktiver‹ Kritik. Positive wie negative Kritik kann auf viele Weisen kommuniziert werden: einen kritischen Brief schreiben, eine kritische Rede halten, eine Karikatur zeichnen, kritisch gucken, klatschen, den Kopf schütteln, sich abwenden, Aufmerksamkeit entziehen oder schenken.

Neben ›positiver Kritik‹ und ›negativer Kritik‹ findet sich in der Alltagssprache wie in Fachsprachen die Unterscheidung ›subjektive Kritik/objektive Kritik‹. Vielen Sprechern liegt daran, dass sie, wenn sie kritisieren, möglichst neutrale, objektive, wahrheitsnahe Kritik äußern. Behauptet ein Wissenschaftler „Der Planet ›Erde‹ ist weder Scheibe noch Kugel, sondern ein Rotationsellipsoid.“, möchte er nicht kommunizieren, dass die Seinsweise des Planeten ›Erde‹ irgendein Soll nicht erfüllt. Dennoch gibt es ein Soll, das sich in derartigen Behauptungen ausspricht: Die Behauptung soll möglichst eine wahre, begründete Meinung sein. In Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie auf ›Kritik‹, ›Urteil‹, ›Behauptung‹ und ›Aussage‹ angewendet werden regelmäßig die Unterscheidungen ›deskriptiv/präskriptiv‹ und ›subjektiv/objektiv‹. Ein Naturwissenschaftler, der sich vornimmt, Naturphänomene möglichst objektiv zu beschreiben, wird sich von subjektiven, moralischen und ästhetischen Urteilen fernhalten.

Das Adjektiv ›positiv‹ bedeutet je nach Kontext ›bejahend‹, ›zutreffend‹, ›gesetzt‹, ›gegeben‹, ›bestimmt‹, ›sicher‹, ›gewiss‹, aber auch ›gut‹, ›vorteilhaft‹. Das Adjektiv ›negativ‹ bedeutet je nach Kontext ›verneinend‹, ›ablehnend‹, ›nachteilig‹, ›schlecht‹, ›schlimm‹, ›störend‹, ›ungut‹. Entsprechend kann ›positive Kritik‹ auch meinen, dass man ein Urteil bejaht: „Ja, der Planet ›Erde‹ ist ein Rotationsellipsoid.“ Ist jemand überzeugt, dass eine Behauptung wahr ist, kann er diese Überzeugung äußern, indem er die Behauptung ausdrücklich bejaht. Ist jemand überzeugt, dass eine Behauptung unwahr ist, kann er seine Überzeugung äußern, indem er die Behauptung ausdrücklich verneint.

Selektiv wird eingangs ›kritisieren‹ als eine sprachliche Tätigkeit untersucht, deren Vollzug Kritik realisiert. Das Realisierte wird traditionell ›Aussage‹, ›Urteil‹ oder ›Behauptung‹ genannt. Aussagen, Urteile oder Behauptungen haben eine bestimmte Form, die sich kraft eines Mediums realisiert. Sprachliche Kritik kann gelingen und misslingen in den Medien ›Stimme‹, ›Schrift‹ und ›Gebärdensprache‹. Falls ›kritisieren‹ etwas bezeichnet, was der Mensch nicht unterlassen kann („Jeder Mensch kritisiert immer."), ist die Menge aller kritischen Behauptungen, die ›deskriptiv/präskriptiv‹ oder ›subjektiv/objektiv‹ sind, eine große, stetig wachsende Menge.

Etymologisch liegt der Bedeutungsschwerpunkt von ›kritisieren‹ bei Tätigkeiten, die uns vertraut sind. Zugrunde liegt ›kritisieren‹ „das *griech.* Verb krī́nein ‚scheiden, trennen; entscheiden, urteilen usw.', das zu der unter ↑[1]*scheren* dargestellten weitverzweigten Wortsippe von *idg.* *[s]ker- ‚schneiden' gehört."[163] Wir kennen die Präfigierungen ›zer-schneiden‹, ›auf-schneiden‹, ›ab-schneiden‹, ›aus-einander-schneiden‹, und die reflexive Form ›sich schneiden‹. Wir kennen ›ab-trennen‹, ›auf-trennen‹, ›zer-trennen‹, ›los-trennen‹ und ›sich trennen‹. Wir kennen ›ent-scheiden‹, ›unter-scheiden‹ und ›sich scheiden‹. Semantisch nah stehen ›ab-sondern‹, ›ab-teilen‹, ›zer-stückeln‹, ›zer-legen‹, ›zer-teilen‹ und ›zer-gliedern‹. Praktische, mechanische Tätigkeiten, auf die wir Worte dieses Wortfeld beziehen sind: Wir schneiden Brot, Fleisch und Käse, Stoff und Papier, wir schneiden uns Haare und Nägel. Wir trennen Materialien wie Holz, Metall, Plastik. Wir sägen, fällen, reißen, stanzen, spanen, hobeln, fräsen, drehen (eine Vielzahl von Verben aus Handwerk und Alltag bezeichnen unterschiedliche ›Trennverfahren‹). Ebenfalls ›trennen‹ (scheiden, zerlegen, sondern) wir auf chemischem und elektrochemischem Weg vermengte Gesteine, Flüssigkeiten, Gase.

Durch Verknüpfung von Worten, die ›schneiden‹, ›scheiden‹ und ›trennen‹ semantisch nah stehen oder gleichen, lässt sich ein Wortzusammenhang bilden, der sich tief, weit und fein in die Belange unserer Lebensbewältigung hinein verzweigt. Wir unterscheiden Stoffe, Dinge und Sachverhalte. Wir entscheiden uns für oder gegen etwas. Wenn wir (gedanklich, sprachlich) sondern, beschließen, auswählen, entscheiden, richten, beurteilen, verurteilen, auslegen, deuten, geht das (etymologisch) nicht, ohne dass wir etwas vollziehen, was im Griechischen mit dem Verb ›krinein‹ (κρίνειν) bezeichnet wurde[164]. Kontexte aus der Homer'schen *Ilias*, die uns das Verstehen der früheren Wortverwendung erleichtern, sind im altgriechischen Wörterbuch von Pape erfasst. In der *Ilias* heißt es: „Atreus' Sohn aber ließ ein schnelles Schiff in die Fluten,

[163] DHW [4]2006 – kritisch [Lemma].
[164] Gemoll [10]2006 – κρίνω (krinō) [Lemma].

/ Wählte (ekrinen, ἔκρινεν) der Ruderer zwanzig hinein und brachte das Opfer“ (Ilias 1, 308). König Agamemnon wird aufgefordert „Sondre (krin’, κρῖν’) die Mannen alle nach Stamm und Geschlecht, Agamemnon, / Daß die Geschlechter einander helfen, die Stämme den Stämmen“ (Ilias 2, 363). Es wird erzählt: „Aber die gottbegnadeten Könige um den Atriden / Stürmten ordnend (krinontes, κρίνοντες) umher, begleitet von Pallas Athene“ (Ilias 2, 445), und „die blondgelockte Demeter / Sondert (krinē, κρίνῃ) die Frucht von der Spreu im Hauche der drängenden Winde“ (Ilias 5, 500)[165]. ›krinein‹ wird mit ›wählen‹, ›sondern‹ und ›ordnen‹ übersetzt. ›kritisieren‹ bezeichnet die Entscheidungen, Unterscheidungen zu treffen und das Unterschiedene spezifisch zu ordnen. ›kritisieren‹ bezeichnet Unterscheidungs- und Ordnungsarbeit. Mit Platon (in der Person des Sokrates) stelle sich in der Wortgeschichte dann, so Bormann, eine Bedeutung von ›kritisieren‹ ein, die sich fest in die Geschichte der Philosophie verwurzelt habe: Kritisieren als philosophische Kunst, das Wahre und das Falsche zu unterscheiden[166].

Im *Theaitetos* 150 b lesen wir, wie Sokrates, nachdem er von der Tätigkeit der Hebammen gesprochen hat, auf sein Geschäft (wörtlich: dramatos, δράματος) zu sprechen kommt:

> „**Σωκράτης** εἰ γὰρ προσῆν, μέγιστόν τε καὶ κάλλιστον ἔργον ἦν ἂν ταῖς μαίαις τὸ κρίνειν τὸ ἀληθές τε καὶ μή: ἢ οὐκ οἴει;“[167]
>
> „*Sokrates:* Denn wäre dies der Fall, so würde es gewiß die schönste und größte Kunst der Hebammen sein, zu unterscheiden [krinein, κρίνειν], was etwas Rechtes ist, und was nicht. Oder glaubst du nicht?“[168]
>
> „**Socrates** For if they did, the greatest and noblest part of the work of the midwives would be in distinguishing [krinein, κρίνειν] between the real and the false. Do you not think so?”[169]
>
> „SOCRATE Si cela leur arrivait, le plus grand et le plus beau travail des sages-femmes serait de distinguer [krinein, κρίνειν] le vrai du faux. Ne le crois-tu pas?“[170]

Die Übersetzungen zeigen, dass ›krinein‹ zweimal mit Formen des Lateinischen ›distinguō‹ übersetzt wird (to distinguish, distinguer), was ins Deutsche übersetzt ›unterscheiden‹, ›tren-

---

[165] Den Hinweis auf die entsprechenden Textstellen in der *Ilias* verdanke ich GDHW-Pape 1914 – κρίνω (krinō) [Lemma]. Die Übersetzung stammt von Rupé. Vgl. Homer: Ilias. Griechisch u. deutsch. Übertr. v. Hans Rupé. Mit Urtext, Anhang u. Registern. 13. Aufl. Düsseldorf: Artemis & Winkler 2008 (Sammlung Tusculum).
[166] Vgl. HWPh 1976[4] – Kritik [Lemma v. Claus von Bormann].
[167] Platon: Theaetetvs. In: Ders.: Platonis opera. Recognovit breviqve adnotatione critica instrvxit. Ioannes Burnet. Tomvs I. Tetralogias I–II continens. Oxonii; Londini et novi eboraci: Clarendoniano 1899 (Scriptorum classicorum bibliotheca oxoniensis), 150 b. [prüfe: Sigle bilden?]
[168] Platon: Theaitetos. Bearb. v. Peter Staudacher. Griech. Text v. Auguste Diès. Dt. Übers. v. Friedrich Schleiermacher [2., verb. Aufl. 1824]. In: Ders.: Werke: in acht Bänden; griechisch und deutsch. Sonderausg. (Neudr. d. 2., unveränd. Aufl.). Hg. v. Gunther Eigler. Bd. 6. Darmstadt: Wiss. Buchges. 1990, 150 b.
[169] Plato: Theaetetus. In: Ders: Plato in twelve volumes. Vol. 12 transl. by Harold N. Fowler. Cambridge, MA; London: Harvard Univ. Press 1921, 150 b.
[170] Platon: Théétète – Parménide. Traduction, notices et notes par Émile Chambry. GF Flammarion 1967, S. 150 b.

nen‹ meint. Schleiermacher übersetzt ebenfalls ›krinein‹ mit ›unterscheiden‹, sticht aber mit der Übersetzung von ›ergon‹ (ἔργον) heraus. Im Original ist von dem ›ergon der Hebammen‹ die Rede. Fowler und Chambry übersetzen es wortnah mit ›work‹ bzw. ›travail‹. Schleiermacher schreibt ›Kunst‹. Wie legitimiert sich diese abweichende, weniger wortnahe, stärker interpretierende Übersetzung? Waren ›Arbeit‹ und ›Kunst‹ im antiken Verständnis synonym, setzte Arbeit Kunst und Kunst Arbeit voraus? Appliziert Schleiermacher ein moderneres Kunst- und Philosophieverständnis zu Unrecht?

Schleiermacher verwendet den Ausdruck ›Kunst, zu unterscheiden‹ (Unterscheidungskunst). Seine Übersetzungsweise wird klarer, werden weitere Textstellen aus dem Platon'schen Werk hinzugezogen, in denen das Verb ›krinein‹ im Zusammenhang mit dem Nomen ›technē‹ (τέχνη) verwendet wird. Räumen wir die semantische Ähnlichkeit von ›Technik‹ und ›Kunst‹ ein, ist einsehbar, inwiefern der Ausdruck ›kritische Kunst‹ eine Methode der Erkenntnis bezeichnet: Die sokratische Hebammenkunst ist eine kritische, theoretische Kunst, deren Ziel es ist, die ›geistige Geburt‹ einer klaren Erkenntnis zu ermöglichen.

›technē‹ weist im Altgriechischen eine Doppeldeutigkeit auf, die sich auch im heutigen Deutsch findet. Es bezeichnete zum einen die Kunstfertigkeit überhaupt, sei es die Kunstfertigkeit eines Metall- oder Schiffsbauers, eines Kochs, Händlers oder Heilers. Es bezeichnete zum anderen das Kunstwerk selbst[171]. Diese Doppeldeutigkeit, gleichzeitig für eine Produktionsfähigkeit und für das Produkt selbst zu stehen, ist auch in unserer Gegenwartssprache gegeben, wenn wir die Ausdrücke ›Technik‹ und ›Kunst‹ verwenden. Dominant ist ›Technik‹ heute Oberbegriff für materielle Produkte, meist des Maschinenbaus (maschinenzentrierter Technikbegriff). Computer, Mobiltelefone, Nähmaschinen, Mixer und Fernseher – das ist derzeit der Inbegriff von ›Technik‹. Daneben zeigt sich ebenfalls die Bedeutung von ›Technik‹ als Produktions-, Herstellungs- oder Handlungswissen (auch: Verfahrenswissen, Methodenwissen, Können, Vermögen oder Fähigkeit), wird etwa von ›Wurftechnik‹, ›Schnitttechnik‹, ›Spieltechnik‹ und ›Erzähltechnik‹ gesprochen. Im Fall des Wortes ›Kunst‹ ist die Semantik ähnlich. Zwar nennen wir ›Kunst‹ meist sinnlich wahrnehmbare Produkte (Gemälde, Skulpturen, Installationen, Kammerkonzerte). Neben dem produktzentrierten Kunstbegriff ist aber von *Kunst als Vermögen* die Rede in Ausdrücken wie ›Zeichenkunst‹, ›Tanzkunst‹, ›Redekunst‹, ›Erzählkunst‹. ›technē‹ und ›Kunst‹ bezeichnen beide eine Fähigkeit (ein Wissen, eine Methode), etwas Bestimmtes überhaupt produzieren zu können. Zum anderen bezeichnen sie aber auch das Produkt

[171] Vgl. GDHW-Pape 1914 – τέχνη (technē) [Lemma].

selbst. Wie sollten wir auch von einer Zeichenkunst (Fähigkeit) wissen, wenn sie nicht in einem Kunstwerk verwirklicht ist?

Die Arbeit der Hebammen (der Philosophen mithin) setzt ebenfalls eine Technik voraus, die sich in der Praxis realisiert. Hebammen wissen, wie sie einer Frau helfen können, ein Kind zu gebären. Wir haben also neben dem Handlungswissen der Hebamme (1) und dem Ziel einer gelungenen Geburt (2) noch ein zeitliches, prozesshaftes Drittes: Den Vollzug der Tätigkeit (3), die praktische Arbeit selbst, die das notwendig vorauszusetzende Handlungswissen auf ein Ziel hin realisiert. Schematisch ist von folgenden drei Momenten sprechbar: Können (1), Verwirklichung des Könnens (2), verwirklichtes Produkt (3). Alternativ: Produktionswissen, Aktualisierung, Produkt. Wenn Schleiermacher ›ergon‹ (ἔργον) mit ›Kunst‹ übersetzt (als stünde dort ›technē‹), tritt dann der Aspekt ›Handeln‹, ›Tun‹, ›Tätigsein‹ hinter die Aspekte ›Fähigkeit‹ (Wissen) und ›Produkt‹ (Werk) zurück? ›Arbeit‹ nennen wir umgangssprachlich Orte, an denen wir der (entgeltlichen) Arbeit nachkommen („Ich bin auf der Arbeit.“, „Ich bin am Arbeitsplatz.“). Ebenfalls nennen wir gefertigte Produkte ›Arbeit‹ („Eine saubere Arbeit, dieses Bett.“, „Die neue Arbeit von Richter.“). Vor allem aber meint ›Arbeit‹ heute ›Arbeiten‹, das Handeln nach Plan und Auftrag, das Ausführen von Aufgaben, das Schaffen von etwas, das Beschäftigtsein mit etwas. Wenn ›Kunst‹ eher auf ›Fähigkeit‹ und ›Produkt‹ lenkt, tritt der Aspekt ›Vollzug, Realisierung‹, das sei kritisch angemerkt, zurück.

Um die sokratische Technik des Philosophierens dialogisch herauszuarbeiten, thematisiert Sokrates die Tätigkeit der Hebammen ausführlich.

> „*Sokrates:* Von meiner Hebammenkunst [technē tēs maieuseōs, τέχνη τῆς μαιεύσεως] nun gilt übrigens alles, was von der ihrigen; sie unterscheidet [diapherei, διαφέρει] sich aber dadurch, daß sie Männern die Geburtshilfe leistet und nicht Frauen, und daß sie für ihre gebärenden Seelen Sorge trägt, und nicht für Leiber. Das Größte aber an unserer Kunst [technē, τέχνῃ] ist dieses, daß sie imstande ist zu prüfen [basanizein, βασανίζειν], ob die Seele des Jünglings Mißgestaltetes und Falsches [eidōlon kai pseudos, εἴδωλον καὶ ψεῦδος] zu gebären im Begriff ist; oder Gebildetes und Echtes [hē dianoia e gonimon te kai alethēs, ἡ διάνοια ἢ γόνιμόν τε καὶ ἀληθές]. Ja auch hierin geht es mir eben wie den Hebammen, ich gebäre nichts von Weisheit [sophias, σοφίας], und was mir bereits viele vorgeworfen, daß ich andere zwar fragte, selbst aber nichts über irgend etwas antwortete, weil ich nämlich nichts Kluges wüßte zu antworten, darin haben sie recht. Die Ursach davon aber ist diese, Geburtshilfe leisten nötiget mich der Gott, erzeugen aber hat er mir gewehrt. Daher bin ich selbst keinesweges etwa weise, habe auch nichts dergleichen aufzuzeigen als Ausgeburt meiner eigenen Seele.“[172]

Statt Geburtshilfe für Frauen leistet Sokrates Geburtshilfe für Männer (erste Metapher). Geholfen wird nicht einem gebärenden Körper, sondern einer gebärenden Seele (zweite Metapher).

[172] Platon 1990 – Theaitetos, übers. v. F. D. E. Schleiermacher (1824), 150 b–d.

Die Seelengeburt wird daraufhin geprüft, ob sie ein Phantom (dritte Metapher) und etwas Falsches oder ein fruchtbarer Gedanke (vierte Metapher) und etwas Wahres ist[173]. Für ›prüfen‹ steht an dieser Textstelle ›basanizein‹, das eigentlich bedeutet ›am Probierstein reiben u. die Echtheit überprüfen‹ (vierte Metapher)[174]. Diese Ausdrucksweise ist auch gegenwärtig noch in Gebrauch: Ein ›Prüfstein‹ oder ›Probierstein‹ ist die Anwendung eines Verfahrens, das entscheiden kann, ob sich etwas in einer bestimmten Hinsicht bewährt oder als richtig erweist oder nicht. Worin genau besteht nun das sokratische Prüfverfahren? Ob wahr oder falsch, Phantom oder nicht – das sind Ausdrücke für Prüfkriterien, die je auf das angewendet werden, was der Befragte äußert. Das Prüfverfahren selbst besteht also zuerst darin, fortgesetzt bestimmte Fragen zu stellen. Diese Fragen sind häufig Definitionsfragen („Was ist Gerechtigkeit?“). Die Definitionsfragen und die Methode, wie definiert wird, sind Teil der kritischen Kunst. Wie realisiert sich dieses Können des Philosophen und warum ist es überhaupt ein spezifisch philosophisches Können?

In den ersten 79 Dialogzeilen des *Politikos* bereiten Platons Dialogfiguren die begründete Einteilung der Erkenntnis überhaupt vor. Der Philosophie wird dabei das Recht eingeräumt, eine spezifische, eigene Erkenntnisweise zu besitzen. Die Eigenheit philosophischer Erkenntnis sei, dass sie theoretische Erkenntnis (theoretisches Wissen) und nicht praktische oder befehlende Erkenntnis (praktisches Wissen) ist. In diesem Kontext fällt der Ausdruck ›kritische Kunst‹ als spezifisches Erkenntnismerkmal der philosophischen Erkenntnisweise im Unterschied zu nicht-theoretischen, praktischen Erkenntnisweisen.

Der *Politikos* setzt damit ein, dass Sokrates sich bei Theodoros (einem Kalkulator und Geometriker) bedankt für das Bekanntmachen mit Theaitetos und einem weiteren Gast[175]. Das Thema wird eingeleitet, indem Theodoros Sokrates unterstellt, dieser werde noch dreifachen Dank schuldig sein, wenn Theaitetos und der Gast (der jüngere Sokrates) ihm „erst den Staatsmann werden fertig gemacht haben [apergasōntai, ἀπεργάσωνταί] und den Philosophen.“[176] Ricken übersetzt: „Bald wirst du dreifachen Dank schulden, Sokrates, wenn sie den Staatsmann

[173] Das Nomen ›eidōlon‹ wird mit ›phantom‹ übersetzt in: LSJo-Greek [9]2011 – εἴδωλον (eidōlon) [Lemma].
[174] Vgl. GDHW-Pape 1914 – βασανίζω (basanizō) [Lemma].
[175] Die Schleiermacher'sche Übersetzung des *Politikos* (2. verb. Aufl., 1824) wird kontrastiert mit einer englischen, einer französischen und einer neueren Übersetzung (Ricken, 2009), um Blickwinkel auf ›Erkenntnis‹ zu zeigen, die sich mit der Übersetzung von ›Epistēmē‹ einstellen.
[176] Platon: Politikos. Bearb. v. Peter Staudacher. Griech. Text v. Auguste Diès. Dt. Übers. v. Friedrich Schleiermacher [2., verb. Aufl. 1824]. In: Ders.: Werke: in acht Bänden; griechisch und deutsch. Sonderausg. (Neudr. d. 2., unveränd. Aufl.). Hg. v. Gunther Eigler. Bd. 6. Darmstadt: Wiss. Buchges. 1990, 257 a.

und den Philosoph werden ausgearbeitet haben."[177] Auf welches Ziel hin und mit welcher Methode ›der Politiker‹ und ›der Philosoph‹ ausgearbeitet werden, bleibt zunächst unklar.

Sokrates führt, indem er Theodoros ebenfalls interpretatorisch Worte in den Mund legt, eine erste Voraussetzung ein. Er traue seinen Ohren nicht, wenn er höre, dass Theodoros „diese Männer alle gleichgeschätzt [isēs axias, ἴσης ἀξίας] hat, die doch ihrem Werte nach weiter voneinander abstehen als nach dem von eurer Kunst [τέχνης, technēs] benannten Verhältnis [analogian, ἀναλογίαν]."[178] Ricken verwendet ›Analogie‹ und gibt dem Satz einen mehr ironischen Sinn: „Dass er jedem dieser Männer den gleichen Wert zuerteilt, die doch in ihrem Rang einen größeren Abstand voneinander haben als es sich in eurer Kunst durch die Analogie ausdrücken lässt."[179] Mit einer mathematischen Analogie könne man gar nicht ausdrücken, wie weit Politiker und Philosophen voneinander entfernt sind. Dennoch werden ›Politiker‹ und ›Philosoph‹ bereits hier zweifach unterschieden: Ein erster, ungenannter Wertunterschied (axias, ἀξίας), der als Selbstverständlichkeit dargestellt wird, und ein zweiter Unterschied, der ein Unterschied der Technik bzw. der Kunst sein soll.

Die erste systematische Frage (258 b) ist: „Also nach dem Sophisten ist nun notwendig, wie mir scheint, daß wir den Staatsmann aufsuchen. Und sage mir, ob wir ihn auch als einen Kundigen [epistemonōn, ἐπιστημόνων] setzen [theteon, θετέον] wollen oder wie?"[180] Ricken übersetzt Platons ›epistemonōn‹ nicht mit ›einen Kundigen‹, sondern mit ›einen der Wissenden‹: „So sage mir, ob wir auch ihn als einen der Wissenden setzen sollen, oder wie?"[181] Fowler wiederum wählte die Wendung ›jene, die eine Wissenschaft haben‹: „Should we rank him also among those who have a science, or not?"[182] Die Frage, ob der Politiker ein ›epistemonōn‹ ist, wird bejaht. Politiker zählen zu den Epistēmikern, Kundigen oder Wissenden. Er ist ein Typus Mensch, der Wissen hat oder zumindest Wissen anstrebt.

Eine methodologische Reflexion schließt an: „Also müssen wir die Kenntnisse [epistēmas, ἐπιστήμας] einteilen [dialēpteon, διαληπτέον], wie da wir den ersten betrachteten."[183] Wörtlich ist von ›epistēmas‹ (Plural) die Rede, Schleiermacher übersetzt nicht, dass wir die ›Erkenntnisse‹ oder ›das Wissen‹ (nur Sg.) einteilen, sondern die ›Kenntnisse‹. Fowler übersetzt: „Must

[177] Platon: Politikos. Übers. u. Kommentar v. Friedo Ricken. In: Ders.: Platon. Werke. Übersetzung u. Kommentar. Im Auftr. der Kommission für Klassische Philologie der Akademie der Wissenschaften u. der Literatur zu Mainz hg. v. Ernst Heitsch u. Carl Werner Müller. Bd. II, 4. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2008, 257 b.
[178] Platon 1990 – Politikos, übers. v. F. D. E. Schleiermacher (1824), 257 b.
[179] Platon 2008 – Politikos, übers. v. F. Ricken, 257 b.
[180] Platon 1990 – Politikos, übers. v. F. D. E. Schleiermacher (1824), 258 b.
[181] Platon 2008 – Politikos, übers. v. F. Ricken, 258 b.
[182] Platon: Statesman. In: Ders: Plato in twelve volumes. Vol. 12 transl. by Harold N. Fowler. Cambridge, MA; London: Harvard Univ. Press 1921, 258 b.
[183] Platon 1990 – Politikos, übers. v. F. D. E. Schleiermacher (1824), 258 b.

the science, then, be divided as when we were examing the sophist?“[184] Chambry spricht von ›den Wissenschaften‹, die eingeteilt werden: „Il faut donc diviser les sciences comme nous avons fait en examinant le sujet précédent.“[185] Und auch Ricken übersetzt ›epistēmas‹ mit ›die Wissenschaften‹: „Wir müssen also die Wissenschaften einteilen, wie damals, als wir den ersten der beiden betrachteten.“[186] Statt der Pluralform ›epistēmas‹ gerecht zu werden, geht Fowler dazu über, aus der Einteilung von Kenntnissen eine Einteilung *der* Wissenschaft (*the* science) zu machen. Chambry und Ricken beachten den Plural und übersetzen ›die Wissenschaften‹. Wenn wir ›epistēmas‹ mit ›Wissenschaft‹ oder ›Wissenschaften‹ übersetzen, kann das der Fehleinschätzung förderlich sein, dass nur wissenschaftliche (Er-)Kenntnisse überhaupt (Er-)Kenntnisse sind. Gerät ein praktisches oder künstlerisches Wissen, das kein (im heutigen Sinn) wissenschaftliches Wissen ist, durch diese interpretatorische Engführung nicht ins Hintertreffen? Das Können der Hebamme oder eines Bildhauers zählen für Platon ebenfalls zu den Epistēmas. Hebammenkunst oder Bildhauerei sind aber im heutigen Verständnis eher keine Wissenschaften, sondern praktische Handwerkskünste (obgleich sie auch wissenschaftlich erforscht und gelehrt werden). Ob sich gemäß unserem heutigen Wortverständnis aus einer Kunst eine Wissenschaft machen lässt, ist eine bedeutende Frage. Reformuliert: Kann praktisches oder künstlerisches Wissen-wie überhaupt in ein Wissen-dass überführt werden? Lässt sich praktisches Wissen (Können) vollständig in theoretisches, explizites, propositionales Wissen transformieren? Lässt sich die Erkenntnisarbeit von Metaphern vollständig in theoretisches, explizites, propositionales Wissen transformieren?

In 258 c fällt die entscheidende Bestimmung der Methode. Wiederum sind mehrere Übersetzungen hinzuzuziehen.

„**Σωκράτης** τὴν οὖν πολιτικὴν ἀτραπὸν πῇ τις ἀνευρήσει; δεῖ γὰρ αὐτὴν ἀνευρεῖν, καὶ χωρὶς ἀφελόντας ἀπὸ τῶν ἄλλων ἰδέαν αὐτῇ μίαν ἐπισφραγίσασθαι, καὶ ταῖς ἄλλαις ἐκτροπαῖς ἓν ἄλλο εἶδος ἐπισημηναμένους πάσας τὰς ἐπιστήμας ὡς οὔσας δύο εἴδη διανοηθῆναι τὴν ψυχὴν ἡμῶν ποιῆσαι.“[187]

„*Fremder:* Wo findet nun aber wohl einer den Pfad der Staatskunst [politikēn atrapon, πολιτικὴν ἀτραπὸν]? Denn wir müssen ihn finden und ihn dann ausgesondert von den übrigen in eine eigne Idee [allōn idean, ἄλλων ἰδέαν] ausdrücken und die übrigen Ausgänge [ektropais, ἐκτροπαῖς] auch

[184] Platon 1921 – Statesman, transl. by H. N. Fowler, 258 b.
[185] Platon: Le Politique (ou De la royauté; genre logique). In: Ders.: Sophiste, Politique, Philèbe, Timée, Critias. Éd. établie par Émile Chambry. Paris: GF Flammarion 1969, 258 b.
[186] Platon 2008 – Politikos, übers. v. F. Ricken, 258 b.
[187] Platon: Politicvs. In: Ders.: Platonis opera. Recognovit breviqve adnotatione critica instrvxit. Ioannes Burnet. Tomvs I. Tetralogias I–II continens. Oxonii; Londini et novi eboraci: Clarendoniano 1903 (Scriptorum classicorum bibliotheca oxoniensis), 258 c.

mit einem andern Begriff [allo eidos, ἄλλο εἶδος] bezeichnend bewirken, daß unsere Seele sich alle Erkenntnisse [epistēmas, ἐπιστήμας] in zwei Arten [dyo eide, δύο εἴδē] denke.“[188]

„**Stranger** Where, then, shall we find the statesman’s path? For we must find it, separate it from the rest, and imprint upon it the seal of a single class; then we must set the mark of another single class upon all the other paths that lead away from this, and make our soul conceive of all sciences as of two classes.” (Dieser Satz ist mit einer Fußnote versehen: „i.e. one class is to be separated and then all the rest are to be marked as one other class—the familiar division into two parts.”)[189]

„L’ÉTRANGER Comment donc trouvera-t-on le sentier de la science politique? car il faut le découvrir, et, après l’avoir séparé des autres, le marquer d’un caractère unique, puis, appliquant une autre marque unique à tous les sentiers qui s’en écartent, amener notre esprit à se représenter toutes les sciences comme formant deux espèces.”[190]

„DER FREMDE: Wie findet nun einer den Pfad der Staatskunst? Denn wir müssen ihn finden, und wenn wir ihn von den anderen abgesondert haben, ihm *eine* Gestalt aufprägen. Und den übrigen Wegen müssen wir dann *eine* andere Art als Kennzeichen geben und so unsere Seele dazu bringen, alle Wissenschaften als zwei Arten zu denken.“[191]

Chambry macht aus dem Pfad des Politikers (politikēn atrapon, πολιτικὴν ἀτραπὸν) wiederum gleich die politische Wissenschaft (science politique). Die Wegmetaphorik fällt weg. Es ist von finden (trouver) und entdecken (découvrir) die Rede. Von ›finden‹ sprechen auch Schleiermacher und Fowler. Was aber gefunden werden soll, ist der Pfad zur Staatskunst bzw. der Pfad des Politikers (statesman’s path). Um den epistēmischen Pfad des Politikers aufzufinden, muss er erstens gesondert weggenommen werden (chōris aphelontas, χωρὶς ἀφελόντας) und fernab von jenen anderen Ideen (allōn idean, ἄλλων ἰδέαν) selbst als (numerisch) *eine* (autē mian, αὐτῇ μίαν) besiegelt werden (episphragisasthai, ἐπισφραγίσασθαι). Den Übersetzungen zufolge muss man den separierten, epistēmischen Pfad „in eine eigne Idee ausdrücken“ (Schleiermacher, 1824), man muss „ihm *eine* Gestalt aufprägen“ (Ricken, 2009), man muss ihm den Siegel einer einzelnen Klasse aufdrücken („imprint upon it the seal of a single class“, Fowler, 1921), ihn mit einem einzigartigen Druckstempel markieren („le marquer d’un caractère unique“, Chambry 1969). Am Ehesten treffen es Fowler und Ricken, da sie die Ausdrücke ›Sigel eindrücken‹ und ›Gestalt aufprägen‹ verwenden. Ich interpretiere: Der epistēmische Pfad muss gefunden (Schritt 1), durch Selektion abgesondert (Schritt 2), durch eine Bezeichnung besiegelt werden (Schritt 3). Reinterpretiert: Der gesuchte epistēmische Pfad wird als singuläre Idee *gesetzt* und mit einer eindeutigen Bezeichnung bezeichnet. Wichtig ist: Die Idee (der Begriff) ist

[188] Platon 1990 – Politikos, übers. v. F. D. E. Schleiermacher (1824), 258 c.
[189] Platon 1921 – Statesman, transl. by H. N. Fowler, 258 c.
[190] Platon 1969 – Le Politique, trad. par É. Chambry, 258 c.
[191] Platon 2008 – Politikos, übers. v. F. Ricken, 258 c.

von der eindeutigen Bezeichnung (dem Begriffswort) unabhängig (zur Unterscheidung ›Begriff/Begriffswort‹ siehe S. 117); die Idee wird gesetzt, das Begriffswort gebildet. Die gesuchte Epistēmē (das Können des Politikers) ist von dem epistēmischen Pfad des Politikers (dem politischen Weg, der Methode des Politikers) zu unterscheiden. Indem eine spezifische Methode und ein spezifisches Können vorausgesetzt und diese durch eindeutige Begriffswörter als einzigartige Ideen dargestellt werden, ist es uns möglich, das erfragte Können herauszuarbeiten.

Weitere Schritte sind notwendig, denn der epistēmische Pfad hat Nebenwege (Ektropen). Die ›übrigen Ausgänge‹ (ektropais, ἐκτροπαῖς) müssen mit anderen singulären Begriffen (allo eidos, ἄλλο εἶδος) bezeichnet werden. ›ek-tropē‹ (ἐκ-τροπή) bedeutet wörtlich ›Ab-Wendung‹. Es wird von Schleiermacher mit ›die übrigen Ausgänge‹ übersetzt, von Fowler mit „all the other paths“, von Chambry mit „tous le sentiers“. Ricken wählt ›den übrigen Wegen‹. Da mit ›ektropē‹ ein Nebenweg oder eine Wegabzweigung gemeint ist, aber auch eine Diversion von Wasser, das aus seinem Flussbett über die Ufer tritt, werden wir an natürliche, konkrete Vorgänge erinnert[192]. Der zunächst gesuchte epistemische Pfad ist wie ein Weg, von dem Nebenwege ab- und auseinandergehen. Es gibt (mit Ausdrücken, die in diesem Kontext heute üblich sind) Derivate, Ableitungen, Digressionen, Abgänge, Abwege, die sich von der singulären Idee, mit dieser verbunden, entfernen.

Die Ektropen epistemischer Pfade müssen wiederum bezeichnet werden. Allerdings nicht mit Ideen, sondern, wie Schleiermacher übersetzt, mit einem ›andern Begriff‹ (allo eidos, ἄλλο εἶδος). Wir müssen den Ektropen, so Ricken, ›*eine* andere Art als Kennzeichen geben‹. Chambry spricht von einer ›anderen einzigartigen Marke‹ („une autre marque unique“), Fowler vom Aufsetzen der Marke einer anderen singulären Klasse („set the mark of another single class upon all the other paths“). Im Original wird das Verb ›episēmainō‹ (ἐπισημαίνω) verwendet. Es meint: ein Zeichen über etwas machen, be-zeichnen[193]. Ich interpretiere: Der Politiker hat ein spezifisches Können (er wird zu den Epistēmikern gezählt). Der Politiker hat spezifische Methoden (seinen politischen, epistēmischen Pfad). ›Können‹ und ›Methode‹ werden theoretisch modelliert durch das Zusammenspiel von Begriffswort (eindeutige Bezeichnung) und Begriff (Idee). Die Methode (der Weg) hat Ektropen (Abwege), die ebenfalls bezeichnet werden müssen.

Die methodologische Reflexion dieser Textstelle schließt mit dem methodischen Gebot fürs Binäre, womit der Fremde (und vermutlich Platon) sich gegen eine vielpfadige Streuung

[192] Vgl. GDHW-Pape 1914 – ἐκτροπή (ektropē) [Lemma] u. LSJo-Greek 2009 – ἐκτροπή (ektropē) [Lemma].
[193] Vgl. GDHW-Pape 1914 – ἐπισημαίνω (episēmainō) [Lemma].

der singulären Idee ausspricht. Stattdessen sollen unsere Psychen intendieren (dianoētēmai, διανοηθῆναι) alle Kenntnisse (tas epistēmas, τὰς ἐπιστήμας) in je zwei Begriffen (dyo eidē, δύο εἴδη) hervorzubringen. Besonders aufschlussreich für das heutige Modellieren von ›Kritik‹ ist die Übersetzung Fowlers. Er unterscheidet nicht zwischen ›Idee‹ und ›eidos‹, sondern spricht allein von singulären Klassen, die bezeichnet werden müssen. In der bereits zitierten Fußnote kommentiert er: Eine Klasse müsse separiert und dann der ganze Rest als eine andere Klasse markiert werden, dies sei die familiäre Division in zwei Teile. Schaffen wir, indem wir eine Idee separieren, gleichzeitig *eine* Idee, dann eine zweite usw. oder schaffen wir gleichzeitig mit der ersten Setzung einer singulären Idee eine ›Restklasse‹, die Nicht-Idee ist?

Sind die methodischen Schritte eingeführt, wird *ein* Kriterium des Ziels der methodischen, philosophischen Arbeit genannt. Der jüngere Sokrates wendet sich an Sokrates und spricht diesem *die* philosophische Arbeit (Geschäft, affair, ergon) zu. Dann ergänzt der Fremde um das Ziel: Zielgerichtet arbeiten, bis uns etwas *klar geworden* ist.

„**Σωκράτης** δεῖ γε μήν, ὦ Σώκρατες, αὐτὸ εἶναι καὶ σόν, ὅταν ἐμφανὲς ἡμῖν γένηται.“[194]

„*Fremder:* Es muß ja doch, o Sokrates, auch deines sein, wenn es uns klar [emphanes, ἐμφανὲς] geworden ist.“[195]

„**Stranger** And yet, Socrates, it must be your affair, too, when we have found the path.”[196]

“L’ÉTRANGER Il faut pourtant, Socrate, que ce soit aussi la tienne, quand nous serons parvenus à y voir clair.”[197]

Schleiermacher übersetzt ›emphanes hemin genētai‹ mit ›klar geworden ist‹ (diesen Ausdruck wählt Ricken auch). Chambry verwendet ›klar sehen‹ (voir clair). Fowler übergeht die Licht- bzw. Sehsinnmetaphorik (›klar‹, ›sehen‹), spricht stattdessen davon, ›den Pfad gefunden zu haben‹. Ist es ein wichtiger Unterschied, ob uns nach dem Gespräch mit Sokrates ›etwas klar geworden ist‹ (keine Metaphorik mit ›sehen‹) oder ob wir etwas ›klar sehen‹[198]?

Sind Methode und Ziel der philosophischen Arbeit umrissen, ist der Weg zur philosophisch folgenreichen Prägung der Bedeutung von ›kritisieren‹ durch Platon mit wenigen Einteilungsschritten reproduzierbar. Halten wir uns vor Augen: Angesetzt wurde ein noch unbestimmter Plural von Kenntnissen (epistēmas) und vorausgesetzt wurde, dass der Politiker eine ihm eigene Epistēmē hat (und wir dürfen erwarten, dass der Philosoph und andere kenntnisreiche Men-

[194] Platon 1903 – Politicvs, 258 d.
[195] Platon 1990 – Politikos, übers. v. F. D. E. Schleiermacher (1824), 258 d.
[196] Platon 1921 – Statesman, transl. by H. N. Fowler, 258 d.
[197] Platon 1969 – Le Politique, trad. par É. Chambry, 258 d.
[198] Vgl. GDHW-Pape 1914 – ἐμφανὲς (emphanes) [Lemma] u. LSJo-Greek 2009 – ἐμφανὲς (emphanes) [Lemma].

schen ebenfalls eine eigene Epistēmē haben). Der Platon'sche Text verfährt weiter: Die Arithmetik und ihr verwandte Künste (syngeneis technai, συγγενεῖς τέχναι) werden als frei von handwerklicher Tätigkeit (praxeōn, πράξεών) bezeichnet (258 d). Von der Arithmetik wird im Gegenzug behauptet, sie bewirke bloß eine Einsicht (gnōnai, γνῶναι).

„**Ξένος** αἱ δέ γε περὶ τεκτονικὴν αὖ καὶ σύμπασαν χειρουργίαν ὥσπερ ἐν ταῖς πράξεσιν ἐνοῦσαν σύμφυτον τὴν ἐπιστήμην κέκτηνται, καὶ συναποτελοῦσι τὰ γιγνόμενα ὑπ᾽ αὐτῶν σώματα πρότερον οὐκ ὄντα."[199]

„*Fremder:* Die Tischlerei aber und alle andern Handwerke [cheirourgian, χειρουργίαν] **haben die Erkenntnis in Handlungen einwohnend**, **mit ihnen zusammengewachsen** und gemeinschaftlich zustandebringend, die durch sie entstehenden körperlichen Dinge [sōmata, σώματα], welche vorher nicht waren [proteron ouk onta, πρότερον οὐκ ὄντα]."[200]

„DER FREMDE: Die Künste um die des Zimmermanns dagegen und alle anderen Handwerke **haben die Wissenschaft gleichsam in den Handlungen drinnen**, **ihnen eingeboren**, d. h. als eine, die mit ihnen zusammen die durch sie entstehenden körperlichen Dinge, die vorher nicht waren, vollendet."[201]

„**Stranger** But **the science** possessed by the arts relating to carpentering and to handicraft in general **is inherent in their application**, and with its aid they create objects which did not previously exist."[202]

Platon teilt den Plural der Kenntnisse in zwei mittels des Kriteriums ›Gebrauch der Hände‹. Es gibt eine Unterklasse von Kenntnissen, die *hand*elnde Kenntnisse sind und eine andere Unterklasse, die nicht-handelnde Kenntnisse sind. Der zweiten nicht-handelnden Klasse fehlt noch die Bezeichnung. Sie folgt auf dem Fuß: ›einsehende Kenntnis‹. „*Fremder:* Auf diese Art also teile uns sämtliche Erkenntnisse [sympasas epistēmas, συμπάσας ἐπιστήμας], und nenne die eine handelnde (praktikēn, πρακτικὴν), die andere lediglich einsehend [gnostikēn, γνωστικήν]."[203] Platon holt etwas weiter aus (im Einzelnen hier nicht von Interesse), um herauszustellen, dass die Staatskunst, die Herrscherkunst und auch die Haushaltungskunst je eine singuläre Kunst seien. Auf die Frage, ob die Epistēmē des Politikers nun zur handelnden (praktischen) oder zur einsehenden (gnostischen) Epistēmē gehört, folgt die Zuordnung zur letzteren. Im nächsten Schritt aber wird die einsehende, gnostische Epistēmē wiederum zweigeteilt. Über den Architekten wird festgestellt, dass er selbst nicht mit den Händen arbeite, sondern den

[199] Platon 1903 – Politicvs, 258 d, e.
[200] Platon 1990 – Politikos, übers. v. F. D. E. Schleiermacher (1824), 258 d, e [Fettdruck, ks].
[201] Platon 2008 – Politikos, übers. v. F. Ricken, 258 d, e [Fettdruck, ks].
[202] Platon 1921 – Statesman, transl. by H. N. Fowler, 258 d, e [roter Fettdruck, ks].
[203] Platon 1990 – Politikos, übers. v. F. D. E. Schleiermacher (1824), 258 e.

Arbeitern gebiete (ebd., 259 e). Er gehöre somit zu den einsehenden Epistēmiker. Wie der Arithmetiker unterscheide sich der Politiker aber vom Architekten.

> „*Fremder:* Diesem [dem Architekten, ks] nun, meine ich, liegt doch ob, nicht nach abgeurteilter Sache am Ende zu sein und sich loszusagen, wie der Rechner sich lossagte, sondern allen und jeden Arbeitern das Zweckdienliche anzugeben, bis sie das Aufgegebene vollendet haben.
>
> Sokrates der Jüngere: Richtig.
>
> *Fremder:* Einsehende [gnōstikaí, γνωστικαὶ] sind also sowohl diese insgesamt, als auch jene, die der Rechenkunst folgen, und nur durch Beurteilung [krise, κρίσε] und Anordnung [epitaxei, ἐπιτάξει] unterscheiden [diaphereton, διαφέρετον] sich diese beiden Arten [gene, γένη] voneinander.“[204]

Gegenübergestellt wurden im ersten Schritt die Praktiker und die Gnostiker, die beide in die Klasse der Epistēmiker fallen. Nun werden die nicht-handelnden Gnostiker weiter unterteilt, je nachdem, ob sie urteilen oder anordnen. Das gewählte Nomen ›krisis‹ geht auf das Verb ›krinein‹ zurück. Übliche Übersetzungen für ›krisis‹ sind ›Schichtung‹, ›Trennung‹, ›Scheidung‹, ›Auswahl‹, ›Richten‹, ›Entscheiden‹, ›Entscheidung‹, auch ›Zwiespalt‹, ›Streit‹, ›Urteil‹, ›Verurteilung‹[205]. In einer älteren Ausgabe des *Greek-English Lexicon* von Liddell und Scott findet sich ›krisis‹ übersetzt mit „a seperating, power of distinguishing“[206]. ›Kritik‹ bezeichnet die Kraft des Unterscheidens (Unterscheidungskraft), des Entscheidens (Entscheidungskraft) oder des Urteilens (Urteilskraft).

> „*Fremder:* Wenn wir also die gesamte einsichtige Erkenntnis [sympases tēs gnōstikēs, συμπάσης τῆς γνωστικῆς] teilend, das eine Glied die beurteilende [kritikon, κριτικὸν], das andere die gebietende [epitaktikon, ἐπιτακτικὸν] nennten: so könnten wir sagen, das sei ganz angemessen geteilt.
>
> *Sokrates der Jüngere:* Nach meiner Meinung wenigstens. […]
>
> *Fremder:* Wohlan denn, in welche von diesen beiden Künsten [technain, τέχναιν] sollen wir den Herrscher stellen? Etwa in die beurteilende [kritikē, κριτικῇ] wie einen Zuschauer [theatēn, θεατήν]? oder sollen wir lieber sagen, daß er zu der gebietenden Kunst [epitaktikēs, ἐπιτακτικῆς] gehöre, da er ja doch Herr ist?“[207]
>
> „*Der Fremde:* Nun denn: In welche dieser beiden Künste [technain, τέχναιν] ist der königliche Mann zu setzen? Etwa in die urteilende [kritikē, κριτικῇ], wie ein Zuschauer, oder sollen wir lieber setzen, dass er zur anordnenden Kunst gehört, da er ja doch Herr ist?“[208]

[204] Platon 1990 – Politikos, übers. v. F. D. E. Schleiermacher (1824), 260 a, b.
[205] Vgl. GDHW-Pape 1914 – κρίσις [Lemma] u. Gemoll [10]2006 – κρίσις [Lemma].
[206] LS-Greek [8]1897 – κρίσις [Lemma].
[207] Platon 1990 – Politikos, übers. v. F. D. E. Schleiermacher (1824), 260 b, c.
[208] Platon 2008 – Politikos, übers. v. F. Ricken, 260 c.

Die zweite Frage ist elliptisch: die Partizipien ›beurteilend‹ und ›urteilend‹ verweisen auf ›technain‹ (Techniken, Künste): ›kritische Technik‹, ›kritische Kunst‹ ist das ›dramatos‹ des Philosophen. Als Teilklasse der Epistēmiker sind Philosophen Gnostiker, die nicht handeln (nicht mit den Händen handeln), nicht befehlen, sondern erkenntnisoffen zuschauen und beurteilen, um Einsichten ans Licht zu bringen.

Die Einführung in den Ausdruck ›kritische Technik‹ demonstriert die komplizierte Bedeutung des Begriffswortes ›Epistēmē‹, das umgreift, was heute ›Erkenntnis‹, ›Wissen‹, ›Können‹, ›Könnerschaft‹, ›Kenntnis‹, ›Wissen-wie‹, ›nicht-propositionales Wissen‹, ›implizites Wissen‹ oder ›praktisches Wissen‹ genannt wird. Irreführend ist, ›Epistēmē‹ mit ›Wissenschaft‹ zu übersetzen. Es gibt Epistēmiker (Wissende, Kundige, Kenntnisreiche), die zur Klasse der Epistēmiker gehören, weil ihren Handlungen Erkenntnis ›einwohnt‹, ›innewohnt‹, ›inhärent‹ ist. Reformuliert: Die Erkenntnis ist *in* der Handlung. Sie zeigt sich im gelingenden Handeln und im gelungenen Handlungsprodukt. Tischler, Bildhauer, Maler und Hebammen sind Wissende insofern, als sie zeigen, was sie können. Sie müssen dieses Wissen nicht zusätzlich in Form von Aussagen in den Medien ›Stimme‹, ›Schrift‹ oder ›Geste‹ realisieren können.

Festzuhalten ist, dass bereits Platon ›Erkenntnis‹ bzw. ›Wissen‹ keineswegs so modelliert, als handle es sich dabei vorwiegend oder ausschließlich um Aussagesätze, die wahr oder falsch sind. Damit sei nicht die Einsicht geschmälert, dass Platon *auch* die Modellierung der so genannten ›Satzwahrheit‹ entscheidend geprägt hat.

3.3. Sorgenkinder: Propositionales Wissen

Wir bringen ein Vorwissen über ›Proposition‹ mit, da wir es häufig mit Aussagesätzen, Urteilen, Sachverhalten und Gedanken zu tun haben:

> Im Gerichtsprozess steht Aussage gegen Aussage. / Die Aussage belastet den Kronzeugen. / Ein Grazer Wissenschaftler hat die Aussage aufgestellt, dass der FC Bayern eine Firma und kein Verein ist. / Das unbestechliche Urteil der Sachverständigen erregte Aufsehen. / Der Richter fällte ein mildes Urteil. / Bei dem Gedanken an eine Intervention in Syrien wurde den Militärs schwindelig. / Ich konnte deinem Gedanken nicht folgen. / Die Verfahren sind nicht vergleichbar; es geht um unterschiedliche Sachverhalte. / Was ergibt sich aus diesem Sachverhalt für die Soziologie? / Die Sachverhaltsdarstellung des Innenministeriums wurde falsch zitiert.

Zwei Gedankenexperimente (*Der prätentiöse Trainer*, *Der Mordfall ›Inke‹*) werden als Zugang zum Thema ›Proposition‹ gewählt,

– um normal-sprachlich ein Verständnis von ›Proposition‹ zuwege zu bringen,

– um den Zusammenhang von ›Proposition‹, ›Wissen‹ und ›Wahrheit‹ herauszuarbeiten (Propositionen als Wahrheitsträger),
– um die sprachlichen, psychologischen und ontologischen Aspekte des Themas ›Proposition‹ herauszuarbeiten.

Gedankenexperiment 1: *Der prätentiöse Trainer*. Angenommen, der Trainer der Deutschen Fußballnationalmannschaft sagt zu Beginn der Weltmeisterschaft in einer Pressekonferenz: „Unser Stürmer ist der beste aller Zeiten.“, dann ist zuzustimmen, wenn ein Reporter sich zu Wort meldet und einlenkt: „Das ist eine gewagte Aussage.“ Das Medium, das der Trainer und der Reporter in der Pressekonferenz verwenden, ist die Lautsprache.

Am nächsten Tag lautet die Schlagzeile einer Sportzeitung: „Der Deutsche Bundestrainer behauptet: ‚Unser Stürmer ist der beste aller Zeiten.‘“ Die Aussage des Trainers wird zitiert, das Medium gewechselt. Für die Aussage des Trainers und für uns macht es kaum einen Unterschied, ob sie ausgesprochen oder ausgeschrieben wird. Es ist *eine* Aussage, die sich kraft zweier sprachlicher Medien realisiert. Alternative Ausdrucksweisen sind: *Eine* Aussage realisiert sich *in* zwei Medien. *Eine* Aussage wird verwirklicht (dargestellt, ausgedrückt), indem *zwei* spezifische sprachliche Medien verwendet werden.

Das internationale Turnier beginnt. Der Bundestrainer wird für seine prätentiöse Aussage kritisiert, wiederholt aber seine Aussage tags drauf vor englischen, französischen und russischen Sportreportern: „Our forward is the best of all times.“, „Notre attaquant est le meilleur de tous les temps.“, „Наш форвард является лучшим из всех времен.“

Vergleichen wir, wie sich *eine* Aussage in der deutschen, englischen, französischen und russischen Schriftsprache ausprägt, stellen wir mediale Formunterschiede fest. Diese Formunterschiede treten (kulturrelativ) deutlicher zutage, wenn „Unser Stürmer ist der beste aller Zeiten.“ ins Chinesische und Arabische übersetzt wird.

我們的前進是所有時代中最好的

طريقنا إلى الأمام هو الأفضل في جميع الأوقات

Formunterschiede in Betreff der *einen* Aussage, die das Medium ›Schrift‹ zu erkennen gibt, zeigen auch die Medien ›Lautsprache‹ und ›Gebärde‹. Folgen wir der Einteilung des Mediums ›Sprache‹ in ›Lautsprache‹, ›Schriftsprache‹ und ›Gebärdensprache‹, ist feststellbar, dass viele Menschen – unter Absehung von deutlichen medialen Formunterschieden – davon ausgehen, dass *eine* Aussage kraft dreier sprachlicher Medien realisiert werden kann.

Gedankenexperiment 2: *Der Mordfall ›Inke‹*. Seit der antiken Rhetorik ist ›Proposition‹ ein viel verhandeltes Thema im Kontext der facettenreichen sprachlichen Handlungen, die ›po-

litische Kommunikation‹ oder ›juristische Kommunikation‹ genannt werden[209]. Regelmäßig (horribile dictu) zu rezipieren ist, dass ein Mensch des Mordes angeklagt wird. Es gibt viele faktische Darstellungen von Tötungsdelikten (Polizeiberichte, Kriminalitätsstatistik). Es gibt viele fiktive Darstellungen von Tötungsdelikten (Krimis, Märchen). Liegt ersichtlich kein ›natürlicher‹ Tod vor, kein Suizid und keine Fiktion, sind Gerichte verpflichtet, den *wirklichen Sachverhalt* oder den *tatsächlichen Tathergang* festzustellen.

Angenommen, einem berühmten Sportler (Paul Inke) wird zur Last gelegt, dass er seine Ehefrau (Maria Inke) ermordet hat. Der Staatsanwalt behauptet öffentlich: „Paul Inke hat seine Ehefrau getötet." Gehen wir davon, dass der Staatanwalt die Wahrheit sagt, gibt es eine Leiche. Das ›es gibt‹ in „Es gibt eine Leiche." impliziert typischerweise eine realistische Annahme: Es gibt dort einen Körper, der wirklich tot ist; der Satz „Maria Inke ist tot." beschreibt einen wirklichen Sachverhalt, etwas Reales. Dieses Reale ist für die Beobachter des Leichnams nichts Fiktives, nichts Psychisches, nichts Körperinternes, sondern etwas Faktisches, Physisches, Körperexternes. Teils wird davon ausgegangen, dass dieses Reale beobachter-, medien- und sprachunabhängig ist. Bezieht sich ein Sprecher mit einer Aussage auf eine körperexterne, nichtsprachliche, reale Entität, heißt es häufig: Er *referiert* mit der Aussage auf ein Faktum, er *bezieht sich* auf ein Faktum, er *nimmt Bezug auf* es (Referenztheorie). Reformuliert: Die Aussage, die der Sprecher verwendet, *stellt* etwas Wirkliches *dar*, *repräsentiert* es (Darstellungstheorie, Repräsentationstheorie). Die Aussage *drückt* etwas Wirkliches *aus* (Ausdruckstheorie). Die Aussage *hat* an etwas Wirklichem *teil* (Teilhabetheorie). Die Aussage und das, worauf referiert wird, sind *strukturgleich* (Isomorphietheorie). Da Paul Inke berühmt ist, wird der Satz „Maria Inke ist tot." in viele Sprachen übersetzt. Wiederum werden die Formunterschiede der *einen* Aussage, die sich kraft der Medien ›Schrift‹, ›Stimme‹ und ›Gebärde‹ zeigt, groß sein. Was aber ist allen Aussagenformen gemeinsam? Festzustellen ist, dass einige Theorien behaupten, ›Proposition‹ bezeichne den wirklichen Sachverhalt, der verschiedenen Aussageformen („Maria Inke ist tot.", „Maria Inke ist dead.") gemeinsam ist.

Behauptet ein Staatsanwalt, dass jemand jemanden getötet hat, ist diese Behauptung damit nicht bewiesen. Behauptet der Angeklagte das Gegenteil („Ich habe meine Frau nicht getötet."), stehen sich zwei Behauptungen gegenüber: „Paul Inke hat seine Frau getötet." und „Paul Inke hat seine Frau nicht getötet." Das Verb ›sich gegenüberstehen‹ angewendet auf ›zwei Behauptungen‹ meint: Die Behauptungen widersprechen sich, sind unvereinbar, schließen sich aus. Entweder hat Paul Inke seine Frau getötet oder er hat sie nicht getötet, nicht beides (Disjunktion,

[209] HWRh 2005[7] – Propositio [Lemma v. Gernot Krapinger].

ausschließendes ›oder‹). Reformuliert: Nur genau eine von beiden Behauptungen kann wahr sein, nicht beide (Paradox und Uneindeutigkeit sind ausgeschlossen). Paul Inke kann seine Frau auch nicht ein bisschen getötet haben oder ein bisschen nicht getötet (Gradualisierung ausgeschlossen). Jede der Einzelaussagen ist wahr oder falsch (Bivalenzprinzip), und wenn die eine Aussage wahr ist, muss die andere falsch sein (tertium non datur, Prinzip einer zweiwertigen, wahrheitsdefiniten Logik). Angenommen, es wird eine realistische, referentialistische Bedeutungstheorie vertreten, dann ist das, was wir mit der Ausdruckseinheit ›die wirklich tote Maria Inka‹ meinen, die Bedeutung. Die Aussageform „Maria Inke ist tot." bezieht sich kraft dessen, was sie aussagt (Sinn), auf den Leichnam von Maria Inke (Bedeutung). In diesem Modelldesign von ›Sprache‹, ›Wirklichkeit‹ und ›Bedeutung‹ ist die Annahme naheliegend, dass es eine objektive Bedeutung gibt. ›Objektive Bedeutung‹ meint: Welche persönlichen Gefühle und Urteile auch immer die Aussage „Maria Inke ist tot." begleiten, die Aussage ist objektiv wahr oder falsch, weil Maria Inke tot ist oder nicht. Dieses Verständnis von ›objektiver Bedeutung‹ kann als Einwand gegen Meinungen dienen, die generell dem, was ›Perspektivismus‹, ›Pluralität der Meinungen‹ oder ›Subjektivismus‹ genannt wird, das Wort reden.

Wenige Wochen nach Prozessbeginn wird der Anklage ein Video zugespielt, auf dem zu erkennen ist, wie Paul Inke seine Frau in der Tiefgarage eines Hotels erwürgt. Was vorher bloße Meinung war, ist jetzt eine gut begründete Behauptung. Angenommen, der Richter, alle Prozessbeteiligten und ein Videoexperte sind überzeugt, dass der Videobeweis hinreicht, dann gilt die Aussageform „Paul Inke hat Maria Inka getötet." als wahr. Ebenso gilt die Behauptung „Maria Inke ist tot." als wahr, weil viele Menschen überzeugt sind, *dass* sie tot ist (wir vertrauen insbesondere auf die Expertenmeinung eines Arztes, der wir uns anschließen).

Aussagen wie „Paul Inke hat Maria Inke ermordet." und „Maria Inke ist tot." sind wahrheitsfähig und wahrheitsdefinit. Zu derartigen Aussagen nehmen wir verschiedene propositionale Einstellungen ein, die eine unterschiedliche epistemische Stärke haben. ›propositionale Einstellung‹ meint: ›Wir sind uns sicher, dass …‹, ›Es ist gewiss falsch, dass …‹, ›Wir meinen, dass …‹[210]. ›epistemische Stärke‹ meint: Die Aussage „Wir sind uns absolut sicher, dass er der Mörder ist." hat eine hohe epistemische Stärke. Die Aussage „Wir wagen zu vermuten, dass er der Mörder ist." hat eine niedrige epistemische Stärke[211]. Das Begriffswort ›Proposition‹

[210] Der Ausdruck ›propositionale Einstellung‹ (engl. propositional attitude) ist missverständlich, da er so verstanden werden kann, als ob die Einstellung propositional ist. Zu lesen ist das attributive Adjektiv ›propositional‹ als ›die Proposition betreffend‹. Eine ›propositionale Einstellung‹ ist eine Einstellung *zur* Proposition ›dass p‹.

[211] In einer Erwiderung auf Zill schlägt Rorty vor, die Unterscheidung ›Wahrheit/Meinung‹ aufzugeben zugunsten eines Spektrums, das von ›schlüssig‹ bis ›ohne jede Beweiskraft‹ reicht. „Nach meiner Einschätzung wäre es besser, wenn man einfach über ein Rechtfertigungsspektrum redete, das von »schlüssig« bis hin zu »ohne jede Beweiskraft« reicht." (Rorty 2001 – Zill, S. 141) Das Spektrum der epistemischen Stärke umfasst alle epistemischen,

ist historisch wie systematisch in Kontexte eingebettet, in denen thematisiert wird, wie Sprache, Wirklichkeit und Wahrheit zusammenhängen. Dieser Zusammenhang wird verschieden modelliert. Häufig kommt Aussagesätzen in diesen Modellen eine wichtige Funktion zu. Der Aussagesatz „Maria Inke ist tot." ist wahr, weil er mit der Wirklichkeit übereinstimmt, weil er einer Tatsache entspricht (korrespondenztheoretischer Wahrheitsbegriff). Der Aussagesatz „Maria Inke ist tot." gilt als wahr, weil viele Sprecher überzeugt sind, dass er wahr ist (konsenstheoretischer Wahrheitsbegriff). Regelmäßig ist zu lesen, ›Proposition‹ bezeichne einen Wahrheitsträger bzw. einen Träger von Wahrheitswerten. Problematisch ist, was ›Träger‹ in diesem Kontext meint. Trägt der konkrete Satz die Wahrheit oder den Wahrheitswert? Trägt etwas Abstraktes, dass allen Aussageformen gemeinsam ist, die Wahrheit oder den Wahrheitswert? Festzustellen ist, dass viele Theoretiker annehmen, ›Proposition‹ bezeichne etwas Abstraktes, das verschiedenen Aussagesätzen gemeinsam ist und beim Erkennen der Wahrheit bzw. bei der Annäherung an die Wahrheit einen wichtige Funktion hat. Dieses Abstrakte ist nichts Reales in dem Sinn, wie eine konkrete Leiche real ist. ›real‹ in Anwendung auf ›Proposition‹ kann so verstanden werden, wie ›real‹ traditionell in Anwendung auf ›Begriff‹, ›Schema‹, ›Idee‹: Es gibt die abstrakte Entität ›Proposition‹ im Geist, im Gehirn oder in einer ›anderen Welt‹ wirklich.

Selbst wenn nach der Vorführung des Beweisvideos der Angeklagte Paul Inke gesteht: „Ich gebe zu, dass ich meine Frau in einem unkontrollierten Akt von Eifersucht getötet habe.", ist die Aussage nicht zweifelsfrei gewiss. Ein Schauspieler könnte ihn gedoubelt haben, das Video wurde hinreichend manipuliert, der Prozess und der Entscheidungsdruck haben ihn zermürbt, sein Gehirn wurde ›gewaschen‹, er steht unter Drogen, vielleicht will ihn jemand aus dem Weg räumen, vielleicht wird er erpresst (all das ist möglich und recht wahrscheinlich tatsächlich vorgekommen). Vielleicht werden aber auch alle Prozessbeteiligten und Berichterstatter von einer Geheimorganisation oder einem bösen Gott getäuscht. Vielleicht existieren wir alle nur als total-manipulierte Körper in Tanks. Vielleicht ist Maria Inke gar nicht tot, weil sie in einer ›anderen Dimension‹ (einem Leben nach dem Tod) weiterlebt. Was eingedenk aller widerstreitenden Aussagen, aller möglichen Aussagemedien, Aussageformen und Aussageinterpretationen bleibt, sind die Fragen: Wer sagt die Wahrheit? Was ist die Wahrheit? Wie können wir wissen, ob Maria Inke tot ist oder nicht?

---

propositionalen Einstellungen, die gegenüber einer Proposition eingenommen werden können. Die epistemische Stärke variiert vermutungsweise zwischen ›absolut gewiss ‚wahr/falsch'‹ und ›ohne jede Beweiskraft‹. Der Ausdruck ›epistemische Stärke‹ ist orientiert am Ausdruck ›modale Stärke‹. „Die **modale Stärke** variiert von Notwendigkeit/Zwang (*müssen, sollen, wollen*) bis Möglichkeit/Erlaubnis (*können, dürfen, mögen*)." (DG ^{9}2016, S. 571 [816])

Was ›Proposition‹ meint, kann in einem ersten Anlauf so verstanden werden: *Eine* Aussage wird realisiert kraft der sprachlichen Medien ›Stimme‹, ›Schrift‹ oder ›Gebärde‹. Die Realisierungen der *einen* Aussage haben in verschiedenen, natürlichen Nationalsprachen und in verschiedenen, künstlichen Formalsprachen teils stark unterschiedliche Formen. Da *eine* Aussage zudem von verschiedenen Sprechern zu verschiedenen Zeiten realisierbar ist, liegt die Idee nah, dass allen Aussageformen in allen Medien und zu allen Zeiten *ein* Etwas gemeinsam ist. Dieses Etwas müsste unabhängig sein

- von einem spezifischen Medium (weder Stimme, noch Schrift, noch Gebärde sind notwendig),
- von einem konkreten Sprecher (wie dem Trainer, dem Reporter, dem Angeklagten),
- von einer spezifischen konkreten Oberflächengrammatik (wie dem Deutschen oder dem Japanischen),
- von dem Ort der Realisation (denn es kann hier oder in Australien realisiert werden),
- von der Zeit der Realisation (die Aussage früher, heute und in Zukunft).

Denkbar ist ebenfalls, dass die *eine* Aussage unabhängig davon existiert, ob sie gedacht wird oder nicht gedacht, wahr ist oder unwahr. Bolzano verwendet den Ausdruck ›Satz an sich‹:

> „Unter einem Satz an sich verstehe ich nur irgendeine Aussage, daß etwas ist oder nicht ist; gleichviel ob diese Aussage wahr oder falsch ist; ob sie von irgendjemand in Worte gefaßt oder nicht gefaßt, ja auch im Geiste nur gedacht oder nicht gedacht worden ist.“[212]

Was ›Proposition‹ genannt wird, ähnelt dem, was ›Typ‹, ›Begriff‹ oder ›Idee‹ genannt wird (siehe S. 89), nur dass es ein Etwas bezeichnet, dass vermutlich strukturiert ist wie ein Satz oder ein Prädikat. ›Ähnlichkeit‹ meint: Sie (Typen, Begriffe, Propositionen) werden seriös diskutiert als subjektunabhängig, sprachunabhängig, medienunabhängig, gedankenunabhängig, überzeitlich, eventuell gegenstandsartig existent und zu verorten in einer Welt, die nicht Realität (Welt 1) und Fiktion (Welt 2) ist.

Die Einschätzung der Frage, ob Propositionen medien-, sprach-, struktur-, subjekt-, zeit- und ortsunabhängig sind, prägen maßgeblich die Bestimmungsversuche von ›Proposition‹. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit bietet Schildknecht eine Liste möglicher Definientia:

> „[1] Propositionen sind (ontologisch ausgezeichnete, objektive, zeitlose, abstrakte) Träger von Wahrheitswerten (wahr/falsch)
> [2] Propositionen finden ihren sprachlichen Ausdruck in semantischen Repräsentationsformen wie Behauptung, Urteil, Aussagesatz
> [3] Propositionen sind begrifflich (prädikativ) strukturiert

[212] Bernard Bolzano u. Johann Christian August Heinroth: Dr. Bolzanos Wissenschaftslehre. Versuch einer ausführlichen und größtentheils neuen Darstellung der Logik mit steter Rücksicht auf deren bisherige Bearbeiter. Hg. v. mehren seiner Freunde. Mit einer Vorr. d. Dr. J. Ch. A. Heinroth. Erster Bd. Sulzbach: Seidel, S. 77 [§ 19].

[4] Propositionen werden repräsentiert durch eine dem Objekt propositionaler Verben entsprechende Struktur: ‚daß *p*'
[5] Propositionen stehen zueinander in einem inferentiellen Zusammenhang
[6] Propositionen liegen einem Wissen zugrunde, das als begründete, wahre Meinung beschrieben werden kann (propositionales Wissen)."[213]

Wird gefragt, was die unter [1] gegebenene Bestimmung meint, ist zu untersuchen, was ›ontologisch ausgezeichnet‹, ›objektiv‹, ›zeitlos‹ und ›abstrakt‹ meinen. Zu diesem Zweck ist es hilfreich, kurz auf eine traditionsereiche Thematisierung von Zahlen zu verweisen. Was sind Zahlen und kraft welcher Medien drücken wir sie aus? Die Ausdruckseinheit „7 ist die Summe von 2 und 5." ist eine Aussage (Medium: Schrift, Form: lateinische Schriftzeichen, arabische Zahlzeichen). Bei Zahlen ist ›intuitiv einsehbar‹, dass sie kraft verschiedener Medien und Formen realisiert werden (7 = sieben = VII = SIEBEN = seven = |||||||); es taugen ebenfalls sieben Finger, Zehen oder Töne als Zahlzeichen. Wird nicht angenommen, dass kraft verschiedener Medien verschieden geformte Darstellungen Verschiedenes, sondern Eines meinen, dann wird *ein* singuläres Etwas angesetzt, das Bezugsobjekt oder teilnahme-ermöglichender Ursprung der verschiedenen Darstellungsweisen ist. Eine derartige Thematisierung leitet uns über zu dem alten Universalienproblem und, historisch einen Schritt weiter zurück, zur Frage nach dem Status der (platonischen) Ideen. Die unter [1] genannte Bestimmung lässt sich grob als Platonismus bezeichnen, sofern jene ontologisch *besonderen*, abstrakten, zeitlosen Entitäten medien-, sprach-, subjekt-, zeit- und ortsunabhängig sind (siehe S. 205).

[2] thematisiert, was mit dem Gedankenexperiment *Der Mordfall ›Inke‹* exemplifiziert wurde. Wenn wir schriftsprachliche oder lautsprachliche Sätze der Art „Paul Inke ist der Mörder von Maria Inke." als sprachliche Behauptungen, Urteile oder Aussagesätze bezeichnen, dann legt die Variabilität der sprachlichen Ausdrucksformen die Idee nah, dass Propositionen ihren sprachlichen Ausdruck immer erst *finden müssen*, also nicht schon immer haben. Das kann bedeuten, dass Propositionen *immer* etwas Nichtsprachliches oder Vorsprachliches sind. Es kann ebenfalls bedeuten, dass Propositionen etwas Sprachliches sind, das *noch* ohne sprachlichen Ausdruck ist. Fraglich ist, was ›Nichtsprachliches‹ und ›Vorsprachliches‹ meinen. Fraglich ist, wie sich eine ausgedrückte und nicht-ausgedrückte Proposition unterscheiden.

Die Bestimmung in [3] wirft die Frage auf, wie Propositionen *strukturiert* sind. Die Definientia ›begrifflich‹ und ›prädikativ‹ haben ihrerseits zahlreiche Auslegungen. Die Bandbreite dessen, was als ›Begriff‹ in Frage kommt, ist groß (*2.5. Tauton: Begriff/Begriffswort,*

[213] Schildknecht 1999 – Aspekte des Nichtpropositionalen, S. 7. Im Original verwendet Schildknecht als Aufzählungszeichen schwarze Punkte. Diese wurden durch Zahlzeichen ersetzt, um im Folgenden den selektiven Zugriff auf einzelne Thesen übersichtlicher zu gestalten.

Metapher/Katachrese). Sie reicht von jenen überzeitlichen, abstrakten, ontologisch ausgezeichneten Entitäten, über Konzepte im Gehirn, bis hin zu jener Klasse sinnlich-pragmatisch konkreter Worte, die wir sehr allgemein bzw. familienähnlich verwenden. Nicht anders differieren die Thesen darüber, was ›Prädikat‹ oder ›Prädikator‹ bezeichnet. Zu beachten ist bei dieser Bestimmung von ›Proposition‹, dass Propositionen *keine Eigenstruktur haben*, sondern dass sie die Struktur *von etwas Anderem haben*. Hierin kann der Versuch gesehen werden, durch Anwendung bekannter Strukturen dem weitgehend Unbekannten und Gesuchten eine Struktur überhaupt erst zu geben. Häufig finden wir daher ›Proposition‹ bestimmt durch Anführung von Beispielen der Art ›ist der Mörder von‹, ›hat große, braune Augen‹, ›kann singen‹, in denen wir wiederkennen, was wir als Teil von Sätzen gemeinhin mit dem Ausdruck ›Prädikat‹ bezeichnen. In einer Schulgrammatik, die grammatische Subjekte von grammatischen Objekten trennt, sprechen wir davon, dass wir Prädikate zusprechen oder absprechen. Prädikate, so heißt es, sind Satzteile, die Aussagen (!) über Subjekte und Objekte machen, so wie ›ist der Mörder von‹ verknüpft mit ›Paul‹ und ›Maria‹ eine Aussage über das Subjekt ›Paul‹ und das Objekt ›Maria‹ macht. Der Zusammenhang von ›Proposition‹ und ›Prädikat‹ ist Gegenstand laufender Debatten[214].

In Bestimmung [4] wird näher bestimmt, welche Struktur Propositionen gemeinhin zugesprochen wird. Obzwar umstritten ist, welchen ›ontologischen Status‹ und welche Struktur Propositionen haben, ist relativ wenig umstritten, dass Propositionen angemessen dargestellt werden durch die teilformalisierte Schreibweise ›dass p‹. Grammatisch festzustellen ist, dass ›dass‹ eine Konjunktion ist, die einen Nebensatz einleitet (einen ›Dass-Satz‹): „Ich weiß, dass es geschneit hat.“ Nebensätze dieses Typs werden als Objektsätze bezeichnet, weil ›dass es geschneit hat‹ das Objekt des Verbs ›wissen‹ ist. Zu fragen ist, inwiefern ein teilformalisierter Nebensatz das Gesuchte angemessen *darstellt*, da Propositionen ebenfalls dargestellt werden können durch Sätze (beispielsweise Infinitivsätze), in denen kein ›dass‹ vorkommt. Zu prüfen ist, ob die Teilformalisierung ›dass p‹ nicht überhaupt eine falsche Strukturtheorie des Propositionalen suggeriert (Nebensatz- u. Prädikat-Analogie).

Bestimmung [5] spricht an, was in der Philosophie traditionell eine exponierte Rolle spielt: Inferenzen (Schlüsse, Schlussfolgerungen). Der Satz „Sokrates ist ein Mensch.“ ist eine Aussage, auch der Satz „Alle Menschen sind sterblich.“ Dass diese beiden Ausdruckseinheiten so zusammengedacht werden können, dass sich eine Schlussfolgerung ergibt („Sokrates ist sterb-

[214] Jeffrey C. King; Scott Soames u. Jeff Speaks (2014): New thinking about propositions. Oxford: Oxford Univ. Press.

lich.“), lenkt das Interesse der Philosophen und Logiker weg von der Medialität und der grammatischen Form der Aussagen hin zu der *logischen Struktur* oder der *logischen Form*, die es erlaubt, wahre Aussagen durch wahrheitserhaltende Schlussfolgerungen zu realisieren. An diesen Schlussfolgerungen sind ›Propositionen‹ beteiligt (›dass Sokrates sterblich ist‹, ›dass alle Menschen sterblich sind‹, ›dass Sokrates ein Mensch ist‹).

In Bestimmung [6] wird behauptet, dass Propositionen einem bestimmten Typ ›Wissen‹, genannt ›propositionales Wissen‹, zugrundeliegen. ›zugrundeliegen‹, terminologisch verwendet, verweist auf das aristotelische ›hypokeimenon‹ (ὑποκείμενον), auf das Zugrundeliegende, das Substrat, die Substanz. Propositionen sind demnach *Basis*, *Träger* oder *Grundlage* einer bestimmten Form von Wissen. Diese propositionenbasierte Wissensform wird näher bestimmt im Nebensatz, der die klassische Bestimmung von ›Wissen‹ nach Platon anspricht. Diesen Zusammenhang können wir als eine einfache, traditionelle Definition des Ausdrucks ›propositionales Wissen‹ lesen: Der Ausdruck ›propositionales Wissen‹ bezeichnet die Menge der wahren, begründeten Meinungen, denen eine wahrheitsfähige, wahrheitsdefinite Proposition zugrunde liegt.

> „Spätestens an dieser Stelle müssen wir uns der bisher ignorierten Frage der Wahrheitswertträger zuwenden: Von was für Gebilden sagt man überhaupt, dass sie wahr oder falsch sind? In der Liste der Sorgenkinder war mehrheitlich von Sätzen die Rede, aber vieles spricht dafür, nicht Sätze, sondern das jeweils mit ihnen Ausgesagte als Wahrheitswertträger anzusehen, also die ausgedrückte *Proposition*. Für den *terminus technicus* ‚Proposition‘ halten weder die deutsche noch die englische Sprache ein unzweideutiges Äquivalent bereit. Frege spricht eigenwillig von ‚Gedanken‘, Künne behilft sich mit ‚thinkables and sayables‘.“[215]

Als ›Sorgenkinder‹ werden in der Fachliteratur regelmäßig genannt:

- Vorstellung, Darstellung, Bekanntmachung, Vorschlag, Antrag, Ankündigung eines Themas, Hauptgedanke, Ausgangspunkt, Aussage
- Sachverhalte, Tatsachen, Gedanken, Fälle (das, was der Fall ist)
- Tatsächlich existente, von sprachlichen Ausdrücken und psychischen Akten unabhängige Dinge, die zu Tatsachen zusammengesetzt sind
- das durch einen Aussagesatz Gemeinte (sagen/meinen, äußern/meinen)
- der durch einen Aussagesatz ausgedrückte Inhalt (Form/Inhalt)
- der durch einen Aussagesatz ausgedrückte Gedanke
- Satzbedeutung, Aussagesatzbedeutung, Satzinhalt, semantischer Inhalt von Sätzen
- abstrakte Repräsentationen von Satzbedeutungen
- die eigentliche Bedeutung von Äußerungen, Bedeutung eines Deklarativsatzes
- Wahrheitsträger, Wahrheitswertträger, Träger von logischen Beziehungen

[215] Geert Keil: „Die Wahrheit verträgt kein Mehr oder Minder“. In: Stefan Tolksdorf u. Holm Tetens (Hg.): In Sprachspiele verstrickt – oder: wie man der Fliege den Ausweg zeigt. Verflechtungen von Wissen und Können. Berlin; New York: de Gruyter 2010, S. 88.

– teilbare Objekte von propositionalen Einstellungen
– Satz als Informationseinheit, Satzbegriff
– der rein mentale Satz, der etwas Wahres oder Falsches bedeutet
– mentale Entitäten, Objekte von mentalen Einstellungen, intentionale Objekte mentaler Akte
– Denominat der Mitteilungsabsicht
– Basisstrukturen von Sätzen
– nicht-aktualisierter Satz, semantischer Kern eines Aussagesatzes
– ein beurteilbarer Inhalt, Objekte des Urteilsaktes
– neutraler gemeinsamer Nenner von verschiedenen Sätzen, die das Zutreffen eines Sachverhalts als Inhalt haben
– Darstellungsformen von Wissen im Langzeitgedächtnis
– objektive Behauptungen
– Satz an sich
– Inhalt an sich
– postulierte, abstrakte Gegenstände, die nicht bestimmbar, nicht definierbar sind
– Aussagekern, Satzkern, Kern einer Behauptung, gemeinsamer Nenner verschiedener Aussagen
– Entwürfe von Sachverhalten, die mit sprachlichen Mitteln realisiert werden und den Kern der Bedeutung von Sätzen jeder Art bilden[216]

Tugendhat und Wolf stellen fest

> „[…] daß es ontologische, psychologische und sprachliche Auffassungen der Logik gibt. Diese Verschiedenheit in der Auffassung zeigt sich besonders bei der Frage, wie der Grundbegriff der ›Logik des Urteils‹ zu verstehen ist. *Urteil* ist ein primär psychologischer Begriff. Der entsprechende sprachliche Begriff ist der des *Aussagesatzes*. Für den entsprechenden ontologischen Begriff sind verschiedene Ausdrücke geprägt worden: Frege sprach von *Gedanken*, Husserl und der frühe Wittgenstein von *Sachverhalten*, in der englischen Philosophie ist der Ausdruck *Proposition* geläufig.“[217]

Diese Arbeit (ein wichtiger Baustein für *8. Revision II: Bad questions*) ist überzeugt, dass die sprachliche Auffassung der Logik die plausiblere ist. ›sprachliche Auffassung‹ meint: Jede Thematisierung von Dingen, Welt, Selbst, Psyche, Sprache geschieht aus dem ›Inneren der Sprache‹ (siehe S. 172). Das ›Innere der Sprache‹ meint: Jede Untersuchung vollzieht sich im Medium ›Sprache‹. Sprache ist ›immer schon‹ und ›in allem, was wir tun‹.

Unüberzeugend sind erkenntnistheoretische Ansätze, die ›Proposition‹ definieren, indem sie Definientia wie ›medienunabhängige Entität‹, ›sprachunabhängige Entität‹ verwenden. Sie sind unplausibel, weil wir von sprach- und medienunabhängigen Entitäten nichts wissen können. Entsprechend ist es nicht produktiv, zu fragen: Sind Propositionen medien- oder sprachunabhängige, konkrete oder abstrakte Entitäten innerhalb oder außerhalb des mind/brain? Sind

[216] Vgl. zu dieser Auflistung: RLW 2003[3] – Proposition [Lemma v. Christiane Schildknecht]; HWPh 1989[7] – Proposition [Lemma v. Gabriel Nuchelmans]; HWRh 2005[7] – Propositio [Lemma v. Gernot Krapinger]; grammis 2.0 – Proposition 1 [Lemma, zuletzt gepr. 13.03.2016]; MLS [2]2010 – Proposition [Lemma]; LdSp-Bußmann [4]2008 – Proposition [Lemma]; DgFW [4]2007 – Proposition [Lemma].
[217] Ernst Tugendhat u. Ursula Wolf: Logisch-semantische Propädeutik. Durchges. Ausg., [Nachdr.]. Stuttgart: Reclam 2007 (Universal-Bibliothek, 8206), S. 16.

Propositionen überzeitlich (zeitlos), überindividuell (objektiv), unabhängig von den konkreten und vergänglichen Lebensvollzügen der Lebensform ›Mensch‹?

Um positiv die Frage nach der Definition von ›Proposition‹ und ›propositionalem Wissen‹ zu beantworten, sind formal-grammatische Eigenschaften von Sätzen mit sprechhandlungsspezifischen Potenzialen zusammenzudenken (wir brauchen eine Formtheorie der Sprache und eine Gebrauchstheorie der Sprache).

Was wir ›Proposition‹ nennen, findet sich realisiert kraft vieler Ausdruckseinheiten in verschiedenen (natürlichen wie künstlichen) Sprachen und in verschiedenen sprachlichen Medien (Schrift, Stimme, Gebärde). Die sprachlichen Medien sowie die natürlichen und künstlichen Sprachen unterscheiden sich mehr oder weniger stark hinsichtlich ihrer Form. Theorien, die das Begriffswort ›Proposition‹ verwenden, haben das Problem zu klären, wie formverschiedene Ausdruckseinheiten hinsichtlich der *einen* Proposition zusammenhängen. Die Unterscheidung ›Proposition/Propositionsausdruck‹ trägt zur Klärung des Problems bei: Wie *ein* Begriff kraft verschiedener Begriffswörter realisiert wird (›Haus‹, ›дом‹, ›房子‹), wird *eine* Proposition kraft verschiedener Ausdrucksformen realisiert („Maria Inke ist tot.“, „Мария Инке мертва.“, „瑪麗亞因克死了“).

> „So trivial, wie die Bezeichnung vermuten lässt, ist die Beziehung zwischen Proposition und ihrem Ausdruck jedoch nicht, denn der funktionalen Bestimmung entspricht im Deutschen keine formal bestimmbare Ausdruckseinheit, die eigens und ausschließlich dazu gebraucht wird, Propositionen zum Ausdruck zu bringen.“[218]

Es gibt nicht die *eine* Form, kraft derer Propositionen sich immer realisieren. Reformuliert: Wir können nicht unter den vielen grammatischen Formen *eine* grammatische Form als *die* Form der Propositionen auszeichnen. Da formalisierte Sprachen durch das Formalisieren von natürlichen Sprachen entstehen, können wir ebenfalls nicht ›in der Tiefe der Grammatik‹ *eine* logische Form als *die* logische Form der Propositionen auszeichnen.

Dennoch lassen sich starke Tendenzen bei der Modellierung von ›Proposition‹ erkennen. ›Ort der Wahrheit (des Wahrheitsgeschehens)‹ oder ›Medium des propositionalen Wissens‹ ist bis heute vor allem der Aussagesatz; das Begriffswort ›Wahrheitswertträger‹ wird meistens modelliert durch Orientierung an der grammatischen Form von Aussagesätzen[219]. Typischerweise sind grammatische Eigenschaften des Typs ›Aussagesatz‹: Vorfeld vorhanden (1), Verbzweitstellung (2), Vorfeld nicht durch W-Frage belegt (3), Verbmodus nicht imperativ (4),

[218] grammis 2.0 – Propositionsausdruck [Lemma, zul. geänd. 29.9.2004].
[219] HSK $1996^{7/2}$ – Äußerung – Satz – Aussage – Urteil [Lemma v. Gottfried Gabriel], S. 1263.

Satztypkongruente Intonation: Grenztonmuster fallend[220]. Sprechakttheoretisch lässt sich feststellen, dass wir Ausdruckseinheiten als ›Proposition‹ klassifizieren, wenn Menschen etwas behaupten, feststellen, berichten oder erzählen.

Die starke Tendenz, ›Proposition‹ zu modellieren im Rückgriff auf die grammatische Form von Aussagesätzen, ist nur begrenzt gültig, da wir offensichtlich Propositionen realisieren kraft sprachlicher Mittel, die wir nicht als Aussagesatz, sondern typischerweise als Fragesatz, Aufforderungssatz oder Wunschsatz klassifizieren.

> „Als Propositionen werden die **Entwürfe von Sachverhalten** bezeichnet, die mit sprachlichen Mitteln zu realisieren sind und die als solche **den Kern der Bedeutung von Sätzen jeder Art** bilden. So wird etwa mit diesen Sätzen bei allen darüber hinaus gegebenen Bedeutungsunterschieden **jeweils dieselbe Proposition ausgedrückt**:
>
> 1. *Verstaatlicht der Minister die Banken?* Frage-Modus
> 2. *Der Minister verstaatlicht die Banken.* Aussage-Modus
> 3. *Möge der Minister die Banken verstaatlichen.* Heische-Modus
> 4. *Wenn der Minister doch die Banken verstaatlichen würde!* Wunsch-Modus
> 5. *Verstaatlichen Sie die Banken!* Aufforderungsmodus
>
> Der semantischen Einheit der Proposition entspricht im Deutschen keine Ausdruckseinheit, die unabhängig vom Modus eines Satzes zu identifizieren wäre, weil einige Elemente, die für den Ausdruck der Proposition zuständig sind, immer auch noch nicht propositionale Funktionen erfüllen. Wenn dennoch aus praktischen Gründen die Gesamtheit der Mittel, die zum Ausdruck einer Proposition beitragen, als Propositionsausdruck bezeichnet wird, dann immer im Sinn eines theoretischen Konstrukts.“[221]

„Wird es gleich regnen?“, „Es regnet.“ „Möge es regnen.“, „Wenn es doch regnen würde!“, „Regne!“ Diese Ausdruckseinheiten realisieren *eine* Proposition kraft verschiedener Propositionsausdrücke: Die sprachlichen Phänomene in 1–5 unterscheiden sich formal hinsichtlich ihrer äußeren, ›oberflächlichen‹ grammatischen Form. Sie unterscheiden sich ebenfalls hinsichtlich ihres Modus. ›Modus‹ meint: Es gibt typische Arten und Weisen eine Proposition zu realisieren. Wir fragen etwas, sagen etwas aus, heischen etwas, wünschen etwas, fordern jemanden auf. Ausdruckseinheiten, die traditionell als ›propositionales Wissen‹ in Frage kommen, stellt allein der Propositionsausdruck in 2 dar.

Dass im Aussagemodus realisierte Propositionen nicht von vorneherein wahrheitswertfähig sind, bedingt die Unterscheidung ›faktisch/fiktiv‹. Lesen wir den Satz „Das Auto fuhr sehr schnell.“, ist relevant, ob wir über ein Faktum (eine Tatsache, die wir als real klassifizieren) oder eine Fiktion sprechen (eine Tatsache, die wir als nicht-real klassifizieren).

---

[220] Vgl. grammis 2.0 – Aussagemodus [Lemma, zul. geänd. 7.12.2009].
[221] grammis 2.0 – Proposition [Lemma, zul. bearb. 22.4.2010; Fettdruck, ks].

„Man scheint zu unterstellen, daß Aussagen, Gedanken oder Propositionen von vornherein als wahrheitswertfähig zu denken sind, d. h. die Referenzbedingung (Existenzpräsupposition) für Nominatoren erfüllen. Frege (1892, 32 f) hat jedoch bereits gesehen, daß auch fiktionale Sätze Gedanken ausdrücken, obwohl sie weder wahr noch falsch sind. Allgemein läßt sich sagen: Wir können zwar das Verstehen der Wahrheitsbedingungen als *hinreichende* Bedingung des Bedeutungsverstehens anerkennen, nicht aber als *notwendige* Bedingung, und das heißt hier, daß es Fälle gibt (angesichts der Vielfalt von Satzarten sehr viele), in denen der Begriff der Wahrheitsbedingungen fehl am Platze sein dürfte […].“[222]

Im Aussagemodus realisierte Propositionen sind nur dann wahrheitsfähig, wenn sie die reale Existenz von etwas unterstellen, sodass die Referenzbedingung für Nominatoren (›Maria Inke‹) erfüllt ist. Dass ein Sprecher die reale Existenz von etwas voraussetzt, erkennen wir daran, dass eine Proposition im Aussagemodus realisiert wird *und* behauptet. ›behaupten‹ meint: Der Sprecher verpflichtet sich auf Geltungsbedingungen. Er muss die Ausdruckseinheit für wahr halten. Er muss sie begründen. Er muss bereit sein, sie gegen Einwände argumentativ zu verteidigen. Er muss die logischen Konsequenzen seiner Behauptung akzeptieren. Nur dann können Ausdruckseinheiten als ›propositionales Wissen‹ klassifiziert werden[223]. Reformuliert: Was einen Aussagesatz von einer Behauptung unterscheidet, ist der aufrichtige, überzeugte, nicht-ironische Versuch, etwas möglichst Wahres auszudrücken. Zu reflektieren bleibt, unter welchen Bedingungen eine Behauptung als wahr oder wahrheitsnah klassifiziert werden kann.

„Wenn Sprechakte die kleinsten Kommunikationseinheiten sind, dann beantwortet sich die spezielle Frage nach dem Träger des Wahrheitswertes [die Frage nach der Proposition, ks] dahingehend, daß nicht der Aussagesatz, sondern dessen mit der illokutionären Kraft, z. B. des Behauptens, vollzogene Äußerung, d. h. der Sprechakt des Behauptens, diese Rolle übernimmt. […] Eine weitergehende Frage ist dann, inwieweit sich wahrheitswertfähige Sprechakte unterschiedlicher illokutionärer Kraft auf Grund der von ihnen zu erfüllenden Bedingungen unterscheiden lassen.“[224]

3.4. Beispiele: Nicht-propositionales Wissen

Angenommen, Sie treffen auf der Feier eines Arbeitskollegen ein. Das Gros der Gäste ist Ihnen unbekannt. Binnen weniger Minuten werden Sie namentlich mit zehn Personen bekannt gemacht. Wie viele der zehn Namen kennen Sie nach einer Stunde noch, nach drei Monaten?

[222] HSK 1996[7/2] – Äußerung – Satz – Aussage – Urteil [Lemma v. Gottfried Gabriel], S. 1267–1268.
[223] Vgl. Gabriel, Gottfried (1976): Was sind Behauptungen? Ein Beitrag zur Argumentationslehre. In: Der Deutschunterricht 28, Heft 4, S. 5–11.
[224] HSK 1996[7/2] – Äußerung – Satz – Aussage – Urteil [Lemma v. Gottfried Gabriel], S. 1268.

Die Handlung, die dazu führt, dass wir die Frage „Wie heißt X?“ beantworten können, nennen wir ›sich etwas merken‹, ›sich etwas einprägen‹ oder ›lernen‹. Haben wir uns einen Namen gemerkt, sprechen wir auch davon, dass wir etwas wissen („Ich weiß, wie er heißt.“, „Ich weiß, dass er Tim heißt.“) oder etwas können („Kannst du mir sagen, wie er heißt?“, „Ich kann sagen, wie er heißt.“). Regelmäßig ist es notwendig oder nützlich, dass wir uns Eigennamen (singuläre Termini) und Begriffswörter (generelle Termini) merken. Eigennamen und Begriffswörter realisieren sich in den Medien ›Schriftsprache‹ und ›Lautsprache‹ als relativ kurze Ausdruckseinheiten. ›relativ kurze Ausdruckseinheit‹ meint: Verglichen mit Sätzen und Texten bestehen sie aus wenigen Einzelzeichen (im Schnitt 5,7 Buchstaben[225]). Je länger eine Ausdruckseinheit ist, desto schwerer fällt es uns, sie zu erlernen und exakt zu erinnern.

Drehen Sie nun die Uhr im Beispiel ›Feier‹ zurück und stellen sich vor, wie Sie eine Stunde vor Beginn der Feier Ihre Wohnungstüre abschließen und in die Garage gehen. Sie steigen ins Auto, navigieren durch eine Großstadt mit hohem Verkehrsaufkommen. Während der Fahrt unterhalten Sie sich über die Freisprechanlage erst mit ihrem Onkel über die Tagespolitik, dann lauschen sie eine Weile der Radiomusik, singen schließlich mit, erst bei einem englischsprachigen, dann bei einem deutschsprachigen Lied. Gleichzeitig haben Sie ein Auge auf die Torte und die Sektflasche, die auf dem Rücksitz ruhen. Angelangt am Zielort steigen Sie drei Etagen zur Wohnung des Gastgebers hoch, während Sie die Sektflasche in der rechten Hand halten und die Torte auf der Handfläche der linken Hand balancieren. Sie klingeln mit der Sektflasche, begrüßen den Kollegen und entnehmen seiner Mimik wie auch dem Tonfall seines Grußes, dass er gut gelaunt ist. Sie betreten den Wohnraum und *indem* Sie ihn betreten werden Sie unzähliger Dinge und Ereignisse gewahr, die Sie interpretieren und in Ihre Handlungsoptionen integrieren. Obwohl die Musik laut ist und gut 30 Personen gleichzeitig sprechen, können Sie die Stimme eines Menschen am anderen Ende des Zimmers herausfiltern und verstehen: Ein Freund bittet Sie zu sich und stellt Ihnen drei Menschen namentlich vor.

Intuitiv nachvollziehbar ist, dass die Menge der Handlungen, die allein zwischen dem Verlassen der Wohnung und der Ankunft auf der Feier realisiert wird, groß ist. Mit Blick auf die normale Sprache nachvollziehbar ist, dass diese Handlungen als Wissen *und* Können beschrieben werden: Wir *wissen, wie* wir Auto fahren und zu Zielen im Raum navigieren. Wir *wissen, wie* wir Treppen steigen, Objekte greifen und Torten balancieren. Wir *können* Auto fahren und

[225] „Errechnet man den Durchschnitt aller im Dudenkorpus vorkommenden Wörter, also der 1, 4 Milliarden Wortformen, ergibt sich ein Durchschnitt von 5,7 Buchstaben.“ URL: http://www.duden.de/sprachwissen/sprachratgeber/durchschnittliche-laenge-eines-deutschen-wortes, zul. gepr. 21.11.2016.

zu Zielen navigieren. Wir *können* Treppen steigen, Torten balancieren, währenddessen die Situation reflektieren, Pläne schmieden, an den letzten Urlaub denken.

Verglichen mit den Ausdrücken ›Können‹, ›praktisches Wissen‹ und ›implizites Wissen‹ verweist uns der Ausdruck ›nicht-propositionales Wissen‹ unmittelbar an die starke, einseitige Tendenz auf das propositionalen Wissen (*3.1. Grammatik: Die starke, einseitige Tendenz*). Apel behauptet, dass von Aristoteles ausgehend *ein* Paradigma die Geschichte der theoretischen Wissenschaft durchzieht: Das propositionsorientierte, referenzsemantische Paradigma der Logos-Auszeichnung der menschlichen Sprache (siehe S. 181). Die Unterscheidung ›propositionales Wissen/nicht-propositionales Wissen‹ gibt den Bezug zu dieser Tradition, diesem Master-Paradigma, zu erkennen. Die Unterscheidung gebietet, die Relation von propositionalem und nicht-propositionalem Wissen zu bestimmen. Fraglich ist, inwiefern es sinnvoll oder verfehlt ist, diese binäre Unterscheidung zu hierarchisieren oder einseitig in den Blick zu nehmen. Die Unterscheidung gebietet ebenfalls, dass ›Wissen‹ im Zusammenhang mit ›Wahrheit‹ thematisiert wird, da Propositionen traditionell als Wahrheitsträger modelliert werden (siehe S. 129). Wird die Unterscheidung ›implizit/explizit‹ gewählt, ist der Bezug zum Thema ›Wahrheit‹ weniger deutlich. Auffällig ist, dass die Thematisierung des Wortes ›Wahrheit‹ (zum Nachteil des Diskussionsverlaufs m. E.) häufig dort vernachlässigt wird oder gänzlich entfällt, wo die Unterscheidung ›implizites Wissen/explizites Wissen‹ favorisiert wird.

Was ›nicht-propositionales Wissen‹ meint, wird typischerweise extensional definiert, indem Beispiele angeführt, Geschichten erzählt oder Gedankenexperimente vollzogen werden. Bestimmt wird ›nicht-propositionales Wissen‹ (wie auch ›praktisches Wissen‹ und ›implizites Wissen‹) also durch die Darstellungen von Fällen, die als typische Fälle des Sichzeigens von nicht-propositionalem Wissens gelten sollen. Typische Fälle sind die Handlungen und die Handlungsprodukte von Bildhauern, Malern, Dichtern, Lehrern, Politikern, Sportlern und Ärzten. Nach Platon (*3.2. Platon: Kritische Technik und Epistēmē*) schreiben wir einem Handwerker Wissen zu (Epistēmē), wenn er zeigt, was er kann: Wir sagen nicht erst dann von einem Bildhauer, dass er über Wissen verfügt, wenn er in den Medien ›Stimme‹, ›Schrift‹ oder ›Gebärde‹ sprachförmiges Wissen des Typs ›dass-p‹ zum Ausdruck bringt und behauptet. Sein Werk spricht für seine Kompetenz. Wir verlangen meist nicht von ihm, dass er in akkuraten, zusammenhängenden, grammatisch wohlgeformten Aussagesätzen zur Sprache bringt, wie man eine gelungene Plastik schafft. Derart begegnen wir auch Malern, Dichtern, Lehrern, Politikern, Sportlern, Architekten, Köchen, Landwirten, Müttern, Vätern: Sie alle können sich über ihr Wissen ausschweigen und doch uneingeschränkt als wissend, fähig oder kompetent gelten, weil sie wissen, *wie* sie etwas tun. Die Diskussion des Begriffs des Nichtpropositionalen

„weist mindestens sieben Bereiche als zentrale Kandidaten nichtpropositionalen Wissens aus:

- praktisches Wissen im Sinne eines Könnens
- visuelle Wahrnehmung
- nicht-begrifflicher Inhalt von Erfahrung
- Wissen bezogen auf mentale Zustände:
  - Wissen, wie es ist, in einem (mentalen) Zustand zu sein
  - sinnliches oder phänomenales Bewußtstein
  - Die erste-Person-Perspektive im Hinblick auf Selbstwissen
- erkenntnisvermittelnde und aspekterfassende Elemente unterhalb der propositionalen Ebene ›daß *p*‹ (Eigenname, Metapher, Indexikalität)
- begriffliche Strukturierung ermöglichende Elemente (Definition)
- außerhalb der propositionalen Ebene sprachlicher Repräsentierbarkeit stehende Elemente (kategorialer Diskurs).“[226]

Schildknechts intensionale Definition von ›nicht-propositionales Wissen‹ ist (wie auch andere intensionale Definitionen) weit. ›weit‹ meint: Die verwendeten Definientia sind vielzählig und ihrerseits schwierig zu bestimmen. Immens ist, was mit ›praktisches Wissen‹, ›Erfahrungswissen‹, ›phänomenale Aspekte des Wissens‹, ›Selbstbewusstsein‹, ›Bewusstheit‹, ›Wissen, wie es ist, ein Mensch zu sein‹ und ›Qualiaproblem‹ umfasst wird.

Fest verankert in unserer Normalvorstellung ist, dass wir Menschen Wissen zusprechen. Dabei unterscheiden wir zwischen ›angeborenem Wissen‹ und ›erlerntem Wissen‹ (Ausdrücke, die sich auf die Genese des Wissens beziehen). Angeborenes Wissen ist etwas, was jeder Mensch mit auf die Welt bringt, zum Beispiel das Wissen, links und rechts, warm und kalt, Farben und Phoneme, Ursachen und Wirkungen zu unterscheiden. Oft gelten die sprachlichen und mathematischen Fähigkeiten als angeborene Formen des Wissens. Einigkeit in Bezug darauf, was genau als angeborenes Wissen gelten soll, gibt es nicht.

Im biologischen Fachvokabular meint ›angeborenes Wissen‹ jenes Wissen, das ›genetisch verankert‹ ist oder ›eingeschrieben in die DNA‹. Das erlernte Wissen dagegen ist etwas, was im Verlauf der Individualentwicklung optional hinzukommt, wie beispielsweise handwerkliches Fachwissen, Programmierkenntnisse oder das Wissen, wie man Tango tanzt. Jedes optional erworbene Wissen ist individuell und gründet in angeborenem Wissen: Neues Lernen können wir nur aufgrund unserer angeborenen Lernfähigkeit. In der Thematisierung von Wissen mittels der Unterscheidung ›angeboren/erworben‹ schließen wir an klassische erkenntnistheoretische Probleme an, die über den Unterschied von ›angeborenen Ideen/erworbenen Ideen‹ bis zu Platons Ausdrücken ›Idee‹ und ›Anamnesis‹ zurückreichen[227]. Der Ausdruck ›erlerntes

[226] Schildknecht 1999 – Aspekte des Nichtpropositionalen, S. 8–9.
[227] Vgl. Gabriel ^{3}2008 – Erkenntnistheorie, S. 39–46.

Wissen‹ ist uns verständlich, da Lernen einen großen Raum in unserem Leben einnimmt. Ebenso ist der Ausdruck ›angeborenes Wissen‹ verständlich, da wir analog auch von ›angeborenen Fähigkeiten‹, ›angeborenen, naturgegebenen Talenten‹ sprechen, etwas, das wir „in uns vorfinden“ und „aus uns heraus“ (ebd., S. 48) explizieren können. Jeder Mensch, so unterstellen wir im Alltag zumeist, kann oder weiß einiges von Natur aus. Anderes fügt er seinem Wissensbestand im Verlauf des Lebens hinzu. Was berechtigt uns, Wissen jedem Menschen zuzuschreiben?

Wohl jeder von uns hat schon Handwerker bei der Arbeit beobachtet oder ist selbst handwerklich tätig gewesen. Sehen wir aus der Erste-Person-Perspektive jemandem bei Arbeitshandlungen zu, so können wir nicht mehr beobachten, als dass ein Mensch Bewegungen vollzieht, die wir als Handlungen bezeichnen, weil wir unhinterfragt davon ausgehen, dass *dieser* Mensch selbst die Bewegungen vollzieht, dass er sie innerhalb seiner Kontrollmöglichkeiten eigens veranlasst. Es könnte aber sein, so der berühmt-berüchtigte skeptische Einwand, dass alle handelnden Menschen in Wahrheit nur Puppen eines unbekannten Puppenspielergottes sind oder Maschinen, die einem Programmablauf folgen. Von solchen Puppenmenschen würden wir nicht sagen, dass sie handeln, weil es ein anderer ist, der sie handeln lässt. Von Maschinen sagen wir ebenfalls nicht, dass sie handeln. Dahingestellt sei, inwiefern die Zulässigkeit der Aussage „Dieser Mensch handelt.“ davon abhängt, ob wir Menschen einen Entscheidungsspielraum bzw. Freiheit zusprechen. Die Grundannahme, dass jeder Handlung ein Wissen (eine Kompetenz, eine Fähigkeit, ein Können) zugrunde liegt, ist problematisch und begründungsbedürftig. Die Beziehung von Handlung und Wissen (Performanz und Kompetenz, Tätigkeit und Fähigkeit) wird häufig näher bestimmt durch Sätze wie:

- Wissen *ist* die *Grundlage* von Handlungen. Wissen *liegt* Handlungen *zugrunde*.
- Wissen *ermöglicht* das Handeln. Wissen *ist* die *Bedingung der Möglichkeit* des Handelns.
- Wissen *ist in* Handlungen. Wissen *ist in* Handlungen *enthalten*. Wissen *ist in* die Handlungen *eingewachsen*. Wissen *wohnt in* Handlungen (ist einwohnend, innewohnend, inhärent). Wissen *tritt in* Handlungen *zutage*.
- Wissen *zeigt sich in* den Handlungen. Wissen *manifestiert sich in* Handlungen.
- Wissen *reguliert* Handlungen.
- Wissen ist eine Handlungsquelle.

Auch dort, wo wir die Normalvorstellungen verlassen und Fachsprachen betreten, wird meist vorausgesetzt, dass es Wissen gibt, zudem verschiedene Arten des Wissens, die verschiedenen Menschen eignen. Häufig heißt es, dass Menschen Wissen ›haben‹, dass sie darüber ›verfügen‹, dass sie es ›in sich haben‹ und nicht etwa aus einem ›Ideen- oder Wissenshimmel‹ beziehen, aus einer ›externen knowledge-cloud‹ herunterladen, bevor sie es brauchen. Begleitet werden

die Voraussetzungen ebenfalls häufig von der Zusatzannahme, Wissen habe seinen Ort entweder im Kopf bzw. Geist des Menschen (mentale oder neuronale Repräsentationen) oder aber Wissen sei gespeichert in extrazerebralen oder extramentalen Medien (Buch, Computer).

Erinnern wir an die Vorgehensweise im *Politikos* (siehe S. 113): Eingangs wird gefragt, ob ein Politiker als Wissender (epistemonōn) gelten soll. Diese Frage wird bejaht. Dem Politiker und den anderen im Dialog untersuchten Wissenden wird unbegründet zugesprochen, dass sie Wissende sind. Erst nach dieser generellen Setzung kann eingeteilt werden, auf welche spezifische Weise sie Wissende sein sollen. Diese Vorgehensweise ist epidemisch. Ob von ›Wissen‹, ›Können‹, ›Kunstfertigkeit‹, ›Fähigkeit‹ oder ›Kompetenz‹ die Rede ist, wir sprechen das mit diesen Wörtern Thematisierte allen Menschen quasi-automatisch zu, allein weil sie Menschen sind. Auch dieser Text kann nur setzen, *dass es Wissen gibt*. Sollte ich nicht meinen: Kann er nur das?

Das Problematische dieser Setzung zeigt sich, wenn wir fragen, mit welchen Methoden sich überhaupt prüfen lässt, ob ›Wissen‹ vorliegt oder nicht. Denn wir schreiben ›Wissen‹ nicht nur ständig zu, wir kontrollieren auch ständig, inwiefern die Zuschreibung korrekt ist. Drei Prüfverfahren stelle ich heraus.

Ein einfaches Beispiel dafür, wie selbstverständlich wir Wissen im Alltag zuschreiben und kontrollieren, ist die Art, wie wir mit Berufsbezeichnungen operieren. Durch die Verwendung von Berufsbezeichnungen und akademischen Graden (Kompetenzbezeichnungen) schreiben wir spezifisches, erworbenes Wissen zu. Nur wer eine ordnungsgemäße (das ist: meist gesetzlich geregelte) Ausbildung erfolgreich absolviert hat, darf eine Berufsbezeichnung tragen, bekommt einen geschützten Titel verliehen. Ob durch Zünfte ehedem oder durch Kontrolle von staatlicher Seite heute, die Zuschreibung von *Fachwissen* wird durch *Prüfverfahren* geschützt, die Kompetenzen garantieren sollen. Nun liegt auf der Hand, dass es bessere und schlechtere Handwerker, dass es verlässlichere und weniger verlässlichere Ärzte gibt. Auch lehrt die Erfahrung, dass Wissende ihr Wissen selbst falsch einschätzen, dass Kompetenzen vorgetäuscht werden, dass betrogen wird. Daher ist es im Alltag Usus, dass wir Wissen nicht nur zuschreiben, sondern auch *kontrollieren*, ob jemand kann, was er vorgibt zu können, ob jemand weiß, was er vorgibt zu wissen. Als wäre die Regel ›Zuschreiben ist gut, Kontrolle ist besser‹, verwenden wir alltäglich zahlreiche Prüfverfahren, deren Wissenskriterien nicht ›Propositionalität‹, ›Begründung‹ und ›Wahrheitsbezug‹ lauten: Wir, einfach gesagt, wollen sehen, dass jemand etwas kann.

Angenommen, wir haben einen Handwerker bestellt, da die Spülmaschine undicht ist. Diesen Handwerker werden wir nicht bitten, dass er uns seinen Gesellenbrief zeigt. Typischerweise

hoffen wir zunächst darauf, dass er weiß, was zu tun ist. Beginnt er aber zu arbeiten, prüfen wir unsere Zuschreibung von Wissen mit zwei Methoden: Wir beobachten erstens den Handwerker *in progress*. Versteht er sein Handwerk, zeigt sich das in seinen Arbeitsschritten. Wir prüfen zweitens das Wissen des Handwerkers, indem wir seine abgeschlossene Arbeit mit dem erwarteten Ergebnis vergleichen: Sein Handwerkswissen zeigt sich im Handlungsergebnis. Die Kontrolle daraufhin, inwieweit tatsächliche Handlungsschritte und Handlungsergebnisse (Ist-Zustand) mit dem Erwarteten (Soll-Zustand) überstimmen, ist ein alltägliches Verfahren, durch Soll-Ist-Vergleiche Wissen bzw. Können zu prüfen. Weichen Ergebnisse zu weit von dem ab, was wir erwarten, werden Zweifel wach, ob Kompetenz nicht fälschlich zugeschrieben wurde.

Dieses Verfahren, mittels Handlungsbeobachtung und -bewertung das Wissen eines Menschen zu prüfen, steht oft unausgesprochen im Raum. Es bedarf weder notwendig mündlicher noch schriftlicher Kommunikation. Es werden keine Fragen gestellt, keine sprachlichen Begründungen verlangt. Wir meinen, wie in platonischen Dialogen dargestellt, dass es verschiedene Fachkundige (Fachleute, Spezialisten) in unserer Gesellschaft gibt. Für die Thematisierung der Unterscheidung ›propositionales Wissen/nicht-propositionales Wissen‹ ist dieses Moment unseres alltäglichen Handelns herauszuheben: Tätige Fachkundige, so regeln wir es zumeist untereinander, müssen ihr Wissen nicht sprachlich artikulieren und sprachlich begründen können. Gelingende und gelungene Praxis gelten uns als Kriterien von Wissen bzw. Können. Kompetente Akte sprechen epistemisch für sich.

Im Rahmen der Frage, mit welchen sprachlichen Verfahren wir die Bedeutung von Wörtern bestimmen können, wurde (siehe S. 29) der Ausdruck ›Frage-Antwort-Sprachspiele‹ eingeführt. Frage-Antwort-Sprachspiele können ebenfalls als sprachliche Prüfverfahren fungieren, die austesten, ob ein bestimmtes Wissen vorliegt. Der Anteil der Frage-Antwort-Sprachspiele in Schule, Ausbildung und Studium ist beträchtlich („Wie wird der Ausdruck ›Disposition‹ bestimmt?“, „Was unterscheidet die Entwicklungstheorien von x und y?“, „Wie viel ist 8 multipliziert mit 15?“) [228]. Ob Lernende ein bestimmtes Wissen besitzen, das sie gemäß ihren Ausbildungsregularien besitzen sollten, wird meist in schriftlichen und mündlichen Prüfungen festgestellt (teils auch in praktischen Prüfungen). Fallen die Antworten erwartungsgemäß aus bzw. werden die Anweisungen regelkonform ausgeführt, wird dem Lernenden bescheinigt, dass er

[228] Angemerkt in puncto Bestimmung des Begriffswortes ›Wissensfrage‹ sei, dass sich Fragen (Handlungen im Frage-Modus) überzeugend als Aufforderungen (Handlungen im Aufforderungs-Modus) reinterpretieren lassen: „Definiere den Ausdruck ›Disposition‹!“, „Erkläre den Unterschied von x und y!“, „Multipliziere 8 mit 15!“). In der formal-logisch orientierten Informatik ist es üblich, Fragen als Anweisungen zu klassifizieren. Vgl. Hartmut Wedkind, Erich Ortner u. Rüdiger Inhetveen: Informatik als Grundbildung [Elektr. Quelle]. 2004 (Informatik Spektrum, 27). URL: http://dx.doi.org/10.1007/s00287-004-0383-z, zul. gepr. 17.1.2017, S. 266.

über Wissen verfügt. Das Wissenskriterium ist in diesen Fällen das Antwortenkönnen bzw. die Fähigkeit, Anweisungen regelkonform ausführen zu können.

Das, was ein Schüler als Wissen in einer Prüfungssituation sprachlich artikuliert, hat häufig grammatische Formen, die sich auf die Form ›dass p‹ bringen lassen („Eine Disposition ist eine Veranlagung.“, „Kaiser Konstantin regierte ab 324 als Alleinherrscher.“). Auch Beschreibungen, Erklärungen und Definitionen lassen sich auf die Form ›dass p‹ bringen. Schulisches Prüfungswissen ist ein Musterfall von schrift- und lautsprachlich realisiertem propositionalem Wissen; in Schulprüfungen zu entscheiden, ob ein bestimmtes Wissen vorliegt, ist ohne aussagesatzförmige Performanzen in den Medien ›Stimme‹ und ›Schrift‹ kaum möglich. Die Handlungen, die auf Wissen hin kontrolliert werden, sind somit meist sprachliche Handlungen, die auf Wissen hin kontrollierten Produkte meist sprachliche Produkte. Anders als im Prüfverfahren ›Handlungskontrolle‹ zuvor, genügt es nicht, die Handlungen eines Menschen wahrzunehmen (beobachten, hinhören, tasten, schmecken, riechen) und einzuschätzen. Wenn es sprachliche Antworten sind, die darüber entscheiden, ob ein Wissen vorliegt oder nicht, dann müssen mindestens ein Fragesteller und ein Antwortgeber fähig und gewillt sein, Fragen bzw. Antworten *explizit zu formulieren*.

Ebenfalls ein sprachliches Verfahren, das Wissende daraufhin prüft, ob sie tatsächlich Wissende sind oder nur einen Anschein von Wissen wahren, ist die sokratische Mäeutik. Sokrates wird von Platon gezielt mit solchen Personen konfrontiert, die von sich sagen oder von denen (in Athen) gesagt wird, sie seien besonders bewandert in etwas, sie seien Koryphäen. Immer sind es Fragen (besonders die Frageform: „Was ist x?“), die Sokrates anbringt. Dieses Fragen setzt er bevorzugt fort, bis man sich allgemein im Klaren darüber geworden ist, dass es kein Wissen gibt. Dagegen sind die Prüfverfahren, die gewöhnlich an Schulen und Universitäten dominieren, weniger streng. Wenn Lernende Meinungen, Definitionen, Beschreibungen und Erklärungen auswendig lernen und zum geeigneten Zeitpunkt wiedergeben, genügt das meist, um als wissend zu gelten. Das Kriterium der hinreichend ähnlichen schriftlichen oder stimmlichen Reproduktion von Zeichenketten entscheidet darüber, ob jemand als Wissender gilt oder nicht. Dieses Kriterium genügt Sokrates nicht. Der philosophische Zweifel (der sich bei Sokrates in Frageform grammatisch ausprägt) ist ein beständiger, methodischer und radikaler Zweifel. ›beständig‹ meint: Dem fortgesetzten Stellen von Fragen scheint kein natürliches Ende gesetzt zu sein. Frageprozesse werden mehr oder weniger früh unterbrochen oder abgebrochen. Im Fall der Unterbrechung kann der ›Faden der Frage‹ wieder aufgegriffen werden. Im Fall des Abbruchs ist die Begründung des Abbruchs entscheidend dafür, ob wissenschaftlich verfahren wird oder nicht. Der Anspruch auf Begründung führt das Problem des infiniten Regresses (bzw.

Progresses) mit sich. Lassen wir die Begründung abreißen, stellen wir das Fragen still, kann (mit dem Diktum Alberts) gesagt werden, dass wir einen *dogmatischen Abschluss* wählen[229]. Methodisch ist philosophisches Fragen, weil es kein willkürliches, improvisiertes, sondern ein planvolles und begründetes Fragen ist. Radikal ist philosophisches Fragen, weil es ›an die Wurzel geht‹, weil es wissen möchte, was wir überhaupt wissen können.

Im erstgenannten Prüfverfahren ist es die stille, sich zeigende, gelingende und gelungene Praxis, die als Kriterium des Wissens bzw. Könnens gilt. Im zweitgenannten ist es das explizit sprachliche Antwortenkönnen. Sokrates exemplifiziert ein drittes Prüfverfahren, das mit der Einführung zweier weiterer Wissenskriterien die Diskussion um die Frage „Was ist Wissen?“ maßgeblich prägt: Jede Aussage gilt so lange als Meinung, bis sie als *wahr* und *begründet* ausgewiesen ist.

Gelingende und gelungene Praxis gilt als Form des nicht-propositionalen Wissens schlechthin. Das Explizieren von sprachlichen, aussagesatzförmigen Ausdruckseinheiten im Aussage-Modus gilt als Form des propositionalen Wissens schlechthin. In den typischen, heutigen Versuchen, ›Wissen‹, ›Erkenntnis‹ oder ›Können‹ zu definieren, tritt die ›starke, einseitige Tendenz‹ auf das propositionale Wissen bereits zutage, wenn zunächst die Bezeichnung ›propositionales Wissen‹ bestimmt und alsdann eine, allein durch die Negation ›nicht-‹ gekennzeichnete Klasse namens ›nicht-propositionales Wissen‹ kreiert wird. Was ›nicht-propositionales Wissen‹ meint, ist (wie das nächste Kapitel vertieft) entsprechend weit, vage und abkünftig definiert. Das Problem, nicht-propositionales Wissen zu definieren, verschärft sich durch die Frage, inwiefern es überhaupt machbar ist, ein nicht-propositionales Wissen (z. B. das Wissen, wie es ist, ein Mensch zu sein) in ein propositionales Wissen zu transformieren (Explikation, Ausdruck). Das Problem verschärft sich umso mehr kraft der Einsicht, dass auch behauptende Akte, die propositionales Wissen realisieren, ›getragen‹ und ›durchdrungen‹ sind von nicht-propositionalem Wissen oder noch-nicht-propositionalisiertem Wissen. Denn die Sprachkompetenz, die wir jedem Menschen zusprechen, ist sie nicht *das* Beispiel für nicht-propositionales Wissen schlechthin?

[229] Wer auf Letztbegründung aus ist, gerät in eine Situation, die der kritische Rationalist Albert als ›Münchhausen-Trilemma‹ bezeichnet. Vgl. Hans Albert: Traktat über kritische Vernunft. 5. verb. u. erw. Aufl. Tübingen: Mohr 1991 (Uni-Taschenbücher, 1609), S. 15.

3.5. Ausdrucksprobleme: Implizites Wissen

Polanyi formuliert in *The tacit dimension*:

> „I shall reconsider human knowledge by starting from the fact that *we can know more than we can tell* [dass wir mehr wissen können als wir sagen können, ks]. This fact seems obvious enough; but it is not easy to say correctly what it means. Take an example."[230]

> „Ich werde das menschliche Erkennen ausgehend von der Tatsache betrachten, daß wir mehr wissen, als wir zu sagen wissen. Diese Tatsache springt deutlich genug ins Auge; dennoch läßt sich gar nicht ohne weiteres sagen, was damit gemeint ist. Nehmen wir ein Beispiel."[231]

Methodologisch bezeichnend ist, dass Polanyi ›menschliches Wissen‹ zu untersuchen beginnt, indem er ein Faktum setzt. Mit der Ausdruckseinheit ›starting from the fact that‹ benennt er die propositionale Einstellung, die er gegenüber der Aussage ›that we can know more than we can tell‹ einnimmt. Synonyme von ›Fakt‹ sind ›Faktum‹, ›Tatsache‹, ›Tatbestand‹. Ein Fakt ist etwas, das bereits als bewiesen gilt oder als beweisbar. Von seinem Startfaktum sagt er weiter, dass es ›obvious enough‹ sei. ›obvious‹ meint hier ›deutlich‹, ›offensichtlich‹, ›augenfällig‹, ›eindeutig‹, ›evident‹[232]. Interpretiert: Polanyi geht davon aus, dass die Tatsache, dass wir mehr wissen können als wir sagen können, für jeden evident ist. Traditionell ist Evidenz ein (umstrittenes) Wahrheitskriterium für ›erste Sätze‹ (Axiome). Was evident ist, könne von jedem als richtig und gültig anerkannt werden. Das Evidente ist das Plausible, Schlüssige, Stichhaltige, eine ›anschauliche Gewissheit‹; Zweifel sollen sich von der ›Sache selbst her‹ erübrigen.

> „Im Sinne eines Postulats der Anerkennung von Argumentationsteilen wird Evidenz jederzeit in Anspruch genommen bzw. in Form hergestellter Zustimmung als gegeben betrachtet. Insofern stellt sich Evidenz ein oder bleibt Evidenz aus, sie kann *erzeugt*, aber nicht bewiesen werden. Damit gehört Evidenz zu den *pragmatischen Konstituentien* jeglicher Argumentation und Einsicht."[233]

Fraglich ist, was Polanyi mit der Verwendung des Adverbs ›genug‹ bezweckt. Das Startfaktum sei ›evident genug‹. ›genug‹ fungiert in diesem Kontext als Gradpartikel und drückt somit aus, dass Evidenz ›in ausreichendem Maße‹ vorhanden ist. Falls wir davon ausgehen, dass Evidenz ›sich einstellt‹ (da ist, präsent ist) oder ›ausbleibt‹ (nicht da ist, absent), ist es irreführend, die

---

[230] Michael Polanyi: The tacit dimension. 2. Aufl. Gloucester, Mass.: Smith 1983, S. 4.
[231] Michael Polanyi: Implizites Wissen [Orig.-Sachtitel: The tacit dimension]. Übers. v. Horst Brühmann. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2016 (stw, 543), S. 14. Wie in *3.1. Grammatik: Die starke, einseitige Tendenz* ausgeführt, sind ›wissen‹ und ›erkennen‹, ›Wissen‹ und ›Erkenntnis‹ keine Synonyme, die im Zug einer Übersetzung beliebig ausgetauscht werden können.
[232] Metapherntheoretisch aufschlussreich ist die frühere Bedeutung: „**obvious (adj.)** 1580s, 'frequently met with,' from Latin *obvius* 'that is in the way, presenting itself readily, open, exposed, commonplace,' from *obviam* (adv.) 'in the way,' from *ob* 'against' (see ***ob-***) + viam, accusative of via 'way' (see via). Meaning 'plain to see, evident' is first recorded 1630s." (EtyWB-Harper 2001 – obvious [Lemma].)
[233] EPhW 1980[1] – Evidenz [Lemma v. Jürgen Mittelstraß].

Eigenschaft ›evident‹ zu graduieren (so wie es irreführend ist, die Eigenschaft ›wahr‹ zu graduieren; ein Aussagesatz ist wahr oder falsch, nicht ein ›wenig wahr‹ oder ›genügend wahr‹). Festzustellen ist schließlich, dass Polanyi in Betreff seines Startfaktums ein besonderes Problem herausstellt: ›but it is not easy to say correctly what it means‹. Was bedeutet der Satz „Wir können mehr wissen als wir sagen können.“? Wie können wir etwas sagen, von dem wir selbst annehmen, dass es kaum oder nicht sagbar ist?

Methodologisch stimmig ist, dass Polanyi unmittelbar dazu übergeht, seine Setzung durch Beispiele zu untermauern:

> „We know a person's face, and can recognize it among a thousand, indeed among a million. Yet we usually cannot tell how we recognize a face we know. So most of this knowledge cannot be put into words.“[234]

Eine wörtliche Übersetzung ins Deutsche ist mit den derzeitigen Grammatikregeln nicht vereinbar („Wir können gewöhnlich nicht sagen, wie wir ein Gesicht wiedererkennen, das wir wissen.“). Brühmann übersetzt: „Trotzdem können wir gewöhnlich nicht sagen, wie wir ein uns bekanntes Gesicht wiedererkennen. Das meiste dieses Kennens kann also nicht in Worte gefaßt werden.“[235] Schwierig ist auch die Übersetzung des Funktionsverbgefüges ›to put something into words‹, das wörtlich meint ›etwas in Wörter hineinsetzen (hineinlegen, hineinstellen, hineintun)‹. Auf Deutsch am Ehesten passend ist ›etwas in Worte fassen‹. Diese Ausdrucksweise suggeriert:

- Wörter sind wie Gefäße, in die man Wissen (knowledge) hineintun kann.
- Es gibt eine Form von Wissen, die sich nicht in Wörter ›hineintun‹ tun lässt.
- Dieses Wissen hat selbst nicht die Form von Wörtern, anderenfalls die Behauptung selbstwidersprüchlich wäre, es könne nicht in Wörter gefasst werden.

Der Ausdruck ›put into words‹ kann medientheoretisch dreierlei meinen: Das gesuchte, gesetzte Wissen kann nicht ausgesprochen (Stimme), nicht ausgeschrieben (Schrift), nicht gebärdet werden (Gebärdensprache). Unklar bleibt, ob Polanyi ›tell‹ und ›say‹ synonym verwendet. Offen bleibt, ob der Teilsatz ›more than we can tell‹ meint: Mehr als wir stimmlich aussagen können (verlautbaren), mehr als wir ausschreiben können (verschriftlichen) oder mehr als wir gestisch zeigen können (gebärden). Es ist nicht sinnvoll, medienunspezifisch von ›nicht äußern können‹, ›nicht darstellen können‹ zu sprechen, da die genannten sprachlichen Medien Unterschiedliches ermöglichen: Nehmen wir an, ich habe mich an einer Herdplatte verbrannt. Nehmen wir weiter

[234] Polanyi [2]1983 – Tacit dimension, S. 4.
[235] Polanyi [2]2016 – Implizites Wissen, S. 14.

an, ich weiß, dass ich Schmerzen habe und ich weiß darüber hinaus, wie es ist, Schmerzen zu haben (ein typischer Fall des Qualia-Problems). Gesetzt, ich intendiere, dieses Wissen-wie zu kommunizieren, dann ermöglicht das Medium ›Stimme‹ etwas, das im Medium ›Schrift‹ nicht möglich ist: Die Erzeugung von Schallphänomenen, von denen häufig gemeint wird, sie würden ›Gefühle‹ oder ›Stimmungen‹ kommunizieren. Genau letzteren Ausdruck (wenn wir ›mood‹ mit ›Stimmung‹ übersetzen) verwendet Polanyi im anschließenden Beispiel:

> „There are many other instances of the recognition of a characteristic physiognomy—some commonplace, others more technical—which have the same structure as the identification of a person. We recognize the moods of the human face, without being able to tell, except quite vaguely, by what signs we know it. […] All descriptive sciences study physiognomies that cannot be fully described in words, nor even by pictures."[236]

Polanyi schränkt seine These durch die restriktive Subjunktion ›außer‹ ein. Wir können nicht sagen, wie (anhand welcher Zeichen) wir Gesichts- und Stimmungserkennung leisten, *außer* ziemlich vage. Damit ist seine starke, negative These eingeschränkt: Wir können es sagen, jedoch nur vage. Dass vage Sagbarkeit nicht hinreichend ist, zeugt vermutlich vom wissenschaftlichen Ideal der genauen Sagbarkeit. Eine ähnliche Einschränkung bezeichnet der Teilsatz ›cannot be fully described in words‹. Festzustellen ist: Polanyi geht es um die ›tacit dimension‹, um das ›implizite Wissen‹, um die ›stille Könnerschaft‹. Im Wiedererkennen von charakteristischen Physiognomien, beim Identifizieren von Personen und Stimmungen zeige sich die ›tacit dimension‹. In der Realisierung derartiger Handlungen sei das implizite Wissen evident, da für jeden präsent. Kritisch hervorzuheben ist: Formulierungen wie ›exept quite vaguely‹ und ›cannot be fully described‹ suggerieren erstens, dass sich implizites Wissen auf *vage* Weise verbalisieren ließe. Sie suggerieren zweitens, dass sich das implizite Wissen in zwei Teile spalten ließe: Einen Teil des impliziten Wissens könnten wir in Worte fassen (gleich ob in vage oder klare Worte), einen anderen Teil nicht (da sich implizites Wissen niemals vollständig beschreiben ließe). Können wir das, was wir mit den Ausdrücken ›tacit dimension‹, ›implizites Wissen‹ und ›stille Könnerschaft‹ bezeichnen *gar nicht* in Worte fassen oder nur *teilweise*? Leisten bestimmte sprachliche Medien oder Mittel beim In-Worte-fassen des impliziten Wissens etwas, das andere Medien oder Mittel nicht leisten können?

Polanyi arbeitet terminologisch auf Basis modifizierter gestaltpsychologischer und phänomenologischer Termini (›Gestalt‹, ›Bewusstsein‹, ›Intentionalität‹, ›mentale Akte‹)[237]. Seine

[236] Polanyi [2]1983 – Tacit dimension, S. 5.
[237] Zum folgenden Absatz vgl. Georg Hans Neuweg: Könnerschaft und implizites Wissen. Zur lehr-lerntheoretischen Bedeutung der Erkenntnis- und Wissenstheorie Michael Polanyis. 2. korr. Aufl. Münster; New York; München; Berlin: Waxmann 2001 (Internationale Hochschulschriften, 311), S. 126–130.

Erkenntnistheorie sei dezidiert psychologisch, holistisch, antireduktionistisch. Er sei erklärter Realist, der an die objektive Wahrheit und die Annäherung an die Wirklichkeit im Prozess des wissenschaftlichen Forschens glaube. Seine Psychologie sei nicht kognitionspsychologisch oder neurowissenschaftlich aufgestellt. Den methodischen Zugang zur Psyche suche er über *Erlebnisbeschreibungen*, wodurch die Beweisführung vom Rezipienten nachgeprüft werden könne. Weder sei Polanyi sonderlich an dem Gedächtnis als Wissensspeicher, noch an Wissen in Form von ›neuronalen Repräsentationen‹ interessiert. Maßgeblich gehe es ihm um Wissen als Prozess, als Aktivität: Phänomenologie fließenden Könnens statt Rekonstruktion statischen Wissens.

> „Diese Theorie ist primär keine Theorie über Wissen im propositionalen und statischen Sinne, sondern eine Theorie des Erkennens und Tuns, insbesondere auch des Verstehens und Lernens, sowie der Bewusstseinsvorgänge, die solche mentalen Akte begleiten. […] Polanyis Theorie ist in der Tat viel mehr eine Phänomenologie des Könnens als eine Theorie des Wissens, und sie ist es wesentlich deshalb, weil das, was wir als ein dem Handeln zugrundeliegendes ‚Wissen' rekonstruieren können, eine Momentaufnahme darstellt, die vergegenständlicht, was sich im Grunde ständig im Fluß befindet." (ebd., S. 134f)

Vier Definitionsmerkmale des ›impliziten Wissens‹, die Neuweg aus dem Werk Polanyis extrahiert, sind hervorzuheben. Zwei Definitionsmerkmale werden im Hinblick auf Searle ausdrücklich verneint. Dieser habe Polanyi fälschlicherweise zugeschrieben, dass implizites Wissen „aus Regeln bestünde [1, ks], die mental repräsentiert wären [2, ks]". (ebd., S. 135) Weiter bestimmt wird, dass implizites Wissen definitorisch ein Moment der Unaussprechbarkeit bzw. Unartikulierbarkeit [3, ks] umfasst. Implizites Wissen ist „Wissen, dass wir nicht *aussprechen* können, in unserem Verhalten aber zeigen. ‚Implizit' ist hier näherungsweise als Gegenteil von ›artikulierbar‹ aufzufassen." (ebd., S. 138) Diese Bestimmungen sind medientheoretischer Art. Es wird jedoch ein weiteres Definitionsmerkmal eingeführt, das der Psychologie oder Bewusstseinsphilosophie zuzuordnen ist. ›Implizit‹, so Neuweg, meine „hier nicht das Gegenteil von ‚explizit-sprachlich', sondern von ‚fokal bewußt' [4, ks]" (ebd.).

Neuwegs erste Bestimmungen des Ausdrucks ›implizites Wissen‹ sind propositional und negativ. Behauptet wird

- dass implizites Wissen nicht regelartiges Wissen ist,
- dass implizites Wissen nicht mental-repräsentiertes Regelwissen ist,
- dass implizites Wissen nicht aussprechbares, nicht artikulierbares Wissens ist,
- dass implizites Wissen nicht fokal-bewusstes Wissen ist (das Gegenteil von ›fokal-bewusst‹).

Auffälligerweise fehlen in der Fachliteratur häufig positive Aussagen darüber, was ›implizites Wissen‹ meint. Eine Liste von Prädikaten, die den Ausdrücken ›implizites Wissen‹ und

›explizites Wissen‹ zugeschrieben werden, verdeutlicht das Definitionsproblem. Sie wird tabellarisch gestaltet, um sichtbar zu machen, wie Bestimmungen des impliziten Wissens sich häufig aus der Verneinung von Prädikaten ergeben, die dem expliziten Wissen zugeschrieben werden.

explizites Wissen	implizites Wissen
formalisiert	nicht formalisiert, nicht formalisierbar
geregelt	nicht geregelt, nicht regelbar
fokal	nicht fokal
quantifizierbar	nicht quantifizierbar
berechenbar	nicht berechenbar
kontrollierbar	nicht kontrollierbar
planbar	nicht planbar
objektiv, objektiviert	subjektiv
distanziert, nicht-personengebunden	personengebunden
kann artikuliert werden, spricht sich aus	unartikulierbar, ist stillschweigend
exakt	
rational, analytisch, kognitiv	Gefühl, Bauchgefühl, Gespür, Instinkt
Verstand, Vernunft als Erkenntnisinstrument	Körper als Erkenntnisinstrument
	Erfahrung (gesammelte, erzeugte)
	Problembewusstsein
	Kreativität, Antizipation
ist vordergründig	ist hintergründig
	ist unterschwellig
	in soziale Praxis eingebettet
	störender, zu beseitigender Restbestand
scharfe Dimension	unscharfe Dimension

Methodologisch hervorzuheben ist, dass es Polanyi bei der Bestimmung der ›tacit dimension‹ nicht bei einer Begriffszerlegung (intensionale Definition) belässt. Es müsse ostensiv, mittels Beispiele definiert werden. Mit anderen Worten: Die sich-zeigende stille Könnerschaft wird bestimmt, indem auf Fälle verwiesen wird, in denen sie sich jedem einsichtlich zeigt:

> „Indeed, any definition of a word denoting an external thing must ultimately rely on pointing at such a thing. This naming-cum-pointing is called ‘an ostensive definition’; and this philosophic expression conceals a gap to be bridged by an intelligent effort on the part of the person to whom we want to tell what the word means. Our message had left something behind that we could not tell, and its reception must rely on it that the person addressed will discover that which we have not been able to communicate.”[238]

Semantisch von Belang ist, dass Polayni das ostensive Definieren bestimmt als Benennen-plus-Hinweisen; die Bedeutung einer Ausdruckseinheit ist dasjenige, auf das hinweisend Bezug

[238] Polanyi 1986 – Tacit dimension, S. 5f.

genommen wird (Referenztheorie der Bedeutung). Wir bestimmen das Wort ›grün‹, indem wir auf Phänomene zeigen, an denen ›grün‹ evident erkennbar ist. Wir bestimmen das Wort ›implizites Wissen‹, indem wir auf Phänomene zeigen, an denen ›implizites Wissen‹ evident erkennbar ist. Erkenntnistheoretisch von Belang ist, dass Polanyi es zuletzt dem Adressaten der ostensiven Definition überlässt, dasjenige zu entdecken (discover), was wir nicht kommunizieren können (which we have not been able to communicate). Die Verknüpfung von Ausdruck und Referent muss der Rezipient selbst leisten, da sie nicht in Worte gefasst werden kann. Der Rezipient muss, wie Polanyi sich ausdrückt, ›die verborgene Kluft kraft seiner Intelligenz überbrücken‹.

Polanyis Theoriedesign verlangt vom Leser, dass er intuitiv dem Startaxiom zustimmt, dass wir mehr wissen können als wir sagen können. Um das zu begründen, geht er zur Exemplifikation über („Take an example."). Neuweg sagt über dieses methodische Moment:

> „Überwiegend wird der theoretische Rahmen über Beispiele illustriert und, mit Brunner gesprochen, gleichsam spiralcurricular entwickelt. […] Der Modus, in dem Polanyi seine Ideen entwickelt, und der Modus, in dem der Leser Polanyi dann letztlich versteht, werden so selbst zum anschaulichen Beispiel der Theorie der Bedeutung und des Verstehens, die Polanyi zeichnet."[239]

Unter 100.000 Menschen auf einem Musikfestival ist es uns ein Leichtes, unsere Freunde ausfindig zu machen, obwohl sich Körper und Gesichter recht ähnlich sind. Häufig reicht schon die Gangart eines Menschen, um ihn aus großer Entfernung zu identifizieren. Fragen wir uns, wie wir diese Leistung vollbringen, werden wir unter Umständen verlegen. Ebenso verfügen wir über die Fähigkeit, das emotionale Befinden einer Person aus deren Stimmfarbe, aus deren Gesichtszügen herauszulesen. Wir sehen jemandem an und erkennen, ob er traurig, glücklich, aggressiv oder müde ist. Wir unterscheiden problemlos zwischen zehntausenden von Gegenständen, Pflanzen und Lebewesen. Wir strömen unbeschadet durch eine Großstadt zu unserem Ziel, wir tanzen, musizieren und handwerken erfolgreich. Zuletzt (das wohl bestechendste Beispiel) wissen wir alle mehr oder weniger genau, wie wir eine Sprache sprechen, ohne sagen zu können, wie das genau geht. All diese Handlungen zeugen, so setzt es Polanyi voraus, von einem Wissen im Fluss (einem prozessierenden Können). Sollen wir aber sagen, worin dieses Wissen besteht, dann – Polanyi betont es – können wir *gewöhnlich* nicht antworten, und wenn wir es können, bleibt die Antwort unvollständig und vage. Es zeigt sich ein Mangel, wenn wir das Wissen-wie, das scheinbar einfachen Handlungen zugrunde liegt, in ein Wissen-dass transformieren möchten, umso mehr als die Transformation detailliert und vollständig sein soll.

[239] Neuweg 2001 – Könnerschaft, S. 131f.

Wovon zeugt dieser Mangel? Ist es ein Mangel an Fähigkeit? Sind unsere kognitiven oder sprachlichen Fähigkeiten begrenzt? Ist der ›Gegenstand‹ zu komplex? Erwarten wir zu viel von den Medien ›Lautsprache‹ und ›Schriftsprache‹? Operieren wir mit irreführenden wissenschaftlichen Idealen (Vollständigkeit des Wissen-dass)? Ist es bereits verfehlt, von einem Mangel zu sprechen? Sollte wir nicht eher die Grenzen des propositionalen Wissens anerkennen und die funktionale Begrenztheit spezifischer Medien?

Um aufzuzeigen, wie weit der Ausdruck ›implizites Wissen‹ definiert wird, ist abschließend eine Aufzählung von Bezeichnungsvariationen wiedergeben, die Schilcher 2006 der Fachliteratur über ›implizites Wissen‹ entnommen hat. Die Weite der Definition ist problematisch.

> „Das, worauf mit dem Begriff implizites Wissen abgezielt wird, taucht in der Literatur in Variationen unter verschiedenen Bezeichnungen auf: Böhle favorisiert den Begriff ‚Erfahrungswissen', verwendet aber auch ‚praktische Intelligenz' oder ‚prozeßspezifische Kenntnisse'. Weitere Begriffe sind: ‚Produktionsintelligenz', ‚Werkstattintelligenz', ‚Arbeiterintelligenz' oder ‚Arbeitswissen', ‚Produzentenwissen', ‚Arbeitswissen' oder ‚betriebliches Wissen', ‚Arbeitsprozeßwissen', ‚Handlungswissen', ‚stillschweigende Qualifikation' oder ‚tacit skills', ‚tacit knowledge', Situated Cognition."[240]

Die ›definitorische Nähe‹ zu Erkenntnis- oder Wissenstheorien, wie sie in *3.2. Platon: Kritische Technik und Epistēmē* und *3.4 Beispiele: Nicht-propositionales Wissen* untersucht wurden, ist augenfällig. Axiome, Methoden und Erkenntnisinteresse ändern sich, das Thematisierte ist bekannt. In welchem Verhältnis stehen Metaphern zum propositionalen und nicht-propositionalen Wissen?

[240] Christian Schilcher: Implizite Dimensionen des Wissens und ihre Bedeutung für betriebliches Wissensmanagement [Elektr. Quelle]. Darmstadt: 2006, S. 19f. URL: http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de/epda/000716/Dissertation_Schilcher_Onlineveroeffentlichung_Version1.3.pdf, zul. gepr. 4.5.2016. Literaturangaben innerhalb des Zitats (Siglen) wurden nicht übernommen.

4. Sprache: Medium *und* Gegenstand der Erkenntnis

›Metapher‹ ist ein metasprachlicher Fachausdruck. Sprache ist ein Medium. Eine Theorie der Metapher hat ›Sprache‹ und ›Medium‹ zu reflektieren.

4.1. Geschichte: Die erkenntnistheoretische Wende zur Sprache

Veränderungen im Philosophieren werden von Philosophen nur vorsichtig als ›Wende‹ bezeichnet und kaum mit den hochwertigen Eigenschaftswörtern ›fundamental‹, ›epochal‹ oder ›revolutionär‹ bestückt. Zurückhaltend sind Philosophen auch, diesen Veränderungen die Idee des Fortschritts zu unterlegen. Leicht verführt der Wunsch, Fackelträger einer progressiven Wissenschaftsdynamik zu sein, zum Ausrufen eines neuen ›turn‹[241].

In der Germanistik, Sprach- und Kulturwissenschaft wurden binnen weniger Jahrzehnte ausgerufen: acoustic turn, auditive turn, balkan turn, catastrophic turn, cognitive turn, cultural turn, grammatical turn, digital turn, eastern turn, emotional turn, hermeneutical turn, iconic turn, interpretive turn, linguistic turn, literary turn, material turn, medial turn, metaphorical turn, mnemonic turn, narrative turn, neurobiological turn, ontological turn, performative turn, pictorial turn, postcolonial turn, posthermeneutic turn, propositional turn, practical turn, practice turn, reflexive turn, ritual turn, religious turn, second linguistic turn (!), social turn, spatial turn (topographical oder topological turn), translational turn, visual turn.

> „Wo man früher wissenschaftliche Umorientierungen oder gar Revolutionen im Anschluss an den US-amerikanischen Wissenschaftstheoretiker und -historiker Thomas S. Kuhn als ‚Paradigmawechsel' bezeichnete, dominiert heute ein anderer Begriff. Man spricht lieber von ‚Turns' […]. Paradigma für die mittlerweile inflationäre und zuweilen schon komisch oder modisch wirkende Rede von wissenschaftlichen Turns war ‚The Linguistic Turn', wie der Titel eines von Richard Rorty 1967 herausgegebenen Sammelbandes lautete, der an der Verbreitung dieser Wendung maßgeblichen Anteil hatte. Ihm sind mittlerweile zahlreiche andere ‚Turns' gefolgt."[242]

Typischerweise wird die Geschichte der Philosophie in drei Phasen eingeteilt: Ontologie, Bewusstseinsphilosophie, Sprachphilosophie. ›linguistic turn‹ bezeichnet in dieser trinären Einteilung den Zeitraum, in dem die Bewusstseinsphilosophie sich zur Sprachphilosophie wandelte. Daher wird ›turn‹ in ›linguistic turn‹ meist gelesen als Paradigmawechsel im Sinne

[241] Vgl. dazu das Themenheft *Turn, Turn, Turn? Oder: Braucht die Germanistik eine Wende?* In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 43 (2013), H. 172.
[242] Thomas Anz: Emotional turn? Beobachtungen zur Gefühlsforschung. In: Literaturkritik.de [Elektr. Quelle]. Rezensionsforum (2006), Nr. 12. URL: http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=10267, zul. gepr. 23.11.2012.

Kuhns. Die sprachliche Wende war eine der großen, raren Veränderungen in der Philosophie, die durchaus ›revolutionär‹, ›fundamental‹ oder ›epochal‹ zu nennen sind.

Anz, der sich für einen emotional turn ausspricht, sieht die inflationäre und zuweilen komische Rede von ›turns‹ legitimiert, verwendet man ›turn‹ so wie Bachmann-Medick.

> „Im Unterschied zu Kuhns Begriff des wissenschaftlichen Paradigmas, so erklärt die Kulturwissenschaftlerin, ist ein wissenschaftlicher ‚Turn' dadurch gekennzeichnet, dass er nicht eine fundamentale und revolutionäre Umorientierung in einer einzelnen Disziplin vollzieht, sondern eine neue Perspektive anbietet, die verschiedene Wissenschaften übergreift und bereits vorhandene Perspektiven einer Einzeldisziplin ergänzt oder verstärkt. ‚Turn' meint nicht eine Wende zum Beispiel *der* Literaturwissenschaft, sondern – bescheidener – *in* der Literaturwissenschaft. Und diese Wende macht sich nicht nur in der Literaturwissenschaft, sondern zugleich auch in anderen Wissenschaften bemerkbar. Im Unterschied zum ‚Paradigma' nach der Konzeption Kuhns löst ein neuer ‚Turn' einen anderen, älteren nicht ab, sondern wird zum Bestandteil eines Kräftefeldes (im Sinne Pierre Bourdieus), in dem viele Turns miteinander um Dominanz konkurrieren, kooperieren und sich durch diverse Strategien gegenseitiger Abgrenzung zu profilieren versuchen." (ebd.)

Wird der Interpretation von Anz resp. Bachmann-Medick gefolgt, meint ›turn‹ die Einführung einer neuen Perspektive, die vorhandene Perspektiven ergänzt, erweitert, verstärkt, nicht ablöst, einverleibt, destruiert. ›turn‹ bezeichnet keinen Substitutions- sondern einen Additionsprozess. ›turn‹ bezeichnet die Ausdifferenzierung und innovative Erweiterung gegebener Systeme, nicht deren Revolutionierung oder Abschaffung. Trifft diese Interpretation den Ausdruck ›linguistic turn‹? Ist eine Neuorientierung *der* Philosophie gemeint oder eine Umorientierung *in* der Philosophie? Oder ist, wie Gerhardt meint, zuletzt selbst der Ausdruck ›linguistic turn‹ ein hinfälliges Modewort?

> „Bei Hegel findet sich schließlich auch nichts von der Kurzatmigkeit der Theorien im künstlich erzeugten Sog des *linguistic turn*. Die rechnen alles zur Sprache, ohne die Referenz auf Außersprachliches loszuwerden. […] In sprachanalytisch informierten Kreisen wird inzwischen Wert darauf gelegt, den *linguistic turn* durch den *pragmatic spin* zu ergänzen. Man kann auch zugestehen, daß es bereits durch Wittgensteins Akzentuierung des *Gebrauchs* die faktische Anerkennung eines Realitätsmoments sogar *in* der Sprache gibt."[243]

Eine extensionale Definition von ›wissenschaftlicher Fortschritt‹ kann sich an Kuhns Beispielen orientieren: Die Arbeiten Newtons leiteten, wie später die Arbeiten Einsteins, ein neues Paradigma ein. In der Philosophie stehen die Namen ›Platon‹ und ›Kant‹ für einen Paradigmawechsel. Um den Ausdruck ›wissenschaftlicher Fortschritt‹ intensional zu bestimmen, ist die Übertragung des Begriffs ›Inkommensurabilität‹ von der Mathematik in die Wissenschaftstheorie zu klären. Nachdem eine wissenschaftliche Revolution sich vollzogen hat, leben die Wis-

[243] Volker Gerhardt: Die Größe Hegels. In: Merkur 53 (1999), H. 602, S. 537.

senschaften ›in unterschiedlichen Welten‹, weil das Vokabular fundamental verändert wurde. ›fundamental verändert‹ meint: Grundbegriffe wie ›Raum‹, ›Zeit‹, ›Psyche‹ werden auf vorher ungekannte, ungeahnte, radikal innovative Weise definiert. Es hat Tradition, Theorien so zu beschreiben, als seien sie Gebäude: Wird ein Grundbegriff brüchig, büßt das Theoriegebäude an Stabilität ein. Werden alle Grundbegriffe brüchig, stürzt das Theoriegebäude ein. Zu unterscheiden ist zwischen einem ›starken‹ und einem ›schwachen‹ Begriff von wissenschaftlichem Fortschritt (in etwa so, wie wir von ›weiten‹ und ›engen‹ Definitionen sprechen). Ein starker Begriff von wissenschaftlichem Fortschritt beinhaltet die Neubestimmung oder Abschaffung von Grundbegriffen, wodurch sich die gesamte Theorie fundamental verändert. ›Paradigmawechsel‹ impliziert einen starken Fortschrittsbegriff, da vor- und nachrevolutionäre Theorien aufgrund ihrer inkommensurablen ›Fundamente‹ unterschiedliche ›Theoriegebäude‹ generieren[244]. Was Anz mit Bachmann-Medick ausdrückt, zeugt von einem schwachen Begriff wissenschaftlichen Fortschritts, wie ›Reform‹ verglichen mit ›Revolution‹ kleinere Veränderungen bezeichnet. Bei einer Veränderung *in* einer Wissenschaft bleiben die Grundbegriffe dieser Wissenschaft unverändert. Die Grenzen der eingeteilten Wissenschaften werden nicht in Frage gestellt.

Der Anspruch, eine Revolution zu vollziehen, ist unbescheiden, nicht aber unrealisierbar. Die Parenthese im obigen Anz'schen Zitat suggeriert, Bescheidenheit sei ein wissenschaftlicher Wert. Rückzufragen ist, ob die Meinung, eine *neue* Perspektive eingeführt und etwas Vorhandenes erweitert zu haben, bescheiden ist. Ob eine (eher unbescheidene, radikale, revolutionäre, fundamentale) Veränderung angenommen wird oder eine (gemäßigte, bescheidene) Erweiterung in einer oder *der* Wissenschaft – beide wissenschaftstheoretischen Modelle gehen darin überein, dass es Fortschritt gibt.

›Fortschritt‹ meint nicht: ›Stillstand‹, ›Rückschritt‹ oder ›Wiederholung‹ (kein ›turn‹ ist ein ›return‹). Zu fragen ist, was das Ziel des wissenschaftlichen Fortschritts ist. Typische Antworten sind: Annäherung an die Wahrheit, Erweiterung des Wissens und Könnens, des Natur- und Selbstverständnisses, Macht- und Kontrollzuwachs. Zu vermuten ist, dass die meisten Wissenschaftler und Nichtwissenschaftler einen impliziten Begriff von ›Fortschritt‹ haben. ›implizit‹ meint: Der Begriff wird nicht reflektiert ausbuchstabiert. Festzustellen ist, dass selten

[244] Die Bedeutung von ›Inkommensurabilität‹ ist der notorisch strittige Punkt bei der Auslegung der Kuhn'schen Wissenschaftstheorie. Gegen den Einwand, ›Inkommensurabilität‹ impliziere ›Relativismus‹ und ›Beliebigkeit‹, verwahrt Kuhn sich ausdrücklich, indem er bestreitet, dass Inkommensurabilität Inkompatibilität und Unvergleichbarkeit impliziert. Ein rationaler Vergleich differierender Paradigmen sei möglich, eine Vereinbarkeit widerstreitender Paradigmen nicht ausgeschlossen. Vgl. Xiang Chen: Thomas Kuhn's latest notion of incommensurability. In: Journal for general philosophy of science 28 (1997).

eingehender den Bedingungen des Fortschritts auf den Grund gefragt wird. Radikale Fortschrittskepsis gibt es kaum. Es gilt als ausgemacht, dass mit fortschreitender Zeit sich Entwicklungen eingestellt haben und einstellen werden, die Weiterentwicklungen sind.

Üblich ist die Annahme, dass es regelmäßig kleinere Fortschritte in Wissenschaft und Kunst gibt und bisweilen größere: Relativitätstheorie, Quantenmechanik, Gödels Unvollständigkeitssatz (Physik), die Ausarbeitung des Genoms, des Protenoms, die funktionale Kartierung des menschlichen Gehirns (Biologie), Rad, Motor, Buchdruck, Rundfunk, Computer (Technik), Antibiotika, Anästhesie, Stammzellentherapie (Medizin). Für Veränderungen in der Philosophie, den Geistes- und Kulturwissenschaften ist es ungleich verfänglicher, Kriterien zu nennen, die das Sprechen von größeren Fortschritten legitimieren.

Wittgenstein eröffnete seine Monografie *Philosophische Untersuchungen* mit einer Sentenz des Dichters Nestroy, derzufolge die Einschätzung der Größe der Fortschritte nicht der Wirklichkeit entspreche[245]. Zu Fußnotenschreibern wurden die Fortschrittsenthusiasten in den Augen Whiteheads, demzufolge die

> „safest general characterization of the European philosophical tradition is that it consists of a series of footnotes to Plato. I do not mean the systematic scheme of thought which scholars have doubtfully extracted from his writing. I allude to the wealth of general ideas scattered through them."[246]

Selten trete zum Reichtum der philosophischen Ideen, die Platon zu Papier brachte, etwas Neues hinzu. Entsprechend klein wäre die Möglichkeit einer fundamentalen sprachlichen Wende in der Philosophie. Platons *Kratylos* ist zweifelsohne ein ideenreiches sprachphilosophisches Werk. Aristoteles reflektiert in *Peri Hermeneias* sprachphilosophisch-systematisch ›Sprache‹[247]. Unzählige Rhetoriker und Grammatiker haben seit der Antike ›Sprache‹ sachkundig thematisiert. Das fortschrittliche, innovative Moment des linguistic turn kann nicht darin bestehen, dass man sich erstmals intensiv mit Sprache beschäftigte.

---

[245] Die dramatische Person Gottlieb, die ständig ihren geplanten Selbstmord verschiebt, da sie noch nicht den geeigneten Ort gefunden hat, sagt in Akt 4, Szene 10: „Es gibt so viele Ausrottungs- und Vertilgungsmittel, und doch is noch so wenig Uebles ausgerottet, daß man deutlich sieht, sie erfinden eine Menge, aber doch 's Rechte nicht. Und wir leben doch in der Zeit des Fortschritts. Der Fortschritt ist halt wie ein neuentdecktes Land: ein blühendes Kolonial-Sistem an der Küste, das Innere noch Wildniß, Steppe, Prairie. Ueberhaupt hat der Fortschritt das an sich, daß er viel größer ausschaut, als er wirklich ist." Johann Nestroy: Der Schützling. Unter Mitarb. v. John R. P. McKenzie. In: Ders.: Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 24/II. Hg. v. Jürgen Hein, Johann Hüttner, Walter Obermaier u. Edgar W. Yates. Wien: Deuticke 1977–2007, S. 91. Gottfried meint eher einen moralischen Fortschritt.

[246] Alfred North Whitehead: Process and reality. An essay in cosmology. Gifford lectures delivered in the University of Edinburgh during the session 1927–28. Corrected edition ed. by David Ray Griffin a. Donald W. Sherburne. New York: The Free Press (Gifford lectures, 1927–28) 1978, S. 39.

[247] Aristoteles: Peri hermeneias. Übers. u. erläut. v. Hermann Weidemann. 3., überarb. u. verb. Aufl. Boston; Berlin: de Gruyter (Aristoteles. Werke in deutscher Übersetzung, Bd. 1, Teil II) 2014.

„Innerhalb einer Epoche“, meinte Goethe, „giebt es keinen Standpunct eine Epoche zu betrachten.“[248] Kommt in einer Epoche ein Gedanke auf, der eine bedeutende Wende im Denken einzuleiten fähig ist, sind Zeitgenossen dieser Wende häufig unfähig, ihn wahrzunehmen. Nicht selten ist es das Los genialer Fortschrittsinitiatoren, von Zeitgenossen nicht wahrgenommen oder marginalisiert zu werden. In der Regel ist es Nachkommenden vorbehalten, rückblickend eine Wende als solche sehen und begründet behaupten zu können. Bergmann war es, der 1952, also mit gerundeten 30–50 Jahren Verspätung, einen Ausdruck für eine Veränderung prägte, der (geläufig geworden durch Rorty 1967) Eingang in die Philosophiegeschichte und in das Selbstverständnis vieler Philosophen fand: The linguistic turn.

Rückblickend festzustellen ist, dass vor dem linguistic turn niemals in dem Ausmaß und mit dem Forschungsaufwand ›Sprache‹ untersucht wurde, wie es im Zuge des linguistic turn Normalwissenschaft wurde. Festzustellen ist, dass eine kleinere Gruppe von Forschern ›Sprache‹ vermehrt Aufmerksamkeit schenkte. Von dieser Gruppe ausgehend verlagerten schrittweise immer mehr Forscher ihre Aufmerksamkeit auf ›Sprache‹. Der spezifische Unterschied, den der Ausdruck ›lingustic turn‹ markiert, wird sich jedoch nicht durch vermehrte Aufmerksamkeitsverlagerung bestimmen lassen. Entscheidend ist, wie man sich ›Sprache‹ zuwendete (Methode), welche Grundannahmen man setzte (Axiome) und welche Ziele man verfolgte (Erkenntnisinteressen).

Die Namensgebung der Wende bei Bergmann ist begleitet von einer aufschlussreichen Einteilung und Beschreibung der linguistisch gewendeten Philosophie:

> „Of late philosophy has taken a linguistic turn. At least this is true of a large and, by general agreement, significant part of all philosophical activity that went on in the English speaking countries during the last one or two generations. […] The causes of this linguistic turn or, if you please, the roots of the movement, as of all major movements of thought, are many, in part diffuse and anonymous as well as very complex. Yet the influence of three men, Moore, Russell, and Wittgenstein, stands out. Virtually all living linguistic philosophers are either directly or indirectly students of at least one of them. From this common origin two distinct types of linguistic philosophy have developed. There is, to be sure, much courtesy between the branches. […] It is difficult to find names for the two branches that are expressive of what is involved as well as acceptable to both or, for that matter, to one. So I shall use two tags that are rather colorless, speaking of the *formalists* on the one side and the *antiformalists* on the other. By way of preliminary identification I shall merely say that the formalists devote themselves to the construction of symbolic systems, so-called artificial languages, while the antiformalists are students of philosophically correct usage, probers and pruners of the language we speak. The formalists sometimes advocate the idea of an ideal language, a formalism

[248] Johann Wolfgang von Goethe: Sprüche in Prosa. Sämtliche Maximen und Reflexionen. I. Abt. Sämtliche Werke. Bd. 13. Hg. v. H. Fricke. In: Ders.: Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche. 40 Bd. Hg. v. F. Apel … Frankfurt a. M.: Dt. Klassiker-Verl. 1993 (Bibliothek deutscher Klassiker, 102), S. 213.

to serve as a tool for the sort of reconstruction (*Aufbau*) Carnap attempted in *Der Logische Aufbau der Welt* (1928)."[249]

Nachdem Bergmann die Schwierigkeit angesprochen hat, dass die Gründe aller großen Gedankenbewegungen vielzählig, teils diffus, unbekannt und komplex sind, rechnet er die sprachliche Wende dem Wirken dreier Philosophen zu: Moore, Russell, Wittgenstein. Mitvollzug und Ausweitung der Wende verortet er in den englischsprachigen Ländern über den Zeitraum von zwei Generationen. Damit sind die Inauguratoren, der Ort und die ersten Rezipienten des linguistic turn (aus Bergmanns Sicht[250]) bezeichnet. Welche Axiome, Methoden und Erkenntnisinteressen Philosophen des linguistic turn wählten, zeigt Bergmanns binäre Unterscheidungen ›Formalisten/Antiformalisten‹. Formalisten widmeten sich der Konstruktion symbolischer Systeme (auch: artifizieller Sprachen), sie befürworteten teils die Idee einer idealen Sprache, die als Formalismus ein Werkzeug für die logische Rekonstruktion der Welt sein sollte. Die Antiformalisten dagegen studierten den korrekten Gebrauch der faktisch gesprochenen Sprache (bemerkenswert die ironisch-pejorative Metaphorisierung, sie seien ›Baumscheren/Baumbeschneider‹ (›pruners‹) der gesprochenen Sprache). Eine weitere definitorische Spezifizierung nimmt Bergmann in einem acht Jahre später veröffentlichten Aufsatz vor:

„All linguistic philosophers talk about the world by means of talking about a suitable language. This is the linguistic turn, the fundamental gambit as to method, on which ordinary and ideal language philosophers (OLP, ILP) agree. Equally fundamentally, they disagree on what is in this sense a 'language' and what makes it 'suitable.'"[251]

Bergmann führt in diesem Aufsatz weiter aus, dass prälinguistische Philosophen nicht zwischen philosophischem und normalem („ordinary", ebd.) Wortgebrauch unterschieden hätten, ebenfalls nicht (Quelle ihrer Paradoxa, Absurditäten und Opazität) zwischen ›Sprechen‹ und ›Sprechen über das Sprechen‹. Zuletzt stellt er das methodische Gebot auf, dass der richtige und sichere („proper and safe", ebd.) Weg über Dinge zu sprechen derjenige ist, über die Syntax und die Interpretation von Sprache zu sprechen.

Drei Kriterien einen nach Bergmann die beiden Zweige der linguistischen Philosophie: Sprechen linguistische Philosophen über die Dinge oder die Welt, sprächen sie (1) über die *geeignete Sprache* (suitable language). Linguistische Philosophen verwendeten (2) die binären

[249] Gustav Bergmann: Two types of linguistic philosophy. In: The review of metaphysics, Vol. 5, No. 3 (1952), S. 417–418.
[250] Die Fixierung auf den angloamerikanischen Raum ist zweifelhaft. Vgl. Albert Newen u. Eike von Savigny: Analytische Philosophie. Eine Einführung. München: Fink 1996 (UTB für Wissenschaft: Uni-Taschenbücher, 1878), S. 10–11. Die Aussage „Virtually all living linguistic philosophers are either directly or indirectly students of at least one of them." war, wenn überhaupt, nur begrenzt auf den anglo-amerikanischen Raum plausibel.
[251] Gustav Bergmann: Strawson's ontology. In: The journal of philosophy, Vol. 57, No. 19 (1960), S. 607.

Unterscheidungen ›philosophische Sprache/normale Sprache‹ und (3) ›Sprechen/Sprechen über das Sprechen‹ (ähnlich: ›Objektsprache/Metasprache‹). Die beiden Zweige unterschieden sich fundamental in ihren Auffassungen darüber, was ›Sprache‹ *meint* oder *ist*, und was sie ›geeignet‹ macht[252].

Wer Schach spielt, stolpert über Bermanns Ausdruck ›fundamental gambit‹. ›gambit‹ bezeichnet einen Eröffnungszug im Schachspiel, der darin besteht, eine Figur (meist einen Bauern), strategisch zu opfern. Ziel des Gambits ist es, einen Vorteil zu erlangen (einen Entwicklungsvorsprung, eine Kompensation), indem man dem Gegenspieler eine Falle, ein Bein stellt (›gambit‹ von ital. ›fare/dare il gambetto a qualcuno‹, das meint ›jemandem ein Bein stellen‹)[253]. Welches strategische, methodische Opfer um eines Fortschritts Willen brachten linguistisch gewendete Philosophen? Wem stellten sie eine Falle?

In den Annahmen Bergmanns zeichnet sich ab, dass linguistische Philosophie sich anschickte, erste Philosophie (Prima Philosophia) zu sein, da Sprache an jedem Erkenntnisakt beteiligt ist, sei dieser bewusst und philosophisch oder unbewusst und banal. Diese Ausdrucksweise, dass die linguistische Philosophie *das neue und dritte Paradigma des Philosophierens* und somit erste Philosophie ist, findet sich bei Apel:

> „Meine These geht dahin, daß transzendentale Semiotik in der Tat als ein neues Paradigma der prima philosophia verstanden werden kann, und das heißt: als Vollendung der sprachanalytischen Philosophie als des dritten historischen Paradigmas der prima philosophia. Als neues Paradigma kann die *transzendentale Semiotik* die beiden vorausgehenden Paradigmen der prima philosophia, die *Ontologie* oder *Metaphysik* im Aristotelischen Sinn und die *Erkenntniskritik* oder *Bewusstseinsphilosophie* im Sinne Kants (oder auch im Sinne der Philosophie der Neuzeit von Descartes bis Husserl) ersetzen oder doch ‚aufheben' und bewahren im Hegelschen Sinne."[254]

Apels teilt die Philosophiegeschichte trinär in drei Paradigmen: Ontologie, Bewusstseinsphilosophie, sprachanalytische Philosophie. Keil formuliert unter Einschränkungen dieselbe Einteilung:

> „Mit nur wenig Überzeichnung kann man in der Geschichte der Philosophie von einem ontologischen, einem mentalistischen und einem linguistischen Paradigma sprechen, die einander abgelöst haben […]. Es macht einen Unterschied, ob wir **die Grundstrukturen unserer philosophischen Orientierung in der Welt in Begriffen** des *Seins*, des *Bewußtseins* oder der *Sprache* zu erfassen

[252] Eine kritische Analyse der Thesen Bergmanns liefert Rorty 1967 in der Einleitung jener Herausgeberschrift, die den Ausdruck ›linguistic turn‹ kurrent machte. Richard Rorty: Introduction. Metaphilosophical difficulties of linguistic philosophy. In: Ders. (Hg.): The linguistic turn. Essays in philosophical method. With two retrospective Essays. 2. Aufl. Chicago; London: Univers. of Chicago Press 1992, S. 1–39.
[253] Vgl. SL-Meyer 1993 – Gambit [Lemma].
[254] Karl-Otto Apel: Transzendentale Semiotik und die Paradigmen der prima philosophia. In: Edeltraud Bülow u. Peter Schmitter (Hg.): Integrale Linguistik. Festschrift für Helmut Gipper. Amsterdam: Benjamins 1979, S. 101–102.

> suchen. – Nun neigen die Fackelträger von ‹Paradigmenwechseln› in der Ideengeschichte oft dazu, die Sprengkraft ihrer Revolutionen zu überschätzen. Auch die Wortführer der ‹sprachphilosophischen Wende› der Philosophie waren von diesem revolutionären Pathos nicht frei, wie es sich in einem generellen Sinnlosigkeitsverdacht gegenüber ‹metaphysischen› Fragen ausdrückte. Aus einer gewissen historischen Distanz sind aber stets auch Elemente der Kontinuität zwischen den Paradigmen deutlich geworden. Gehalt und Sinn der ontologischen Frage «Was ist?» und der mentalistischen Frage «Was können wir wissen?» sind auch nach dem linguistic turn nicht einfach obsolet; in jeder vernünftigen Interpretation der neuen Frage «Was können wir verstehen?» sind sie aufbewahrt.“[255]

Keil zufolge gibt es ›Grundstrukturen unserer philosophischen Orientierung in der Welt‹, die sich in unterschiedlichen Begriffstypen (Seinsbegriffe, Bewusstseinsbegriffe und Sprachbegriffe) fassen ließen. Die Ausrufung der linguistischen Wende interpretiert er als pathosgetriebene Hybris. Einer trennscharfen trinären Einteilung wird widersprochen, indem von Elementen der Kontinuität zwischen den Paradigmen die Rede ist. Durch den ›lingustic turn‹ seien ontologische und mentalistische Fragen nicht obsolet geworden, sondern in der ›neuen Frage‹ „Was können wir verstehen?“ aufbewahrt.

Die Anfangsstunden des linguistic turn sind in fernere Vergangenheit gerückt. Die Wahl der Erkenntnisgegenstände ist freigestellt: Es werden ontologische, mentalistische, metaphysische, sprach-, medien-, moral- und kunstphilosophische Fragen gestellt. Strittig ist nach wie vor, was ›Sprache‹ meint bzw. Sprache ist, was eine *geeignete Sprache* sein soll, ob es diese überhaupt geben kann (wie vorweggeschickt präferiere ich den postformalistischen, semantischen Holismus, siehe S. 19, für Genaueres siehe S. 297). Relativ unstrittig ist, dass der linguistic turn das methodologische Selbstverständnis vieler Philosophen beeinflusst hat: Was immer untersucht wird, Sprache ist Medium *und* Gegenstand der Erkenntnis. Diese Arbeit sieht sich dieser Einsicht verpflichtet. Diese Einsicht gebietet, Annahmen über Sprach- oder Medienunabhängiges zu unterlassen[256].

4.2. Was immer das ist: Sprache im Singular, Sprache im Plural

Hören wir Menschen zu, wenn sie über ›Sprache‹ sprechen oder beobachten wir, was sie über ›Sprache‹ schreiben, fällt auf, dass sie dem Nomen ›Sprache‹ die grammatische Form des Plurals zuweisen, also annehmen, dass (um drei Formulierungen zu wählen) Sprachen in der Mehr-

[255] Geert Keil: Sprache. In: Ekkehard Martens u. Herbert Schnädelbach (Hg.): Philosophie. Ein Grundkurs. Überarb. u. erw. Neuausg., 22.–24. Tsd. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1998 (Rowohlts Enzyklopädie, 2) [Fettdruck, ks].

[256] Die Frage, welcher ›Stellenwert‹ der Sprache heute angemessen zugesprochen werden soll, wird wieder aufgegriffen in *7.3. Krähengestern: Was Metaphern nicht bedeuten*.

zahl *vorkommen*, dass *es* mehrere Sprachen *gibt*, dass es viele Sprachen *sind*. Daneben finden sich auch metasprachliche Ausdrücke, die dem Nomen ›Sprache‹ die grammatische Form ›Singular‹ zuweisen. Diese Zuweisungen sind seltener und vor allem etabliert in Wissenschaft und Philosophie. Es heißt dann ›*die* Sprache‹, von der ebenfalls angenommen wird, dass sie *vorkommt*, dass es sie *gibt* oder dass sie *ist*. Die Unterscheidung zwischen ›Sprache im Plural‹ und ›Sprache im Singular‹ hat eine wichtige Funktion.

›Sprache im Plural‹ ist extensional bestimmbar, indem exemplarische Sprachen angeführt werden. Wir kennen die Bezeichnungen ›Deutsch‹, ›Englisch‹, ›Französisch‹, ›Japanisch‹, ›Chinesisch‹, ›Griechisch‹ usw., um dasjenige metasprachlich zu ordnen, was in die Klasse der ›Muttersprachen‹ oder ›Nationalsprachen‹ fällt und oft mit dem anspruchsvollen Attribut ›natürlich‹ versehen wird: Die verschiedenen Muttersprachen (in Europa werden es etwa 30 sein, weltweit etwa 6000) zählen zu den natürlichen Sprachen[257]. ›Natürlich‹ meint: Wir stellen lückenlos in jedem Teil der Erde, in jedem Volk der Welt empirisch fest, dass jeder Mensch eine Sprache spricht. Weil jeder Mensch eine Sprache spricht, können wir mit einiger Sicherheit vermuten, dass ›Sprache‹ etwas bezeichnet, das zur Lebensform ›Mensch‹ gehört. Normal ist, dass dem Ausdruck ›natürliche Sprache‹ die Ausdrücke ›künstliche Sprache‹, ›konstruierte Sprache‹, ›ideale Sprache‹ und ›formale Sprache‹ gegenübergestellt werden. Normal ist, dass ›natürliche Muttersprachen‹ eingeteilt werden. Im Deutschen sprechen wir von:

> Alltagssprache, Amtssprache, Berufssprache, Bildungssprache, Dichtersprache, Distanzsprache, Einheitssprache, Fachsprache, Formalsprache, Formelsprache, Gefängnissprache, Geheimsprache, Gemeinsprache, Hochsprache, Idealsprache, Jägersprache, Jugendsprache, Kanzleisprache, Kindersprache, Kultursprache, Kunstsprache, Literatursprache, Milieusprache, Minderheitensprache, Papiersprache, Philosophensprache, Plansprache, Privatsprache, Seemannssprache, Schriftsprache, Soldatensprache, Sportsprache, Standardsprache, Studentensprache, Teenagersprache, Umgangssprache, Vulgärsprache, Wissenschaftssprache …

Weitere Ausdifferenzierungen einer Muttersprache betreffen regionale (Dialekte) und individuelle Varianten einer Sprache (Idiolekte). Einzelne Landesregionen (Hessisch, Bairisch), Städte (Berlinerisch, Hamburgisch), Stadtteile (Kiezdeutsch) und selbst Straßenzüge weisen sprachliche Sonderformen auf, die häufig als ein eigener Typ ›Sprache‹ bezeichnet werden[258]

[257] Vgl. Ernst Kausen: Die indogermanischen Sprachen. Von der Vorgeschichte bis zur Gegenwart. Hamburg: Buske 2012, S. 13. Die Einteilungen der Sprache in Sprachfamilien und Muttersprachen können stark variieren, je nachdem, welche Kriterien man ansetzt, die eine Sprache aufweisen muss, damit sie als eigenständig gilt. So behandeln manche Forscher bspw. Schweizerdeutsch und Luxemburgisch als Dialekte des Deutschen, nicht als eigenständige Sprachen. (ebd., S. XVIII)

[258] Dass selbst Straßen als Teile eines Stadtteils sprachliche Sonderformen aufweisen wird dramatisch dargestellt in Shaws *Pygmalion*. Der Note Taker behauptet in Akt 1: „*I* can place any man within six miles. I can place him

Ebenfalls heißt es, dass einzelne Familien eine ›eigene Sprache‹ sprächen, dass letztlich jeder einzelne Mensch eine ihm eigentümliche, individuelle, ›eigene‹ Sprache hätte: einen Idiolekt (die Sprache Schillers, die Sprache meines Nachbarn).

Vergleichen wir den Sprachgebrauch von Bayern, Friesen, Rheinländern und Sachsen, stellen wir viele Unterschiede hinsichtlich Aussprache, Wortwahl, Satzbau, Redewendungen usw. fest. Dennoch sprechen Bayern, Friesen, Rheinländer und Sachsen *eine* Sprache. Vergleichen wir den Sprachgebrauch von Engländern, Deutschen und Franzosen, werden wir ebenfalls viele Unterschiede feststellen, gleichzeitig aber auch Gemeinsamkeiten. Die synchronen und diachronen Untersuchungen lassen vermuten, dass die Nationalsprachen zu ›Sprachfamilien‹ gruppierbar sind. Die in Europa vorherrschende Gruppe der indogermanischen resp. indoeuropäischen Sprachen (etwa 220 lebendige und 80 ausgestorbene), leiten sich von einer gemeinsamen Ur- oder Protosprache ab, dem Ur- oder Protogermanischen. Rund 45% der Weltbevölkerung sprechen eine indogermanische Sprache (bspw. Germanisch, Keltisch, Slawisch, Baltisch), rund 1,3 Milliarden Sinotibetisch (bspw. Chinesisch, Bodisch-Himlayisch, Loloburmesisch, Barisch), rund 23 Millionen Uralisch (bspw. Finnisch, Estnisch, Lappisch, Ungarisch)[259]. Es stellt sich die Frage, was ›*die* Ursprache‹ ist (auch ›Proto-Welt-Sprache‹ oder ›Proto-Sapiens‹ genannt). So triftig die Idee einer Protoweltsprache scheint, ist der Raum für Spekulationen aufgrund fehlender Daten groß[260].

Die sprachwissenschaftliche Vermutung, dass es eine Ursprache gegeben hat, wird gestützt durch die anthropologisch-biologische Vermutung, dass alle Menschen offensichtlich hinsichtlich ihrer Sprachfähigkeit sehr ähnlich, wenn nicht *genetisch gleich* ausgestattet sind. Der Mensch als organische Lebensform hat im Lauf der Evolution die Fähigkeit zur Sprache entwickelt und weiterentwickelt. Da wir alle einen gemeinsamen genetischen Ursprung haben, der die Sprachfähigkeit impliziert, ist *die* Sprache etwas Allgemeines, Überindividuelles. Auf Basis der Evolutionstheorie *die* Sprache zu behaupten, bedarf keiner Sammlung und Auswertung synchroner oder diachroner Daten. Gilt Sprache als Gattungsmerkmal (in Definitionen von ›Mensch‹ ist das typischerweise der Fall), ist sie etwas allen Menschen Gemeinsames. Anthropologisch-biologische Überlegungen laufen auf der einen Seite auf Sprachursprungstheorien hinaus, die insbesondere im 18. und 19. Jahrhundert entworfen wurden und seitdem aufgrund ihrer Spekulativität als wissenschaftlich zweifelhafte Unterfangen gelten. Zur anderen Seite

within two miles in London. Sometimes within two streets.“ Bernard Shaw: Pygmalion. A romance in five acts. Hg. v. Herbert Geisen. Stuttgart: Reclam 1990 (Fremdsprachentexte, 9266), S. 30.

[259] Vgl. zu diesen Zahlenangaben Kausen 2012 – Indogermanisch, S. 14 u. S. 35.

[260] Harald Haarmann: Weltgeschichte der Sprachen. Von der Frühzeit des Menschen bis zur Gegenwart. München: Beck 2006 (Beck’sche Reihe, 1703), S. 134–139.

laufen derartige Überlegungen auf biologische oder biologistische Sprachtheorien hinaus, deren Anliegen es ist, *die* Sprache als etwas zu erforschen, was im menschlichen Körper (meist im Gehirn) oder im menschlichen Genom (angelegt, verortet, verankert) ist.

Zusammenfassend festzustellen ist, dass natürliche Sprachen Gemeinsamkeiten aufweisen (sie ähneln sich). Diese Gemeinsamkeiten lassen auf etwas schließen. Ein typischer Ausdruck dafür, worauf geschlossen wird, ist ›*die* Sprache‹. Kaum bezweifelt wird, dass alle Menschen über *eine* Sprache verfügen. Traditionelle Ausdrücke für diese Vermutung sind: ›Universalität der Sprache‹, ›sprachliche Universalien‹, ›Sprachuniversalien‹. Alternative, themenverwandte Ausdruckseinheiten sind:

- Es gibt das Wesen der Sprache (Essentialismus).
- Es gibt die Idee der Sprache (Ideenlehre).
- Es gibt den Begriff ›Sprache‹ (Begriffsrealismus).
- *Die* Sprache ist allen Menschen angeboren (Nativismus).
- *Die* Sprache ist in unserem Genom verankert (Naturalismus, Biologismus).
- Alle Sprachen zeugen von einer logischen Grammatik (Logizismus).
- Alle Sprachen werden geregelt von ein und denselben Sprachregeln (Regulismus).
- *Die* Sprache ist die Bedingung der Möglichkeit aller Einzelsprachen (Sprachtranszendentalismus).

Häufig werden (metaphorische) Raumausdrücke verwendet:

- *In* allen Sprachen *gibt es* die *eine* Sprache. *Die* Sprache *ist* in allen Sprachen (Implikation, Innewohnen).
- *Die* Sprache *liegt* allen Einzelsprachen *zugrunde*. *Die* Sprache ist *Grundlage* aller Sprachen. *Die* Sprache *fundiert* alle Einzelsprachen.
- *Die* Sprache ist zwischen allen Sprachen (als ›Verbindung‹: Relationismus).
- *Die* Sprache ist (logisch, genealogisch) *vor* allen Einzelsprachen (Apriorismus).
- *Die* Sprache ist *hinter* allen Einzelsprachen (in Ermangelung eines Ausdrucks: Hinterweltlogik).

In der Fachliteratur ist regelmäßig von ›grammatische Form‹, ›logische Form‹, ›logische Grammatik‹, ›Tiefengrammatik‹, ›Oberflächengrammatik‹ und ›Universalgrammatik‹ die Rede. Diese Ausdrücke werden auf unterschiedliche Weise in einen Zusammenhang gebracht mit ›Sprachkompetenz‹, ›Sprachfähigkeit‹ und ›sprachliches Wissen‹. Selten bezweifelt wird, dass es Sprachen und *die* Sprache gibt. Umstritten ist, wie wissenschaftlich angemessen dargestellt wird, was ›*die* Sprache‹ bezeichnet.

2002 erschien ein Sammelband, der Texte von Linguisten und Sprachphilosophen unter der Fragestellung „Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?“ vereinigte. Die Herausgeber Krämer und König urteilen einleitend:

„Die in diesem Band versammelten Beiträge, die weder für die Sprachwissenschaft noch die Sprachphilosophie Repräsentativität beanspruchen, gehen mit einer Sprache ›hinter‹ dem Sprechen ganz unterschiedlich um. Pointiert ausgedrückt: Die sprachwissenschaftlichen Texte bejahen zumeist – wenn auch mit deutlichen Unterschieden – die hier gestellte Eingangsfrage, während die sprachphilosophischen Texte eine deutliche Neigung zeigen, diese Frage zu verneinen.“[261]

Wie kommt es, dass Sprachwissenschaftler eher eine, Sprachphilosophen eher keine Sprache hinter dem Sprechen vermuten? Nach einer Interpretation der gestellten Frage schreibt Jäger:

„Unsere Ja-Antwort wäre also in diesem Falle eine Variante der Wittgenstein'schen Feststellung, dass es Privatsprachen, in denen nur ein Mensch ein einziges Mal einer Regel gefolgt ist, nicht geben kann. Damit ist aber zugleich gesagt: Es ist kein Sprechen – und das heißt in den unterschiedlichen Terminologien verschiedener sprachtheoretischer Ansätze –, keine *Parole* (de Saussure), keine *Performance* (Chomsky), keine *Lokution* (Austin), keine *jedesmalige Rede* (Humboldt, Hegel), kurz, keine sprachliche Äußerung möglich, die nicht die *Prozessierung* eines wie auch immer von Sprechern geteilten und in ihrem Geist repräsentierten *sprachlichen Wissens* wäre.“[262]

Die Ausdrücke ›Sprechen‹, ›sprachliche Äußerung‹, ›Parole‹, ›Performance‹, ›Lokution‹ und ›jedesmalige Rede‹ behandelt Jäger als verschiedene Bezeichnungen, die auf ein gemeinsames Bezeichnetes referieren (im Folgenden ›Sprachperformanz‹). Die Klasse der Performanzen wird unterschieden von etwas, das ›sprachliches Wissen‹ genannt wird. Dieses (sofern Bedeutungsgleichheit oder hohe Bedeutungsähnlichkeit vermutet werden darf) wird in anderen Terminologien als ›Sprachkompetenz‹, als ›Sprachkenntnis‹ oder als ›Sprachfähigkeit‹ bezeichnet (im Folgenden ›Sprachkompetenz‹). Von der Sprachkompetenz wird behauptet, dass sie von Sprechern geteilt werde und im Geist repräsentiert sei. Eine spezifische Relation zwischen Sprachkompetenz und Sprachperformanz bezeichnet das Wort ›Prozessierung‹.

›Prozess‹ und sinnverwandte Worte wie ›Fortgang‹, ›Vorgang‹, ›Hergang‹, ›Verlauf‹, ›Ablauf‹, ›Chronologie‹, ›Nacheinander‹, ›Reihenfolge‹, ›Entwicklung‹, ›Workflow‹, ›Geschehen‹, ›Mechanismus‹ und ›Algorithmus‹ sind uns vertraut (Naturprozesse, Arbeitsprozesse, Gerichtsprozesse, Verlauf einer Geschichte, Verlauf einer Krankheit, Fortgang einer Verhandlung, eines Krieges)[263]. Ebenso verstehen wir recht gut, wenn vom Sprechen, Schreiben, Denken und Interpretieren behauptet wird, sie seien Prozesse. Ein Laut folgt auf den anderen (Lautfolge), ein Satz folgt auf den anderen (Satzfolge), ein Gedanke folgt auf den anderen (Gedankenfolge), eine Interpretation folgt auf die andere (Interpretationsfolge).

[261] Sybille Krämer u. Ekkehard König (Hg.): Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen? Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2002 (stw, 1592), S. 8.
[262] Ludwig Jäger: Medialität und Mentalität. Die Sprache als Medium des Geistes. In: Sybille Krämer u. Ekkehard König (Hg.): Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen? Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2002 (stw, 1592), S. 46.
[263] Vgl. DSW ^{6}2014 – Prozess [Lemma].

Sprachperformanzen, so Jäger, seien Prozessierungen eines Wissens. ›Prozessierung‹ und ›prozessieren‹ gehen zurück auf lat. ›procedere‹: ›vorwärtsschreiten‹, ›fortschreiten‹, ›verlaufen‹, ›sich entwickeln‹. Das Nomen ›das Prozessieren‹ betont den aktuellen Verlauf einer Handlung oder eines Geschehens. Das Suffix ›-ung‹ betont gleichermaßen den Verlauf der Handlung oder des Geschehens und das Ergebnis der Handlung oder des Geschehens. ›vorwärtsschreiten‹ wie auch ›prozessieren‹ sind intransitive Verben: Das Wissen prozessiert, ›schreitet voran‹. ›Prozessierung des Wissens‹ meint nicht ›etwas prozessiert das Wissen‹. In Jägers Perspektive sind Sprachperformanzen Wissensabläufe eines sprachlichen Wissens, das im mind/brain repräsentiert ist. Reformuliert: Sprachliche Handlungen (Sprachperformanzen) sind Abläufe eines sprachlichen Wissens (Sprachkompetenz), das ›hinter‹ den Performanzen ist und prozessiert.

Fragen wir: Ist die Sprachkompetenz etwas, was Zustand oder Prozess ist oder beides? Ist Sprachkompetenz etwas, was genetisch angelegt bzw. angeboren ist? Wo (falls die Formulierung Sinn macht) ist der Ort der Sprachkompetenz? Ist die Sprachkompetenz im Inneren des Körpers zu verorten, vielleicht nur im Geist, nur im Gehirn, nur in einigen Arealen des Gehirns (Modularismus)? Ist Sprachkompetenz immer eine soziale Tätigkeit, die zwar notwendig den Körper, das Gehirn und einige spezifische Hirnareale als Bedingungen ihrer Möglichkeit bedarf, nicht aber sinnvoll erklärt werden kann, wenn die soziale Praxis ausgeblendet wird?

Die Unterscheidung ›Sprachkompetenz/Sprachperformanz‹ wird typischerweise modelliert mit diesen binären Unterscheidungen:

- beständig/prozesshaft
- statisch/dynamisch
- feststehend/vergehend
- persistent/ephemer
- stabil/instabil
- unveränderlich/veränderlich

Typischerweise lässt sich feststellen, dass ›Sprachkompetenz‹ die Ausdrücke der je ›linken Seiten‹ der Unterscheidungen, ›Sprachperformanz‹ die Ausdrücke der je ›rechten Seiten‹ der Unterscheidungen zukommen.

Eine Sprachkompetenz, die vermutlich allen gleichzeitig lebenden Menschen gemeinsam ist, allen Verstorbenen gemeinsam war und allen in Zukunft zur Welt kommenden Menschen gemeinsam sein wird, muss etwas sein, was Veränderungen trotzt, was sich wider die transformierenden und zersetzenden Naturkräfte als beständig erweist. ›Sprachkompetenz‹ bezeichnet

etwas, was sich nicht entwickelt, nicht verändert. Sprachkompetenz wird nichts, sondern bleibt, was sie ist.

Die Vermutung, dass Sprachkompetenz etwas Beständiges und nicht etwas Prozesshaftes ist, wird vom heutigen biologischen Normalverständnis gestützt. Zwar sei die Sprachkompetenz im Verlauf der Evolution entstanden (wie auch die Evolutionstheorie als Produkt der Sprachkompetenz), solange sich aber keine Mutation vollziehe, bleibe die Sprachkompetenz im Genom des Menschen unverändert (sie ist ins Genom ›eingeschrieben‹, dort ›fest verankert‹). De facto prägt sie sich von Generation zu Generation erneut aus, d. h. sie wächst sich organisch während der individuellen Entwicklung von der Eizelle bis zum sprachkompetenten Sprecher in den entsprechenden Hirnarealen und Artikulationsorganen aus: In das stabile Erbgut ist die stabile Sprachkompetenz eingeschrieben. Auf einem anderen Blatt steht, inwiefern das Erbgut und mit ihr die angeborene Sprachkompetenz überhaupt ›stabil‹ sein können (Mutation, Kopierfehler).

Mit einer einfachen technischen Analogie sei dargestellt, wie der Zusammenhang von ›Sprachkompetenz‹ und ›Sprachperformanz‹ häufig modelliert wird, ohne dass die Unterscheidung ›Zustand/Prozess‹ größere Schwierigkeiten bereitet:

Schreiben wir mit einer Schreibmaschine zehnmal den Buchstaben ›B‹ auf ein Blatt Papier, ist in den Augen eines Beobachters jedes einzelne Schreiben eines Buchstabens ein Prozess, an dessen Ende das gedruckte Zeichen ›B‹ auf dem Papier erscheint. Das Drücken der Taste und das Bedrucken des Papiers ist eine Prozessierung des Buchstabentyps ›B‹, der sich auf dem Papier als Buchstabentoken ›B‹ ausprägt, ohne dass der Typ verändert wird. Die Fragestellung des Sammelbandes beibehaltend lautet eine typische Modellierung von ›Sprachkompetenz/Sprachperformanz‹: *Hinter* den konkreten, sich zeigenden Sprachperformanzen gibt es (je nach Vokabular) abstrakte Typen, Schemata oder Charaktere, gibt es Universalien, Ideen. Diese sind unveränderlich und nutzen sich auch bei unendlichem Gebrauch nicht ab. Kurrente Ausdrücke in diesem Themenzusammenhang, die ebenfalls die Prozessierung von etwas Unveränderlichem und Wiederholbaren bezeichnen, sind: ›Realisierung‹, ›Verwirklichung‹, ›Aktualisierung‹ und ›Ausprägung‹, ›Reaktivierung‹, ›Wiederaufruf‹ oder ›Wiedererinnerung‹[264].

De facto vollzieht sich die linguistische Kontroverse darüber, was ›Sprache‹ meint, großteils, indem ›Sprachkompetenz‹, ›Sprachperformanz‹, ›Realisierung‹ und ›Medium‹ vor entsprechend unterschiedlichen Hintergrundannahmen modelliert werden. Reflektiert werden

[264] Die Schreimaschinenanalogie hinkt, da faktisch die Buchstabentypen einer Schreibmaschine, wenn auch verschwindend gering, abnutzen, wenn sie genutzt werden. Entsprechend naheliegend ist die Vermutung, dass ›Typen‹ immateriell seien.

intensiviert vor allem Axiome, gegenstandskonstitutive Entscheidungen, Methoden und Erkenntnisinteressen. Relativ unumstritten ist unter Linguisten, dass ›Sprache‹ sich mit dem einen oder anderen Modell adäquat begrifflich fassen lässt: Sprache – what ever that may be – gibt es und kann *in the long run* erkannt werden[265].

Wie gezeigt, tendieren laut Krämer und König Linguisten dazu, die Frage „Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?“ zu bejahen, Philosophen hingegen tendieren zu deren Verneinung. Primär zu klären ist, was die Verwendung des Wortes ›hinter‹ meint.

Zum einen ist es offensichtlich und sinnvoll, dass Linguisten in den unzähligen ›natürlichen Nationalsprachen‹ Gemeinsamkeiten (hinsichtlich Phonetik, Morphologie, Grammatik, Logik) ausfindig machen. Welche Gemeinsamkeiten das sind, zeigen Vergleiche von ›normalen‹ Grammatiken und insbesondere linguistische Theorien wie die Chomsky'sche generative Transformationsgrammatik. Wenn die Ausdruckseinheit ›Sprache hinter Sprechen‹ meint, dass man empirisch gut begründet logische und grammatische Gemeinsamkeiten behaupten kann, die sich in allen natürlichen Sprachen zeigen, so ist dem zuzustimmen. Diesen Aspekt der Sprache ›vertieft‹ zu haben, ist ein Erkenntnisgewinn.

Problematisch ist jedoch, wenn man von derartigen Modellierungen behauptet, dass sie wahrheitsgetreu oder annähernd wahrheitsgetreu darstellen, wie *die* Sprache oder *die* Logik in Wirklichkeit ist. Umstritten ist bis heute die Bejahung oder Verneinung der These, dass man *die* Wirklichkeit von etwas erkennen kann. Wie man sich hier situiert, ist entscheidend. Diese Arbeit hält realistische und essentialistische Herangehensweisen für vergleichsweise unplausibel (*5.5. Aporie: Ich-Kreis ohne Wirklichkeit?*). Entsprechend ist die Frage „Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?“ zu verneinen, wenn ›hinter‹ meint, dass man mit der Hervorbringung eines abstrakten, metasprachlichen Sprachmodells *das* Wesen, *die* Wirklichkeit, *das* So-Sein oder *das* An-sich der Sprache ›hinter‹ den konkreten Sprachphänomenen ausfindig gemacht zu haben glaubt bzw. langfristig ausfindig machen zu können glaubt.

[265] „Language, what ever that may be“ ist Teil des Titels eines Aufsatzes von Jäger, der 1993 in der *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* veröffentlich wurde und eine aufschlussreiche, streckenweise durchaus polemische Debatte unter Linguisten (Jäger, Grewendorf, Bierwisch, Schnelle) darüber ausgelöst hat, wie der Gegenstand ›Sprache‹ wissenschaftlich angemessen konstituiert werden kann. Vgl. Ludwig Jäger: „Language, what ever that may be.“ Die Geschichte der Sprachwissenschaft als Erosionsgeschichte ihres Gegenstandes. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 12 (1993), H. 1, S. 77–106. In diesem Band finden sich ebenfalls die Entgegnungen von Bierwisch und Grewendorf. Manfred Bierwisch: Ludwig Jägers Kampf mit den Windmühlen. Anmerkungen zu einer merkwürdigen Sprach(wissenschafts)verwirrung. In: Ebd., S. 107–112. Günther Grewendorf: Der Sprache auf der Spur: Anmerkungen zu einer Linguistik nach Jäger Art. In: Ebd., S. 113–132. Für Klarheit und Toleranz plädiert im übernächsten Band Schnelle. Vgl. Helmut Schnelle: Welcher Sprachwissenschaft auf der Spur? Plädoyer für größere Klarheit und Tolerenz. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 13 (1994), H. 1, S. 110–120.

Problematisch ist zudem, dass der theoretischen, wissenschaftlichen Modellierung der Sprache (wie die folgenden drei Unterkapitel zeigen) prinzipiell Erkenntnisgrenzen gesetzt sind, die meines Erachtens häufig zu wenig bzw. gar nicht in ihrer Rückwirkung auf das theoretische Modellieren von Sprache bedacht werden. ›Sprache‹ meint immer auch etwas anderes und mehr als das, was Wissenschaftler mit ihr aus ihr machen. Es ist inkorrekt, von einem Sprachmodell zu behaupten, dass es kraft seiner Abstraktion quasi pars pro toto für alles steht, alles ›einfängt‹, was ›Sprache‹ meint. Wissenschaftler, die meinen, eine Sprache hinter dem Sprechen ausfindig machen zu können, beleuchten häufig nur *einen* Aspekt der Sprache (jenen Teil, den man recht gut logisieren und grammatikalisieren kann).

Der wissenschaftlichen Erkennbarkeit der Sprache als Medium sind Grenzen gesetzt (*4.4. Sprache als Medium der Erkenntnis*). Der wissenschaftlichen Erkennbarkeit der Sprache als Gegenstand sind Grenzen gesetzt (*4.5. Sprache als Gegenstand der Erkenntnis*). Zu fragen ist, inwiefern der Zugriff der Wissenschaft auf sprachliches Können, Phantasie, Zufall, die Komplexität der Sprache – und eben auf metaphorische Projektion (siehe S. 379) – überhaupt gelingen kann bzw. warum er immer misslingen muss. Misslingen wird er immer, wenn man davon ausgeht, dass ›*die* Sprache‹ mit wahrheitsorientierten Aussagesätzen vollständig, systematisch und objektiv dargestellt werden kann.

4.3. X ist Y: Die theoretische Versprachlichung der Sprache

Um Theorien der Metapher einzuteilen, bedient sich Rolf in *Metaphertheorien* der Systemtheorie Luhmanns. Metapher(n)theoretiker werden als Beobachter bezeichnet, deren Sprachgebrauch je eine spezifische Sichtweise auf ›Metapher‹ erkennen lasse. Das Spezifische der Sichtweise wird je in einer Leitdifferenz gesehen, die in Beobachtung von ›Metapher‹ vorrangig verwendet wird. Die Folge ist, dass wir (ca.) 25 Metaphertheorien unterscheiden müssen (*2.4. Wissenschaftstheorie: Einteilung von Metapher(n)theorien*). Gesetzt, dass ›Metapher‹ nur ein Teil dessen ist, was ›Sprache‹ genannt wird, hat Rolf sich drei Jahre später einem ›größeren‹ Gegenstand zugewendet: den Sprachtheorien[266]. Um Sprachtheorien einzuteilen, sucht er nicht in der Menge der Unterscheidungen Leitunterscheidungen auszumachen. Stattdessen bedient er sich der Formel ›X als Y‹.

[266] Eckard Rolf: Sprachtheorien. Von Saussure bis Millikan. Berlin; New York: de Gruyter (de Gruyter Lexikon) 2008.

„Bei dem ‚als' der Formel ‚X als Y' geht es zumeist weniger um einen Vergleich, es geht eher um die Signalisierung einer Betrachtungsweise: X wird als Y *betrachtet*. […] Gemeint sein kann auch: X wird *vor allem* oder in *erster Linie* als Y betrachtet. In einem reduktionistischen Sinn muß dies nicht verstanden werden." (ebd., S. 1)

›Sprache‹ wird als Gegenstand gewählt und durch ›X‹ ersetzt. Als Variable steht ›X‹ für die veränderliche, gesuchte Größe, für dasjenige Unbekannte namens ›Sprache‹.

A – Zeichentheorien der Sprache		
1.	Sprache als Zeichensystem	Ferdinand de Saussure
2.	Sprache als Organon	Karl Bühler
3.	Sprache als Zeichenphänomen	Charles William Morris
4.	Sprache als paradoxe Form	Niklas Luhmann
B – Strukturtheorien der Sprache		
5.	Sprache als Relations-Struktur	Louis Hjelmslev
6.	Sprache als Lautgestalt	Roman Jakobson
7.	Sprache als Organ	Noam Chomsky
8.	Sprache als abstrakter Gegenstand	Jerrold J. Katz
C – Darstellungstheorien der Sprache		
9.	Sprache als Bild	Der frühe Ludwig Wittgenstein
10.	Sprache als symbolische Form	Ernst Cassirer
11.	Sprache als Referenz	Willard Van Orman Quine
12.	Sprache als Idiolekt	Donald Davidson
13.	Sprache als Vokabular	Richard Rorty
14.	Sprache als Symbolisierung	Terence P. Waldron
D – Verhaltenstheorien der Sprache		
15.	Sprache als Ausdrucksbewegung	Wilhelm Wundt
16.	Sprache als Ersatzreaktion	Leonard Bloomfield
17.	Sprache als Spiel	Der späte Ludwig Wittgenstein
18.	Sprache als regelgeleitetes intentionales Verhalten	John R. Searle
19.	Sprache als Maximen-orientiertes Verhalten	Paul Grice
20.	Sprache als Konvention	David Lewis
21.	Sprache als Artikulationsverhalten	Jonathan Bennett
22.	Sprache als Ausdrucksmodus	Wayne A. Davis
E – Medientheorien der Sprache		
23.	Sprache als Sprache	Martin Heidegger
24.	Sprache als Gespräch	Hans-Georg Gadamer
25.	Sprache als Buchstabe	Jacques Lacan
26.	Sprache als Schrift	Jacques Derrida
27.	Sprache als Verständigungsmedium	Jürgen Habermas
28.	Sprache als Bedeutung	Charles Taylor
29.	Sprache als Denkmedium	Christopher Gauker

›Sprache‹ bezeichne etwas, was betrachtet (theoretisiert) werden könne, zudem in vielerlei Hinsichten betrachtet. ›Betrachtungsweise‹, ›Hinsichtnahme‹ und ›Aspekt‹ verweisen auf den selektiven, nicht-objektiven Charakter der Darstellungen des ›Gegenstands‹. Fraglich ist, inwiefern dabei objektivistische Vorannahmen im Spiel sind: Ist die Sprache ein und dasselbe unabhängig davon, welchen Aspekt der Sprache wir hervorheben? Wenn wir von verschiedenen Perspektiven auf ›Sprache‹ sprechen, blicken wir dann von verschiedenen Standpunkten aus auf ein und dasselbe, mit sich selbst dauerhaft identische Etwas? Zu reflektieren ist auch der Sprachgebrauch, mit dem wir bezeichnen, was wir tun: Sprache wird ›beobachtet‹, ›betrachtet‹, ›gesehen‹, nicht gehört, gefühlt, gespielt, gesungen, durchschritten, gelebt. Bereits die Bezeichnungen für ›X‹ und die Bezeichnung für das, was man mit ›X‹ behauptet zu tun, präformieren, was ›Sprache‹ meinen kann.

Unter den 30 Sprachtheorien, die mittels ›X ist Y‹ eingeteilt werden, sticht heraus, dass Rolf Heidegger aus seinem Ordnungsschema ›herausfallen‹ lässt. Kapitel 23 trägt den Titel *Sprache als Sprache: Martin Heidegger* (ebd., S. 175). Damit wird Heidegger zugeschrieben, Sprache (= X) nicht als ›Organ‹, ›abstrakter Gegenstand‹, als ›Bild‹, ›symbolische Form‹, ›Gespräch‹ oder ›Schrift‹ zu betrachten, sondern Sprache (= X) als Sprache (= X).

> „Tautologien wie etwa ‚Krieg ist Krieg', ‚Mann ist Mann', ‚Berlin bleibt Berlin', ‚Eine Rose ist eine Rose' oder ‚Kinder sind Kinder', sagt man, seien uninformativ. Dies ist zutreffend: in semantischer Hinsicht sind sie uninformativ. Doch in pragmatischer Hinsicht sind sie es nicht. Wenn jemand eine Tautologie äußert, dann gibt er etwas zu verstehen, was alles andere als nichtssagend ist." (ebd.)

Zur Explikation der Heidegger'schen These über ›Sprache‹ greift Rolf auf das Wort ›Tautologie‹ zurück. Dieses bestimmt er extensional durch Anführung von Beispielen: ›X ist X‹, ›X sind X‹, ›X bleibt X‹. Im Anschluss interpretiert er Heideggers Text *Die Sprache*, in dem sowohl (mehrmals) der tautologische Ausdruck ›Sprache ist Sprache‹ verwendet wird, wie auch ›Sprache als Sprache‹. Heidegger fragt: „Zweimal nur das Gleiche sagen: Sprache ist Sprache. Wie soll uns das weiterbringen? […] Wie aber west die Sprache als Sprache?"[267]

Die Funktion des Adjunktor ›als‹ beschreibt Heidegger nicht. Die Funktion des ›ist‹, die von der Bestimmung des Verbs ›sein‹ abhängt, ist ein Hauptthema in *Sein und Zeit*. Da Rolf von ›Tautologie‹ spricht und Heidegger von ›das Gleiche‹, ist zu fragen, ob ›ist‹ meint ›Identi-

[267] Martin Heidegger: Die Sprache. In: Ders.: Gesamtausgabe. I. Abteilung: Veröffentlichte Schriften 1910–1976. Hrsg. v. Friedrich-Wilhelm von Herrmann. Bd. 12: Unterwegs zur Sprache. Frankfurt a. M.: Klostermann 2001.

tät‹ (≡) oder ›Gleichheit‹ (=). Wird ›ist‹ in ›X ist X‹ ersetzt durch das Gleichheitszeichen, haben wir eine typische Formalisierung des *Satzes der Identität* (principium identitatis) vor uns.

> „Was sagt die Formel A = A, in der man den Satz der Identität darzustellen pflegt? Die Formel nennt die Gleichheit von A und A. Zu einer Gleichung gehören wenigstens zwei. Ein A gleicht einem anderen. Will der Satz der Identität solches aussagen? Offenkundig nicht. Das Identische, lateinisch idem, heißt griechisch τὸ αὐτὸ [to auto, ks]. In unsere deutsche Sprache übersetzt, heißt τὸ αὐτὸ das Selbe. Wenn einer immerfort dasselbe sagt, z. B.: die Pflanze ist Pflanze, spricht er in einer Tautologie. Damit etwas das Selbe sein kann, genügt jeweils eines. Es bedarf nicht ihrer zwei wie bei der Gleichheit. Die Formel A = A spricht von Gleichheit. Sie nennt A nicht als dasselbe. Die geläufige Formel für den Satz der Identität verdeckt somit gerade das, was der Satz sagen möchte: A ist A, d. h. jedes A ist selber dasselbe.“[268]

Im Deutschen unterscheiden wir zwischen ›dasselbe‹ (dasselbe Feuerzeug) und ›das gleiche (das gleiche Feuerzeug)‹, und obwohl wir die Nominalisierung ›das Selbst‹ als relativ normalen Sprachgebrauch einstufen, ist ›das Selbe‹ im Unterschied zu ›das Gleiche‹ eher ungewöhnlich. Kaum verwenden wir das Wortbildungspendant zu ›Gleichheit‹: ›Selbstheit‹[269].

Physikalisch betrachtet ist es eine Trivialität, dass kein Gegenstand einem anderen je völlig gleichen kann. Selbst wenn wir mit präzisesten Maschinen zwei Platinwürfel von einem Zentimeter Kantenlänge fräsen, so sind diese, mit einer feinen Waage gewogen, mit einem Elektronenmikroskop betrachtet, unterschiedlich. Aber auch wenn diese Platinwürfel materiell und geometrisch völlig übereinstimmen könnten, so wären sie doch schon allein durch den Umstand nicht gleich, dass es *zwei* Würfel sind, die unterschiedliche Raumzeitstellen einnehmen und je den Ausdruck ›*ein* Würfel‹ zugeschrieben bekommen. Wie sollten zwei gleiche Dinge *ein* und *dasselbe* Ding sein? Folgende Ausdruckweisen sind üblich, geht es theoretisch um ›Sprache‹:

– Sprache *ist* Y_1, Y_2, Y_3 … Y_n
– ›Sprache‹ *bedeutet* Y_1, Y_2, Y_3 … Y_n

---

[268] Heidegger, Martin: (2006): Der Satz der Identität. In: Ders.: Gesamtausgabe. I. Abteilung: Veröffentlichte Schriften 1910–1976. Bd. 11: Identität und Differenz. Frankfurt a. M.: Klostermann, S. 33.

[269] Sucht man im *Duden – Richtiges und gutes Deutsch* ›das gleiche / dasselbe‹, wird man verwiesen auf das Lemma ›↑der gleiche / derselbe‹. Die Rede ist dort von mehreren Arten der Identität: „**der gleiche / derselbe:** Das Demonstrativ *derselbe, dieselbe, dasselbe* kennzeichnet ebenso wie *der / die / das gleiche* eine Übereinstimmung, eine Gleichheit, die Identität. Es gibt aber nicht nur eine Identität des einzelnen Lebewesens oder Dings *(Er besucht dieselbe / die gleiche Schule wie ich. Sie tranken alle nacheinander aus demselben / dem gleichen Glas),* sondern auch eine Identität der Art oder Gattung *(Ich möchte denselben / den gleichen Wein wie der Herr am Fenster. Er hat denselben / den gleichen Vornamen wie sein Vater. Sie trafen sich heute um dieselbe / die gleiche Uhrzeit wie gestern).* Im Allgemeinen ergibt sich aus dem Zusammenhang, welche Identität gemeint ist, sodass eine strenge Unterscheidung zwischen *derselbe* und *der gleiche* in diesen Fällen unnötig ist. Sobald aber Missverständnisse möglich sind, sollte man den Unterschied berücksichtigen und für die Identität der Gattung *der gleiche,* für die Identität der Einzelperson und des Einzelgegenstands *derselbe* sagen: *Die beiden Monteure der Firma fahren denselben Wagen* bedeutet, dass beide den einen Firmenwagen abwechselnd benutzen. Aber: *Die beiden Monteure der Firma fahren den gleichen Wagen* sagt aus, dass beide einen Wagen desselben Fabrikats benutzen.“ DgrG [7]2011 – der gleiche / derselbe [Lemma].

– ›Sprache‹ *bezeichnet* $Y_1, Y_2, Y_3 \ldots Y_n$
– Wir *sehen* Sprache *als* $Y_1, Y_2, Y_3 \ldots Y_n$
– Wir *modellieren* Sprache als $Y_1, Y_2, Y_3 \ldots Y_n$
– Wir *beschreiben* Sprache als $Y_1, Y_2, Y_3 \ldots Y_n$
– Wir *denken* Sprache als $Y_1, Y_2, Y_3 \ldots Y_n$
– Wir *reflektieren* Sprache als $Y_1, Y_2, Y_3 \ldots Y_n$

Die Verwendung derartiger Ausdrucksweisen geht damit einher, dass etwas (Sprache = X), das eine unbestimmte ›Selbstheit‹ ist, durch Vergleichung als etwas Anderes dargestellt wird. Gibt es diese ›Selbstheit der Sprache‹, gibt es das Wesen der Sprache unabhängig von Beschreibungen? Können diese Beschreibung das Wesen der Sprache nur verpassen?

Beizupflichten ist der These, dass ›Sprache ist Sprache‹ semantisch leer und pragmatisch ›alles andere als nichtssagend‹ ist. Der pragmatische, wissenschaftstheoretische Sinn dieser Ausdruckseinheit sei unabhängig von realistischen und essentialistischen Implikationen durch eine Analogie expliziert: Von dem, was das Personalpronomen ›ich‹ bezeichnet, sagen wir vieles aus: „Ich bin eine Studentin.“, „Ich bin eine Tochter.“, „Ich bin eine Freundin.“, „Ich bin ein Mensch.“, „Ich bin eine Gewinnerin.“, „Ich bin eine Verliererin.“, „Ich bin gut.“, „Ich bin nicht gut.“ Die unzähligen Prädikate, die wir auf ›ich‹ anwenden, modellieren ›ich‹ auf eine bestimmte Weise. Beizeiten ist es sinnvoll, sich kritisch ins Gedächtnis zu rufen, dass ›ich‹ (= X) auf viele Weisen als ›Y‹ gefasst werden kann und dass keine dieser Fassungen notwendig ›das wirkliche Ich‹ treffen, da es ›das wirkliche Ich‹ oder das ›Wesen einer Person‹ nicht als ein für alle Mal dingfest zu machendes, persistentes Etwas gibt: „Ich bin ich.“ – ein Lebe*wesen*, eine Lebens*form*, ein Ich, das *auch* durch nicht zu vergessende Erkenntnisgrenzen und existentielle Offenheit ge(kenn)zeichnet ist.

4.4. Sprache als Medium der Erkenntnis

Das Wort ›Medium‹ wird seit einigen Jahrzehnten untersucht. Der Mediendiskurs wird methodologisch reflektiert. Viele Definitionen von ›Medium‹ liegen vor. Ein Konsens ist nicht erkennbar. Im *Handbuch der Mediologie* (2009) formuliert das Autorenkollektiv Bartz, Jäger, Krause und Linz:

> „1996 formulierte Joachim Paech im Kontext einer Bestandsaufnahme zur *Lage der Medienwissenschaft* die Diagnose, dass kaum jemand ‚verbindlich sagen [kann], was ein Medium ist, eine Geistererscheinung, ein Stück Draht, ein Fernseher‘ (Paech 1996, S. 105 f.) – ein Befund, der kaum an Aktualität eingebüßt hat. Nach wie vor kann die wissenschaftliche Beschäftigung mit Medien nicht von einer gesicherten Definition ihres Gegenstandes ausgehen. Die akademischen Diskussionen wie

> auch öffentlichen Debatten sind vielmehr beherrscht von einer unüberschaubaren Heterogenität der Perspektiven und Vielfalt der unter dem Begriff verhandelten Sachverhalte. Insofern ist der Terminus *Medium* gleichermaßen über- als auch unterbestimmt.“[270]

›überbestimmt‹ meint: Es gibt zu viele Definitionen von ›Medium‹. ›unterbestimmt‹ meint: Die Bedeutung von ›Medium‹ ist wissenschaftlich nicht angemessen definiert. Der Befund, niemand könne verbindlich sagen, was ein Medium sei, hat wiederum (2019) kaum an Aktualität eingebüßt.

Relativ unstrittig ist, dass die Untersuchung neuer Medien (Internet, Smartphone, Tablet) auf alte Erkenntnisgegenstände und Fragen zurückführt: „Was sind Bilder?“, „Was sind Laute?“, „Was sind Schriftzeichen?“, „Was sind Gebärden?“ Computer, Radios und Fernseher sind multifunktionale Maschinen, die wir dauerhaft ausschalten können. Nicht dauerhaft ausschalten können wir das Hören, Sehen, Tasten, Schmecken und Riechen. Der Mediendiskurs schließt an traditionelle Fragen der Wahrnehmungs- und Erkenntnistheorie an.

Bartz, Jäger, Krause und Linz sprechen sich (ebd., S. 7) gegen eine terminologische Festlegung von ›Medium‹ aus, da die Bedeutung des Begriffswortes damit ›stillgestellt‹ und produktive Bestimmungsalternativen ausgeschlossen würden. Sie empfehlen die Umstellung von essentialistischen ›Was-Fragen‹ („Was ist ein Medium?“) auf nicht-essentialistische ›Wie-Fragen‹ („Wie operieren Medien?“). Untersucht werden solle nicht der Zustand von Medien, sondern deren Prozesshaftigkeit.

Die Unmöglichkeit, das Begriffswort ›Medium‹ definitorisch festzusetzen, betont Sandbothe. Er präferiert eine gebrauchstheoretische Bedeutungstheorie und die Analyse von ›Familienähnlichkeiten‹. Eine kritische Absetzung von terminologischen Festsetzungen wird unterlassen, da diese ohnehin unmöglich seien[271]. Drei Bedeutungen des Wortes ›Medium‹ stellt Sandbothe heraus:

> „Wir verwenden das Wort Medium erstens mit Blick auf sinnliche Wahrnehmungsmedien wie Raum und Zeit; wir beziehen es zweitens auf semiotische Kommunikationsmedien wie Bild, Sprache, Schrift oder Musik; und wir gebrauchen es drittens zur Bezeichnung von technischen Verbreitungs-, Verarbeitungs- und/oder Speichermedien wie Buchdruck, Radio, Film, Fernsehen, Computer oder Internet.“ (ebd., S. 258–259)

Die dritte Wortverwendung dürfte dem Normalverständnis entsprechen: ›Medium‹ umfasst vor allem Zeitungen, Zeitschriften, Bücher, Fernseher, Radios, Telefone, Smartphones, Computer.

---

[270] HdM-Bartz 2012, S. 7.

[271] Vgl. Mike Sandbothe: Medien-Kommunikation-Kultur – Grundlagen einer pragmatischen Kulturwissenschaft. In: Matthias Karmasin u. Carsten Winter (Hg.): Kulturwissenschaft als Kommunikationswissenschaft. Projekte, Probleme und Perspektiven. Wiesbaden: Westdt.-Verl. 2003, S. 258.

Die zweite Wortverwendung dürfte dem Normalverständnis wenig entgegenstehen: Wenn Bücher und Fernseher Medien sind, wie sollten es Buchstaben und Bilder nicht sein? Quer zum Normalverständnis dürfte die erste Wortverwendung stehen.

> „So kommen neben den Anschauungsformen von Raum und Zeit im Bereich der Wahrnehmungsmedien insbesondere die Sinnesorgane mit ins Spiel. Entsprechend sind zu den Verbreitungs-, Verarbeitungs- und/oder Speichermedien die Artikulationsorgane, das Gehirn, aber auch der Körper, das Licht und der Schall sowie Stein, Papyrus, Maske, Fotographie, Funk, Telefon oder Video zu rechnen. Und die Kommunikationsmedien umfassen neben den exemplarisch genannten auch die Zeichensysteme der Geräusche, der Gerüche, der Geschmäcker, der Berührungen sowie Gestik, Mimik, Tanz oder Theater bzw. das mathematische System der Zahlen.“ (ebd.)

Viele Definientia der Sandbothe'schen Definition von ›Medium‹ bezeichnen etwas, was nicht erkenntnisnotwendig, sondern erkenntnisfakultativ ist. Welche Medien brauchen wir notwendig, um erkennen zu können? Welche Medien sind Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis? Welche Medien müssen wir voraussetzen, um erkennen zu können? Antworten auf diese Fragen werden angegangen, indem die Unterscheidungen ›rational/empirisch‹, ›Verstand/Sinne‹ und ›Geist/Materie‹ verwendet werden. Durch zwei Gedankenexperimente (*Modifizierte Platon'sche Höhle*, *Descartes' radikaler Zweifel*) ist der Gebrauch des Ausdrucks ›erkenntnisnotwendiges Medium‹ zu reflektieren.

In Platons Höhlengleichnis gibt es ein Feuer. Vom Höhleneingang her strahlt es Dinge an. Es entstehen Schatten der Dinge an der Höhlenwand. Gefesselt, mit dem Rücken an eine Mauer gelehnt, sitzen Menschen in der Höhle und beobachten die Schatten der Dinge[272]. Angenommen, das Feuer ist erloschen, der Höhleneingang durch Steine verschlossen. Zu welchen Formen von Erkenntnis sind die Gefangenen fähig? Welcher Medien bedürfen sie notwendig, um Erkenntnis gewinnen zu können?

In einer lichttoten Höhle gefangen und gefesselt sind viele Formen von Erkenntnis, die wir ›empirisch‹ und ›experimentell‹ nennen, nicht möglich. Wenn ›empirisch‹ meint ›durch Erfahrung gewonnen‹, ›auf Erfahrung beruhend‹, wenn ›Erfahrung‹ meint ›durch Wahrnehmung, Empfindung, Sinnlichkeit gewonnenes Wissen‹, dann ist die empirische Erkenntnisfähigkeit der Gefesselten stark eingeschränkt. Sie können nichts sehen, nichts messen. Sie können keine praktischen Erkenntnisse sammeln, die den Gebrauch der Hände und Beine oder den Gebrauch von technischen Instrumenten voraussetzen.

Von der empirischen Erkenntnis wird traditionell die ›rein‹ rationale Erkenntnis unterschieden. Als Paradigma rein rationaler Erkenntnis gilt meist die mathematische oder formal-

[272] Das Höhlengleichnis Platons findet sich im siebten Buch der *Politeia* (514 a–519 d).

logische Erkenntnis: Die Gefesselten können mathematische und formal-logische Erkenntnisarbeit leisten (Schlüsse ziehen, Axiome formulieren, Wurzeln ziehen), ohne dass sie auf die Erfahrung als Quelle der Erkenntnis zurückgreifen müssten. Rein rationale Erkenntnis wird traditionell bestimmt als nicht-empirische Erkenntnis. Der akademische Streit zwischen Rationalisten und Empiristen ist alt, facettenreich und unbeendet.

Die modifizierte Platon'sche Höhle ist eine Fiktion. Sie zeigt, dass vieles, was wir ›Medium‹ nennen (Computer, Rundfunk, Buch), nicht erkenntnisnotwendig ist. Sie zeigt, dass fraglich ist, inwiefern wir Sinnesorgane bzw. Erfahrung benötigen, um Erkenntnis gewinnen zu können. Ist eine Form von Erkenntnis denkbar, die ohne Apparate, ohne Wahrnehmung und Erfahrung, ja ohne Körper möglich ist?

Mit Einführung der Unterscheidung ›res cogitans/res extensa‹ hat Descartes ein Ja-Antwort auf diese Frage gegeben. Im Verlauf seiner Argumentation verlangt er, Sinneswahrnehmung, Körper und Welt als notwendige Bedingungen der Erkenntnis auszuschließen. Auch die Unterscheidung ›Traum/Wachbewusstsein‹ wird aufgegeben. Nur das ›Ich denke‹ garantiert gewisse Erkenntnis. Zurück bleibt allein etwas (eine Sache, eine Entität), was ›res cogitans‹ genannt wird, ein ›reines‹, ausdehnungsloses, immaterielles denkendes Etwas[273].

Die modifizierte Platon'sche Höhle ist eine Fiktion, die Realität werden kann. Das Gedankenexperiment, zu dem Descartes auffordert, kann nicht Realität werden. Wir können unsere Sinneswahrnehmung, unseren Körper und unsere Welt nicht wegdenken. Wir sind leibliche, materielle, weltliche (welthabende, weltseiende) Lebensformen. Die methodische Skepsis sinnes- und medienkritischer Philosophen verweist uns aber auf erkenntnistheoretische Probleme, die ein Erkenntnistheoretiker anzugehen hat: Ist das, was traditionell ›ratio‹, ›Vernunft‹, ›Verstand‹, ›Geist‹ genannt wird, ein Medium?

Ist es unser Erkenntnisziel, die Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis herauszuarbeiten, werden wir, so Margreiter, die *Medialität der Mentalität* untersuchen müssen.

> „Medienphilosophie stellt somit weitaus mehr dar als eine sogenannte Bereichsphilosophie, denn Medialität ist nicht eine periphere, sondern die zentrale Bestimmung des menschlichen Geistes. Me-

[273] „Und das Denken? Hier werde ich fündig: das Denken [= Bewußtsein] ist es; es allein kann von mir nicht abgetrennt werden; Ich bin, Ich existiere, das ist gewiß. […] Ich lasse jetzt nichts gelten, als was notwendig wahr ist; demnach bin ich genau genommen lediglich ein denkendes Ding, d. h. Geist bzw. Seele bzw. Verstand bzw. Vernunft; lauter Bezeichnungen, deren Bedeutung mir früher unbekannt war. Ich bin nun ein wirkliches und wahrhaft seiendes Ding. Was denn für ein Ding? Ich sagte ja: ein denkendes. (Cogitare? Hîc invenio: cogitatio est; haec sola a me divelli nequit. Ego sum, ego existo; certum est. […] Nihil nunc admitto nisi quod necessario sit verum; sum igitur praecise tantùm res cogitans, id est, mens, sive animus, sive intellectus, sive ratio, voces mihi priùs significationis ignotae. Sum autem res vera, & vere existens; sed qualis res? Dixi, cogitans." René Descartes: Meditationes de Prima Philosophia. Meditationen über die Erste Philosophie. Lateinisch/Deutsch. Übers. u. hg. v. G. Schmidt. Stuttgart: Reclam 1986 (Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 2888), S. 83.

dialität ist die adäquate Neubestimmung des ‚Transzendentalen' (womit Kant den apriorischen Konstruktionscharakter des Denkens bezeichnete). Philosophie hat demnach nicht nur die Wirklichkeit, sondern auch sich selbst, als Theorieunternehmen, medienphilosophisch zu rekonstruieren. […] Der *medial turn* bezeichnet nicht den Tod, sondern das neue – bei näherem Hinsehen: das neu-alte – große Thema der Philosophie: die Frage nach der Erfahrung der Wirklichkeit und nach der Wirklichkeit der Erfahrung."[274]

Gegen den von Margreiter eingeschlagenen Weg richtet sich Krämer. Die transzendentalphilosophische Methode interessiere, was vor aller Erfahrung gegeben ist. Die Pointe der Medientheorie könne nicht sein, dass die Anerkenntnis von Zeitlichkeit, Materialität, Sinnlichkeit, Körperlichkeit, Weltlichkeit, Prozessualität und Performanzartigkeit wieder auf die Modellierung einer *starren* transzendentalen Struktur zurückführe. Ziel der Medientheorie solle kein Medienapriorismus, solle keine neue Version des Transzendentalismus sein. Ein ›schwaches‹ Konzept von Konstitution, schließt Krämer, genüge[275].

Der Ausdruck ›das Apriorische‹ bezeichnet eine Form, die erkenntnislogisch ›vor‹ der Erfahrung liegt. Diese Form ist nicht im wörtlichen Sinn ›früher‹. Reflektieren wir auf sie, stellen wir fest, dass sie ›immer schon‹ ist.

„Nun hat es mit dem transzendentalen <immer schon> in der Philosophie eine besondere Bewandtnis. Der Ausdruck <immer schon> ist geradezu Indiz für ein Paradox. Was immer schon im Spiel ist, ist eben deshalb unserer natürlichen Aufmerksamkeit entzogen. Was bei jeder Thematisierung schon in Anspruch genommen ist, liegt gleichsam in unserem Rücken. Es bedarf eines besonderen Akts der Reflexion, sich der Sprache als einer ›unhintergehbaren‹ Struktur philosophisch zu vergewissern. Mit ›Unhintergehbarkeit‹ kann hier nicht ein Verbot der Thematisierung gemeint sein, sondern der Umstand, daß jede philosophische Thematisierung der Sprache ‹von innen› erfolgt. Wenn die Grenzen meiner Sprache, wie Wittgenstein im «Tractatus» sagt, die Grenzen meiner Welt sind, dann müssen wir jeder Versuchung widerstehen, diese Grenzen von außen bestimmen zu wollen. Ein solches Unterfangen würde «einfach Unsinn sein» (Tract., Vorwort), denn ein Standpunkt außerhalb unserer sprachlichen Vernunft steht uns nicht zur Verfügung. Das transzendentale <immer schon> der Sprache hat also etwas Paradoxes. Immer schon Medium des Philosophierens zu sein, ist kein Garant dafür, von den Philosophierenden auch als solches wahrgenommen zu werden. Die Sprache mag immer schon Medium des Philosophierens gewesen sein, doch oft genug haben Philosophen durch die Sprachvermittlung ihrer Tätigkeit «wie durch Glas hindurchgesehen» (K.-O. Apel)."[276]

Dieser Text geht davon aus, dass Sprache ›immer schon‹ Medium philosophischer und alltäglicher Erkenntnis ist. ›Sprache ist *immer*‹ bedeutet: Sprache ist stets, dauert an, ist die ganze

[274] Reinhard Margreiter: Realität und Medialität. Zur Philosophie des »Medial turn«. In: Medien-Journal. Zeitschrift für Kommunikationskultur 23 (1999), H. 1, S. 17.
[275] Vgl. Sybille Krämer: Erfüllen Medien eine Konstitutionsleistung? Thesen über die Rolle medientheoretischer Erwägungen beim Philosophieren. In: Stefan Münker, Alexander Roesler u. Mike Sandbothe (Hg.): Medienphilosophie. Beiträge zur Klärung eines Begriffs. Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verl. 2003 (Fischer, 15757), S. 80.
[276] Keil 1998 – Sprache, S. 550.

Zeit. ›Sprache ist *schon*‹ bedeutet: Sprache ist nie neu, findet nie zum ersten Mal statt, sie wiederholt sich, sie war bereits zu einem früheren Zeitpunkt da. Die Struktur, die ›immer schon sein‹ bezeichnet, bedingt, dass Sprache, wie Keil sich ausdrückt, unserer ›natürlichen Aufmerksamkeit entzogen‹ ist, ›in unserem Rücken liegt‹. Sprache als Medium ist in gewisser Weise da und nicht-da (Indiz für ein Paradox). Wie immer dieses Paradox zu nehmen ist, die Thematisierung der Sprache erfolgt ›von innen‹; aus ihr ist kein Heraus und in sie kein Hinein, wir sind in ihr und sie ist in allem, was wir tun. So radikal der methodische Zweifel Descartes' ist, er bleibt ein methodischer, kein realer Zweifel. Wir blieben, wie Gabriel formuliert, „auf dem Ich sitzen und der ‚Rest der Welt' bleibt problematisch."[277] Auch wenn eine ›rein‹ rationale Erkenntnis für möglich gehalten und angestrebt wird, wir operieren im Medium ›Sprache‹ als Exemplare der Lebensform ›Mensch‹. Diese Lebensform hat geistige und körperliche Aspekte.

Festzustellen ist, dass in der normalen Sprache drei Konnektoren typisch sind, um eine modale Relation zu realisieren: ›indem‹, ›dadurch, dass‹ und ›durch‹. Indem ich spreche (Handlung), realisiere ich lautsprachliche Ausdruckseinheiten (Produkt). Dadurch, dass ich spreche (Handlung), realisiere ich Gesprochenes (Produkt). Durch das Sprechen (Handlung) realisiere ich Gesprochenes (Produkt). Die modale Relation drückt Gleichzeitigkeit aus: Was wir ›Handlung‹ und ›Zeichensystem‹ nennen, ist immer gleichzeitig da. Weder bringen sprachliche Handlungen Zeichensysteme hervor, noch bringen Zeichensysteme Handlungen hervor; weder die sprachlichen Handlungen sind zuerst da, noch die Zeichensysteme. Dieser Text geht davon aus, dass ›Sprache als Medium‹ nur angemessen modelliert wird, wenn sprachliches Handeln und sprachliche Zeichensysteme als *konstitutiv verschränkte* bzw. *gleichursprüngliche Aspekte* der Sprache gelten. ›konstitutiv verschränkt‹ meint: Sie ›durchgehen‹, ›durchlaufen‹, ›durchqueren‹, ›durchziehen‹, ›durchkreuzen‹, ›passieren‹ sich. Sie sind nicht nur ›verbunden‹, ›verknüpft‹, ›zusammengesetzt‹, ›in Beziehung gesetzt‹, ›aufeinander bezogen‹, sondern ›ineinander eingebettet‹, sie ›schließen sich gegenseitig ein‹, ›setzen sich wechselseitig voraus‹. ›gleichursprünglich‹ meint: Handeln und Zeichensystem sind gleichermaßen ›erste‹ Momente der Sprache; kein Moment ist Derivat des anderen.

> „So hat man also in erster Näherung unter einem Medium das Sichvollziehen einer Operation über oder in einem materiellen Substrat zu verstehen, über einem Apparat oder auch einem Konglomerat von Dingen, sodaß in diesem Vollzug etwas Wahrnehmbares von bestimmter Gestalt erzeugt wird: eine Sonate, ein Tanz, ein geschriebenes Wort, ein Bild, ein Stierkopf aus Fahrradlenker und -sattel. Dieser Vollzug ist Performanz und ist es doch nur, soweit man ihn gleichsam als reine Mechanik betrachtet, nicht als intentionalen Prozeß, ein Vollzug wie das bewußtlose Schwimmen des Fischs im Wasser: das Fortschreiten beim Spazierengehen während eines angeregten Gesprächs, die koor-

[277] Gabriel [3]2008 – Erkenntnistheorie, S. 37–38.

dinierten Bewegungen von rechter und linker Hand der Streicher, die gerade das Presto aus Schostakowitschs achtem Streichquartett aufführen.“[278]

Verwendet wird der Ausdruck ›das Sichvollziehen einer Operation‹. ›sich vollziehen‹ meint: ›etwas läuft ab‹, ›etwas geschieht nach und nach‹, ›etwas geht vor sich‹. Nicht Menschen vollziehen bewusst und beabsichtigt die Operationen, sondern die Operationen vollziehen sich *selbst*. ›das Sichselbstvollziehen‹ wird bestimmt als ›Performanz‹. Die Gültigkeit der Bestimmung wird unmittelbar eingeschränkt durch die restriktive Subjunktion ›soweit‹. Die Bestimmung soll nicht voll bzw. uneingeschränkt gelten, sondern nur dann, wenn ›das Sichselbstvollziehen‹ als ›reine Mechanik‹ betrachtet wird, die nicht intentional und nicht bewusst ist. Ein Vergleich („wie das bewußtlose Schwimmen des Fischs im Wasser“, ebd.) und zwei Beispiele drücken aus, was mit ›reiner Mechanik‹ gemeint ist: Wenn man sich bei einem Spaziergang angeregt unterhält, denkt man nicht bewusst über das Gehen nach: Man tut es. Das Gehen vollzieht sich. Wenn man auf einem Instrument ein schnelles Musikstück spielt, denkt man nicht bewusst über das Spielen nach: Man tut es, das Spielen vollzieht sich. Diese Bestimmungen von ›Medium‹ können einerseits kombiniert werden mit einer Theorie des praktischen (nichtpropositionalen oder impliziten) Wissens: Der Musiker zeigt sein Können bzw. sein Können zeigt sich im gelungenen Spiel; er weiß, wie er die komplexe Handlung realisiert, ohne sich während des Spiels auf jede Einzelhandlung konzentrieren zu können oder müssen. Diese Bestimmungen von ›Medium‹ können andererseits kombiniert werden mit der Theorie, dass Sprache ›immer schon‹ ist. Sprache hat einen Aspekt, der immer unserer natürlichen Aufmerksamkeit entzogen ist, immer hinter unseren Rücken ist und sich vollzieht. Mit den Unterscheidungen ›bewusstlos/bewusst‹, ›intendiert/nicht-intendiert‹ und ›der Aufmerksamkeit entzogen/der Aufmerksamkeit nicht entzogen‹ kommen psychologische bzw. bewusstseinstheoretische Aspekte ins Spiel. Es gilt als ausgemacht, dass Aufmerksamkeit und Bewusstheit begrenzt sind. Reformuliert: Niemand kann sich auf alles konzentrieren, sondern immer nur auf einiges, weniges, eines. Niemand kann alles, was er tut oder ihm geschieht, bewusst tun oder geschehen lassen. Das, worauf man sich konzentriert, ist umgeben von dem, worauf man sich nicht konzentriert. Das, was man bewusst tut oder bewusst geschehen lässt, ist begleitet von dem, was man nicht bewusst tut oder geschehen lässt. Das ›Andere‹ der Konzentration bzw. der Bewusstheit wird typischerweise modelliert als ›das Unbewusste‹, ›das Unterbewusste‹, ›das Intuitive‹, ›das Instinktive‹, ›das Automatisierte‹, ›das Mechanische‹, ›das Implizite‹, ›das Entzogene‹.

[278] Christian Stetter, Christian: System und Performanz. Symboltheoretische Grundlagen von Medientheorie und Sprachwissenschaft. Weilerswist: Velbrück Wiss. 2005, S. 69–70.

Vom Sichvollziehen wird weiter behauptet, dass es sich *in* oder *über* einem materiellen Substrat (materielle Zeichen, Buchstaben, Bilder), über einen Apparat (Smartphone) oder über ein Konglomerat von Dingen (Geige, Saiten, Bogen) vollzieht. Behauptet wird weiter, dass die ›reine Mechanik‹ eine Bedingung ist, die eine bestimmte Folge hat („sodaß“, ebd): Etwas Wahrnehmbares, das eine bestimmte Gestalt (bzw. Form) hat, wird erzeugt. Medien sind wahrnehmungs-, handlungs- und weltkonstitutiv.

Angenommen, wir führen ein angeregtes Gespräch, während wir ein Taxi verlassen und auf einen Bahnhof zugehen. Uns kommt in den Sinn, die Uhrzeit zu prüfen. Da wir kein Chronometer bei uns tragen, fragen wir unser Gegenüber nach der Uhrzeit, *um zu* erfahren, wie spät es ist. Die Konjunktion ›um … zu‹ drückt eine Mittel-Zweck-Relation aus (grammatisch: einen Finalsatz). Wir intendieren bewusst ein Ziel, einen Zweck. In derartigen Handlungen verwenden wir die Sprache als Mittel. Die Verwendung von Sprache als Mittel setzt voraus, dass Sprache sich als Medium vollzieht. Unsere Wahrnehmung der Situation und unser komplexes Handeln sind ›getragen‹ oder ›durchwachsen‹ von sprachlichen Operationen, die uns in dem Moment, da wir nach der Uhrzeit fragen, nicht bewusst sind und nicht intendiert.

›Sprache als Medium‹ meint: Die sich ›mechanisch‹ vollziehenden Operationen der Sprache erzeugen immer schon und immer etwas geformtes Wahrnehmbares, unabhängig davon, ob wir bewusst und absichtsvoll handeln oder unbewusst und absichtslos. Nicht nur, wenn wir gehend angeregt uns unterhalten und eine gezielte Frage stellen, auch wenn wir schlafen und träumen, vollziehen sich ›rein mechanisch‹ sprachliche Operationen. Impliziert unsere Bestimmung von ›Erkenntnis‹ das ›natürliche‹, ›angeborene‹ sprachliche Können der Menschen (implizites Sprachwissen, nicht-propositionales Sprachwissen), meint ›Sprache als Medium der Erkenntnis‹ folglich, dass ein relevanter, tragender Zug unserer sprachlichen Erkenntnis immer schon ist und der propositionalen Erkenntnis (obwohl ihr ›einwohnend‹ und in allem, was wir tun) irgendwie entzogen.

4.5. Sprache als Gegenstand der Erkenntnis

In Beobachtung der Alltagssprache wie der Fachsprachen ist erkennbar, dass wir metasprachlich operieren, uns also mit Sprache auf Sprache beziehen (*2.2. Reflexion: Objektsprache und Metasprache*). Beziehen sich Wissenschaftler auf etwas, heißt es typischerweise, dass sie etwas ›als Gegenstand wählen‹, etwas ›zum Gegenstand erheben‹ oder ›vergegenständlichen‹. Ist ›Sprache‹ der Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung, ist zu reflektieren, inwiefern Spra-

che überhaupt Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen werden kann. Festzustellen ist, dass eine wissenschaftliche Bestimmung der Sprache als Medium der Erkenntnis unmöglich ist, wenn sie vollständig und systematisch sein soll. Neben der Einsicht, dass Sprache als Medium ›immer schon‹ ist und insofern theoretisch uneinholbar, haben Sprachtheorien, die Vollständigkeit und Systematizität beanspruchen, vier Probleme zu reflektieren:

– Komplexität der Sprache
– Kompliziertheit der Sprache
– Sprachwandel
– Kreativität

Lorenz verwendet in der *Enzyklopädia Philosophie und Wissenschaftstheorie* die Unterscheidungen ›komplex/kompliziert‹ bzw. ›Komplexität/Kompliziertheit‹:

> „Von der *Komplexität* eines Systems ist seine *Kompliziertheit* zu unterscheiden: Je größer die Anzahl der Gegenstände und Relationen eines Systems, um so größer ist seine Komplexität; die Kompliziertheit hingegen wächst mit der Inhomogenität des Gegenstandsbereichs. Es kann daher Systeme hoher Komplexität, aber geringer Kompliziertheit geben (Beispiele: aus wenigen verschiedenen, aber zahlreichen Elementen zusammengesetzte organische Moleküle; das Gospiel), während hohe Kompliziertheit in der Regel auch hohe Komplexität nach sich zieht (Beispiele: Organismen; das Schachspiel).“[279]

In (*4.3. X ist Y: Die theoretische Versprachlichung der Sprache*) wurden Aspekte der Sprache herausgearbeitet (um sie zu wiederholen: die Sprache als Zeichensystem, Organon, Zeichenphänomen, paradoxe Form, Relationsstruktur, Lautgestalt, Organ, abstrakter Gegenstand, Bild, symbolische Form, Referenz, Idiolekt, Vokabular, Symbolisierung, Ausdrucksbewegung, Ersatzreaktion, Spiel, regelgeleitetes intentionales Verhalten, maximen-orientiertes Verhalten, Konvention, Artikulationsverhalten, Ausdrucksmodus, Gespräch, Buchstabe, Schrift, Verständigungsmedium, Bedeutung, Denk- und Wahrnehmungsmedium). Untersuchen wir den Aspekt ›Sprache als Zeichensystem‹ meint ›Gegenstände der Sprache‹: Phoneme, Buchstaben, nichtwortfähige Konstituenten, wortfähige Konstituenten. ›Relationen der Sprache als Zeichensystem‹ meint in diesem Fall: Verbvalenz (Ergänzungen), Angaben (Adverbien, Attribute) und ›Syntax (Parataxe, Hypotaxe, logische Konnexionen)‹; die kleinsten Gegenstände, Einheiten oder Elemente der Sprache als Zeichensystem werden zu ›größeren Gegenständen‹ zusammengestellt. ›Inhomogenität des Gegenstandsbereichs‹ meint in diesem Fall: Die Menge der Gegenstände der Sprache ist ungleichartig, sofern die Gegenstände sich morphologisch (Form), syntaktisch (Funktion) und semantisch (Bedeutung) unterscheiden. Bereits die selektive

[279] EPhW 1995[2] – komplex [Lemma v. Kuno Lorenz].

Inaugenscheinnahme der Sprache als Zeichensystem weist nach, dass Sprache komplex und kompliziert ist. Kann diese Komplexität und Kompliziertheit vollständig und systematisch erfasst werden?

Begrenzen wir die Fragestellung auf den Gegenstand ›deutsche Sprache als Zeichensystem‹. Eine vollständige Erfassung der Gegenstände und Relationen müsste alle Phoneme, nichtwortfähigen und wortfähigen Konstituten, Ergänzungen, Angaben, syntaktischen und semantischen Relationen synchron wie diachron erfassen. So anspruchsvoll diese Erfassung ist: Dem Anspruch wird gefolgt. Ist er angemessen?

Die vollständige (synchrone und diachrone) Erfassung der Gegenstände und Relationen der deutschen Sprache ist einem einzelnen Menschen nicht möglich. Von einem Forscherkollektiv, das über Jahrzehnte zusammenarbeitet (oder von Computern), könnte man erwarten, dass sie eine vollständige Erfassung dieses großen Datensatzes leisten. ›könnte‹ meint: Die vollständige diachrone Erfassung ist begrenzt, da wir davon auszugehen haben, dass Menschen auch vielfach die deutsche Sprache verwendet haben, bevor und ohne dass sie ›medial konserviert‹ wurde: Datensätze sind nicht verfügbar, Etymologie verliert sich im Dunkel. Die vollständige synchrone Erfassung ist nicht, wie man meinen könnte, begrenzt durch die hohe Zahl an Gegenständen und Relationen (denn diese ließen sich sukzessive abarbeiten). Sie ist begrenzt durch Sprachwandel bzw. Kreativität. Eisenberg schreibt in *Grundriß der deutschen Grammatik*:

> „Etwa fünfzehn Jahre nach Eröffnung der Golden Gate Bridge stellte ein Mitarbeiter der Autobahngesellschaft von Nordkalifornien am südlichen Ende der Brücke Rostspuren fest. Ein Maler wurde mit dem Neuanstrich beauftragt. Er fing am verrosteten Ende an und arbeitete sich zum nördlichen Ufer vor. Nach Abschluß der Arbeiten waren fünfzehn Jahre vergangen, man stellte am südlichen Ende Rostspuren fest.“[280]

Menschen und Computer können Datenmengen nur selektiv, Schritt für Schritt abarbeiten: Eine gleichzeitige Erfassung aller Gegenstände und Relationen ist ausgeschlossen. Ist die Geschwindigkeit der Erfassungschritte hoch, könnte man meinen, dass alle Gegenstände und Relationen mehr oder weniger zügig erfasst werden. Fakt ist, dass die Erfassung Zeit braucht. Innerhalb dieser Zeitspanne – während ›Sprache‹ empirisch abgearbeitet wird – verändert sich die Sprache (die Golden Gate Bridge): Es schleichen sich Fehler ein, Irrtümer; es werden neue Gegenstände erfunden oder vorgefunden, neue Relationen. Fehler und kreativer Sprachgebrauch können nicht (auch nicht von einem Computer) vorhergesehen werden. Eine Erfassung der Sprache

[280] Peter Eisenberg: Grundriß der deutschen Grammatik. Bd. 1: Das Wort. Unter Mitarb. v. Nanna Fuhrhop. 4. aktual. u. überarb. Aufl. Stuttgart; Weimar: Metzler 2013, S. 9.

kann nicht vollständig sein, solange der ›Gegenstand‹ sich fortgesetzt verändert. Da Sprache immer schon ist, beziehen sich Vollständigkeit beanspruchende Sprachsystematiker nicht nur auf einen ›entzogenen Gegenstand‹, sie arbeiten auch ›beziehbaren Gegenständen‹ laufend hinterher. Zu beachten ist ebenfalls, dass der Sprachforscher nicht ›außen vor‹ ist. ›Sprache‹ wird notwendig von ›innen her‹ thematisiert: Der Forscher verändert den Gegenstand ›Sprache‹, sofern er ihm etwas hinzufügt durch wiederholte Realisation bekannter Gegenstände und Relationen oder Einführung neuer. Sprechbar ist von einer linguistischen Unbestimmtheitsrelation analog der physikalischen: Wir können das Paar ›Beobachtetes/Beobachter‹ als Beobachter weder gleichzeitig genau beobachten, noch verkennen, dass der Beobachter das Beobachtete durch rekontextuierende Interpretationen verändert wie umgekehrt das Beobachtete den Beobachter. Jeder Schritt ›stört‹, verändert das System[281].

Sprachforscher erleben sich als ein sprachliches Nachher, das auf ein sprachliches Früher, Jetzt und Später reflektiert. In Betreff ›Sprachwandel‹ ist festzustellen, dass man immer zu spät zu etwas Neuem kommt. In Betreff ›immer schon der Sprache‹ ist festzustellen, dass man zu spät zu etwas Altem kommt. Sprachliche Modellierung der Sprache fällt dem zu, was Apel ›Struktur des apriorischen Perfekts‹ nennt:

> „Es war die für *Sein und Zeit* charakteristische, heuristisch-suggestive Denkfigur der Reflexion auf das »apriorische Perfekt« des »je schon Sich-Vorweg-Seins« des Daseins als befindlich-verstehendes In-der-Welt-sein, die einen neuen Stil transzendentaler Reflexion auf die Bahn gebracht hat; […].“[282]

Wir haben immer schon begonnen, Lebensformen zu sein, die sich sprachlich in der Welt orientieren. Erkenntnistheoretisch ist sich ›Sprache‹ als Gegenstand je schon ›vorweg‹, ›entzogen‹. Konstitutiv impliziert ›Sprache‹ eine unkontrollierbare Offenheit. ›Sprache‹ als Gegenstand der Erkenntnis kann nicht vollständig und systematisch erfasst werden, da sie komplex, kompliziert und immer schon ist, und da sie (absichtlich oder zufällig) mutiert.

---

[281] „**Unschärferelation, Unbestimmtheitsrelation,** *Quantenmechanik:* quantitativer mathemat. Ausdruck für das von W. Heisenberg 1927 begründete **Unbestimmtheitsprinzip (heisenbergsches Unbestimmtheitsprinzip),** nach dem es Paare von beobachtbaren physikalischen Größen (Observablen) gibt, die man nicht gleichzeitig mit beliebig großer Genauigkeit messen kann […]. Darin zeigt sich, dass im Rahmen der Mikrophysik – anders als in der klass. Physik – bei einem Experiment nicht grundsätzlich von der Störung des untersuchten Objekts durch die Beobachtung oder Messung abgesehen werden kann.“ (BNwT 2003 – Unschärferelation [Lemma]).

[282] Karl-Otto Apel: Transformation der Philosophie. Bd. 1: Sprachanalytik, Semiotik, Hermeneutik. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1976, S. 39. Die aufgegriffene Formulierung lautet in *Sein und Zeit*: „Das auf Bewandtnis hin freigebende Je-schon-haben-bewenden-lassen ist ein apriorisches Perfekt, das die Seinsart des Daseins selbst charakterisiert.“ Martin Heidegger: Sein und Zeit. 18. Aufl., unveränd. Nachdr. der 15., an Hand der Gesamtausg. durchges. Aufl. mit d. Randbemerkungen aus d. Handex. d. Autors im Anh. Tübingen: Niemeyer 2001, S. 85 [§ 18].

Hauptteil

„Die wirklichen Leistungen der Logik treten hervor, indem wir bemerken, was die Logik, aufgeklärt betrachtet, wirklich nicht leisten kann."

(Kambartel[283])

5. Metapher I: Metaphern und propositionale Erkenntnis

Apel berichtet von einem zündenden Gespräch mit Popper:

> „Im Anschluß an einen Vortrag, in dem ich das Programm einer transzendentalpragmatischen Kommunikationstheorie skizziert hatte, gab mir Karl *Popper* etwa folgenden Rat:
> ‚Sie sollten nicht soviel aus der Kommunikation machen: die haben wir mit den Tieren gemeinsam. Worauf es in der menschlichen Sprache ankommt: das sind die Propositionen. Auf ihnen beruht die einzigartige Fähigkeit des Menschen zur Darstellung der Wahrheit über die reale Welt.'
> Als Karl *Popper* dies sagte, durchzuckte mich der Gedanke, daß damit in der Tat ein *Paradigma* der Sprachphilosophie charakterisiert ist – ein Paradigma, das von *Aristoteles* bis zur modernen *Referenzsemantik*, die sich von Gottlob *Frege* herleitet, in Geltung ist. Zugleich fiel mir aber auch ein, daß dieses Paradigma von Anfang an nicht unbestritten war und daß es heute, im Lichte der modernen Sprechakttheorie, erstmals ernsthaft in Frage gestellt werden kann: Die Frage nach der Auszeichnung der menschlichen Sprache vor den Kommunikationssystemen der Tiere – die *Logos-Auszeichnung*, wie man im Anschluß an *Aristoteles* sagen könnte –: diese Frage kann und muß m. E. heute in anderer, umfassenderer Weise beantwortet werden als durch den Verweis auf die ‚Darstellung'- oder ‚Repräsentationsfunktion' der Propositionen."[284]

Die Geschichte der Philosophie wird typischerweise in drei Paradigmen eingeteilt: Ontologie, Bewusstseinsphilosophie, Sprachphilosophie (S. 155). Apel spricht von *einem* Paradigma der Sprachphilosophie, das von Aristoteles bis Frege in Geltung sei. Er nennt es das „*klassische, propositionsorientierte, referenzsemantische Paradigma der Logos-Auszeichnung* der menschlichen Sprache". (ebd.) Dieses Paradigma, so Apel weiter, dürfte auch heute noch für die meisten Philosophen äußerst plausibel sein (ebd., S. 48).

---

[283] Pirmin Stekeler-Weithofer: Grundprobleme der Logik. Elemente einer Kritik der formalen Vernunft. Berlin; New York: de Gruyter 1986 (de Gruyter Studienbuch: Grundlagen der Kommunikation), S. VIII. Kambartel hat das Vorwort verfasst.

[284] Karl-Otto Apel: Die Logosauszeichnung der menschlichen Sprache. Die philosophische Tragweite der Sprechakttheorie. In: Hans-Georg Bosshardt (Hg.): Perspektiven auf die Sprache: interdisziplinäre Beiträge. Zum Gedenken an Hans Hörmann. Berlin; New York: de Gruyter 1986 (Grundlagen der Kommunikation: Bibliotheksausgabe), S. 45–46.

5.1. Funktionen: kognitiv, epistemisch

Metaphern werden Funktionen zugeschrieben.

> „In der Literatur werden v.a. immer wieder aufgeführt: emotive, expressive, kognitive, heuristische, modellhafte, anthropomorphe, verlebendigende, welterschließende, welterschaffende, pädagogische, substitutive, veranschaulichende, ikonische, ästhetische, imaginative, kreative, poetische, indexikalische, normative, moralische, mythische, religiöse, rhetorische, narrative, kommunikative, argumentative, paradigmatische, reflexive und rekombinierende [aporienüberwindende, appellative, autotherapeutische, beschönigende, innovatorische, komplexitätsreduzierende, kontingenzneutralisierende, ornamentale, performative, therapeutische …] Funktionen.“[285]

›Funktion‹ stammt von lat. ›fungor‹ ab. Übersetzungen lauten ›verrichten‹, ›ausführen‹, ›vollziehen‹, ›vollbringen‹, ›besorgen‹[286]. Wir fragen nach der Funktion von Werkzeugen, Maschinen oder Bauteilen von Maschinen (Welche Funktion hat ein Messer? Welche Funktion hat ein Adaptometer? Welche Funktion hat diese blinkende Anzeige?). Wir fragen nach der Funktion von Institutionen, Firmen, Verwaltungsapparaten (Welche Funktion hat die Kirche in Deutschland? Welche Funktion hat Apple in der Weltwirtschaft? Welche Funktion hat die Gewerkschaft der Polizei?). Wir fragen nach der Funktion von Organen (Welche Funktion hat das Herz?), nach der Funktion von Menschen (Welche Funktion hat der Bundespräsident in Deutschland?), nach der Funktion von Medien (Welche Funktion hat das Zeitungswesen?). Wir fragen nach der Funktion von sprachlichen Handlungen oder Phänomenen (Welche Funktion hat deine häufige Verwendung des Wortes ›eigentlich‹? Welche Funktion hat das ›yield‹ auf diesem amerikanischen Straßenschild?).

Synonym mit ›Funktion‹ verwendet werden die Ausdrücke ›Arbeit‹, ›Aufgabe‹, ›Zweck‹, ›Rolle‹, ›Tätigkeit‹, ›Verpflichtung‹[287]. Orientiert an diesen Synonymen ist eine Transformation der Fragestellung möglich. Statt „Welche Funktion hat das Organ ›Herz‹?“ können wir auch fragen „Welche Aufgabe hat das Herz?“, „Welche Arbeit verrichtet das Herz?“, „Welchen Zweck hat das Herz?“. Entsprechend kann ich bei sprachlichen Handlungen oder Phänomenen fragen: „Welche Arbeit möchtest du mit dieser Äußerung verrichten?“, „Welchen Zweck verfolgst du mit dieser Äußerung?“, „Welche Aufgabe soll es erfüllen, dass du von dem menschlichen Gehirn behauptest, es funktioniere wie ein Computer?“. Die Verwendungen von ›Funktion‹ und seinen Synonymen erlauben es, ein Fragen nach der Funktion von X in die Fragen zu

[285] Bernhard Debatin: Die Rationalität der Metapher. Eine sprachphilosophische und kommunikationstheoretische Untersuchung. Berlin; New York: de Gruyter 1995 (Grundlagen der Kommunikation und Kognition), S. 9. Hinzufügungen in eckigen Klammern von ks.
[286] Vgl. WSS-Pons Lat.-Dt. ^{3}2003 – fungor [Lemma].
[287] Vgl. DSW ^{6}2014 – Funktion [Lemma].

überführen „Wozu braucht man X?“, „Welche Arbeit verrichtet X?“, „Was leistet X?“, „Was tun wir mit X?“, „Welche Zweck hat X?“.

Bei einem Alltagsgegenstand wie einem Messer führt uns die Frage nach der Funktion zuerst auf die häufig verrichteten Tätigkeiten zurück, die wir mit einem Messer erledigen. Wir schneiden Brötchen, köpfen Eier, schmieren Honig aufs Brot. Mit einem Messer kann man aber auch Luft aus einem Reifen lassen, einen Menschen rasieren, bedrohen, verletzen oder operieren. Wenn die vielen Zwecke, die ein Messer erfüllt, gleichbedeutend sind mit seinen Funktionen, dann ist ein Messer, wie die wohl meisten einfachen Einzelgegenstände des Alltags, multifunktional. Die Funktion eines Messers ist abhängig davon, was wir mit diesem Gegenstand tun. Fraglich ist, ob sich überhaupt eine abgeschlossene Liste der Funktionen eines Messers aufstellen lässt, da der Mensch dazu neigt, Dinge umzufunktionieren, sie in neue Zwecke einzuspannen. Kaum zu bezweifeln ist einerseits, dass die Liste der Funktionen eines Messers sehr lang ist. Kaum zu bezweifeln ist andererseits, dass man mit einem Messer nicht alles kann: Messer sind nicht omnifunktional. Fragen wir nach der Funktion von komplizierten Gegenständen, von Maschinen oder Menschen, führt der Versuch, die Funktion anzugeben, ebenfalls schnell zur Einsicht in die Multifunktionalität. Welche Funktion hat ein Fernseher? Welche Funktion hat ein Bürgermeister in Deutschland?

Linguistisch anzumerken ist, dass ›Funktion‹ im Singular und im Plural verwendet wird. Nehmen wir an, dass etwas nur *eine* Funktion hat, ist die Frage „Welche Funktion hat X?“ geboten. Nehmen wir an, dass etwas zwei oder viele Funktionen hat, ist die Frage „Welche Funktion*en* hat X?“ geboten. Wird der normale Sprachgebrauch untersucht, ist jedoch festzustellen, dass in der Frageform häufig ›Funktion‹ im Singular verwendet wird, obwohl die Antwortform zeigt, dass dem betreffenden X zwei oder viele Funktionen zugeschrieben werden. Beispiele: Welche Funktion hat die Kunst? Welche Funktion hat der Staat? Welche Funktion hat der Journalismus? Fragen dieser Arten haben typischerweise Antworten, die zeigen, dass etwas (die Kunst, der Staat, der Journalismus) viele Funktionen hat. Dieses Verhältnis von Frage- und Antwortform mag einerseits schlicht eine eingespielte, weniger wichtige grammatische Ungenauigkeit sein. Andererseits kann gefragt werden, ob der Fragende mit der Wahl dieses Verhältnisses eventuell die Meinung verbindet, dass sich *viele* Funktionen auf *eine* Funktion zurückführen ließen.

Selektiv reflektiere ich im Folgenden die Ausdrücke ›kognitive Funktion‹ und ›epistemische Funktion‹, da diese Arbeit zentral die ›Erkenntnisfunktion‹ von Metaphern problematisiert. Diese Selektion impliziert keine Einführung einer Funktionshierarchie oder eines Funktionsreduktionismus. ›Funktionshierarchie‹ meint: Ich zeichne unter den zahlreichen Funktionen

der Metaphern eine oder wenige als wichtiger aus („Die kognitive Funktion ist die wichtigste Funktion."). ›Funktionsreduktionismus‹ meint: Ich führe die zahlreichen in der Fachliteratur vorfindlichen Funktionen auf *eine* oder einige wenige Funktionen zurück („Die welterschließende Funktion liegt allen Funktionen von Metaphern zugrunde."). Ein solcher Reduktionismus spricht sich etwa aus durch die Verwendung von Begriffswörtern wie ›Hauptfunktion‹ oder ›Grundfunktion‹[288]. Die Frage „Welche Funktionen haben Metaphern?" können wir transformieren zu „Wozu braucht man Metaphern?", „Welche Arbeit verrichten Metaphern?", „Was leisten Metaphern?", „Was tun wir mit Metaphern?".

Bei der Umgrenzung von ›kognitiv‹, ›epistemisch‹, ›Kognition‹ und ›Epistēmē‹ ist geboten, den Zusammenhang zu den Ausdrücken ›Sprache, ›Wissen‹ und ›Erkenntnis‹ zu explizieren. Es ist nicht selbstverständlich, ›kognitiv‹, ›epistemisch‹, ›Kognition‹ oder ›Epistēmē‹ auf das einzugrenzen, was ›propositionales Wissen‹ oder ›Aussagesatz‹ genannt wird (*3. Epistēmē: Erkenntnis, Wissen, Können*). Es ist nicht selbstverständlich, von jeder Erkenntnis zu meinen, sie sei begrifflich und aussagesatzförmig strukturiert. Nicht selbstverständlich ist ebenfalls, dass ›Kognition‹ von vorneherein auf ›Sprache‹ enggeführt wird. Ich umgrenze ›epistemische Funktion‹ und ›kognitive Funktion‹ im Anschluss an Rolf/Blumenberg. Anschließend reproduziere ich fünf Bestimmungsmerkmale von ›Kognition‹ im Anschluss an Singer.

In einer Kurzdarstellung der Blumenberg'schen Metaphorologie werden die epistemische und die kognitive Funktion vorsichtig (man beachte ›könnte‹ im folgenden Zitat) von Rolf einander angenähert, alsdann Blumenbergs Metapherntheorie als epistemologische klassifiziert.

> „Es ist die die begriffliche Erkenntnis mitkonstituierende epistemische Rolle, die Blumenberg an der Metapher hervorhebt. Die *Leistung* der Metapher, um die es dabei geht, könnte im Sinne der folgenden Bemerkung Richard Rortys als ‚kognitiv' bezeichnet werden: ‚Philosophers of science like Mary Hesse have helped us to realize that metaphor is essential to scientific progress. This realization has encouraged Hesse and others to argue for ‚the cognitive claims of metaphor'.' Blumenbergs Theorie aber ist insofern eher als *epistemologisch* zu bezeichnen, als sie aufzeigt, inwiefern begriffliche Erkenntnis auf Metaphern *angewiesen* ist."[289]

Rolf verwendet das Wort ›Rolle‹, was in diesem Kontext, wie anzunehmen ist, ›Funktion‹, ›Aufgabe‹, ›Bestimmung‹ meint. Der Ausdruck ›epistemische Rolle der Metapher‹ meint

[288] Beispiel: „Die Analyse solcher Einzelfunktionen ist in konkreten Metaphernstudien notwendig und gerechtfertigt, im Rahmen einer synthetischen Theorie der Metapher kommt es jedoch eher darauf an, Gemeinsamkeit und Unterschiede all dieser Funktionen herauszuarbeiten: Wie ich zeigen werde, ist es sinnvoll, die verschiedenen Metaphernfunktionen unter drei Funktionen zusammenzufassen, nämlich der *kreativ-kognitiven*, der *orientierend-welterschließenden* und der *kommunikativ-evokativen Funktion*. Diese drei Funktionen können ihrerseits auf die Grundfunktion des *rationalen Vorgriffs* zurückgeführt werden. Wie wir aber sehen werden, kommt im rationalen Vorgriff die Klugheit der Metapher allererst zum Vorschein." (Debatin 1995 – Rationalität, S. 9)

[289] Rolf 2005 – Metaphertheorien, S. 245–246, Fettdruck von ks.

›epistemische Funktion der Metapher‹, ›Wissensfunktion der Metapher‹, ›Erkenntnisfunktion der Metapher‹. Die Erkenntnisfunktion der Metapher wird näher bestimmt durch das Verb ›mitkonstituieren‹. Das, was Metaphern mitzukonstituieren vermögen, sei begriffliche Erkenntnis. Die epistemische Funktion könnte man als kognitive Funktion bezeichnen (in jener Bedeutung, die Rorty resp. Hesse dem Wort ›kognitiv‹ gibt).

›Epistemologie‹ meint ›Erkenntnistheorie‹, ›Epistēmē‹ meint ›Erkenntnis‹, ›Wissen‹, ›Können‹ (*3.2. Platon: Kritische Technik und Epistēmē*). ›epistemisch‹ meint entsprechend ›wissend‹, ›kundig‹, ›das Wissen betreffend‹. ›epistemologisch‹ meint ›erkenntnistheoretisch‹, ›die Erkenntnistheorie betreffend‹. Blumenbergs Metapherntheorie sei eine erkenntnistheoretische Theorie, da sie sich dafür interessiere, inwiefern begriffliche Erkenntnis auf Metaphern *angewiesen* sei. Drei thematische Engführungen werden somit vollzogen: Engführung auf erkenntnistheoretische Fragestellungen (1), Engführung auf das Verhältnis von ›Begriff‹ und ›Metapher‹ resp. auf erkenntnistheoretisch-begriffstheoretische Fragestellungen (2), Engführung auf einen speziellen Zusammenhang von ›Begriff‹, ›Metapher‹ und ›Erkenntnis‹ durch Verwendung von ›angewiesen sein auf‹ (3). Als ausgemacht gilt: Erst eine entsprechende Methodik, Geltungsorientierung und Reflexion zeichnen ein Nachdenken über ›Erkenntnis‹ oder ›Wissen‹ als erkenntnistheoretisches Nachdenken aus. Zu fragen ist, inwiefern man sich mit der Erkenntnisfunktion der Metapher auseinandersetzen kann, ohne Erkenntnistheorie zu betreiben (etwa, indem man zeigt, was Metaphern leisten, statt die Leistung theoretisch zu fixieren). Zu fragen ist, inwiefern es von vorneherein ein Irrweg ist, die Unterscheidung ›Begriff/Metapher‹ ins Zentrum einer Theorie zu stellen.

Das Verhältnis von ›Begriff‹ und ›Metapher‹ wird bestimmt durch Verwendung von ›angewiesen sein auf‹. ›angewiesen‹ wird normalsprachlich beispielsweise so verwendet: Ich bin auf die finanzielle Unterstützung meiner Eltern, des Staates oder der Deutschen Forschungsgemeinschaft angewiesen. Ich bin auf die Bahn (das Flugzeug, auf meine Brille, meinen Blindenhund) angewiesen. Ich bin auf die Sonne, auf Atemluft, auf Wasser angewiesen. Die Bandbreite der Bedeutungen von ›X ist angewiesen auf Y‹ ist nicht leicht auf den Punkt zu bringen. Häufig verwenden wir in ähnlichen Kontexten den Ausdruck ›Y ist notwendig für X‹. Transformieren wir die Fragestellung entsprechend, können wir fragen: Sind Metaphern notwendig für begriffliche Erkenntnis? Das Begriffswort ›Notwendigkeit‹ betont einerseits die Zwangslage (die unbedingte Erforderlichkeit, die Unerlässlichkeit, die Unabwendbarkeit, die Unausweichlichkeit, die Unvermeidlichkeit, die Unverzichtbarkeit, Unabdingbarkeit). ›Notwendigkeit‹ erlaubt die Einführung der Unterscheidung ›notwendig/möglich‹ und der spezifischen philosophischen Frage, von welcher Art ›Notwendigkeit‹ hier die Rede ist: Analytische, kausale, metaphysische

Notwendigkeit[290]? Ist die Metapher notwendig für die Begriffs*entstehung* (dann können nicht ›angeborene Begriffe‹ oder ›Kategorien‹ gemeint sein)? Ist die Metapher eine Bedingung der Möglichkeit begrifflicher Erkenntnis?

Die Notwendigkeit, die Blumenberg im Auge hat, wenn er behauptet, dass Metaphern für die begriffliche Erkenntnis notwendig sind, erklärt sich durch den Bezug auf das Verb ›konstituieren‹. Rolf verwendet den Ausdruck ›*mit*konstituierende epistemische Rolle‹. Das lat. Verb ›cōnstituere‹ bedeutet ›hinstellen‹, ›hinsetzen‹, ›hinlegen‹, aber auch ›errichten‹, ›bauen‹, ›anlegen‹[291]. Ist in erkenntnistheoretischen Zusammenhängen die Rede von ›Konstitution‹, geht es darum, wie wir Menschen das, was wir ›Welt‹, ›Lebenswelt‹, ›Wirklichkeit‹ oder ›Erfahrung‹ nennen, ›setzen‹, ›zusammensetzen‹ oder ›zusammenbauen‹. Die wichtigste Funktion bei Konstitutionstheorien (die sehr unterschiedlich ausfallen) übernehmen meist Begriffe, Kategorien oder *die* Sprache, bei Kant bekanntlich Verstand und Anschauung als Quellen der Erkenntnis. Mitgeführt werden bei Konstitutionstheorien immer grundlegende erkenntnistheoretische Fragen: Ist die Wirklichkeit erkennbar? Ist meine Welt subjektiv, gibt es Objektives?

> „Was ist Metaphorologie und was ist ihr Gegenstand? Metaphorologie ist die Lehre von der Rolle, die Metaphern im Rahmen unserer Wirklichkeitserkenntnis spielen. Metaphorologie befaßt sich mit der Geschichte bestimmter, für unsere Wirklichkeitserkenntnis konstitutiver Metaphern. Die Metaphorologie ist historisch ausgerichtet und vergleichbar mit der Begriffsgeschichte und der Diskursgeschichte. Metapherngeschichte, Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte können als Beispiele betrachtet werden für eine Art historische Semantik.“[292]

Die Frage nach der kognitiven oder epistemischen Funktion der Metapher meint innerhalb der Metaphorologie demnach: Inwiefern konstituieren Metaphern begriffliche Erkenntnis (der Wirklichkeit) *mit*? Herauszustellen ist, dass Rolf die Metaphorologie von Metapherntheorien durch die Behauptung abgrenzt, dass sie mehr ein erkenntnistheoretisches als ein sprachtheoretisches oder semiotisches Erkenntnisinteresse verfolge:

> „Im Unterschied zur Metapherntheorie ist die *Metaphorologie* kein im engeren Sinne sprachtheoretisches Unternehmen, sondern ein erkenntnistheoretisches. Im deutschen Sprachraum ist die Bezeichnung ‚Metaphorologie‘ mit den Arbeiten von Hans Blumenberg verbunden. Blumenbergs langjähriges Projekt einer ‚historischen Metaphorologie‘ ist als Teil einer ‚Theorie der Unbegrifflichkeit‘ darauf angelegt, Ideen- und Geistesgeschichte als Geschichte von erkenntnisleitenden Hintergrund-

[290] Zur Unterscheidung dieser Arten von Notwendigkeit vgl. Tugendhat et al. 2007 – Propädeutik, S. 243–259.
[291] Vgl. WSS-Pons Lat.-Dt. ^{3}2003 – cōnstituō [Lemma].
[292] Rolf 2005 – Metaphertheorien, S. 244.

metaphern zu begreifen: die Welt als ein Buch zum Lesen, das Leben als Schiffahrt, die Zeit als Fluss, der Mensch als Maschine, die nackte Wahrheit, das Licht der Erkenntnis.“[293]

›Erkenntnistheorie‹ oder ›Epistemologie‹ sind Begriffswörter für eine philosophische Disziplin, die nach Bedingungen der Möglichkeit, Genese, vor allem aber nach Geltung und Grenzen der Erkenntnis fragt. Solche Theorien der Erkenntnis haben ein metastufiges Verhältnis zu den Einzelwissenschaften, weil sie nicht nach dieser oder jener spezifischen Erkenntnis fragen, sondern nach Erkenntnis überhaupt. Zu beachten ist, dass ein epistemologisches Interesse an der Metapher auch die Selbstanwendung der Theorie einschließt. Metaphorologie muss die Arbeit der Metapher innerhalb der Metaphorologie untersuchen.

Fünf Bestimmungsmerkmale von ›Kognition‹ spreche ich im Hinblick auf den Ausdruck ›kognitive Funktion‹ an, um erkenntnistheoretische Probleme herauszustellen, die im Metapherndiskurs relevant sind. Das Eigenschaftswort ›kognitiv‹ wie das Nomen ›Kognition‹ gehen auf das lat. Verb ›cōgnōscere‹ zurück, das ›kennen lernen‹, ›erkennen‹, ›wahrnehmen‹, ›bemerken‹, ›vernehmen‹, ›erfahren‹ bedeutet[294]. Die Schwierigkeiten, ›kognitiv‹ zu definieren, zeichnen sich bereits ab, zieht man ein normales Wörterbuch zurate: „**Ko|gni|ti|on,** die; -, -en [lat. cognitio = Kennenlernen, Erkennen, zu: cognoscere (2. Partizip: cognitum) = erkennen] (Psychologie, Pädagogik): *Gesamtheit aller Prozesse, die mit dem Wahrnehmen u. Erkennen zusammenhängen*.“[295] Unter diese ›Gesamtheit aller Prozesse‹ fallen in verschiedenen Fachwissenschaften, die sich mit ›Kognition‹ beschäftigen (Psychologie, Linguistik, Neurobiologie, Kognitionswissenschaft) regelmäßig:

- Die Einzelsinne (fünf oder mehr: Bildverarbeitung, Tonverarbeitung, Tastverarbeitung, Geruchsverarbeitung, Geschmacksverarbeitung)
- Denken, Sprache
- Informationsverarbeitung durch Verstand, Intelligenz (oder andere intrapsychische Einheiten)
- Kennen, Erkennen, Wiedererkennen (Mustererkennung)
- Handlungsplanung, Handlungssteuerung
- Gedanken, Meinungen, Wissen, Wille, Wünsche
- Logisches Denken, Intelligenz, Kreativität, Gedächtnis, Erinnerung
- Aufmerksamkeit, Konzentration
- Lernen, Entscheiden, Fehlerdiagnose, Problemlösen
- Vorstellungen, Imagination, ›innere‹ Bilder
- Introspektion, Glaube, Wille
- Emotion, Gefühl, Instinkt (und einiges mehr)

[293] Keil, Geert (2010): Naturalismuskritik und Metaphorologie. In: Michael Bölker, Mathias Gutmann u. Wolfgang Hesse (Hg.): Information und Menschenbild. Berlin; Heidelberg; New York: Springer (Ethics of science and technology assessment, 37), S. 156.
[294] Vgl. WSS-Pons Lat.-Dt. ^{3}2003 – cōgnōscō [Lemma].
[295] DUW ^{8}2015 – Kognition [Lemma].

Häufig wird ›Kognition‹ in Verbindung gebracht mit ähnlich ›weiten‹ Begriffswörtern wie ›Denken‹, ›Geist‹ oder dem ›Mentalen‹. Wird nach der kognitiven Funktion der Metapher gefragt, gibt es entsprechend viele Themenbereiche, in denen Metaphern ›eine Rolle spielen‹ können[296]. In Singers Bestimmung von ›Kognition‹ sticht als historischer Aspekt die Behauptung hervor, dass die kognitive Psychologie und später die Kognitionswissenschaft durch eine Kritik und Abwendung vom Behaviorismus (Watson, Pawlow, Skinner) entstanden sind[297]. Der ›klassische‹ Behaviorismus behandelt die menschliche Psyche als ›Blackbox‹. Sein Erkenntnisinteresse richtet er dezidiert auf die Unterscheidung ›Reiz/Reaktion‹, möglichst ohne über die ›Bauweise‹ oder ›Innenansicht‹ der Psyche zu spekulieren. Zu beachten ist, dass diese Option auch heute noch eine gangbare ist: Modelltheoretische Spekulationen über die ›Innenarchitektur‹ der Psyche können unterlassen werden.

Die erste, auf ›Kognition‹ angewendete, relevante binäre Unterscheidung richtet sich kritisch gegen eine Meinung, die in der Alltagspsychologie wie auch in einem Großteil der geisteswissenschaftlichen Tradition gebräuchlich gewesen ist: Die Redeweise von *höheren* und *niederen* kognitiven (bzw. geistigen, mentalen) Prozessen. Hoch bewertet wurden Verstand, Denken, Logik, Problemlösen usw. Als niedriger gewertet wurden die Verarbeitung von Sinnesdaten, die Bewegungssteuerung, insbesondere Emotionen und Instinkte. Hier schließt eine weitere binäre Unterscheidung an: Häufig werden kognitive Prozesse als bewusste Prozesse gefasst, unbewusste Prozesse dagegen als nicht-kognitive.

Weder die Einteilung in ›hohe‹ und ›niedrige‹ kognitive Prozesse, noch die Zuordnung von ›kognitiv/nicht-kognitiv‹ zu ›bewusst/unbewusst‹, so Singer, mache Sinn. Neuere empirische Belege sprächen a) dafür, dass die so genannten ›höheren‹ geistigen Prozesse dem Bewusstsein nur teilweise zugänglich seien, Belege sprächen b) dafür, dass die so genannten ›niedrigen‹ und ›einfachen‹ Prozesse wie Bewegungssteuerung und Sensorik beachtenswerte zerebrale Leistung implizierten, die als ›niedrig‹ zu bezeichnen unangemessen sei. Im Rahmen der Modellierung kognitiver Prozesse mittels ›hoch/niedrig‹, ›bewusst/unbewusst‹ sei es ebenfalls zu einer

[296] Ein Beispiel, um die Definitionsweite des Begriffswortes zu verdeutlichen: „Haben Sie sich je gefragt, wie Ihr Geist funktioniert? Jeden Tag bewältigen Menschen eine Vielzahl mentaler Aufgaben: Sie lösen Probleme bei der Arbeit oder in der Schule, treffen Entscheidungen über ihr persönliches Leben, erklären Handlungen anderer Menschen oder lernen neue Begriffe wie ‚Grunge Rock' oder ‚Surfen' im Internet. Das Hauptziel der Kognitionswissenschaft ist es, eine Erklärung dafür zu finden, wie Menschen diese verschiedenen Arten des Denkens bewerkstelligen. Wir wollen nicht nur Wege des Problemlösens und Lernens beschreiben, sondern auch erklären, wie der Geist diese Aufgaben ausführt." Paul Thagard: Kognitionswissenschaft. Ein Lehrbuch [Orig.-Sachtitel: Mind. Introduction to cognitive science]. Aus d. Amerik. v. Daniela Egli u. Marco Montani. Stuttgart: Klett-Cotta 1999, S. 13.

[297] Zu den folgenden definitorischen Ausführungen über ›Kognition‹ vgl. LdN-Spektrum 2003 – Kognition [Lemma v. Wolf Singer].

Zweiteilung der Gesamtprozesse in ›Kognition‹ und ›Emotion‹ gekommen, wobei ›Kognition‹ (definitorisch eng geführt auf ›Verstand‹, ›Intelligenz‹, ›Logik‹ usw.) die hohen, ›Emotion‹ dagegen die niedrigen Prozesse bezeichne. Auch diese hierarchisierende Einteilung der kognitiven Prozesse werde durch neuere Forschungen der Emotionsforschung nicht mehr gestützt (Singer nennt Damasio[298]). Im Sinn der angeführten paradigmatischen Absetzung vom Behaviorismus werde ›Kognition‹ heute vorwiegend verwendet als Bezeichnung für alle Prozesse, die *zwischen* Reiz und Reaktion verortet werden: Verarbeitung von Sinnesreizen, Klassifikation, Interpretation, Rückgriff auf Gedächtnis, Antizipation, Urteilsprozesse und vieles mehr. „Kognition in diesem Sinn wird deshalb manchmal auch mit der *Konstruktion der internen subjektiven Realität* gleichgesetzt, die es Individuen erlaubt, auf objektiv gleiche Umweltreize abhängig von ihrer jeweiligen Interpretation unterschiedlich zu reagieren.“ (ebd., S. 247, Sp. 2) Die kognitive Psychologie habe sich seit ihren Anfängen in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts zunehmend verpflichtet auf ein informationstheoretisches Paradigma. Kognitionspsychologie und Neurobiologie modellierten das ›Kognition‹ Genannte als informationen-verarbeitende, informationen-transformierende, informationen-reduzierende, informationen-speichernde, informationen-abrufende und informationen-verwendende Entität innerhalb des Körpers (und meist innerhalb des Gehirns). Alles, was wir sehen, hören, schmecken, tasten und fühlen, gelte als Information, die wir nicht (so Singers Metapher) ›in einem Schritt‹, sondern in vielen, kleinteiligen Schritten kognitiv verarbeiteten[299]. Beachtenswert in unserem Untersuchungszusammenhang ist:

> „Dieser dritte Kognitionsbegriff [des informationstheoretischen Paradigmas, ks], wie ihn die kognitive Psychologie eingeführt hat, wird im Rahmen der konkurrierenden Forschungsansätze der Kognitionswissenschaft und kognitiven Neurowissenschaft unterschiedlich weiter spezifiziert. Die Spezifizierung unterscheidet sich primär **in den grundlegenden Metaphern**, die zur Beschreibung der Informationsverarbeitungsprozesse verwendet werden.“ (ebd., S. 248, Sp. 1; Fettdurck, ks)

Diese Metaphern innerhalb des informationstheoretischen Paradigmas seien: Die Kognition als Allzweck-Digitalrechner, als algorithmisch operierende Maschine, als aufspaltbar in Hardware und Software. Dieser ›Ansatz‹ habe die KI-Forschung in der Informatik ebenso beflügelt wie spätere Computer-Simulationen der Kognition in der Psychologie. Die philosophische Frage in

[298] Antonio R. Damasio: Ich fühle, also bin ich. Die Entschlüsselung des Bewusstseins [Orig.-Sachtitel: The feeling of what happens. Body and emotion in the making of consciousness]. Aus dem Engl. v. Hainer Kober. 3. Aufl. München: Ullstein-Taschenbuchverl. 2002 (List-Taschenbuch, 60164). Antonio R. Damasio: Der Spinoza-Effekt. Wie Gefühle unser Leben bestimmen [Orig.-Sachtitel: Looking for Spinoza. Joy, sorrow, and the feeling brain]. Aus dem Engl. v. Hainer Kober. 3. Aufl. München: Ullstein-Taschenbuchverl. 2006 (List-Taschenbuch, 60494).
[299] Problematisch in diesem Zusammenhang ist das Begriffswort ›Information‹. Ist es sinnvoll, davon zu sprechen, dass es bewusstseinsunabhängige Informationen gibt, die rezipiert und verarbeitet werden?

diesem Kontext bleibt, inwiefern die Unterscheidungen ›Software/Hardware‹, ›Information/substanzieller Informationsträger‹ mit dem traditionellen Leib-Seele-Problem oder Geist-Materie-Problem in Verbindung stehen. Der letzte von Singer bestimmte Kognitionsbegriff fasst einen Forschungszweig innerhalb des informationstheoretischen Paradigmas näher, der ›Kognition‹ nicht als Informationsverarbeitung beschreibt, ohne auf das materielle Substrat zu reflektieren. Die ›hardware-losgelöste‹ Untersuchung von Kognition wird als Forschungsfeld bezeichnet, das, so schließt Singer, sich als wenig produktiv erwiesen habe.

Für die Beurteilung der kognitiven Funktion der Metapher zentral sind die Fragen, welche Rolle innerhalb der ›gesamten kognitiven Prozesse‹ die Sprache bekommt und was unter ›Sprache‹ verstanden wird (*4. Sprache: Medium und Gegenstand der Erkenntnis*). Zum einen gibt es Modellierungen, die strikt zwischen Denken und Sprache trennen und dabei ›Kognition‹ mit ›Denken‹ identifizieren. Andererseits gibt es Modellierungen, die jede kognitive Aktivität als eine sprachliche auszeichnen. „We have found, on the contrary, that metaphor is pervasive in everyday life, not just in language but in thought and action. Our ordinary conceptual system, in terms of which we both think and act, is fundamentally metaphorical in nature."[300] Innerhalb der kognitiven Linguistik gibt es eine breit angelegte Kontroverse darüber, ob Metaphern nichtsprachlich oder sprachlich sind oder beides, ob sie dem Denken, dem Handeln, der Sprache, den Emotionen oder all dem gemeinsam zugehören. Wie Kohl zusammenfasst:

> „Dass diese ›konzeptuellen‹ Metaphern sich dem Leser tatsächlich in Form von *sprachlichen* Metaphern präsentieren und zudem eine Entscheidung bezüglich des Allgemeinheitsgrads voraussetzen […] wird ausgeblendet. Wie Erika Linz zu Recht kritisiert, basiert die von Lakoff und Johnson entwickelte Metapherntheorie auf der Illusion einer »sprachfreien konzeptuellen Figur« […]. Die Ausblendung oder Abtrennung des sprachlichen Aspekts ist nicht nur bezüglich der Definition der Metapher grundsätzlich verfehlt: Es wird damit tendenziell der gesamte Ansatz unterminiert. Denn wenn unser tägliches Handeln von Metaphern bestimmt wird – »what we do every day is very much a matter of metaphor« (Lakoff/Johnson 2003, 3) –, dann ist die sprachliche Dimension der Metapher eine wesentliche Voraussetzung für ihre Wirksamkeit. Jene Systematik, die Lakoff und Johnson in der Alltagsmetaphorik entdecken, gründet in dem Zusammenspiel zwischen individuellem Denken und kollektiver, kulturvermittelnder Sprache."[301]

Nicht zuletzt hat Lakoff bereits 1977 einen von Kohl so genannten ganzheitlichen (holistischen) Ansatz gewählt, indem er den psychologischen Ausdruck (engl.) ›gestalts‹ als jene Strukturen auszeichnete, die Denken, Perzeption, Emotion, kognitiven Prozessen, Motorik und Sprache organisieren (ebd., S. 122–123). Bereits Jäkel hatte darauf verwiesen, dass zwischen der Mo-

[300] George Lakoff u. Mark Johnson: Metaphors we live by [with a new afterword]. Unveränd. Nachdr. Chicago; London: Univ. of Chicago Press 2003, S. 3.
[301] Katrin Maria Kohl: Metapher. Stuttgart; Weimar: Metzler 2007 (Sammlung Metzler, 352), S 124.

dellierung jener ›Konzepte‹ oder ›konzeptuellen Metaphern‹ bei Lakoff/Johnson und Kants Schematismus-Lehre eine Ähnlichkeit besteht, so dass Jäkel Kant (und Blumenberg, der auf Kant aufbaut) als Vorläufer der kognitiven Metapherntheorie bezeichnete[302]. Kohl bestätigt diese ›Nähe‹ zu Kant und Blumenberg, will aber Differenzen ebenso betont wissen[303]. Weit gehen auch Meinungen darüber auseinander, ob es nicht-sprachliches Denken gibt. Viele Zweige der modernen Philosophie suchen an die sprachvergessene Bewusstseinsphilosophie (zu der auch Kant zu zählen sei, so Villers[304]) nicht mehr anzuschließen.

> „In der kognitiven Metapherntheorie – oder richtiger: in der Vielzahl kognitiver Ansätze – geht es vorrangig (und zum Teil ausschließlich) um den gedanklich psychologischen Aspekt der Metapher und die entwicklungspsychologischen Prozesse, die in der Metapher zum Ausdruck kommen.“ (ebd., S. 123)

Nicht zu vernachlässigen ist bei der Frage nach der kognitiven oder epistemischen Funktion der Metapher zuletzt die fundamentale Frage: Haben Metaphern überhaupt eine kognitive oder epistemische Funktion?

5.2. Formalisieren: Die Eliminierung von Metaphern

Das Verb ›formalisieren‹ ist transitiv. Immer wird *etwas* formalisiert. Die Handlung ›formalisieren‹ realisiert etwas. Das Realisierte wird ›Formel‹, ›Formalisierung‹, ›formale Sprache‹ oder ›künstliche Sprache‹ genannt. Aufgrund unserer Schulbildung haben wir das Arbeiten mit mathematischen, physikalischen und chemischen Formeln verinnerlicht. Häufig ist uns auch das Arbeiten mit formalen Sprachen vertraut, da sie in der formalen Logik, Informatik und Linguistik standardmäßig verwendet werden. Einige Beispiele sind:

Beispiel	Klassifizierung
$a^2 + b^2 = c^2$	mathematische Formel
$f = m \cdot a$	physikalische Formel
H_2O	chemische Formel
S weiß, dass p	teilformalisierter Aussagesatz + propositionale Einstellung

[302] Vgl. Olaf Jäkel: Wie Metaphern Wissen schaffen. Die kognitive Metapherntheorie und ihre Anwendung in Modell-Analysen der Diskursbereiche Geistestätigkeit, Wirtschaft, Wissenschaft und Religion. Verb., aktualisierte und erw. Neuaufl. Hamburg: Kovač 2003 (Philologia. Sprachwissenschaftliche Forschungsergebnisse, 59), S. 113–130.
[303] Vgl. Kohl 2007 – Metapher, S. 45 u. 117.
[304] Jürgen Villers: Kant und das Problem der Sprache. Die historischen und systematischen Gründe für die Sprachlosigkeit der Transzendentalphilosophie. Konstanz: Verl. am Hockgraben 1997 (Reflexionen zur Sprachtheorie, 1).

Alle B sind C. Alle A sind B. Also sind alle A C.	teilformalisierter Syllogismus
print STDERR "1. Testing 'sendfile'..." print "STREAM FILE beep \"\"\n" my $result = <STDIN> &checkresult($result);	teilformalisierte Programmiersprache
S / \ NP VP / \ / \ D N V NP Der Hund fraß / \ D N den Knochen	formalisierte Grammatik
 a) Allquantor: ∀xFx b) Existenzquantor: ∃xFx (eigentlich ¬∀x¬Fx)	Freges Begriffsschrift

Das Verb ›formalisieren‹ bedeutet normal-sprachlich:

> „**1.** (einen Zusammenhang) mithilfe von Formeln und grafischen Zeichen allgemein formulieren, formal darstellen: eine grammatische Theorie formalisieren. **2.** in eine strenge ↑Form (1 b) bringen, systematisieren; durchgehend an gegebenen ↑Formen (1 b, d), Regeln orientieren: eine Idee, Strategie formalisieren; eine stark formalisierte Kunst.“[305]

Zusammenhänge, die mittels Formeln und grafischen Zeichen dargestellt werden, sind beispielsweise der physikalische Zusammenhang von Masse (m), Beschleunigung (a) und Kraft (f), der chemische Zusammenhang von Wasserstoff (H) und Sauerstoff (O), der mathematische Zusammenhang von Kathetenquadraten (a^2, b^2) und Hypotenusenquadrat (c^2) und der sprachliche bzw. logische Zusammenhang verschiedener Elemente natürlicher Sprachen (formale Grammatik). Ebenfalls formalisiert werden psychologische, soziologische, politische und ökonomische Zusammenhänge. Feststellbar ist, dass bereits sehr viele Arten von Zusammenhängen von der modernen Wissenschaft formalisiert wurden. Formalisierungen gelten als vergleichsweise sichere wissenschaftliche Erkenntnismittel.

Formeln und formale Sprachen dienen in unterschiedlichen Wissenschaften unterschiedlichen Zwecken. In Psychologie, Soziologie und Ökonomie werden Formeln verwendet, um das Verhalten von Menschen verstehen und vorhersagen zu können. In Physik und Chemie werden Formeln verwendet, um (reale natürliche) Dinge oder Prozesse beschreiben, erklären und vor-

[305] DUW [8]2015 – formalisieren [Lemma].

hersagen zu können. In der Linguistik werden formale Sprachen verwendet, um die ›Universalgrammatik‹ herauszuarbeiten, die in allen natürlichen Sprachen am Werk ist. In der Informatik werden formale Sprachen verwendet, um Algorithmen zu erstellen, Software zu generieren oder Maschinen zu steuern. In der formalen Logik werden formale Sprachen verwendet, um die logische Form zu explizieren. So unterschiedlich die Zwecke des Gebrauchs von Formeln und formalen Sprachen auch sind, Formeln und formale Sprachen sind Produkte des Formalisierens und damit an bestimmte Bedingungen geknüpft.

In *Sprache und Methode* stellt Janich heraus, dass ›formalisieren‹ zweideutig sei.

> „Leider wird das Wort ‚Formalisieren' in der Fachsprache der Mathematiker und der Philosophen sowie in der Bildungssprache zweideutig verwendet. Einmal meint man nämlich lediglich eine abkürzende *formelmäßige Darstellung* etwa durch Buchstaben oder andere Symbole, sogenannte ‚Variable', wie es der Laie aus dem Mathematikunterricht der Schule kennt, zum andern aber eine vollständige Fassung von Satzsystemen in Erzeugungsregeln, sogenannten *Kalkülen*."[306]

Zum einen bezeichnet das Verb ›formalisieren‹ eine Handlung, die verkürzte Darstellungen hervorbringt: Statt des Begriffswortes ›force‹ verwenden wir den Kleinbuchstaben ›f‹, statt des Begriffswortes ›Proposition‹ verwenden wir den Kleinbuchstaben ›p‹, statt des Begriffswortes ›Nominalphrase‹ verwenden wir den Großbuchstaben ›NP‹ (Bedeutung 1). Die verkürzte Darstellung bedingt, dass wir Zeit und Raum bei der Darstellung einsparen. Die Liste der Abkürzungszeichen, die in den Wissenschaften verwendet werden, ist lang[307].

Zum anderen bezeichnet das Verb ›formalisieren‹ die ›vollständige Fassung von Satzsystemen in Erzeugungsregeln, sogenannten Kalkülen‹ (Bedeutung 2). ›Kalkül‹ meint:

> „**Kalkül** (aus dem Franz. calcul, von lat./engl. calculus, d.i. Rechenstein), ein Herstellungsverfahren von Figuren aus *Grundfiguren* nach bestimmten Vorschriften, den *Grundregeln*. Dabei sind alle Figuren aus einem Vorrat an Grundzeichen oder Atomfiguren, dem ↑Alphabet, zusammengesetzt. Zu den K.en gehören, meist nach geeigneter Umformung, neben den formalen Sprachen (↑Sprache, formale) oder ↑Formalismen (↑System, formales) z.B. die ↑Algorithmen, Semi-Thue-Systeme (↑Algorithmentheorie) und andere Rechenverfahren der Mathematik (Tensorkalkül, Differentialkalkül etc.) sowie die Erzeugungsverfahren grammatisch korrekter Ausdrücke in der modernen Linguistik (etwa

[306] Peter Janich: Sprache und Methode. Eine Einführung in philosophische Reflexion. Tübingen: Francke 2014 (UTB, 4124), S. 107.

[307] Vorschläge oder Normen, welche Formelzeichen wie verwendet werden sollten, gibt die DIN 1304. Der Oberbegriff ›Formelzeichen‹ wird binär eingeteilt in ›Grundzeichen‹ und ›Nebenzeichen‹. Die Grundzeichen bestehen aus einem lateinischen oder griechischen Groß- oder Kleinbuchstaben (Grundzeichen aus mehreren Buchstaben sind die Ausnahme). Das Grundzeichen wird häufig in Anlehnung an das jeweilige Begriffswort gebildet. So steht ›m‹ für ›masse‹, ›f‹ für ›fortitudo‹ oder ›force‹, ›E‹ für ›Energie‹, ›p‹ für ›Prädikator‹. Die Nebenzeichen bestehen ebenfalls aus den angeführten Schriftsprachen, darüber hinaus aber auch aus Unterstreichung, Asterisk, Anführungszeichen, Tilde, Apostroph usw. Vgl. DIN Deutsches Institut für Normung e. V. (Hg.): Formelzeichen. Formelsatz. Mathematische Zeichen und Begriffe. Normen (AEF-Taschenbuch 2). 2. Aufl., Stand der abgedr. Normen: Apr. 1994. Berlin; Wien; Zürich: Beuth 1994 (DIN-Taschenbuch, 202).

mit Hilfe von Ersetzungsregeln). Umgangssprachlich werden sogar methodisch in kleinste Schritte gegliederte Verfahren zur Erreichung eines bestimmten Ziels zuweilen ›K.e‹ genannt.“[308]

Welche Bedeutung ›formalisieren‹ über die ökonomisch sinnvolle Reduktion von sprachlichen Darstellungsmittel hinaus hat, kann herausgearbeitet werden, indem das Formalisieren in der formalen Logik untersucht wird[309]. Resultat der Untersuchung ist eine Liste von Erkenntnisinteressen, die typischerweise mit dem Formalisieren verbunden werden. Diese Erkenntnisinteressen, wie zu zeigen ist, implizieren den Anspruch auf Eliminierung von Metaphern.

Neuere Lehrbücher der Logik gehen darin überein, dass die Geschichte der Logik grob in drei Phasen eingeteilt werden kann. So unterscheiden Tugendhat und Wolf zwischen einer älteren, einer neuzeitlichen und einer modernen Logik. Phase 1 beginne mit Aristoteles, der damit als Initiator der Logik ausgezeichnet wird. Phase 2 beginne im Jahr 1662 mit der *Logik von Port Royal*, Phase 3 1879 mit Freges *Begriffsschrift*[310]. Wer die Geschichte der Logik auf diese Weise einteilt und beginnen lässt, präferiert eine spezifische Auffassung von Logik. Von den Vorsokratikern wie auch Sokrates wird man nicht behaupten wollen, dass sie nicht methodisch darüber nachgedacht hätten, was ›Logik/logos‹ meint. Die Geschichte der Logik mit Aristoteles beginnen zu lassen, drückt bereits eine Präferenz für den formalen *Aspekt* des Logos aus.

„Aber es war wohl zuerst Aristoteles (384–322), der systematisch die allgemeinen Formen des folgerichtigen Denkens untersuchte, indem er von dem konkreten *Inhalt* der Sätze abstrahierte und die Richtigkeit einer Folgerung allein aufgrund ihrer besonderen sprachlichen *Form* aufzeigte. Aristoteles hob hervor, daß in einer logischen Schlußfolgerung die sachliche Bedeutung der einzelnen Sätze gar keine Rolle spielt. Lediglich die besondere sprachliche Form der Folgerung gewährt schon die Richtigkeit des Schließens. Damit war Aristoteles der erste, der die rein formale Struktur des Denkens im Hinblick auf seine Richtigkeit untersucht hat.“[311]

Die Unterscheidung ›Form/Inhalt‹ wird vorausgesetzt und mit den Unterscheidungen ›konkret/abstrakt‹ sowie ›sprachliche Form von Sätzen/sachliche Bedeutung von Sätzen‹ verknüpft. Das, was ›Form‹ genannt wird, ist abstrakt (nicht ›konkreter Inhalt‹, nicht ›sachliche Bedeutung‹). Neben ›Inhalt‹ werden hier auch ›das Konkrete‹ (›Konkretes‹, ›Konkretheit‹), ›Sache‹ (Sachen, Sachliches, Sachverhalte) und ›Bedeutung‹ (die Dimension der Semantik) als Oppo-

[308] EPhW 1995[2] – Kalkül [Lemma v. Kuno Lorenz]. Zur Bedeutung von ›Kalkül‹ vgl. Hans Julius Schneider: Pragmatik als Basis von Semantik und Syntax. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. 1975, S. 24–31.
[309] Wird untersucht, was in der Philosophie traditionell unter ›formalisieren‹ verstanden wird, ist festzustellen, dass ›Formalisierung‹ meist nicht als eine Art von Abkürzung oder Übersetzung aufgefasst wird. Vgl. Georg Brun: Die richtige Formel. Philosophische Probleme der logischen Formalisierung. Frankfurt a. M.; München; London; Miami; New York: Hänsel-Hohenhausen 2003 (λόγος. Studien zur Logik, Sprachphilosophie und Metaphysik, 2), S. 75.
[310] Vgl. Tugendhat et al. 2007 – Propädeutik, S. 7.
[311] Reiner Winter: Grundlagen der formalen Logik. 2., überarb. Aufl. Frankfurt a. M.: Deutsch 2001, S. 2.

sitionen von ›Form‹ angeführt. Typische Ausdrücke für die isolierte Untersuchung der Form sind:

- Vom konkreten Inhalt (der Sätze) wird abstrahiert.
- Von der Bedeutung (der Sätze) wird abgesehen.
- Die sachliche Bedeutung spielt keine Rolle.
- Aussagen werden verallgemeinert unter Absehung vom Inhalt.
- Die besondere sprachliche Form wird aufgezeigt.
- Von konkreten empirischen Bezügen wird abgesehen.
- Etwas wird allgemein formuliert.
- Etwas wird formal dargestellt.
- Etwas wird formal repräsentiert.
- Etwas wird formal wiedergegeben.

Winter schreibt Aristoteles zu, die allgemeinen Formen des folgerichtigen Denkens, die rein formale Struktur des Denkens untersucht zu haben. Wie untersucht man die reine, abstrakte, formale Struktur des folgerichtigen Denkens?

Das, was bei Aristoteles formalisiert wird, sind (die Bestandteile von) Aussagen. Per definitionem sind Aussagen bei Aristoteles wahrheitsfähig, d. h. entweder wahr oder falsch.

1	wenn gilt:	Alle Menschen sind sterblich.
2	und wenn gilt:	Sokrates ist ein Mensch.
3	dann gilt:	Sokrates ist sterblich.

Grammatiker klassifizieren die Sätze 1–3 als Aussagesätze. Logiker wenden zusätzlich eine binäre Einteilung an: Die Aussagesätze 1 + 2 sind Prämissen, Aussagesatz 3 ist die Konklusion. Eine Schlussfolgerung kann beliebig viele Prämissen haben, aber immer nur *eine* Konklusion. Wenn die Prämissen wahr sind, dann ist auch der Schluss wahr. Aristoteles bezeichnete einen solchen Schluss als Syllogismus. Ein Standardsyllogismus ist:

1	wenn gilt:	Kein Fisch ist ein Säugetier.
2	und wenn gilt:	Einige Schwanzflosser sind Säugetiere.
3	dann gilt:	Einige Schwanzflosser sind keine Fische.

„Wieviele einwandfreie Schlußformen, wieviel gültige Modi, gibt es also? Leider erteilt die Logik auf diese Frage keine eindeutige Antwort.“[312] Eine Zahl von Schlussformen, der eine Mehrheit von Logikern zustimmt, so Siebel, gibt es nicht. Aristoteles zählte 19 gültige Syllogismen, Leibniz 24 (dem stimmten Lukasiewicz, Lorenzen, Terrell, Klaus und Kutschera zu),

[312] Wigand Siebel: Grundlagen der Logik. Eine Einführung in Aufbau und praktische Anwendungen der Begriffslogik. München: Verl. Dokumentation 1975 (UTB, 515), S. 74.

Czech, Tammelo und Schreiner führten ebenfalls 19 gültige Syllogismen an, Freytag-Loringhoff 18, Schröder, Hilbert/Ackermann und Quine kämen auf 15 (ebd., S. 74–76). Tugendhat und Wolf führen aus:

> „Die übliche Auffassung heute ist, daß es in der Logik um »die Prinzipien des gültigen Schließens« geht; genauer müßte man ergänzen: »sofern dieses auf der bloßen Form der Aussagen (oder Urteile) beruht«. Damit sind zwei Begriffe genannt, die wir erst später genauer erläutern werden: der des *Schlusses* und der der logischen *Form*."[313]

Die moderne formale Logik ist eine Theorie des gültigen Schließens. Wie dabei ›Gültigkeit‹ erklärt wird (durch eine Tarski'sche Modelltheorie oder durch den Begriff ›Wahrheit‹ wie bei Frege und dem frühen Wittgenstein), ist nicht abschließend geklärt[314]. Weitgehend unkontrovers ist, dass der formale Logiker es mit Aussagen und Aussageformen zu tun hat. Ein Logiker in der Tradition der formalen Logik formalisiert die Bestandteile von Aussagesätzen und Zusammenhänge von Aussagesätzen nicht allein, weil er Zeit, Raum, Darstellungsmittel, Energie oder Kosten minimieren möchte, sondern weil er die *logische Form* zu explizieren sucht.

Beobachten wir medientheoretisch-grammatisch, was beim Formalisieren (nach Aristoteles) geschieht, so sehen wir nur, dass einzelne Teile des Aussagesatzes durch Großbuchstaben ersetzt werden.

1	wenn gilt:	Alle B sind C.
2	und wenn gilt:	Alle A sind B.
3	dann gilt:	Alle A sind C.

Das plurale Nomen ›Menschen‹ ist durch ›B‹ ersetzt, das Adjektiv ›sterblich‹ durch ›C‹, der Eigenname ›Sokrates‹ durch ›A‹.

> „Aristoteles hatte erkannt, daß diese gesamte ‚*wenn-dann*'-Beziehung aufgrund ihrer sprachlichen Form schon in jedem Falle ‚richtig' oder ‚gültig' ist, ganz unabhängig davon, ob die einzelnen Teilaussagen *inhaltlich* wahr sind oder nicht. Denn anstelle der konkreten Begriffe wie ‚Lebewesen', ‚sterblich' und ‚Mensch' können beliebige andere Begriffe gewählt werden, ohne daß die Gültigkeit dieser Schlußfolgerung verletzt wird. Diese allgemeine Geltung drückte Aristoteles mit Hilfe von Buchstaben A, B, C usw. aus, für die dann beliebige Begriffe eingesetzt werden können: […]."[315]

Linguisten verwenden typischerweise die Unterscheidung ›Konkreta/Abstrakta‹. Das meint: Begriffswörter für konkrete Gegenstände (›Tisch‹ und ›table‹ für eine Klasse konkreter, materieller raumzeitlicher Entitäten) und Begriffswörter für abstrakte Gegenstände (›Zahl‹ und

[313] Tugendhat et al. 2007 – Propädeutik, S. 10.
[314] Vgl. Brun 2003 – Formel, S. 26.
[315] Winter 2001 – Logik, S. 2.

›number‹ für eine Klasse abstrakter, immaterieller Entitäten). In Winters Vokabular gibt es ›konkrete Begriffe‹ (wie ›Lebewesen‹, ›sterblich‹ und ›Mensch‹). Diese haben innerhalb des jeweiligen Aussagesatzes und innerhalb des gesamten dreigliedrigen Schlusses eine bestimmte Stelle. An die Stelle eines Begriffs kann, so die Behauptung, jeder andere beliebige Begriff gestellt werden. Wenn wir etwas (eine Entität A) an eine Stelle stellen wollen, wo bereits etwas anderes (eine Entität B) steht, müssen wir B entfernen, um A dorthin stellen zu können. Eine solche Handlung nennen wir ›Substitution‹, ›Ersetzung‹ oder ›Austausch‹. Diese allgemeine Austauschbarkeit von konkreten Begriffswörtern in Schlüssen wird dargestellt durch Großbuchstaben. Diese werden in diesem Kontext ›Variablen‹ genannt (von lat. ›variabilis‹ = veränderlich). Im Deutschen heißen sie auch ›Stellvertreter‹, ›Platzhalter‹, ›Unbekannte‹, ›Unbestimmte‹ oder ›veränderliche Größe‹.

Durch Anführung zweier Zitate ist hervorzuheben, dass die Handlung ›formalisieren‹ notwendig von einer nicht-formalisierten Sprache ausgeht, die ›Umgangssprache‹ und ›gewohnte Sprache‹ genannt wird.

> „Ich stelle den logischen Kalkül nicht neben die Umgangssprache, sondern gewinne ihn, indem ich die Umgangssprache einschränke und den Umgang mit dem formalen Teil genau festlege. […] Syntax und Semantik sind zwei Aspekte des Formalismus, aber beide kommen aus der gewohnten Sprache.“[316]

> „Der Weg der Formalisierung geht notwendigerweise von einer Umgangssprache aus. Der erste Schritt ist die Eliminierung der Wörter der Umgangssprache, soweit sie ein Objekt zu bezeichnen vermögen, und ihre Ersetzung durch einen Ausdruck, der die Stelle aller möglichen Begriffe an der entsprechenden Stelle des Satzes einnimmt. Diese Ausdrücke werden Variable genannt. An die Stelle von umgangssprachlichen Sätzen treten damit teilweise formalisierte Strukturen, in denen eine Variable die Stelle eines Gegenstandsbegriffs einnimmt. So wird z.B. aus ‚*Alle Spartaner sind Griechen*‘ der teilweise formalisierte Satz: ‚*Alle p sind q*‘.“[317]

Siebel betont, dass der erste Schritt der Formalisierung *notwendigerweise* von der Umgangssprache (wir dürfen sagen: der normalen Sprache) ausgeht. Er betont, dass Formalisierung die Wörter der Umgangssprache eliminiert – und nicht ›ersetzt‹ oder ›transformiert‹. Da in vielen Formalisierungen nicht alle Elemente der normalen schriftsprachlichen Sätze formalisiert werden, sondern nur *ein* Element oder einige Elemente, spricht er von *teilweise formalisierten* Strukturen. Formalisiert werden zuerst jene Teile von Aussagesätzen, die für Gegenstände stehen: ›Lebewesen‹, ›Spartaner‹, ›Fisch‹, ›Hund‹, ›Sokrates‹. Siebel verwendet die Ausdrücke

[316] Dirk Siefkes: Formalisieren und Beweisen. Logik für Informatiker. Braunschweig; Wiesbaden: Vieweg 1990, S. VI–VII.
[317] Siebel 1975 – Logik, S. 16.

›Wörter, die Objekte zu bezeichnen vermögen‹ (Objektbezeichner) und ›Gegenstandsbegriff‹. Die Zeichenfolge ›Sokrates‹ bezeichnet weder ein Objekt noch einen Gegenstand. Sie ist eine Bezeichnung (singulärer Terminus), kein Begriff (genereller Terminus). Die Unterscheidungen ›singulärer Terminus/genereller Terminus‹ und ›Konkretum/Abstraktum‹ werden eingeebnet, ebenso die (umgangssprachliche) Unterscheidung ›Subjekt/Objekt‹. Im ersten Schritt werden ›Gegenstandsbegriffe‹ formalisiert, wobei formalisieren meint: Ersetzung durch Variablen, und ›Variable‹ meint medientheoretisch: Buchstabe. Es stellt sich die Frage, warum gerade diese Aussagesatzteile formalisiert werden und nicht andere, warum nur einige, nicht alle.

> „Der zweite Schritt der Formalisierung ist die Eliminierung der übrigen Wörter der Umgangssprache, d.h. derer, die nicht Gegenstandsbegriffe sind, sondern das Verhältnis der Gegenstandsbegriffe zueinander (ihre Verknüpfung) bezeichnen. Dieser Schritt ist insofern besonders bedeutungsvoll, als diese Formalisierung erst jede Unschärfe oder Mehrdeutigkeit der Umgangssprache auszuschließen vermag. An die Stelle der umgangssprachlichen Relationsbezeichnungen (‚*alle*', ‚*einige*', ‚*und*', ‚*oder*') treten eindeutige Bezeichnungen, so die Negation und die Operatoren, deren Eindeutigkeit sich aus der Widerspruchsfreiheit des gesamten Systems der Logik ergibt. Begriffsvariable, Negation und Operatoren sind die Grundbausteine des strukturellen Gefüges der Logik. Es ist möglich, zum Zweck der Zusammenfassung mehrere Begriffsvariable und Operatoren, also auch einzelne oder mehrere Sätze, mit einer besonderen Variablen zu bezeichnen, die selbst wieder wie eine Begriffsvariable behandelt werden kann." (ebd., S. 16–17)

Wiederum spricht Siebel von der Eliminierung von Wörtern. Das, was er das *strukturelle Gefüge der Logik* nennt, bestehe aus drei Grundbausteinen. Die gesamte normale Sprache, für die wir sehr viele metasprachliche (linguistische, grammatische, rhetorische) Klassifizierungen haben, wird durch Modellapplikation in ihrer Komplexität reduziert und trinär metasprachlich eingeteilt in ›Begriffsvariable‹, ›Negation‹ und ›Operator‹[318]. Über die Zahl der ›Grundbausteine‹ und deren Bezeichnung herrscht keine Einigkeit. Je nach Referenzwerk wird man abweichende Notationen und Einteilungen der Zeichen finden[319].

Festzuhalten ist: Das Formalisieren ist eine Handlung, die von der normalen Sprache ausgeht, Bestandteile dieser ›eliminiert‹ und durch Einführung einer speziell geregelten Symbol- oder Zeichensprache formalisierte Sätze und Satzzusammenhänge erzeugt. Die Wichtigkeit des (von Siebel so genannten) zweiten Formalisierungsschrittes beruht darauf, dass er zum Ausschluss jener Unschärfe, Vagheit oder Mehrdeutigkeit führt, die es in der normalen Sprache

[318] Die rhetorischen Figuren, die metasprachliche Klassen bezeichnen, gehen in die Hunderte. Die metasprachlichen Klassifikationen der Sprachwissenschaftler (der Grammatiker) gehen in die Tausende (man schätze ein, wie viele entsprechende Lemmata ein Lexikon der Rhetorik und ein Lexikon der Sprachwissenschaft haben). Zu einer alternativen, handlungstheoretischen Modellierung der ›Grundbausteine der Logik‹ vgl. Janich 2014 – Sprache u. Methode, S. 52–62 u. S. 106–115.

[319] Eine Liste von mathematischen und formallogischen Zeichen, die heute typischerweise verwendet werden (Brun 2003 – Formel), findet sich im *Anhang*.

gibt. Gleichzeitig realisiert dieser Formalisierungsschritt bestenfalls die (metalogischen) Ansprüche, die formale Logiker an die Erzeugung einer formalen Sprache stellen. Das Formalisieren ist keine vernachlässigbare, nebensächliche Handlung des erkenntnisorientierten Logikers. Es eine Bedingung der Möglichkeit, überhaupt formal-logische Ideale realisieren zu können, die sich innerhalb der normalen Sprache nicht realisieren lassen. Als Zwecke, die das adäquate Formalisieren realisieren soll, werden regelmäßig genannt:

- *Eindeutigkeit:* Was auf dem Weg zu einem eindeutigen Zeichengebrauch eliminiert werden muss, bildet eine längere Liste von metasprachlichen Ausdrücken: Doppeldeutigkeit, Mehrdeutigkeit, Vieldeutigkeit, Unschärfe, Vagheit, missverständliche Formulierungen, Metaphern.
- *Widerspruchsfreiheit:* Eine Aussage kann nicht gleichzeitig wahr und falsch sein (Bivalenzprinzip).
- *Einheitlichkeit:* Wissenschaftler sollten anstreben, *eine* Formelsprache zu verwenden (de facto gibt es viele Auffassungen von ›Logik‹, viele formale Sprachen).
- *Vergleichbarkeit:* Werden verschiedene Theorien einheitlich formalisiert, können diese Theorien verglichen werden.
- *Übersichtlichkeit:* Formalsprachliche Darstellungen sollen so klar und deutlich sein, dass deren Evidenz unmittelbar einleuchtet.
- *Ästhetik/Eleganz/Schönheit:* Teils werden Ästhetik, Eleganz und Schönheit als Kriterien gelungener Formalisierung genannt[320].

Gezeigt wurde, wie und warum Metaphern (neben vielem Anderen) durch das Formalisieren von normal-sprachlichen Ausdruckseinheiten (dem Anspruch nach) eliminiert werden. Abschließend sollen Probleme formuliert werden, die mit dem Formalisieren einhergehen können.

Problem 1: Janich stellt zwei Bedeutungen des Formalisierens heraus. In der ersten Bedeutung meint ›formalisieren‹ so viel wie ›abkürzen durch den geregelten Gebrauch von Einzelzeichen‹. Dieser Gebrauch von Abkürzungen (in Formeln und teilformalisierten Sätzen) ist problematisch, insofern er vergessen macht, dass die Abkürzungen typischerweise Abkürzungen von sprachlichen Ausdruckseinheiten sind, deren Bedeutung nach wie vor zu klären offensteht.

> „Bleibt man nämlich beim ersten der beiden oben genannten Sprachgebräuche von ‚Formalisieren' und meint also damit eine formelmäßige Darstellung von etwas anderem, so ist selbstverständlich die formalisierte Darstellung nicht exakter als das zu Formalisierende bzw. das Formalisierte. Die Übertragung eines sprachlichen Bereiches in einen formalisierten erhöht nicht die Genauigkeit der Darstellung im Ausgangsbereich. Sie erhöht lediglich die Übersichtlichkeit und technische Handhabbarkeit im formalisierten Bereich. Aber wenn das in eine Formelschreibweise Übertragene selbst *nicht* genau bestimmt ist, pflanzt sich die Ungenauigkeit auch auf die Formeldarstellung fort."[321]

[320] Vgl. zu dieser Einteilung HWPh 1972[2] – Formalisierung [Lemma v. Klaus Mainzer u. Ulrich Claesges].
[321] Janich 2014 – Sprache u. Methode, S. 107.

Wenn wir Begriffswörter wie ›Kraft‹, ›Beschleunigung‹ und ›Masse‹ durch Kleinbuchstaben ersetzen (f, a, m), ist damit die Frage nach der Bedeutung der formalisierten Begriffswörter nicht eliminiert. Sind die Begriffswörter ungenau bestimmt, so ändert die formalisierte Darstellung allein nichts an dieser Ungenauigkeit. Ebenso wenig erübrigt sich die Frage, ob die Ausdruckseinheit ›Depression‹ ein Begriffswort oder eine Metapher ist dadurch, dass man ›Depression‹ durch das Zeichen ›F32.-‹ (so in der Medizin/Psychologie üblich) ersetzt. Allgemein festzustellen ist: Die Abkürzung von fach- und normalsprachlichen Elementen durch Einzelzeichen erübrigt nicht die semantischen Probleme, die mit dem Gebrauch fach- und normalsprachlicher Elemente typischerweise einhergehen.

Problem 2: Wie gezeigt ist Formalisieren eine Handlung, die bei einer gegebenen, nichtformalen Sprache ansetzt. Diese ›Ausgangssprache‹ des Formalisierens nennen Siebel und Siefkes ›Umgangssprache‹ bzw. ›gewohnte Sprache‹. Problematisch in diesem Zusammenhang sind Formulierungen wie: „Die Formalisierung *eliminiert* die Wörter der Umgangssprache." Richtig ist, dass die Formalisierung zur Erzeugung einer künstlichen, formalen Sprache führt, *in* der keine umgangssprachlichen Wörter mehr vorkommen. *Außerhalb* der formalen Sprache jedoch bleiben die umgangssprachlichen Wörter der Ausgangssprache erhalten. Ich bin überzeugt, dass derartige Formulierungen zu der irrigen Auffassung beitragen, dass ein Wissenschaftler letztlich *allein* mit einer formalen Sprache operieren könne, die ›völlig losgelöst‹ von der normalen Sprache existiert, obwohl sie durch Formalisierung dieser erzeugt wurde.

Problem 3: Auch wenn ein Wissenschaftler eine vollständig formalisierte Sprache erzeugt oder verwendet, ist festzustellen, dass dieser Wissenschaftler gleichzeitig einer Metasprache bedarf, um diese ›Objektsprache‹ zu beobachten.

> „Ein wichtiges Merkmal der modernen Logik ist die klare Unterscheidung zwischen Objektsprache und Metasprache. Erstere ist in der Regel formalisiert oder mindestens formalisierbar. Letztere ist eine Art Umgangssprache, die sich von Autor zu Autor unterscheidet und nicht unerheblich von der Zielgruppe des Autors abhängt."[322]

Rautenberg bezeichnet die formalisierte Sprache als Objektsprache und die Metasprache als ›eine Art Umgangssprache‹. Zu dieser nicht vollständig formalisierbaren Umgangssprache gehören Metaphern.

[322] Wolfgang Rautenberg: Einführung in die mathematische Logik. Ein Lehrbuch. 3. überarb. Aufl. Wiesbaden: Vieweg + Teubner 2008, S. XV.

Problem 4: Jeder Wissenschaftler hat sein Vorgehen wissenschafts- bzw. erkenntnistheoretisch zu reflektieren. Die Vokabulare von Wissenschafts- und Erkenntnistheorien sind nicht frei von Metaphern.

Problem 5: Das Formalisieren suggeriert, dass die Frage nach dem Zusammenhang von (formaler) Sprache und Wirklichkeit bzw. Welt vernachlässigt werden kann (dazu mehr im Folgekapitel *5.3. Geometrie und Erfahrung: Ist die Erde eine Kugel?*).

Problem 6: Problematisch am Formalisieren ist, dass es tendenziell zu einem ›formalistischen Verständnis‹ führt.

> „Kurz, Formalismus heißt demnach die Auffassung, anschauliche geometrische Theorien (und dann auch alle anderen Theorien) nur noch als *Formelsysteme* zu betrachten und zu behandeln. Welche Exaktheit und technische Handhabbarkeit, Übersichtlichkeit und (metamathematische) Durchsichtigkeit damit auch immer erreicht sein mag – jedermann kann sehen, dass dadurch nicht klarer geworden ist, was Punkte und Geraden *sind,* oder sprachkritisch, was die *Wörter* ‚Punkt' und ‚Gerade' *bedeuten,* und warum der Satz gelten solle, dass durch zwei Punkte genau eine Gerade bestimmt sei. Dennoch ist die Mathematik heute eine Wissenschaft, in der ihr ‚formalistisches' Verständnis vorherrscht."[323]

Problem 7: Die Frage, wie adäquat formalisiert wird, ist eine selten gestellte. Häufig lernen wir im Rahmen einer Erziehung zu einem bestimmten Typ Wissenschaftler eine spezifische formale Sprache, ohne uns um ›metaformallogische‹, sprachphilosophische Fragen zu kümmern. Wie Brun hervorhebt, gibt es innerhalb der formalen Logik die Tendenz, das Formalisieren selbst als eine Kunst zu betrachten, für die sich keine allgemeinen Regeln (!) angeben lassen.

> „Eine Erklärung für diesen Befund sehe ich darin, dass viele Logiker von einem Logikkonzept ausgehen, das deutlich trennt zwischen der Wissenschaft der Logik, in deren Zentrum die logischen Formalismen stehen, und der praktischen Fähigkeit, die Logik anzuwenden, wozu das Formalisieren gerechnet wird. Mit Blick auf das Formalisieren wird diese Unterscheidung meist so verstanden, dass sie Folgendes impliziert: Erstens ist das Formalisieren kein Thema der Logik im engeren Sinne und somit höchstens am Rande Gegenstand der Reflexion in der Philosophie der Logik. Und zweitens ist das Formalisieren auch nicht einer theoretischen Beschreibung fähig, da es – als bloße ‚Kunst', logische Formalismen anzuwenden – keine strengen und allgemeinen Regeln kennt."[324]

Da Formalisieren als Handlung der Logik*anwendung* zugerechnet wird, da eine ›Logik im engeren Sinne‹ (eine rein theoretische) sich nicht mit dem Formalisieren beschäftigt, wird ›Formalisieren‹ als wissenschaftlicher Gegenstand an die Philosophie der Logik delegiert.

> „Wie das Thema *Formalisieren* in den Lehrbüchern zur Logik behandelt wird, ist bereits kurz erwähnt worden […]. In der überwiegenden Mehrheit der Einführungstexte findet sich keinerlei sys-

[323] Janich 2014 – Sprache u. Methode, S. 108–109.
[324] Brun 2003 – Formel, S. 20.

tematische Diskussion zum Problem der adäquaten Formalisierung. Der Grund dafür dürfte in der Auffassung zu suchen sein, das Formalisieren sei einfach die praktische Fähigkeit zur Anwendung der Logik, die sich zwar durch gute Beispiele lehren und lernen, aber nicht in einer fruchtbaren Weise theoretisch rekonstruieren lässt.“ (ebd., S. 21)

Die Betonung, dass es keine strengen und allgemeinen Regeln des Formalisierens gebe, dass darüber hinaus das Formalisieren eine Technik sei, die sich nicht ›fruchtbar‹ theoretisieren lasse, stellt ein gewichtiges erkenntnistheoretisches Problem für Wissenschaften dar, die mit formalen Sprachen operieren.

Ceterum censeo: Die Selbstverständlichkeit, mit der bestimmte Probleme ›gelöst‹ werden, indem sie einem anderen Fach zugeschrieben werden („Das ist ein interessantes Problem, aber kein Problem der Logik.“), ist zu hinterfragen. Wer bestimmt, was ein Problem der Logik ist und was nicht? Dieser Bezug auf die Voreinteilung der Einzelwissenschaft mit ihren jeweiligen ›Gegenständen‹ reduziert Komplexität. Methodologisch brisant bleibt die Frage aber, ob gegenstandskonstitutive Vorentscheidungen dem Erkenntniszuwachs dienlich sind, wenn sie zum dauerhaften Ausschluss fundamentaler Fragen führen. Und ›fundamentale Fragen‹ meint hier: Wenn das Formalisieren sich nicht exakt fassen lässt, wie exakt können formale Wissenschaften sein? Ich hoffe, gezeigt zu haben (denn mit dieser Vermutung wird das Fazit arbeiten), dass Formeln und formale Sprachen bar jeder Metaphorik ein Unding sind, da die metaphernhaltige normale Sprache jener verständige Ausgangsort des Formalisierens ist, der sich keineswegs ›eliminieren‹ lässt.

5.3. Geometrie und Erfahrung: Ist die Erde eine Kugel[325]?

Ist der Planet ›Erde‹ rund? Wird diese Frage im Alltag aufgeworfen, werden viele Sprecher antworten: „Ja, der Planet ›Erde‹ ist rund.“ Die Begründung für die Bejahung dieser Behauptung wird häufig eine empirische sein: „Wir können es sehen.“ Eine empirische Begründung bringen auch Lakoff und Johnson vor.

„But this does not mean that there is no reliable or stable science at all and that there can be no lasting scientific results. Now that we have photographs of the earth from the moon, any lingering doubts that the earth is round have been removed. We are not likely to discover that there are no such things as cells or that DNA does not have a double-helix structure. Many scientific results are stable. Indeed,

325

we believe that we have some insight into what makes scientific results stable, and we will discuss those insights below in our treatment of embodied scientific realism."[326]

Behauptet wird, wir hätten keinerlei verbleibende Zweifel an der Rundheit der Erde, weil wir Fotos von ihr besitzen. Wir alle könnten es mit unseren eigenen Augen sehen oder eben stellvertretend auf Fotos oder in Videoaufnahmen.

Untersucht man die Form des ›Erde‹ und ›Planet‹ Genannten, ist zu fragen, wie Lakoff und Johnson das Adjektiv ›rund‹ verwenden und worauf genau sie es beziehen. Auf Satellitenfotos fällt ins Auge, dass die Polkappen abgeflacht sind. Die Erde ähnelt eher einer Apfelsine als einer Kugel. Auch die letzte Schicht der Atmosphäre, die sich ins Weltall hin ausdünnt, und das Magnetfeld der Erde sind nicht rund, erst recht nicht die Erdkruste mit ihren Bergen, Tälern, Seen, mit den sich senkenden und hebenden Kontinentalplatten. Schwierig festzustellen ist bereits, wo der Planet ›Erde‹ genau anfängt und aufhört. Markiert der Meeresspiegel die Grenze der Erde oder die letzte Atmosphärenschicht? Vernachlässigen wir das Magnet- und das Gravitationsfeld der Erde bei der Bestimmung der Grenze der Erde?

Das Adjektiv ›rund‹ bezeichnet die Form eines Bogens oder Kreises. Als Synonyme von ›rund‹ gelten ›kreisförmig‹, ›kreisrund‹, ›kugelförmig‹, ›kugelig‹, ›sphärisch‹, ›ringförmig‹, ›zirkelrund‹ und ›zirkular‹[327]. Typische Verwendungsbeispiele sind: Der runde Ball, die runde CD, die runde Tanzfläche, der runde Autoreifen, der runde Tisch, die runde Sonne, das runde Gesicht. Die Wortverwendungen zeigen, dass wir bei der Zuschreibung des Prädikats ›ist rund‹ häufig ungenau sind. Das, was die Geometrie ›rund‹ nennt, ist perfekt rund. Bälle, CDs, Gesichter, der Planet ›Erde‹ und selbst ein mit dem Zirkel gezeichneter Kreis sind nicht perfekt rund. Gibt es überhaupt perfekt Rundes?

„Geometrie sei, wie Henri Poincare einmal gesagt hat, die gute Theorie zu schlecht gezeichneten Figuren. Fragt ein wissbegieriger Schüler nach, wie es denn mit den geometrischen oder, allgemeiner, den mathematischen Aussagen im Verhältnis zu den konkreten Zeichnungen stehe, beginnen mühsame Erklärungsversuche. Man hört etwa, dass es auf die Dicke der Striche oder deren Abweichungen von Gerade und Kreis nicht ankomme, dass man durch die realen Zeichnungen hindurch die *idealen Gebilde* sehen müsse, dass Geometrie von *Ideen* handle (also populäre Versionen der Ideenlehre Platons), dass die geometrischen Gegenstände von den sinnlich anschaulichen abstrahiert würden (also populäre Versionen der Abstraktionslehre von Aristoteles – die oben bei der Abstraktionstheorie bereits zurückgewiesen wurde), und vieles andere mehr. **Modernem Selbstverständnis der Mathematiker entspricht es zu behaupten, dass diese Fragen den Mathematiker nicht interessierten**; der Bezug zur Anschauung (nämlich der gezeichneten Figuren) sei völlig unerheblich. Die ‚geometrischen' Aussagen seien nur ein Teilbereich der ‚mathematischen', die ihrerseits nur

[326] Georg Lakoff u. Mark Johnson: Philosophy in the flesh. The embodied mind and its challenge to Western thought. New York: Basic Books 1999, S. 89.
[327] Vgl. DSW [6]2014 – rund [Lemma].

Aussageformen seien und mithin keine Nachfrage nach der Bedeutung einzelner Ausdrücke zuließen […].“[328]

Bis heute umstritten ist:

- Was sind geometrische Gegenstände? Was bedeutet der Ausdruck ›geometrischer Gegenstand‹?
- Werden geometrische Gegenstände durch Abstraktion von sinnlich anschaulichen Gegenständen gewonnen?
- Sind geometrische Gegenstände ideale Gegenstände? Was bedeutet ›idealer Gegenstand‹?
- In welchem Verhältnis stehen ideale Gegenstände (Kreis) und reale Gegenstände (Fußball)?

Janich spricht von einem formalistischen und einem empiristischen Verständnis der Geometrie. Das formalistische Verständnis bezeichnet er als lückenhaft, weil die Aussageformen einer formalistisch interpretierten Geometrie nur ›angeblich‹ inhaltsleer seien. Die Verbindung der Geometrie zur Anschaulichkeit könne nicht ausgeblendet werden. Das empiristische Verständnis bezeichnet er als Holzweg, da es unweigerlich in Definitions- und Argumentationszirkel gerate. Als Alternative schlägt Janich eine handlungstheoretische Interpretation der Geometrie vor (ebd. S. 155–157).

Im Alltag sagen wir, dass Fußballplätze, Spiegel und Tischplatten ›eben‹ sind (Ebenen, Flächen). Wir sagen, dass eine Straße ›gerade‹ ist, dass Fußballtore, Türen und Bücher ›rechteckig‹ sind, dass das Zeichen am Ende dieses Satzes ›ein Punkt‹ ist. Geometrische Ausdrücke, die wir mehr oder weniger häufig verwenden sind:

- Nomen: Punkt, Linie, Gerade, Strecke, Strahl, Parabel, Hyperbel, Kurve, Fläche, Ebene, (ebene Figuren) Quadrat, Rechteck, Parallelogramm, Rhombus, Trapez, Dreieck, Kreis, Kreissektor, Kreisring, Parabelsektor, Hyperbelsektor, Ellipsensektor, Ellipse, (Körper, voluminöse Figuren) Würfel, Quader, Kugel, Prisma, Zylinder, Hohlzylinder, Pyramide, Kreiskegel, Pyramidenstumpf, Kegelstumpf, Obelisk, Keil, Kugelabschnitt, Kugelschnitt, Torus, Tonnenkörper, Ellipsoid (regelmäßige Polyeder, ›platonische Körper‹) Oktaeder, Ikosaeder, Dodekaeder …
- Eigenschaftswörter: punktförmig (punktuell), linear, gerade, gestreckt, strahlig, strahlenförmig, radiär, parabelförmig, kurvenförmig, flach, eben, quadratisch, rechteckig, rhombisch, rautenförmig, trapezförmig, dreieckig, viereckig …, kreisrund, rund, zirkulär, elliptisch, würfelförmig, quadratisch, kugelig, kugelförmig, prismatisch, zylindrisch, hohlzylindrisch, pyramidal, pyramidenförmig, kegelig, kegelförmig, keilförmig, toroidal, torusförmig, ellipsoid, oktaedrisch …[329]

[328] Janich 2014 – Sprache u. Methode, S. 155, Fettdruck von ks.

[329] Bei einigen Ausdrücken ist kaum zu entscheiden, ob sie (genuin) zur Sprache der Geometrie gehören oder nicht. Sind ›Seite‹, ›Schenkel‹, ›gleichschenklig‹ und ›Körper‹ typisch mathematische Begriffswörter? Gefragt werden kann, ob sie eventuell Metaphern sind. Dass de facto Metaphern in der Fachsprache ›Mathematik‹ und ihren Teilgebieten verwendet werden, ist kaum strittig. Strittig ist deren Erkenntnisfunktion. Vgl. Holger Becker: Semantische und lexikalische Aspekte der mathematischen Fachsprache des 19. Jahrhunderts [Elektr. Quelle]. Oldenburg: 2006, S. 23–44. URL: http://oops.uni-oldenburg.de/59/, zul. gepr. 19.4.2016. Becker untersucht Metaphern und Analogien in der mathematischen Fachsprache und diskutiert etwa, ob ›Einbettung‹, ›Filter‹, ›Grenzwert‹, ›Gruppe‹, ›Kontinuum‹, ›Körper‹, ›offene und abgeschlossene Menge‹, ›Quadratzahl‹, ›Raum‹, ›Ring‹, ›transfinite Zahl‹, ›Unendlichkeit‹ und ›Vereinigung‹ Metaphern sind.

Spätestens mit Euklids Abhandlung *Elemente* begann die Mathematik sich als Spezialdisziplin innerhalb der Philosophie abzusondern und eine Fachsprache zu entwickeln. Die Kluft zwischen dieser Fachsprache und der normalen Sprache wuchs seitdem. Wohl jeder kompetente Deutschsprecher kennt die normalsprachliche Verwendung von ›Punkt‹. Die Wenigsten aber dürften eine mathematische Definition von ›Punkt‹ kennen, geschweige denn verstehen[330]. Festzustellen ist, dass der fachsprachliche und der normalsprachliche Gebrauch mathematischer Ausdrücke von stark divergierenden Erkenntnisinteressen und Gelingensbedingungen zeugt[331].

Die Geometrie beschäftigte sich ursprünglich mit den Eigenschaften des natürlichen (= physikalischen) Raumes. Geometrie (wörtlich: Erdvermessung, Landvermessung) begann als Kunst, Felder zu vermessen: mehr oder weniger ebene Bodenflächen, auf denen Bauern Nutzpflanzen zogen. Im antiken Griechenland wurde die praktische Geometrie zu einer Wissenschaft und damit auch *theoretisch*. Das Theoretisieren hatte bei Platon zur Folge, dass dasjenige, was wir heute ›geometrische Begriffe‹ nennen, als ›geometrische Ideen‹ modelliert wurde. Mit dieser Modellierung ging eine ›Zweiweltenlehre‹ einher, die noch heute Gegenstand von Kritik ist.

> „Die *Ideen* bei Platon bildeten wie die Zahlen bei den Pythagoreern eine eigene höhere Welt, die eigentliche Welt des Seins, die die materielle Welt durchdringt. Ideen haben eine eigene Existenz und bestimmen die Existenz der realen Dinge. Platons Ideenlehre unterscheidet dadurch zwei Weisen des Seins, die zwei getrennte Welten bilden: Die unveränderliche, konstante Welt der Ideen, die klar bestimmte *reale* Gegenstände sind und außerhalb von Zeit, Raum und unabhängig vom menschlichen Erkennen existieren. Ideen sind einzig: Es gibt nur eine Idee der Einheit, der Schönheit oder der Kreisförmigkeit. Auf der anderen Seite stehen die veränderlichen Dinge der materiellen Welt, die der Mensch mit seinen Sinnen wahrnimmt, die einen geringeren Realitätsgrad haben und nur wie unbeständige Schatten der Ideen erscheinen. Ideen existieren wirklich, physische Dinge entspringen aus ihnen. Aus ihnen erhalten sie ihre Existenz. Physische Dinge sind z. B. kreisförmig, wenn sie an der Idee der Kreisförmigkeit teilhaben. Es gibt viele kreisförmige Gegenstände. Dinge sind wie Bilder der Ideen, Ideen sind die Urbilder der Dinge.“[332]

[330] Beispiel: „**Punkt** [mhd. pun(c)t, von lat. punctum, eigtl. »das Gestochene«, »eingestochenes Satzzeichen«], *Mathematik:* Grundbegriff der Geometrie, ausdehnungsloses Gebilde, bei Euklid etwas, »was keine Teile hat«. In der modernen Auffassung wird Punkt seit D. Hilbert (1899) als undefinierter Grundbegriff der synthet. Geometrie verwendet oder aber im Sinne der analyt. Geometrie als Zahlenpaar (Punkt der Ebene), Zahlentripel (Punkt des Raumes) oder Zahlen-*n*-tupel (Punkt des *n*-dimensionalen Raumes) definiert; allgemeiner auch Bez. für die Elemente eines abstrakten Raumes.“ (BNwT 2003 – Punkt [Lemma]) Man beachte die Aussage, dass ›Punkt‹ ein undefinierter Grundbegriff sei.

[331] Ich halte mich an die Ausdrucksweise, derzufolge Geometrie ein *Teilgebiet* der Mathematik ist. Die Fragen, ob sich die Arithmetik auf die Geometrie zurückführen lässt oder umgekehrt, ob beide sich auf Logik zurückführen lassen, vernachlässige ich. Die geometrischen Ausdrücke, die in dieser Arbeit verwendet werden, sind Teil der euklidischen Geometrie und daher durch eine gut 2300 Jahre alte Wissenschaftstradition geprägt.

[332] Bedürftig et. al. 2010 – Philosophie der Mathematik, S. 31.

Es gibt nur *eine* Idee der ›Kreisförmigkeit‹, sie ist unveränderlich, notwendig, einzig, real, nicht-materiell, außerhalb von Raumzeit (!) und menschlicher Kognition. Jeder Kreis, jedes kreisförmige Ding hat nach Platon teil an der Idee der Kreisförmigkeit (μέθεξις, methexis).

Dass uns platonischen Ideen Ähnliches nicht völlig fremd ist, kann man an Aussagesätzen wie diesen ablesen: Kein *in der Erfahrung gegebenes* Objekt, das wir rund nennen, ist *ideal* rund oder *perfekt* rund. Bezeichnen wir eine Materieausdehnung wie einen Fußball als Kugel, wenden wir das Wort ›Kugel‹ an, ohne zu meinen, faktisch eine ideale Kugel, eine perfekte Kugel oder die Idee der Kugel vor uns zu haben. Ebenso gibt es keine idealen Punkte, keine perfekten Flächen oder Dreiecke *in der Natur*. So gesehen ist der Aussagesatz „Ein Fußball ist rund.“ falsch (oder zumindest mathematisch uninteressant).

Nietzsche, dessen Perspektive auf dieses Thema für den neueren Metapherndiskurs (und a fortiori Erkenntnisdiskurs) von besonderer Bedeutung ist, führt aus:

> „Auch die Logik beruht auf Voraussetzungen, denen Nichts in der wirklichen Welt entspricht, z. B. auf der Voraussetzung der Gleichheit von Dingen, der Identität des selben Dinges in verschiedenen Puncten der Zeit: aber jene Wissenschaft entstand durch den entgegengesetzten Glauben (dass es dergleichen in der wirklichen Welt allerdings gebe). Ebenso steht es mit der Mathematik, welche gewiss nicht entstanden wäre, wenn man von Anfang an gewusst hätte, dass es in der Natur keine exact gerade Linie, keinen wirklichen Kreis, kein absolutes Grössenmaass gebe.“[333]

Was Nietzsche anspricht, kommt der Normalvorstellung nah. Er behauptet, a) dass es eine Natur gibt, und b) dass es *in* dieser Natur keine *exakt geraden* Linien, keine *wirklichen* Kreise gibt, kein absolutes Größenmaß. Verallgemeinert: Die geometrischen Begriffe (Ideen, Formen), die in der (platonischen) Theorie der Geometrie ideale Gegenstände sind, finden sich in der Natur nicht. Sie entspringen (wenn schon nicht dem Ideenhimmel) dem Denken des Menschen (variiert: Er legt sie bei, denkt sie hinein, prädiziert sie, wendet sie auf Erscheinungen an, er modelliert Erscheinungen ihnen gemäß). Typische, bis heute umstrittene Fragen in diesem Kontext sind: Ist die Mathematik die Sprache der Natur? Ist die Wirklichkeit, ist das Wesen der Natur allein mit Mitteln der Mathematik adäquat darstellbar? Oder ist die Mathematik, die auf Zeichengebrauch basiert, nur eine von vielen Zeichenkonventionen zwischen den Menschen, über deren Bezug zur so genannten Wirklichkeit wir gar nichts wissen können? Gibt es Mathematik nur, weil die Kognition der Lebensform ›Mensch‹ sie hervorgebracht hat? Der Mathematiker Behrends formuliert in einer Besprechung dieses Themas (2010) für alle Naturwissenschaftler leichterhand:

---

[333] Friedrich Nietzsche: Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister. Erster Band. In: Ders.: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden. Hg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. Bd. 2. München: Dt. Taschenbuch-Verl. 1980 (dtv, 5977), S. 31 [Aphorismus 11].

„Inwieweit hatte Galilei Recht, dass das Buch der Natur ‚in der Sprache der Mathematik geschrieben' ist? […] Heute sind die Naturwissenschaftler fest davon überzeugt, dass das Buch der Natur in der Sprache der Mathematik geschrieben ist. Diese Sprache ist allerdings viel komplizierter, als Galilei es sich gedacht hat."[334]

Verwenden wir Formulierungen wie „Der Ball ist rund.", dann haben wir (der ›klassischen‹ Grammatik zufolge) eine Ausdruckseinheit, die aus einem Subjekt (›Ball‹), einem Kopulaverb (›ist‹) und einem Adjektiv (›rund‹) zusammengesetzt ist. Zudem wird die Untereinheit ›ist rund‹ als Prädikat oder Prädikator bezeichnet. Erkenntnistheoretisch brisant ist nun, dass wir (wie es traditionell heißt) den Aussagesatz „Der Ball ist rund." einem realen, konkreten Ball *zusprechen*. Wird davon ausgegangen, dass es reale Bälle gibt, die man als solche kraft eines Aussagesatzes begrifflich klassifizieren und hinsichtlich einer Eigenschaft qualifizieren kann, sind folgende Fragen vertraut:

- Was ist das Dasjenige, dem wir ein Prädikat zusprechen oder absprechen?
- Hat das reale Objekt von Natur aus bereits Eigenschaften, eine Substanz, ein Wesen? Oder hat das reale Objekt nur kraft Aussagen, die (ein- oder mehrteilige) Prädikate enthalten, Eigenschaften?
- Was ist ein Prädikat? Ein Phänomen der ›Oberflächengrammatik‹ oder der ›Tiefengrammatik‹?
- Sprechen wir, wenn wir behaupten, was oder wie etwas ist, immer einen Aussagesatz zu? ›Enthält‹ der Aussagesatz eine Proposition? In welchem Zusammenhang stehen Prädikate und Propositionen?
- Was sind die Handlungen Prädizieren/Nicht-Prädizieren, Zusprechen/Absprechen bzw. Zuschreiben/Nicht-Zuschreiben? Sind es bewusste, intendierte, sprachliche Handlungen? Sind es eventuell auch unbewusste, unabsichtliche, sprachliche Handlungen?
- Was ist ein Kopulaverb (typischerweise: ›sein‹, ›werden‹, ›bleiben‹)? Was bedeuten die Kopulaverben in Sätzen wie „Die Sonne ist heiß", „Der Himmel wird hell.", „Die Nacht bleibt klar."?
- Können wir über reale Objekte überhaupt etwas wissen? Gibt es reale Objekte überhaupt?

Im Vortrag *Geometrie und Erfahrung* (später schriftlich erweitert) reflektiert Einstein eingangs das hohe Ansehen der Mathematik innerhalb der Wissenschaften, das er mit der absoluten Sicherheit und Unbestreitbarkeit der mathematischen Sätze begründet.

„An dieser Stelle nun taucht ein Rätsel auf, das Forscher aller Zeiten so viel beunruhigt hat. Wie ist es möglich, daß die Mathematik, die doch ein von aller Erfahrung unabhängiges Produkt des menschlichen Denkens ist, auf die Gegenstände der Wirklichkeit so vortrefflich paßt? Kann denn die menschliche Vernunft ohne Erfahrung durch bloßes Denken Eigenschaften der wirklichen Welt ergründen? Hierauf ist nach meiner Ansicht kurz zu antworten: Insofern sich Sätze der Mathematik auf die Wirklichkeit beziehen, sind sie nicht sicher, und insofern sie sicher sind, beziehen sie sich nicht auf die Wirklichkeit."[335]

[334] Ehrhard Behrends: Ist Mathematik die Sprache der Natur? In: Mitteilungen der Mathematischen Gesellschaft in Hamburg 29 (2010), S. 61. Zur Metapher ›Buch der Natur‹ vgl. Hans Blumenberg: Die Lesbarkeit der Welt. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1986 (stw, 592).

[335] Albert Einstein: Geometrie und Erfahrung. Erw. Fass. d. Festvortrages, geh. an d. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 27. Januar 1921. Berlin: Springer 1921, S. 3–4. Angemerkt sei zum Thema

Einstein spricht mit der Verwendung von ›passen‹ ein Rätsel an, das seines Erachtens Forscher aller Zeiten beunruhigt habe. Die Mathematik passe sehr genau („vortrefflich", ebd.) auf das, was wir ›Wirklichkeit‹ nennen. Ein Skeptiker wie Nietzsche hingegen würde sagen: Sie passt gar nicht, es mache gar keinen Sinn, von ›passen‹ zu sprechen. Um die Differenz zwischen diesen Positionen zu klären, müssen wir wissen, was ›vortrefflich passen‹, ›nicht-passen‹ und ›nicht sicher‹ in diesem Kontext meinen. Einstein spricht von ›mathematischen Sätzen‹, die (eine Anthropomorphisierung?) ›*sich* auf Wirklichkeit beziehen‹ (Referenztheorie). Er lässt keinen Zweifel daran, dass mathematische Sätze sehr wohl sicher sein *können*, sofern man sich auf Axiome und Methoden geeinigt hat (die freilich ihrerseits sicher sein müssen). Die Aussage, dass mathematische Sätze im Bezug auf die Wirklichkeit nicht sicher sein, nicht passen können, ist eine negative Aussage in Richtung eines korrespondenztheoretischen Wahrheitsbegriffs; mathematische Sätze, die verwendet werden, um Aussagen über die Wirklichkeit zu treffen, werden je zeigen, dass Aussage und Wirklichkeit niemals (vollständig, perfekt) übereinstimmen oder passen. Das Irritierende ist, dass Einstein einen Widerspruch formuliert, wenn er behauptet, dass a) die Mathematik ›vortrefflich passt‹ auf die Gegenstände der Wirklichkeit (also die *Sätze* der Mathematik vortrefflich passen), andererseits aber b) jene Sätze ›nicht sicher‹ seien, wenn sie auf die Wirklichkeit bezogen würden. Entweder ein Satz passt oder er passt nicht. Entweder stimmt ein Satz mit der Wirklichkeit überein oder er stimmt nicht mit ihr überein. Oder können Sätze erstklassig passen und trotzdem nicht sicher sein? Ist es nicht, als ob Einstein sagt: Die Sätze der Mathematik passen unfassbar gut auf die Wirklichkeit, aber genau genommen gar nicht?

Klären wir den Ausdruck ›mathematischer Satz‹, wird offensichtlich, dass (wie in der ›reinen‹ Logik) der Wirklichkeitsbezug kein Thema ist für einen Mathematiker, der sich der ›reinen‹ Mathematik verschrieben hat. Da die Mathematik aber von Physikern in aller Regel als das Werkzeug oder die Sprache der Physik angesehen wird, lässt sich die erkenntnistheoretische Frage nach dem Wirklichkeitsbezug nicht dauerhaft ausblenden, umso mehr als es in der Physik eine starke realistische und essentialistische Tendenz gibt[336].

›Sicherheit mathematischer Sätze‹: Die Annahme ist weit verbreitet, dass die Mathematik die exakteste der Wissenschaften sei. Zu beobachten ist, dass viele (wenn nicht alle Wissenschaften) daher versuchen, die Exaktheit der Mathematik in der jeweiligen Einzelwissenschaft zu realisieren, indem die Methoden der Mathematik übernommen werden (Verwendung exakter idealer bzw. formaler Sprachen, Bildung von Axiomensystemen, Quantifizierung). Obwohl die Mathematik, gerade was ihre sprachlichen Mittel betrifft, im 19./20. Jahrhundert schwere Grundlagenkrisen durchlaufen hat, dominiert sie tendenziell auch heute noch die Wissenschaften. Vgl. Janich 2015 – Sprache u. Methode, S. 108.

[336] Schmutzer behauptet 2005 zu Beginn seiner zweibändigen Schrift *Grundlagen der Theoretischen Physik*, dass Physiker sich zwei Hauptaufgaben verpflichten. Erstens gehe es um die „Aufdeckung, Auswertung und Interpretation der fundamentalen physikalischen Naturgesetze", zweitens gehe es um die „Umsetzung der dabei

Einfachste, älteste mathematische Sätze sind: „Jeder Winkel im Halbkreis ist ein rechter Winkel.“ (Satz von Thales), „In einem rechtwinkeligen Dreieck ist das Quadrat der Hypotenuse gleich der Summe der Quadrate der Katheten.“ (Satz des Pythagoras). Mathematische Sätze sagen etwas aus über mathematische ›Gegenstände‹ (Zahlen, Dreiecke, Funktionen, Körper). Wie auch die Sätze der Logik (Satz der Identität, Satz vom Widerspruch, Satz vom ausgeschlossenen Dritten) realisieren mathematische Sätze weder Aussagen über Sachverhalte des Denkens noch der Wirklichkeit. Die ›reine‹ Mathematik kapselt sich per definitionem wie die ›reine‹ Logik von der Psychologie und der Physik ab. Ein Aussagesatz wie „Die Sätze der Mathematik sagen etwas Passendes/Unpassendes, Wahres/Falsches über die wirklichen Dinge aus.“ wird ein mathematischer Purist weder als richtig noch als falsch bezeichnen, sondern als unsinnig. Mathematische Sätze sind, wie die Sätze der Logik, keine Darstellungen von *Denkgesetzen* oder *Naturgesetzen*. Im Fortgang des Einstein’schen Vortrags *Geometrie und Erfahrung* wird ersichtlich, was Einstein unter ›mathematischem Satz‹ versteht: Axiome. Diese Sätze werden gesetzt und zu einem Axiomensystem zusammengesetzt, ohne dass Erfahrung (Anschauung, Welt, wirkliche Dinge) im Spiel ist. Das bevorzugte Schlussverfahren ist die nicht-empirische Deduktion, nicht die Induktion. Dennoch bleibe das ›beunruhigende Forschungsrätsel‹.

Die philosophische Entlastung, die damit einhergeht, Fragen nach dem Zusammenhang von (formalisierten) Aussagesätzen und Denken bzw. Wirklichkeit nicht stellen zu müssen, wird sich ein Physiker kaum dauerhaft leisten können.

> „Andererseits ist es aber doch sicher, daß die Mathematik überhaupt und im speziellen auch die Geometrie ihre Entstehung dem Bedürfnis verdankt, etwas zu erfahren über das Verhalten wirklicher Dinge. […] Es ist klar, daß das Begriffssystem der axiomatischen Geometrie allein über das Verhalten derartiger Gegenstände der Wirklichkeit, die wir als praktisch-starre Körper bezeichnen wollen, keine Aussagen liefern kann. Um derartige Aussagen liefern zu können, muss die Geometrie dadurch ihres nur logisch-formalen Charakters entkleidet werden, daß den leeren Begriffsschemen der axio-

gewonnenen Erkenntnisse in die experimentalphysikalische Praxis“ (Ernst Schmutzer: Grundlagen der theoretischen Physik. 3., überarb. Ausg. Weinheim: Wiley-VCH-Verl. 2005, S. 25). In diesem Kontext fällt der Ausdruck ›Wesenszusammenhänge‹ und Goethes Wort von dem, was ›die Welt im Innersten zusammenhält‹: „Aus der ersten Aufgabenstellung resultiert eine enge Verbindung von Theoretischer Physik und Philosophie. Deshalb erscheint es uns sinnvoll, unsere bei der Darstellung der Theoretischen Physik eingenommene philosophische Position kurz darzulegen. Erstens gehen wir von dem durch die menschliche Erfahrung erhärteten Postulat der objektiven Existenz unserer realen Welt (objektive Realität) mit den ihr immanenten Gesetzmäßigkeiten aus, denen wir aufgrund dieser Immanenz ebenfalls objektiven Existenzcharakter zuschreiben wollen. Dieser Standpunkt impliziert noch keine Aussage über die Besonderheiten dieser Gesetzmäßigkeiten, die klassisch-mechanische Gesetze, quantenmechanische Gesetze, statistische Gesetze usw. sein können. Der Begriff der objektiven Realität ist dabei durch deren Existenz sowohl unabhängig von der Existenz des erkennenden Subjekts als auch außerhalb des Bewußtseins des erkennenden Subjekts bestimmt.“ (ebd.) Sicherlich lässt sich nicht behaupten, alle Physiker (und a fortiori alle Naturwissenschaftler) seien Realisten. Um die Behauptung zu stützen, dass es viele sein werden, mag dieses Zitat aus einem Standartwerk jedoch hinreichen.

matischen Geometrie erlebbare Gegenstände der Wirklichkeit (Erlebnisse) zugeordnet werden. Um dies zu bewerkstelligen, braucht man nur den Satz zuzufügen: Feste Körper verhalten sich bezüglich ihrer Lagerungsmöglichkeiten wie Körper der euklidischen Geometrie von drei Dimensionen; dann enthalten die Sätze der euklidischen Geometrie Aussagen über das Verhalten praktisch starrer Körper. Die so ergänzte Geometrie ist offenbar eine Naturwissenschaft; wir können sie geradezu als den ältesten Zweig der Physik betrachten. Ihre Aussagen beruhen in wesentlichen auf Induktion aus der Erfahrung, nicht aber nur auf logischen Schlüssen. Wir wollen die so ergänzte Geometrie ‚praktische Geometrie' nennen und sie im folgenden von der ‚rein axiomatischen Geometrie' unterscheiden." (ebd., S. 5–6)

Durch die Einführung der Unterscheidung ›praktische Geometrie/rein axiomatische Geometrie‹ wird es Einstein möglich, geometrische Aussagen über empirische Phänomene erkenntnistheoretisch zu rehabilitieren. Ebenfalls wird das induktive Schließen, das verglichen dem deduktiven als unsicheres gilt, rehabilitiert gegenüber puristischen Standpunkten. Einstein betont, dass diese Vorgehensweise für die Entwicklung der Relativitätstheorie entscheiden gewesen sei (ebd.). Man brauche, so die Formulierung, nur den Satz hinzuzufügen: Feste Körper (der natürlichen Welt) ›verhalten sich‹ bezüglich ihrer Lagerungsmöglichkeiten ›wie‹ euklidische Körper. Erkenntnistheoretisch entscheidend ist die Frage, was es bedeutet, dass ein materieller Festkörper ›sich‹ bezüglich bestimmter Möglichkeiten ›wie‹ ein immaterieller Körper ›verhält‹. Einstein verkennt nicht, dass die von ihm ›starr‹ oder ›fest‹ genannten Körper genaugenommen nicht fest und starr sind, dass die euklidische Geometrie nur bedingt hinreicht, dass sie versagt auf subatomarer Ebene. Dennoch hält er am praktischen, wissenschaftlichen Nutzen von physikalischen Aussagesätzen fest, die Begriffe der euklidischen Geometrie Dingen der physikalischen Wirklichkeit zuschreiben. Ist die Erde also rund? Ist sie annähernd rund? Ist sie ›rund‹ und ›nicht-rund‹? So wird es später Ricœur formulieren (siehe *6.1. Gespaltene Referenz: Der Planet ›Erde‹ ist (k)eine Kugel*).

Das Erkenntnisinteresse des Physikers gilt der Natur, den Naturgesetzen. Schriftsprachliche Aussagesätze in der Physik ebenso wie physikalische Formeln werden mit dem Anspruch formuliert, natürliche Sachverhalte zu beschreiben, zu erklären und vorherzusagen. Die Frage, welche Beziehung zwischen (formalisierten) Aussagesätzen und der physikalischen Wirklichkeit besteht, hat innerhalb der reinen Geometrie (als Zweig der Mathematik) keinen Sinn, wohl aber innerhalb der praktischen Geometrie, die Einstein als Naturwissenschaft und den ältesten Zweig der Physik auszeichnet. In dem Moment, wo ein Wissenschaftler sich entscheidet, von reiner Logik, Mathematik oder Geometrie zur praktischen Geometrie und damit zur praktischen Physik überzugehen, nehmen seine wissenschaftlichen Probleme erkenntnistheoretische Dimensionen an, in denen auch die Frage nach dem Erkenntniswert der Metapher eine Rolle spielt.

5.4. Modellieren: Erschaffen und entdecken

Die erste, viel diskutierte philosophische Reflexion, die Modelle und Metaphern thematisch verknüpft, findet sich bei Black. Aufgegriffen, modifiziert und erweitert wurden Einsichten Blacks besonders von Hesse[337]. Black wie Hesse sind zu den analytischen Philosophen zu zählen, deren Erkenntnisinteresse durchaus anders gelagert ist als das des Hermeneutikers Ricœur. Während dieser (*6.1. Gespaltene Referenz: Der Planet ›Erde‹ ist (k)eine Kugel*) die Erkenntnisfunktion der Metapher mit Heideggers In-der-Welt-sein in Verbindung bringt, diskutieren jene die Erkenntnisfunktion der Metapher in den Wissenschaften, vormerklich der Naturwissenschaft Physik[338].

Dieses Kapitel thematisiert den Zusammenhang von ›Modell‹ und ›Metapher‹ aus drei Gründen. Die Thematisierung von modelltheoretischen Aspekten ist erstens notwendig, um herausarbeiten zu können, welche Erkenntnisfunktion Ricœur der Metapher zuschreibt. Dieses Kapitel möchte zweitens im Anschluss an das vorangegangene zeigen, welche weiteren Probleme typischerweise aufkommen, wenn man den Zusammenhang von Sätzen und Wirklichkeit bedenkt. Dieses Kapitel möchte drittens zur Geltung bringen: Es sind Setzungen in Betreff der Frage „Lässt sich die Wirklichkeit (mit sprachlichen Mitteln) erkennen?“, die maßgeblich darüber entscheiden, welche Erkenntnisfunktion wir Modellen bzw. Metaphern zukommen lassen.

In der Philosophie ist es üblich, zwischen ›Realismus/Idealismus‹, ›Realismus/Konstruktivismus‹ bzw ›Realismus/Antirealismus‹ zu unterscheiden. Dass die um diese Differenzen gelagerten theoretischen Probleme auch im Alltag vorfindlich sind, zeigt sich bei der Untersuchung des normalsprachlichen Gebrauchs des Wortes ›Modell‹: Wir bilden Modelle *von etwas* und wir bilden Modelle *für etwas*. Sowohl die semantische Bestimmung des Handlungsverbs ›modellieren‹ wie auch des Indefinitpronomens ›etwas‹ ist schwierig.

Vergleichsweise einfach nachvollziehbar ist das ›Modellieren von etwas‹, wenn wir davon ausgehen, dass es künstliche und natürliche Dinge in der Wirklichkeit gibt, *von* denen wir Modelle herstellen. Wir produzieren Modelle von bereits existierenden Gebäuden (kleine Eiffeltürme in Souvenirshops). Wir produzieren dreidimensionale Modelle von Bäumen, Menschen

[337] Max Black: Models and metaphors. Studies in language and philosophy. 6., unveränd. Aufl. Ithaca; London: Cornell Univ. Press. 1962. Mary Brenda Hesse: Models and analogies in science. London; New York: Sheed & Ward 1963 (Newman history und philosophy of science series, 14). Dies.: The cognitive claims of metaphor. In: Journal of speculative philosophy. New series, Vol. 2, No. 1 (1988).

[338] Die zentralen Einsichten von Black und Hesse (wie auch ein Einblick in den Diskurs zu Modellen und Metaphern innerhalb der analytischen Philosophie) finden sich bei Keil herausgearbeitet. Vgl. Keil 1993 – Naturalismus, S. 249–271.

und Häusern (Modelleisenbahnwelt). Von jedem bereits existierenden, materiellen Etwas kann man ein 3D-Modell bauen, das kleiner, größer oder gleich groß ist.

In die Reflexion einzubeziehen ist die Unterscheidung ›Original/Kopie‹. Erwerben wir ein handgroßes Brandenburger Tor in einem Berliner Souvenirshop, so ist der Ausdruck ›kleines Modell vom Brandenburger Tor‹ treffend. Bauten wir jedoch kein verkleinertes oder vergrößertes Modell vom Brandenburger Tor, sondern ein in jeder Hinsicht gleiches Modell, so wäre der Ausdruck ›Modell vom Brandenburger Tor‹ in dieser Situation kaum treffend. Eher würden wir von einer Kopie des Originals sprechen; und selbst wenn sie exakt gleich wären, was Materialzusammensetzung und Größe betrifft, so könnten dieses Original und diese Kopie niemals gleich sein zum einen, weil Original und Kopie verschiedene Raumzeitstellen einnehmen, zum anderen, weil das Original vor der Kopie da war. Im Rahmen derartiger Überlegungen spricht man traditionell von Nachahmung, Imitation oder Mimesis (der Natur, realer Dinge).

In die Reflexion einzubeziehen ist des Weiteren die Frage, inwiefern ein Modell (eine Kopie, ein Imitat, eine Vervielfältigung) naturgetreu, exakt bzw. perfekt sein kann. Typischerweise bauen wir dreidimensionale Modelle von wirklichen Dingen wie Gebäuden, die hinsichtlich Form und Farbe möglichst dem Original entsprechen. Wir nennen derartige Modelle ›maßstabsgetreue Modelle‹. Perfekte maßstabsgetreue Modelle sind schlicht Verkleinerungen oder Vergrößerungen des Modellierten. Physikalisch jedoch ist, wie man anzuerkennen hat, die Idee eines perfekten dreidimensionalen Modells nicht einlösbar. Erstens gibt es beim Messen des Originals wie des Modells notwendig untilgbare Messungenauigkeiten: Wir können das Original nicht exakt messen (erkennen, bestimmen), es also auch nicht exakt modellieren. Zweitens ist die Idee eines stabilen, naturgetreu nachahmbaren Objekts physikalisch nicht haltbar. Jedes wirkliche Ding ändert sich in jedem Moment (vorausgesetzt, man meint, ›ein Ding‹ überhaupt von seinem Umfeld losgelöst betrachten zu können). Seien es Vorgänge auf subatomarer Ebene, seien es die Einwirkungen von kosmischen Strahlen oder die Gravitationskräfte der umlaufenden Gestirne oder auch nur des messenden und modellierenden Menschen[339].

Gewichtige erkenntnistheoretische Probleme stellen sich ebenfalls ein, wenn wir den Ausdruck ›Modell für etwas‹ reflektieren. Menschen, die typischerweise Modelle für etwas

[339] Eine Messung ohne Messfehler ist nicht möglich: „**Mess|abweichung**, kurz **Abweichung**, Messtechnik: die Differenz zwischen ausgegebenem (angezeigtem) Messwert und richtigem (wahrem) Wert der Messgröße, die aus der Gesamtheit aller bei einem Messvorgang auftretenden Störeinflüsse resultiert. Jeder angezeigte Messwert ist mit einer Unsicherheit behaftet, die ihre Ursache in Unvollkommenheiten des Messaufbaus, des Messgeräts, des Messobjekts und/oder des Messverfahrens hat; er wird ferner durch die Umgebung (z. B. Temperatur-, Druckschwankungen, elektrische oder magnetische Störfelder) und den Beobachter beeinflusst.“ (BNwT 2003 – Messfehler [Lemma]). Die Einsicht in die Unumgehbarkeit und Vielfältigkeit von Messfehlern, die in den Wissenschaften allgemein anerkannt ist, bringt die Idee ›maßstabsgetreues Modell‹ zu Fall.

generieren, sind Designer, Architekten, Elektroingenieuren und Maschinenbauer. Wenn man das Modell für ein neues Auto baut, für ein neues Haus, für einen neuen Schaltkreis oder für eine neue Maschine, dann ist es kaum geboten, von Nachahmung, Kopie, Imitation oder Mimesis zu sprechen. Man schafft, wie es heißt, etwas völlig Neues, einen Prototypen. Der Ausdruck ›Modell für etwas‹ führt auf das Problem der Creatio ex nihilo hin.

In die Reflexion einzubeziehen ist ebenfalls, dass wir beim Modellieren (wie Black und Ricœur formulieren) das Medium wechseln können. Wenn Wissenschaftler (Physiker, Chemiker, Biologen, Ökonomen) Modelle von oder für etwas generieren, dann bauen sie meistens keine kleineren oder größeren 3D-Modelle. Die erzeugten Modelle werden oftmalig grafisch realisiert. ›grafisch realisiert‹ meint zum einen: Zeichnungen, grafische Darstellungen auf Papier, Whiteboards oder Bildschirmen. ›grafisch realisiert‹ meint zum anderen: In Form von Graphemen, Schriftzeichen. Die Bestimmung des Wortes ›Medium‹ ist schwierig und umstritten (*4.4. Sprache als Medium der Erkenntnis*). Der Ausdruck ›Wechsel des Mediums‹ meint in diesem Kontext: Wir verfügen über verschiedene Medien, um ein gegebenes wirkliches Ding zu modellieren. Wir können den Planeten ›Erde‹ aus Plastik nachformen, ihn malen, fotografieren, zeichnen. Wir können ihn mit Aussagesätzen modellieren („Der Planet ›Erde‹ ist eine Kugel.“) oder mit formalen, physikalisch-mathematischen Ausdrücken. Wenn wir verschiedene Modelle von etwas (von *einem* etwas), das kraft verschiedener Medien modelliert wurde, miteinander vergleichen, verwenden wir typischerweise derartige Formulierungen:

- Die verschiedenen Modelle sind ähnlich.
- Die verschiedenen Modelle ähneln sich (hinsichtlich ihrer Form, Struktur, Gestalt, Beschaffenheit, Eigenschaften, Merkmale).
- Die verschiedenen Modelle gleichen sich (hinsichtlich ihrer Form, Struktur, Gestalt, Beschaffenheit, Eigenschaften, Merkmale).
- Die verschiedenen Modelle haben Gemeinsamkeiten.
- Die wahrgenommenen Modelle sind teilweise identisch.
- Die verschiedenen Modelle weisen die gleichen Proportionen auf.

Es gilt zu bedenken: Jedes Medium ist hinsichtlich seiner Leistungsfähigkeit andersartig begrenzt. Bilder und Zeichnungen können die Vier- bzw. Dreidimensionalität wirklicher Dinge in dem Sinn nicht wirklichkeitsgetreu nachahmen, dass die vierte und dritte Dimension nicht nachgebildet werden[340]. Unter Verwendung eines zweidimensionalen Mediums kann das Brandenburger Tor allenfalls dargestellt werden, nicht imitiert: Fotos und Gemälde des

[340] Entwicklungen der theoretischen Physik zufolge greift auch das Denken in vier Dimensionen zu kurz. Vgl. Lisa Randall: Verborgene Universen. Eine Reise in den extradimensionalen Raum [Orig.-Sachtitel: Warped passages. Unraveling the mysteries of the universe's hidden dimensions]. Aus dem Amerik. v. Hartmut Schickert. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verl. 2009.

Brandenburger Tors bestehen nicht aus Sandstein. Beachtenswert bei den bildlichen Modellen von oder für etwas ist zudem, dass sie sehr oft nicht maßstabsgetreu sind, sondern die Ähnlichkeit in bestimmten Hinsichten genügt. Man denke etwa an nicht maßstabsgetreue Pläne elektrischer Leitungen in Gebäuden oder des Abwassersystems einer Großstadt. Diese Modelle werden häufig im Unterschied zu den maßstabsgetreuen Modellen als ›analoge Modelle‹ bezeichnet. Von vorrangigem Interesse innerhalb der Metapherntheorien ist jedoch jener Modelltyp, den Black, Hesse und Ricœur ›theoretische Modelle‹ nennen. Im Folgenden ist zu problematisieren, wie Ricœur den Zusammenhang von maßstabsgetreuen, analogen und theoretischen Modellen darstellt. Dieser Schritt ist eine Voraussetzung dafür, die Erkenntnisfunktion der Metapher, wie Ricœur sie behauptet, herausarbeiten zu können. Ricœur formuliert:

> „Der Durchgang durch die Modelltheorie bildet eine entscheidende Etappe der vorliegenden Studie. […] Das zentrale Argument ist die Idee, daß sich die Metapher zur dichterischen Sprache verhält wie das Modell zur Wissenschaftssprache, soweit man nämlich in beiden Fällen die Wirklichkeitsbeziehung [relation au réel] betrachtet.“[341]

Die Unterscheidung zwischen maßstabsgetreuen Modellen und den beiden anderen Modelltypen (analog, theoretisch) formuliert Ricœur durch Einführung des relativ ungewöhnlichen Ausdrucks ›pertinente Merkmale‹. Maßstabsgetreue Modelle seien

> „Modelle in dem Sinne, daß sie Modelle *von* etwas sind, worauf sie in asymmetrischer Beziehung verweisen; sie dienen dazu, zu zeigen, wie die Sache aussieht *(how it looks)*, wie sie funktioniert *(how it works)*, welchen Gesetzen sie unterworfen ist. Anhand des Modells lassen sich die Eigenschaften des Originals [les propriétés de l’original] entziffern – ablesen. Schließlich sind an einem Modell nur einige Merkmale pertinent, andere nicht [seuls que traits sont pertinents, d’autre non]. Ein Modell will nur in in seinen pertinenten Merkmalen originalgetreu sein [un modèle ne prétend être fidèle que quant à ses traits pertinent]. Diese pertinenten Merkmale unterscheiden das maßstabsgetreue Modell von anderen Modellen.“ (ebd. 229, im Original S. 303)

Maßstabsgetreue Modelle seien Modelle von etwas. Dieses Etwas ist selbst nicht Modell, sondern Original. Von einem solchen Original wird behauptet, dass es Eigenschaften (propriétés) und Merkmale (traits) hat. Diese Bestimmungen geben Ricœurs realistische Theoriematrix zu erkennen: Er setzt fest, dass Dinge wie Schiffe und Schiffsmodelle Eigenschaften und Merkmal *wirklich* haben – unabhängig von urteilenden, interpretierenden Menschen. Ricœur fährt fort:

---

[341] Paul Ricœur: Die lebendige Metapher [Orig.-Sachtitel: La métaphore vive]. Mit einem Vorw. zur dt. Ausg. Aus d. Franz. v. Rainer Rochlitz. 2. Aufl. München: Fink 1986 (Übergänge. Texte und Studien zu Handlung, Sprache und Lebenswelt, 12), S. 227–228. Wo es zweckdienlich ist, wird in eckigen Klammern die Ausdrucksweise des Originaltextes eingefügt: Paul Ricœur: La métaphore vive. Paris: Éd. du Seuil 1975 (L’ordre philosophique. Collection dirigée par François Wahl), S. 302. Teils wird zur Begriffsklärung die englische Übersetzung von *La métaphore vive* hinzugezogen.

„Diese pertinenten Merkmale unterscheiden das maßstabsgetreue Modell von den anderen Modellen. Sie sind korrelativ zu den Interpretationskonventionen, die ihre Deutung regeln. Diese Konventionen beruhen auf der **partiellen Identität der Eigenschaften** und der **Invarianz der Proportionen** hinsichtlich allem, was eine Dimension in Raum oder Zeit hat. Aus diesem Grunde imitiert, reproduziert das maßstabsgetreue Modell das Original. […] Durch diese sinnliche Beschaffenheit [caractère sensible] bringt das maßstabsgetreue Modell das zu Große oder zu Kleine auf uns entsprechende Dimensionen.“[342]

Der wirkliche Eiffelturm, ein dreidimensionales maßstabsgetreues Modell des Eiffelturms aus Plastik und auch ein zweidimensionales maßstabsgetreues Modell des Eiffelturms wiesen alle (gesetzt, man legt es beim Modellieren darauf an) die gleichen Proportionen auf (Invarianz der Proportionen). Sie wiesen ebenfalls teilweise gleiche Eigenschaften auf (Identität der Eigenschaften). Lesen wir ›beruhen auf‹ (wie auch ›basieren‹, ›fundieren‹) als die Behauptung einer logischen Voraussetzung, haben wir folgenden Zusammenhang: Der Sachverhalt, dass ein Original und seine maßstabsgetreuen Modelle gleiche raumzeitliche Proportionen haben und teilweise identische Eigenschaften, ist die Voraussetzung dafür, dass wir Interpretationsregeln folgen, die es überhaupt erst und wiederholt ermöglichen, bestimmte Entitäten als Eiffelturm-Modelle zu erkennen.

Bei analogen Modellen spielt laut Ricœur die Frage, ob Modell und Modelliertes sich der Erscheinungsform nach ähneln, keine Rolle mehr. In den Vordergrund rücken die Begriffe ›Struktur‹, ›Beziehungsnetz‹ und ›Isomorphismus‹. Bei analogen Modellen, so Ricœur anschließend an Black,

„sind zwei Dinge zu beachten: der Wechsel des Mediums und die Darstellung der Struktur, also das dem Original eigentümliche Beziehungsnetz. Die Interpretationsregeln bestimmen hier die Übersetzung eines Beziehungssystems in ein anderes; die pertinenten Merkmale, die zu dieser Übersetzung korrelativ sind, bilden das, was man in der Mathematik einen Isomorphismus nennt. Modell und Original ähneln einander der Struktur, nicht der Erscheinungsform nach.“ (ebd., S. 229)

Ein Formalisierungsschritt wird vollzogen, da die Ähnlichkeit der Erscheinungs*form* von Modell und Modelliertem für die Klasse der analogen Modelle nicht mehr relevant ist (was auch für die theoretischen Modelle gilt: Der Satz „Der Planet ›Erde‹ ist eine Kugel.“ hat keine Ähnlichkeit mit der realen Erde). Als Beispiel für analoge Modelle führt Ricœur an:

– Hydraulische Modelle von Wirtschaftssystemen
– Verwendung von Stromkreisläufen in elektronischen Rechenmaschinen

[342] Ricœur [2]1986 – Metapher, S. 228 [Fettdruck, ks].

Ein 3D-Schiffsmodell und ein 2D-Schiffsmodell ähneln ihrem Original auch hinsichtlich ihrer Erscheinungsform, das heißt vereinfacht gesagt vor allem: in dem, wie sie aussehen. Modelliert man ein Wirtschaftssystem, indem man eine Ähnlichkeit zwischen einer Hydraulik und einem Wirtschaftssystem behauptet, fällt die Ähnlichkeit in der Erscheinungsform weg. Es bleibt allein die Behauptung einer Strukturähnlichkeit bzw. ein isomorphes Beziehungssystems.

Erst der dritte Modelltyp realisiert den für Ricœur entscheidenden Schritt: Theoretische Modelle sind keine Dinge (wie Miniplastiken, Zeichnungen oder Filme vom Eiffelturm), die man herstellt und auf die man zeigen kann. Theoretische Modelle sind Beschreibungen.

> „Die *theoretischen* Modelle, die die dritte Stufe bilden, haben mit den vorangehenden die Strukturidentität gemein; sie sind jedoch nichts Zeigbares oder Herzustellendes; sie sind keine Dinge; sie führen vielmehr eine neue Sprache ein, etwa einen Dialekt oder ein Idiom, **worin das Original beschrieben, nicht jedoch konstruiert wird**: etwa Maxwells Darstellung eines elektrischen Kraftfelds […]." (ebd., Fettdruck von ks)

Bezeichnen wir zwei Dinge (A und B) als ähnlich, weil sie beide rot, rund oder wasserlöslich sind, impliziert die Ähnlichkeitsbehauptung eine Identitätsbehauptung. A und B gleichen sich in einigen Hinsichten, in anderen gleichzeitig nicht. Ebendas bezeichnet Ricœur als Ähnlichkeit: Die Spannung von Identität und Differenz[343]. Fokussiert zu hinterfragen ist indes vor allem Ricœurs realistischer, auf einer Isomorphietheorie beruhender, korrespondenztheoretischer Wahrheitsbegriff: Ein Globus ist ein 3D-Modell des Planeten ›Erde‹. Ein Foto der Erde ist ein 2D-Modell. Der Aussagesatz „Der Planet ›Erde‹ ist eine Kugel." ist ein theoretisches Modell der Erde, realisiert im Medium ›Schriftsprache‹. Mit dem Titel dieses Kapitels gefragt: Erschafft oder entdeckt dieses theoretische Modell etwas? Für Ricœur liegt (wie für viele andere, insbesondere ›normale‹ Physiker) auf der Hand, dass theoretische Modelle etwas entdecken, nicht erschaffen (*6.1. Gespaltene Referenz: Der Planet ›Erde‹ ist (k)eine Kugel*).

Spielen wir die Idee durch: Sehen wir ein reales Schiff (Original) und dessen maßstabsgetreues 3D-Modell, werden wir eine Ähnlichkeit behaupten, weil beide Dinge gleiche Eigenschaften und Proportionen haben. Eine Ähnlichkeit sprechen wir auch dem Original und seinem 2D-Foto zu. Wenn eine Struktur ein Beziehungsnetz oder ein Beziehungssystem ist (eine Menge von Relationen), wenn sich Beziehungssysteme in verschiedenen Medien ausdrücken lassen (Plastik, Zeichnung, Sprache), wenn sich zuletzt diese verschiedenen medialen Ausprägungsformen ineinander übersetzen lassen, eben weil ihnen das *eine* Beziehungssystem zugrunde liegt, dann folgt gemäß diesem Theoriedesign, dass die schriftsprachliche Beschreibung

[343] Ricœur [2]1986 – Metapher, S. 9.

eines Schiffes (formalisiert oder nicht-formalisiert) ebenso gut die raumzeitliche Struktur eines realen Schiffes repräsentieren kann wie eine Plastik oder eine Zeichnung desselben Schiffs. Ist die Übersetzung *eindeutig* geregelt, stehe dem, so Ricœur, nichts entgegen. „Das reale Objekt genannt ›Schiff‹ hat einen Mast. Dieser hat die Form eines Zylinders von 12 Metern Höhe und einem Durchmesser von 55 cm.“. Eine solche *Beschreibung* der raumzeitlichen Struktur eines realen Dings (die eine Reihung von behaupteten Aussagesätzen ist) vermöge dessen So-Sein, dessen Wesen in Worte zu fassen. Ricœur sieht von der Problematik ›Erkennbarkeit der Wirklichkeit‹ (*5.3. Geometrie und Erfahrung: Ist die Erde eine Kugel?*, *5.5. Aporie: Ich-Kreis ohne Wirklichkeit?*) und der phänomenalen deskriptiven Unerschöpflichkeit der Einzeldinge (siehe S. 300) ab zugunsten jener Isomorphie, von der vermutet wird, dass sie zugrunde liegt, erkennbar ist und sprachlich fassbar.

Abschließend seien einige typische Fragen zusammengestellt, die aufkommen, wenn es um den Zusammenhang von theoretischen Modellen und Metaphern geht. Der Aussagesatz: „Der Planet ›Erde‹ ist ein Rotationsellipsiod.“ ist eine theoretische Modellierung des Planeten ›Erde‹. Der Aussagesatz „Der Planet ›Erde‹ ist ein Fußball.“ ist eine Metapher. „Der Planet ›Erde‹ ist ein Scheibe.“ war einst ein ernstgenommer, unter gegebenen Umständen durchaus wissenschaftlicher Satz. Heute ist er eine Metapher oder eben ein veraltetes Modell, das sich als falsch erwiesen hat. Zu fragen ist:

- Können wir die Wirklichkeit (die wirklichen Dinge) überhaupt erkennen?
- Was ist ein wirkliches künstliches oder natürliches Ding? Wie ist es beschaffen?
- Wie bestimmen wir die Wörter ›Original‹, ›Kopie‹ und ›Modell‹?
- Ist die Modellierung (die Nachahmung, das Kopieren) von etwas Wirklichem überhaupt möglich?
- Inwiefern kann ein Modell von etwas exakt, naturgetreu, wahrheitsgemäß bzw. perfekt sein?
- Wie ist es zu erklären, dass wir meinen, neue Modelle für etwas generieren zu können?
- In welchem Medium (Stein, Plastik, Foto, Schrift, Stimme) wird das Modellieren realisiert? Welche Leistungsgrenzen in puncto ›Modellierung‹ weisen die unterschiedlichen Medien auf?
- Gibt es eine Übereinstimmung (Strukturgleichheit, Strukturähnlichkeit, Isomorphie, Homologie) zwischen dem Planeten ›Erde‹ und einer Modellierung desselben?
- Gibt es eine Übereinstimmung (Strukturgleichheit, Strukturähnlichkeit Isomorphie, Homologie) zwischen modellierenden, theoretischen Aussagesätzen („Der Planet ›Erde‹ ist ein Rotationellipsoid.”) und dem Theoretisch-Modellierten, hier: der realen Erde?

Die Frage nach dem erkenntnistheoretischen Status von Modellen bzw. Metaphern in den Wissenschaften betrifft sowohl die Geistes- als auch die Naturwissenschaften. Sind die Ausdrücke, die wir für dasjenige verwenden, was wir ›Geist‹, ›Psyche‹ oder ›das Mentale‹ nennen, nicht manchmal, häufig oder generell metaphorisch[344]? Sind die Ausdrücke, die wir zur

[344] Vgl. Nickl et al. 2010 – Seele.

Beschreibung desjenigen verwenden, was wir ›Natur‹ oder ›Materie‹ nennen, nicht manchmal, häufig oder generell metaphorisch?

Üblich ist es in den Wissenschaften, Sätze wie „Der Geist ist ein Computer.“, „Das Gehirn hat einen Speicher.“, „Das Atom ist eine Kugel.“, „Gasgemische bewegen sich wie Billardkugeln.“, „Elektrizität ist ein Feld.“ als Modelle zu bezeichnen. Einige erkenntnistheoretische Positionen behaupten dagegen, dass es richtiger sei, in derartigen Fällen von (›toten‹, zur Normalität gewordenen) Metaphern zu sprechen. Wiederum andere sehen hier Analogien am Werk. Die Bestimmungen von ›Modell‹, ›Metapher‹ und ›Analogie‹ variieren stark. Teils werden sie auch unterschiedslos verwendet. Keil stellt fest:

> „Ich habe bisher die Begriffe ‚Metapher‘, ‚Modell‘ und ‚Analogie‘ nicht trennscharf verwendet, weil eine rigide Unterscheidung im Hinblick auf die wissenschaftstheoretische Diskussion künstlich und nicht durchzuhalten wäre (vgl. Leatherdale 1974, 1.). Vieles von dem, was dort über Modelle gesagt wird, wird von anderen Autoren über Metaphern gesagt. Vielleicht kann man den Zusarnmenhang grob so beschreiben, daß Metaphern in der Wissenschaft in der Regel als Modelle fungieren. […] Außerhalb der Wissenschaft verwendete Metaphern sind oft keine Modelle, wie auch manche Modelle (z. B. Maßstabsmodelle) keine Metaphern sind. Wenn hier von Modellen die Rede ist, ist nur der Überschneidungsbereich von Metaphern und Modellen gemeint. Die Analogie ist ein Verfahren, das – einer bestimmten Metapherntheorie zufolge – aller Metaphernbildung zugrundeliegt. Manchmal wird die Analogie nicht als Operation, sondern, wie bei Hesse, **als Analogiebereich im Sinne eines gemeinsamen Merkmalsbestands** verstanden; dann wäre sie dasjenige in der Welt, was Metaphern- und Modellbildung ermöglicht. – Für Aristoteles, der die Analogie als ein Verhältnis von Verhältnissen nach dem Muster der Proportionalgleichung a:b = c:d bestimmt, ist die Analogie die Metapher par excellence (vlg. *Rhet*. 1411).“[345]

Auf die Frage „Erschaffen oder entdecken (kraft Metaphern realisierte) theoretische Modelle etwas?“ gibt es keine allgemein akzeptierte, wahre Antwort. Hervorzuheben ist jedoch, dass das erkenntnistheoretische Interesse an Modellen, Metaphern und Analogien (bei Realisten wie Nicht-Realisten) zu einem großen Teil daher rührt, dass man ihnen eine *innovatorische Funktion* zuschreibt. Wird die kognitive, epistemische oder epistemologische Funktion der Metapher (im Rahmen von Modell- oder Analogietheorien) untersucht, ist von erstrangigem Interesse typischerweise die Vermutung, dass Metaphern etwas Neues schaffen können:

- Sie realisieren neue Modelle (neue Beschreibungen, neue Theoretisierungen) von etwas Wirklichem.
- Sie realisieren ›völlig‹ neue Modelle für etwas.

Metaphern, so virulente Formulierungen, hätten die Funktion,

- Neues zu erschaffen (erfinden, erzeugen, generieren),

[345] Vgl. Keil 1993 – Naturalismus, S. 256–257, Fettdruck von ks.

– Neues zu entdecken,
– Neues sichtbar zu machen (sehen zu lassen),
– Etwas in neuem Licht als etwas zu sehen (Sehen-als),
– Etwas anders, neuartig erscheinen zu lassen.

Kommt im erkenntnistheoretischen Zweig des Metapherndiskurses die Rede auf den Zusammenhang von ›Modell‹ und ›Metapher‹, wird häufig von Wissenschaftlern bezweckt zu erklären, wie das Erschaffen oder Entdecken von Neuem vonstatten geht. Nicht selten beabsichtigen Theoretiker der Metapher die Herausarbeitung einer *Logik der Innovation* oder einer *Mechanik der Innovation*. Wer dabei davon ausgeht

> „[…] daß – zumindest einige – Metaphern für die Welt konstitutiv sind bzw. daß sie neue Tatsachen kreieren, wird von mir als Kreativist bezeichnet, die von ihm vertretene These als die *Kreativistische These* (kurz: KT). […] Die zur Debatte stehende Kreativistische These präsentiert sich in der Metaphernliteratur nicht so sehr als eine eigens mit argumentativem Aufwand verfochtene Behauptung; eher hat sie den Charakter einer Hintergrundannahme, welche lediglich durch beständiges Wiederholen für viele Theoretiker zu einer Selbstverständlichkeit geworden ist. Ihr hohes Ansehen verdankt sich nicht zuletzt dem Umstand, daß sie selten unmißverständlich ausgesprochen wird. In der Regel bleibt ihr genauer Gehalt im Dunkeln. Insbesondere profitiert sie davon, daß die vielen Metaphern fraglos zukommenden und den Realismus keineswegs gefährdenden Kreativitätsaspekte von Kreativität im Sinne des Kreativismus nicht sauber geschieden werden.“[346]

Puster verwendet den Ausdruck ›linguistischer Idealismus‹ für Theoretiker, die der Sprache als Erkenntnismedium eine weltkonstitutive Funktion zuweisen. Kreativisten seien linguistische Idealisten, die die Konstitutionsfunktion der Sprache auf das Metaphorische einengten, wobei häufig antirealistische Implikationen erkennbar seien und nicht selten die Forderung aufgestellt werde, metaphorische Aussagen im Gegensatz zu wörtlichen erzeugten ihre eigenen Wahrheiten (ebd., S. 3). Die Frage nach der Erkennbarkeit der Wirklichkeit ist, meine ich, das A und O. „Wir wollen uns nicht vorschnell über die wichtigsten Dinge schlüssig machen.“[347]

5.5. Aporie: Ich-Kreis ohne Wirklichkeit?

Kant behauptete einen ›Skandal‹, ein Ärgernis, wörtlich: einen Fallstrick, eine Hinterhältigkeit, auf die jemand unversehens hereinfallen kann:

---

[346] Edith Puster: Erfassen und Erzeugen. Die kreative Metapher zwischen Idealismus und Realismus. Tübingen: Mohr Siebeck 1998 (Philosophische Untersuchungen, 6), S. 2. Puster beansprucht in ihrer Arbeit, den Kreativismus zu widerlegen. Wie in *7.2. Phantasie und Kalkül: Die Regeln während des Spiels ändern* herausgearbeitet wird, ist eine Logik der Innovation oder eine Mechanik der Innovation ein unerreichbares Ziel.
[347] Herakleitos v. Ephesos: Fragmente. In: Herman Diels: Herakleitos von Ephesos. Griech. u. dt. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung 1901, S. 13 [Fragment 47].

> „Der Idealism mag in Ansehung der wesentlichen Zwecke der Metaphysik für noch so unschuldig gehalten werden, (das er in der Tat nicht ist), so bleibt es immer ein Skandal der Philosophie und allgemeinen Menschenvernunft, das Dasein der Dinge außer uns (von denen wir doch den ganzen Stoff zu Erkenntnissen selbst für unsern inneren Sinn her haben,) bloß auf Glauben annehmen zu müssen, und, wenn es jemand einfällt es zu bezweifeln, ihm keinen genugtuenden Beweis entgegenstellen zu können.“[348]

In der Skandalisierung verwendet Kant die Formulierung ›das Dasein der Dinge außer uns‹, und unser Verhältnis zu ihnen nennt er ein ›auf Glauben annehmen müssen‹. Reformuliert: „Wir nehmen auf Basis von Glaubensätzen an, dass es Dinge außer uns gibt.“, oder einfach „Wir glauben, dass es Dinge außer uns gibt.“

›außer‹ möchte ich zwei Lesarten geben. Erste Lesart: Es *sind* bzw. es *gibt* Dinge *außerhalb* von uns. Wir verwenden dann die Unterscheidung ›innen/außen‹ bzw. ›körperintern/körperextern‹. Die Grenze des Körpers, so die Normalvorstellung, wird markiert durch seine Hülle, die Haut[349]. Auf der Hülle und unter der Hülle sind Organe (Sinnes- oder Rezeptionsorgane). Nach ›klassischer‹ (vermutlich überholter Definition) gibt es fünf Sinne: Sehsinn, Hörsinn, Geschmackssinn, Tastsinn, Geruchssinn. Diese ermöglichen einen Kontakt zur *Außenwelt im Allgemeinen* und zu den *Dingen der Außenwelt im Speziellen*. Meist gilt unter Wissenschaftlern: Es gibt keine Wahrnehmung ohne Sinne (außersinnliche Wahrnehmung). Abgelehnt werden zudem auch meist Ausdrücke wie ›übersinnliche‹, ›übernatürliche‹, ›metaphysische‹, ›paranormale‹ oder ›parapsychische‹ Wahrnehmung.

›außer‹ kann statt eine relative, räumliche Lage und (von der Erste-Person-Perspektive aus gedacht) eine räumliche Umgrenzung und Richtung zu bezeichnen, auch gelesen werden in der Bedeutung ›abgesehen von etwas‹: Die Dinge haben auch außer uns (ohne uns, abgesehen von uns) eine Existenz, ein Dasein oder Sein. Die Dinge sind nicht nur ein Anderes des Menschen, das aus der Erste-Person-Perspektive typischerweise immer entweder das Gegenüber des Menschen ist (im Fall eines Einzeldings) oder das Drumherum des Menschen (im Falle aller Dinge, der Dinggesamtheit, der Dingwelt). Die Dinge und die Dingwelt sind auch dadurch bestimmt, dass sie, was immer sie sind, *unabhängig vom Menschen sind*. Wenn ›*die* Dinge‹ menschenunabhängig (beobachterunabhängig) sind, kommt ihnen aus Sicht des Menschen ebenfalls das Prädikat zu, medien- und also sprachunabhängig zu sein. Formuliert mit einer Unterscheidung, die wiederum als überholte gilt, klafft in einem so modellierten Zusammenhang zwischen

[348] Immanuel Kant: Kritik der reinen Vernunft 1. In: Ders.: Werkausgabe in zwölf Bänden. Hg. v. Wilhelm Weischedel. Bd. 3. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1992 (stw, 55), S. 38 [B 39].
[349] Die Etymologie von ›Haut‹ führt auf ›Hülle‹ zurück. ›Haut‹ reiht sich damit ein in jene Entitätengruppe, die etwas bedecken oder umhüllen. Etymologische Verwandte sind ›Hütte‹, ›Haus‹, ›Hort‹ und ›Hode‹. Vgl. DHW ^{4}2006 – Haut [Lemma]. Vgl. EtymWB-Pfeifer ^{2}1993 – Haut [Lemma].

Subjekten und Objekten, zwischen der je eigenen Welt des Subjekts (Subjektwelt) und der Welt der Objekte (Objektwelt) eine ›unüberbrückbare Kluft‹ auf. Andere Formulierungen für diese Kluft lauten: Die Unerkennbarkeit des Ding-an-sich, die Unerkennbarkeit der Wirklichkeit der Dinge, die Unerkennbarkeit des Wesens oder der Substanz der Dinge[350].

Heidegger hielt Kant 140 Jahre später entgegen, der Skandal bestehe vielmehr darin, dass man den Versuch nicht grundlegend als abwegig erkenne, unterlasse und die Fragerichtung und Frageform ändere:

> „Der »Skandal der Philosophie« besteht nicht darin, daß dieser Beweis bislang noch aussteht, sondern *darin, daß solche Beweise immer wieder erwartet und versucht werden*. Dergleichen Erwartungen, Absichten und Forderungen erwachsen einer ontologisch unzureichenden Ansetzung *dessen, davon* unabhängig und »außerhalb« eine »Welt« als vorhandene bewiesen werden soll. Nicht die Beweise sind unzureichend, sondern die Seinsart des beweisenden und beweisheischenden Seienden ist *unterbestimmt*. […] Das recht verstandene Dasein widersetzt sich solchen Beweisen, weil es in seinem Sein je schon *ist*, was nachkommende Beweise ihm erst anzudemonstrieren für notwendig halten.“[351]

Reformuliert: Der Fragende sollte sich einer Prüfung des Zusammenhangs von Axiomen und Erkenntnisinteressen unterziehen. Eben jenes ›Außen‹ einer ›vorhandenen Welt‹, das Heidegger durch Guillemets abhebt und damit in seiner Fraglichkeit kennzeichnet, ist in seiner Gewöhnlichkeit zu problematisieren. Hervorzuheben ist, wie folgenreich es für eine Theorie ist, überhaupt die Vorstellung einer Außenwelt anzusetzen, ganz gleich ob die Außenwelt bewiesen oder widerlegt werden soll oder ob davon ausgegangen wird, dass der Realitätsstatus der Außenwelt bereits widerlegt oder bewiesen ist. Sollte sich ›das recht verstandene Dasein (also sollten wir uns) solchen Beweisen widersetzen‹?

Die erkenntnistheoretische Beurteilung der Fragen „Was ist Realität?“, „Was bedeutet ›Realität‹?“, „Gibt es die Realität?“, „Können wir die Realität erkennen?“ spielt in die Beurteilung zahlreicher, fundamentaler, philosophischer Themen hinein, auch in das Thema ›Metapher‹; die Beantwortung oder Verwerfung der Fragen „Was ist eine Metapher?“, „Was bedeutet das

---

[350] Fachgerecht zu unterscheiden zwischen ›Realität‹, ›Wirklichkeit‹ und ›Natur‹ weiß ich in dieser Arbeit nicht. Ohne den empirischen Nachweis leisten zu können, glaube ich aus meiner Einschätzung der normalen Sprache wie auch der mir bekannten Fachsprachen behaupten zu können, dass allein in wenigen Terminologien diese Substantive wohlunterschieden sind bzw. überhaupt zu unterscheiden versucht werden. Sonst gilt unausgesprochen Quasi-Synonymität. Ebenfalls tritt das Problem auf, dass, wenn von der Realität der Dinge und der Dingwelt gesprochen wird, die Disziplin der Ontologie auf den Plan tritt und also fraglich ist, ob die Dinge ein Wesen oder eine Substanz haben. Da der Begriff des Wesens den der Wirklichkeit impliziert, verhalte ich mich hier indifferent. Thematisch heraus fallen Fragen nach den Worten ›Natur‹ und ›Leben‹, die im Kontext des Realitätsproblems ebenfalls aufkommen (Stichworte ›die Natur der Dinge‹, ›Naturwissenschaft‹, ›Naturalismus‹, auch ›Lebenswirklichkeit‹, ›life science‹). Zur Frage nach der Differenzierbarkeit der erwähnten Ausdrücke vgl. Johannes Kleinstück: Die Erfindung der Realität. Studien zur Geschichte und Kritik des Realismus. Stuttgart: Klett-Cotta 1980.

[351] Martin Heidegger: Sein und Zeit. 18. Aufl., unveränd. Nachdr. der 15., an Hand der Gesamtausg. durchges. Aufl. mit d. Randbemerkungen aus d. Handex. d. Autors im Anh. Tübingen: Niemeyer 2001, S. 205 [§ 43].

Wort ›Metapher‹?“, „Welche Funktion oder Wirkung haben Metaphern?“ hängt maßgeblich davon ab, wie wir uns gegenüber der ›Frage nach der Realität‹ positionieren. Da eine vertiefte Thematisierung der Frage nach der Realität im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich ist, dennoch aber eine Positionierung, wie ich meine, vonnöten, möchte ich uns in Gedanken eine Zeichnung anfertigen lassen, von der ich behaupte, sie stellt grosso modo die Normalvorstellung eines trivialen, basalen erkenntnistheoretischen Szenarios dar. Unter ›Szenario‹ verstehe ich dabei den Entwurf eines Modells, das flexibel (wie eine Bühnenszene) gestaltet werden kann, weil es sich verändernde Sachverhalte modelliert (adaptives Modell). Ich greife dabei auf die diffizilen binären Unterscheidungen ›Subjekt/Objekt‹, ›innen/außen‹, ›Körper/Umwelt‹, ›Verstand/Sinne‹ und ›Sinneswahrnehmung/Sinnesdaten‹ zurück.

Angenommen, wir zeichnen drei handtellergroße Kreise auf ein Blatt Papier. Diese Kreise können sich berühren oder nicht, Überschneidungen allerdings sind zu vermeiden. In einen Kreis schreiben wir ein ›S‹ für ›Subjekt‹, in die anderen beiden ein ›O‹ für ›Objekt‹. Das Subjekt ist ein Mensch wie du und ich, hat also eine materielle Ausdehnung, einen Körper, der mit Sinnesorganen ausgestattet ist. Die Objekte sind ebenfalls materielle Ausdehnungen (weshalb wir sie auch ›Körper‹ nennen).

Zur Normalität dieser Normalvorstellung gehört, dass wir dem Subjekt die Eigenschaft zuschreiben, eine Perspektive zu besitzen, aus der heraus es die Dinge wahrnehmen kann. Jedes Subjekt hat zwei bewegliche Augen, die einen Sichtwinkel von annähernd 180° bilden. Diese Perspektive, so die Normalvorstellung, ist die für jeden Menschen obligatorische Erste-Person-Perspektive. Niemand kann eine Zweite- oder Dritte-Person-Perspektive einnehmen. Kein Subjekt vermag die eigene, perspektivische Psyche zu verlassen und wie ein auktorialer Erzähler überall zu sein. Kein Subjekt vermag, in fremde Psychen ›einzutauchen‹, in ihnen ›aufzutauchen‹ und aus ihnen wieder ›auszutauchen‹.

Perspektivisch festgestellt nimmt, in unserem einfachen Szenario, das Subjekt Objekte wahr. Es sieht, hört, riecht, tastet oder schmeckt die Objekte. Gesetzt, dass Subjekt und Objekte sich nicht berühren, können nur die Fernsinne (Sehsinn, Hörsinn, Geruchssinn) ihre Wahrnehmungsfunktion erfüllen. Anders ist das beim Tasten, einem Nahsinn, der direkten Körperkontakt zu Objekten herstellen muss, um Sinnesdaten zu liefern. Wiederum anders ist es beim Schmecken, einem Sinn, der vom Objekt etwas abträgt (beispielsweise durch Belecken mit der Zunge) oder aber sich das Objekt einverleibt (Ernährung). Was aber immer die Sinne wahrnehmen, die Realität einzelner Objekte und die Realität der Außenwelt insgesamt, so der viel vertretene antirealistische Gemeinplatz, kann das Subjekt nicht wahrnehmen. Reformuliert: Wir als Subjekte erkennen nicht, wie die Objekte *an sich* sind, sondern nur wie sie *für uns* sind.

Daher können wir keine wahren Aussagen über die Objektwelt treffen. Daher ist fraglich, ob wir den Realitätsbegriff überhaupt noch brauchen. Einer einflussreichen Tradition zufolge rührt diese Unerkennbarkeit der Realität der Dinge vor allem daher, dass unsere Sinne mangelhaft sind. Ihre Mangelhaftigkeit besteht darin, dass sie uns täuschen. Der Verstand hingegen erkennt die Täuschbarkeit der Sinne und spricht ihnen folgerichtig ab, *Quelle gewisser Erkenntnis* sein zu können. Obwohl die Sinne also das ›Material‹ (die Sinnesdaten, die Sinnesinformationen) zur Verfügung stellen, obwohl wir ohne Sinne nichts von der Welt ›außerhalb‹ wüssten, ist doch als Erkenntnisquelle kaum Verlass auf sie. Eher schon Verlass sei, so die andere einflussreiche Theorie, auf den Verstand.

Zur Normalität der Normalvorstellung gehört weiter, dass der ausgedehnte menschliche Körper durch die Körpergrenze ein in sich abgeschlossener Raum ist, der sich – weil er von äußeren Objekten, einer Außenwelt oder Umwelt sich umgeben weiß – als ein *Innen* oder als eine *Innenwelt* definiert (dargestellt durch das Innere des Subjekt-Kreises). Wenn wir nun von allen Objekten und der Objektwelt insgesamt bereit sind zuzugeben, dass wir sie nicht erkennen können, dass wir streng genommen nichts von ihnen wissen und sie also aufgrund unseres erkenntnistheoretischen Gewissheitsstrebens aufgeben müssen, dann könnten wir auf dem Blatt Papier die beiden Objekt-Kreise wegstreichen oder einfach den Subjekt-Kreis ausschneiden und den Rest in den Papierkorb mit der Aufschrift ›ungewiss‹ befördern. So gedacht müsste jeder Mensch zugeben, dass er als körperlich ausgedehntes Subjekt allein (solo) und für sich selbst (ipse) ist: solipsistisch. Alles, was für einen solches Subjekt überhaupt noch als Realität in Frage kommt, ist dasjenige, was er aus seiner Erste-Person-Perspektive wahrnimmt, also allein dasjenige, was in dieser Perspektive existiert (Existenz), zur Erscheinung kommt (Phänomen) oder sich zeigt (Zeichen). Dieser Vorstellung möchte ich drei Interpretationen geben.

Interpretation 1: Die Negation der Erkennbarkeit der realen Außenwelt taugt dazu, einer durchaus trivialen, ganz und gar subjektivistischen Auffassung das Wort zu reden, das ist: Alles (jede Wahrnehmung, jedes Wahrnehmungsurteil) ist subjektiv. Objektive Wahrnehmungen und auch objektive Wahrnehmungsurteile (empirisch wahre Aussagesätze) kann es nicht geben. Ebenso sind gemäß dieser Auffassung Begriffe wie ›Wahrheit‹ oder ›Objektivität‹ weder logisch notwendig noch anthropologisch-evolutionär in uns unverlierbar verankert. Alles ist bloße subjektive Meinung. Wer so argumentiert, muss sich fragen lassen, ob er nicht einem Selbstwiderspruch erliegt. Wenn der Satz „Alles ist subjektiv.“ richtig sein soll (also Geltung beansprucht), setzt er dann nicht notwendig voraus, was er abkünftig vom Begriff ›Objektivität‹ negiert?

Interpretation 2: Die Negation der Erkennbarkeit der Außenwelt lässt sich so ›überspitzen‹, dass auch das Wahrgenommene innerhalb der Erste-Person-Perspektive nicht mehr als Realität in Frage kommt, selbst dann nicht, wenn es als Konstruktion definiert wird. Regelmäßig wird behauptet, die sinnliche Wahrnehmung des Subjekts sei nicht nur täuschungsanfällig, sondern eine *totale Täuschung*. In derartigen extremen Interpretationen der philosophischen Problematik heißt es dann, das Leben sei ein Traum, eine Inszenierung, eine Illusion, eine Scheinwelt, die wir fälschlicherweise für die richtige hielten. Diese Position muss sich fragen lassen, woher sie denn weiß, dass alles eine Täuschung ist, das Wissen um die Täuschung aber nicht. Sie muss sich ebenfalls fragen lassen, ob sie nicht Erscheinung und Schein verwechselt.

Laut Schopenhauer ist jemand, der ernsthaft einen radikalen Solipsismus vertritt (er nennt ihn ›theoretischen Egoismus‹), geisteskrank. Ein radikaler Solipsist müsse nicht überzeugt, vielmehr therapiert werden.

> „Der theoretische Egoismus ist zwar durch Beweise nimmermehr zu widerlegen: dennoch ist er zuverlässig in der Philosophie nie anders, denn als skeptisches Sophisma, d. h. zum Schein gebraucht worden. Als ernstliche Überzeugung hingegen könnte er allein im Tollhause gefunden werden: als solche bedürfte es dann gegen ihn nicht sowohl eines Beweises, als einer Kur. Daher wir uns insofern auf ihn nicht weiter einlassen, sondern ihn allein als die letzte Feste des Skeptizismus, der immer polemisch ist, betrachten.“[352]

Hält man auch von Pathologisierungen innerhalb philosophischer Untersuchungen wenig, so hat doch die Vorstellung, man sei sehr wahrscheinlich der einzige Mensch auf der Welt und alle anderen Menschen und Dinge seien bloße Hirngespinste, etwas Befremdliches, wenn nicht Unheimliches, das durchaus ins Pathologische kippen kann. Von der Hand zu weisen ist der Solipsismus dennoch nicht leichterdings. Rhetorisch formuliert: Gegen einen Stein zu treten und zu sagen „Hier, die materielle Außenwelt existiert.“ ist kein Realitätsbeweis. Freilich kann man das Wollen eines solchen Beweises, wie Heidegger es tut, für den eigentlichen gedanklichen Fehltritt halten. Wer würde aber, aufblickend in sein Umfeld, ernsthaft bezweifeln, dass die Luft, die Wände und der Himmel über ihm existieren? Wird nicht jeder, der aus dem Fenster springt, sich nicht nach oben bewegen?

In der Philosophie ist daher von einer spezifischen Variante des Solipsismus die Rede, dem *methodischen Solipsismus*. Paradigmabildend für diese Methode, die einen Solipsismus konsequent philosophisch ›inszeniert‹ und durchspielt, um ihn schließlich, wie ich meine, umso

[352] Arthur Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung I. In: Ders.: Sämtliche Werke. Textkritisch bearb. u. hrsg. v. Wolfgang Frhr. v. Löhneysen. Bd. 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1986 (stw, 661), S. 163 [§ 19].

besser zu widerlegen, ist die Descartes'sche Vorgehensweise in den *Meditationen*[353]. Bekanntlich wird dort eine Widerlegung des Skeptizismus versucht, die der Vernunft (ratio) *als Quelle der Erkenntnis* den Vorzug gegenüber den Sinnen (sensus) gibt. Im Vollzug des methodischen Zweifels wird die Sinnenerkenntnis sukzessive disqualifiziert. Den trügerischen Sinnen ist zu misstrauen (das methodische Gebot lautet vereinfacht gesagt: Wer nur einmal täuscht, dem ist das volle Vertrauen zu entziehen). Möglich sei überdies, dass es einen bösen, mächtigen, listigen Genius gebe, der Descartes (resp. das Ich des Textes) in die ultimative, totale Täuschung versetzt habe.

> „Nachdem ich so alles genug und übergenug erwogen habe, muß ich schließlich festhalten, daß der Satz »Ich bin, Ich existiere«, sooft ich ihn ausspreche oder im Geiste auffasse, notwendig wahr sei. (Adeo ut, omnibus satis superque pensitatis, denique statuendum sit hoc pronuntiatum, *Ego sum, ego existo*, quoties a me profertur, vel mente conciptur, necessario esse verum.)" (ebd., S. 79)

Um das zu reflektieren, was Descartes ›übergenug‹ reflektiert habe: Die wiederholbare Pronunziation „Ich bin, ich existiere", ob für andere vernehmbar ausgeführt (›Stimme‹, ›Schrift‹) oder mental gefasst (›Denken‹), gilt Descartes als notwendig und damit unbezweifelbar wahr. Wenig später erfolgt ebd. ein Gottesbeweis, der ihm die ›verlorene Welt‹ zurückgibt. Skeptizismus, Solipsismus und Weltverlust seien somit abgewehrt. Gabriel legt aus:

> „Von diesem Gottesbeweis hängt alles Weitere ab. Nur die Existenz Gottes ermöglicht es, von der Anlage des Descartesschen Gedankengangs her, den Ich-Kreis zu verlassen. Ohne diesen Gottesbeweis steht – man muss es so sagen – Descartes erkenntnistheoretisch ohne Welt da. Damit deutet sich auch bereits ein grundlegendes Problem der Folgezeit an. Wenn man mit Descartes vom Subjekt ausgeht, seinen Gottesbeweis aber nicht akzeptiert (und dieser Gottesbeweis gelingt in der Tat nicht), so bleibt man auf dem Ich sitzen und der ‚Rest der Welt' bleibt problematisch. Die Forderung nach einem Beweis der Außenwelt verdankt sich, wie man hier sieht, dem subjektzentrierten Vorgehen der neuzeitlichen Erkenntnistheorie."[354]

Die neuzeitliche Philosophie, die im Anschluss an Descartes bei der Suche nach sicherer Erkenntnis vom Subjekt ausgeht (vom substantivierten Personalpronomen ›ich‹ im Mittelpunkt der Welt), neigt dazu, mit dem konsequenten Zweifel an der Sinneswahrnehmung auch der Realität der Außenwelt eine Absage zu erteilen. Entsprechend stark ist die Entschiedenheit mancher, das Realitätsproblem und das Solipsismusproblem zu lösen oder aufzulösen. Wie aber geht man als Mensch nicht vom Menschen aus?

---

[353] René Descartes: Meditationes de Prima Philosophia. Meditationen über die Erste Philosophie. Lateinisch/Deutsch. Übers. u. hg. v. G. Schmidt. Stuttgart: Reclam 1986 (Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 2888).
[354] Gabriel [3]2008 – Erkenntnistheorie, S. 38.

Mit Fokus auf Bolz wertet Margreiter die (heute in der Medientheorie vielfach antreffbare) eindringliche Verneinung des unmittelbaren Zugangs zur Realität als philosophische Plattitüde. Es werde in die Kerbe geschlagen, etwas philosophisch Altes in vereinfachter Form als Antifolie einer Scheininnovation auszuweisen. Für Bolz seien es

> „die Neuen Medien, die der Philosophie den Todesstoß versetzen. Offenkundig im Anschluß an die ‚Simulacrum'-These des frühen Baudrillard interpretiert Bolz die moderne ‚Medienwirklichkeit' dahingehend: Sie führe uns vor Augen, daß jede Art von Erkenntnis und orientierendem Weltbezug nur als Selbstbespiegelung des menschlichen Geistes zu werten sei. Von einer medienunabhängigen Realität zu reden ergebe keinen Sinn, denn niemand könne zwischen Sein und Schein, Wahrheit und Täuschung unterscheiden. Da die Realität als universale und undurchdringliche mediale Projektion zu werten sei, sei auch die Option auf Wahrheit nicht mehr aufrecht zu erhalten."[355]

Margreiter schreibt Bolz weiter zu, den Wirklichkeits- und Wahrheitsbegriff nicht zureichend reflektiert zu haben (ebd., S. 11). Bolz täusche vor, dass Philosophen nach Kant (nach Nietzsche, Heidegger, Derrida, nach manchen analytischen oder postanalytischen Philosophen) noch naiv davon ausgingen, es gäbe einen unmittelbaren Zugang zur Realität oder den Dingen, was selbstredend nicht der Fall sei. Welsch, ebenfalls im Kontext medientheoretischer Fragen, verdeutlicht, wie ich meine, die historisch-systematischen Umstände treffend:

> „Es schien zunehmend common sense von Neuzeit, Moderne und 20. Jahrhundert zu sein, daß wir einen direkten Zugang zu Wirklichkeit nicht nur faktisch nicht haben, sondern aus prinzipiellen Gründen nicht haben können – wodurch sich die Position eines ›einfachen‹ Realismus erledigen sollte. Man denke etwa an Kants Erklärung, daß die vermeintliche An-sich-Wirklichkeit eine Wirklichkeit der Erscheinungen und nicht der Dinge an sich ist; oder an Hegels Nachweis, daß die vermeintliche An-sich-Wirklichkeit nicht einfach ein Gegenstand, sondern eine begriffliche Extrapolation ist, die, indem dieser ihr Status erkannt wird, eingeholt und aufgehoben wird; oder an Rortys Hinweis auf die Verfehltheit eines repräsentationalistischen Erkenntnismodells und an seine Empfehlung, unser Erkennen nicht als Abbilden einer Wirklichkeit-an-sich, sondern als einen Versuch aufzufassen, mit unserer Umwelt zurechtzukommen."[356]

Bei Descartes können die Dinge nicht erkannt werden, weil (unter anderem) die Sinne täuschungsanfällig sind. Der Anspruch auf gewisse Erkenntnis mittels Sinneswahrnehmung sei auszuschließen, weshalb auch alles Wahrgenommene als unsicher ausgeschlossen werden müsse. Diese anti-realistische These kann medientheoretisch reformuliert werden, wenn man bereit ist, alle Einzelsinne als Medien zu bezeichnen und also die Sinnlichkeit resp. Wahrneh-

[355] Margreiter: Realität u. Medialität, S. 10. Die im Originaltext verwendete Schriftart lässt nicht erkennen, ob es sich bei den Anführungszeichen um Akute oder schriftarttypische Apostrophe handelt. Sie wurden daher der üblichen 9/6-Regel angeglichen.
[356] Wolfgang Welsch: »Wirklich«. Bedeutungsvarianten – Modelle – Wirklichkeit und Virtualität. In: Sybille Krämer (Hg.): Medien, Computer, Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2000 (stw, 1379), S. 170.

mung insgesamt als Medium (siehe S. 170). Diese Neubeschreibung der Sinnlichkeit ist Usus im Mediendiskurs. Hieß es zuvor, ›wir kommen an die wirklichen Dinge nicht unmittelbar heran‹, weil wir immer nur unsichere Sinnesdaten haben und nicht einmal wissen, ob es noch sinnvoll ist, von Dingen ›hinter‹ den Sinnesdaten zu sprechen, so heißt es im medientheoretischen Diktum: Wir kommen an die wirklichen Dinge nicht heran, weil wir immer notwendig mit Medien und in Medien (als mediale Lebensform) handeln, was es unmöglich macht, eine medienunabhängige Realität erkennen zu können.

Sandbothe schließlich unternimmt in *Medien und Erkenntnis* eine Synopsis der Realitätsproblematik, die er primär mit der Unterscheidung ›Realismus/Antirealismus‹ beschreibt und in eine Aporie münden lässt.

> „Das Besondere und Interessante am aktuellen Stand der Debatte um Realismus und Antirealismus besteht darin, dass innerhalb der Philosophie das Bewusstsein für die Pattsituation zunimmt, die zwischen realistischen und antirealistischen Positionen besteht. Das Patt ergibt sich aus dem Sachverhalt, dass die Maßstäbe, auf die realistische und antirealistische Überprüfungsverfahren rekurrieren, gleichermaßen unterbestimmt sind. Während sich die Realisten darüber streiten, ob und wie ein Bereich außerhalb unserer Überzeugungen als neutraler Maßstab für deren Überprüfung ausgewiesen werden kann, stellt sich für die Antirealisten u.a. das bereits vom späten Wittgenstein beschriebene Regressproblem. Es besteht darin, dass für die Anwendung überzeugungskonstitutiver Regeln auf höherstufige Schemata zurückzugreifen ist, für die sich jedoch das gleiche Anwendungsproblem stellt, das dann wiederum durch Metaregeln zu lösen ist und so weiter ad infinitum.“[357]

In diesem Unterkapitel kann es nicht um Feinheiten von Untersuchungen gehen, die sich mit den Bedeutungen der Wörter ›Realismus‹, ›Idealismus‹, ›Skeptizismus‹, ›Konstruktivismus‹, ›Antirealismus‹, ›Relativismus‹ und dergleichen beschäftigen. Darstellen möchte ich, inwiefern meine derzeitige Selbstverortung angesichts dieses hochumstrittenen Themenkomplexes angemessen mit den Ausdrücken ›idealistischer Antirealismus‹ und ›Neutralismus‹ zu reflektieren ist. Betonen möchte ich den Grund für diese Vorgehen: Laut Gehring (siehe S. 22) ist es im aktuellen Metapherndiskurs ein methodologisches Desiderat, dass Grundlagenfragen häufig ausgespart werden, obwohl gerade diese darüber entscheiden, welche ›Richtung‹ eine Metapherntheorie nimmt. Sprechen wir davon, dass Metaphern eine Erkenntnisfunktion haben, muss thematisiert werden, wie es um die Erkennbarkeit der Realität im Allgemeinen und die Funktion der Metapher innerhalb dessen bestellt ist.

Viele Formen des Realismus finden sich in der Fachliteratur. Standardthesen sind:

---

[357] Mike Sandbothe: Medien und Erkenntnis. 2007. Adresse: http://www.sandbothe.net/695.html, zul. gepr. 25.3.2014 [keine Printversion verfügbar, ks], S. 2.

– Ontologischer Realismus bezüglich der Dinge: Den Dingen (Steinen, Büchern, Sonnen) kommt unabhängig vom menschlichen Denken eine Existenz zu.
– Ontologischer Realismus bezüglich der Begriffe: Den Begriffen (Universalien, platonischen Ideen) kommt unabhängig vom menschlichen Denken eine Existenz zu (auch: metaphysischer Realismus, Begriffsrealismus).
– Erkenntnistheoretischer Realismus: Der erkenntnistheoretische Realismus setzt sich aus drei Thesen zusammen. Es gibt Dinge, die unabhängig vom menschlichen Denken existieren (These 1). Es gibt Sachverhalte bezüglich der Dinge, die objektiv bestehen (These 2). Reale Dinge bzw. entsprechende Sachverhalte können Gegenstand menschlicher Erkenntnis sein (These 3). These 3 setzt die Thesen 1 und 2 voraus[358].

Willascheks Ausdrucksweise aufgreifend sei angenommen, dass in dem Ausdruck ›Gegenstandsbereich A‹ das Wort ›Gegenstand‹ so Verschiedenes bedeuten kann wie ›Stein‹, ›Stern‹, ›Begriff‹, ›Mentales‹, ›Elektron‹, ›Zahl‹, ›Moral‹, ›Farbe‹[359]. Ein Realist sei jemand, der diese Thesen bezüglich der ›Gegenstände‹ vertritt:

> „*Realismus hinsichtlich Gegenstandsbereich A*
> RA-0 Gegenstände der Art A existieren denkunabhängig.“ (ebd., S. 11)

Diese These sei in zwei Teilthesen zerlegbar:

> „*Realismus hinsichtlich Gegenstandsbereich A*
> RA-1 Wenn es Gegenstände der Art A gibt, dann existieren sie denkunabhängig.
> RA-2 Es gibt Gegenstände der Art A.“ (ebd.)

Die Negation der Teilthesen führe zu zwei Formen des Antirealismus. Werde These 2 negiert, also die Existenz von Gegenständen der Art A bestritten, sei man ein *eliminativer Antirealist*. Negiere man die Existenz von Gegenständen der Art A nicht, bestreite jedoch die *Unabhängigkeit* derartiger Gegenstände vom menschlichen Denken, sei man ein *idealistischer Antirealist*.

> „Mit Blick auf Alltagsgegenstände zum Beispiel ist der eliminative Antirealismus offenbar eine wenig attraktive Position: Kaum jemand wird behaupten wollen, daß es so etwas wie Berge, Steine und Tische in Wirklichkeit überhaupt nicht gibt. Dagegen ist der idealistische Antirealismus mit Blick auf Alltagsgegenstände durchaus verbreitet; er besagt, daß es diese Dinge nicht unabhängig von unserem Denken und Erkennen gibt, sondern nur als ‚Erscheinungen‘, ‚mentale Konstrukte‘ oder ähnliches.“ (ebd., S. 12)

Inwiefern die beiden Formen des Antirealismus überzeugen, hängt von erkenntnistheoretischen, insbesondere sprachphilosophischen Voraussetzungen ab. Zu umreißen ist abschließend,

[358] Vgl. EPhW 1995[3] – Realismus (ontologisch) u. Realismus (erkenntnistheoretisch) [Lemmata v. Carl Friedrich Gethmann].
[359] Marcus Willaschek: Der mentale Zugang zur Welt. Realismus, Skeptizismus und Intentionalität. 2. Aufl. Zugl.: Münster (Westfalen), Univ., Habil., 2000. Frankfurt am Main: Klostermann 2015 (Klostermann Rote Reihe, 72).

aufgrund welcher sprachphilosophischen Vorrausetzungen meine Selbstklassifizierung als ›Neutralist‹ vergleichsweise kohärent ist.

Ich vermute und gehe davon aus, dass reale Dinge existieren und dass wir sie erkennen können. Sie existieren jedoch nur denkabhängig:

– Der Philosophie und Wissenschaft ist es zumeist um die propositionale Erkenntnis zu tun (siehe S. 182). Daher deute ich ›erkennen können‹ in dem Satz „Wir können reale Dinge erkennen.“ so: Menschen haben die Fähigkeit zu propositionaler Erkenntnis hinsichtlich realer Dinge.
– Das Adjektiv ›denkabhängig‹ ist abgeleitet vom Verb ›denken‹. Ob ›denken‹ etwas bezeichnet, das immer sprachlich ist oder nicht, ist hier nicht zu diskutieren, da es um propositionale Erkenntnis geht, die immer kraft des Mediums ›Sprache‹ realisiert wird. Hieraus folgt, dass jede propositionale Erkenntnis hinsichtlich realer Dinge abhängig vom Medium ›Sprache‹ ist. (Statt ›denkabhängig‹ möchte ich daher lieber ›sprachabhängig‹ verwenden.)
– Untersuchen wir die Möglichkeit propositionaler Erkenntnis hinsichtlich realer Dinge, haben wir das Erkenntnismedium ›Sprache‹ zu reflektieren (*4. Sprache: Medium und Gegenstand der Erkenntnis*). Bei der Frage nach der Erkennbarkeit realer Dinge stellt sich maßgeblich die Frage, welcher Zusammenhang zwischen Sprache und Realität (Sprache und Welt …) behauptet wird. Die Modellierung dieses Zusammenhangs, die ich für vergleichsweise plausibel halte, hat Rorty in *Der Spiegel der Natur* vorlegt.

> „Ich hoffe, durch das bislang Gesagte wird klar, warum ich den Titel *Der Spiegel der Natur: Eine Kritik der Philosophie* gewählt habe. Nicht Sätze, sondern Bilder, nicht Aussagen, sondern Metaphern dominieren den größten Teil unserer philosophischen Überzeugungen. Das Bild, das die traditionelle Philosophie gefangenhält, ist das Bild vom Bewußtsein als einem großen Spiegel, der verschiedene Darstellungen enthält – einige davon akkurat, andere nicht – und mittels reiner, nichtempirischer Methoden erforscht werden kann. Ohne die Idee des Bewußtseins als Spiegel hätte sich eine Bestimmung der Erkenntnis als Genauigkeit der Darstellung nicht nahegelegt. Ohne sie wiederum wäre die Strategie von Descartes und Kant – sozusagen durch ein Prüfen, Reparieren und Polieren des Spiegels zu immer akkurateren Darstellungen zu gelangen – nicht sinnvoll gewesen.“[360]

Rortys Kritik am Mentalismus, an Abbild-, Wiederspiegelungs- und Isomorphietheorien der Erkenntnis laufen darauf hinaus, dass die Sprache nicht mehr als Medium gedacht werden kann, dessen Funktion die akkurate Darstellung von etwas Realem ist. An den ›späten‹ Wittgenstein anschließend bezeichnet Rorty die Sprache als Werkzeug. Das Werkzeug ›Sprache‹ könne weder die immanente Natur der Innenwelt ausdrücken noch die immanente Natur der Außenwelt darstellen. Um diese Thesen zu erhärten, bezieht er sich auf Davidson.

> „Davidson behandelt Wahrheit zusammen mit Sprachenlernen und Metapher und konstruiert so die erste systematische Behandlung von Sprache, die *vollständig* mit der Auffassung von Sprache als etwas, das der Welt oder dem Selbst angemessen oder unangemessen sein kann, bricht. Davidson

[360] Vgl. Richard Rorty: Der Spiegel der Natur: Eine Kritik der Philosophie [Orig.-Sachtitel: Philosophy and the mirror of nature]. Übers. v. Michael Gebauer. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1987 (stw, 686), S. 22.

bricht nämlich mit der Auffassung, Sprache sei ein *Medium*, ein Medium der Darstellung oder des Ausdrucks.“[361]

Sind Davidson und Rorty also idealistische Antirealisten? Wie umstritten derartige Klassifizierungen in der analytischen Philosophie sind, zeigt folgendes Zitat:

„Daß Davidsons Überlegungen zum Verhältnis zwischen Denken, Sprache und Wirklichkeit dennoch von größter Bedeutung für die Diskussion um den Realismus sind, ist unumstritten; strittig ist allerdings, ob sie *für* oder *gegen* den Realismus sprechen oder vielleicht sogar zeigen, daß die Realismusdebatte *gegenstandslos* ist. […] Während Davidson selbst seine Position als realistisch kennzeichnet und Nagel sie als idealistisch kritisiert, hat Richard Rorty bereits 1972 vorgeschlagen, sie als den entscheidenden Schritt zur Überwindung des Gegensatzes von Realismus und Idealismus zu verstehen.“[362]

Willaschek resümiert, dass Davidson später, offenbar unter Eindruck von Rortys Einwänden, die These aufgegeben habe, dass seine Position realistisch sei (ebd., S. 22).

Rorty behauptet nicht (und dies behaupte ich nachdrücklich auch nicht), dass ›die Welt da draußen‹ (die Realität, die Natur) von uns Menschen in toto geschaffen wird. Die meisten Dinge in Raum und Zeit seien Wirkungen von Ursachen, die menschliche mentale Zustände nicht einschlössen (es wird also keinem eliminativen Antirealismus, ontologischen Idealismus oder radikalen Konstruktivismus das Wort geredet). Rorty hält uns jedoch an, zwischen den Aussagen ›Die Welt ist dort draußen.‹ und die ›Die Wahrheit ist dort draußen.‹ zu unterscheiden (ebd. S. 23–24). Wir ließen, formuliert er, oft die Welt den Streit zwischen alternativen Sätzen entscheiden (›Rot gewinnt.‹ / ›Schwarz gewinnt.‹), was die Idee einer Korrespondenztheorie aber nur vermeintlich plausibel mache. Untersuchten wir nicht einzelne Sätze, sondern ganze Vokabulare (das Vokabular Platons, Newtons, Freuds), dann sei es kaum nachzuvollziehen, dass die Welt eines von diesen Vokabularen bevorzuge, dass sie die Entscheidung zwischen ihnen treffe (ebd., S. 25).

„Wenn wir uns aber je mit dem Gedanken versöhnen könnten, daß der Großteil der Realität indifferent gegenüber unseren Beschreibungen von ihr ist und daß das menschlichen Selbst durch die Verwendung eines Vokabulars geschaffen und nicht adäquat oder inadäquat in einem Vokabular ausgedrückt ist, dann hätte wir uns endlich zu eigen gemacht, was wahr an der romantischen Idee ist, daß Wahrheit eher gemacht als gefunden wird. Wahr an dieser Behauptung ist, daß *Sprachen* eher gemacht als gefunden werden und daß Wahrheit eine Eigenschaft sprachlicher Gebilde, der Sätze, ist.“ (ebd., S. 27)

[361] Vgl. Rorty 1992 – Kontingenz, S. 32.
[362] Markus Willaschek: Einleitung: Die neuere Realismusdebatte in der analytischen Philosophie. In: Ders. (Hg.): Realismus. Paderborn; München; Wien; Zürich: Schöningh 2000, S. 20–21.

Willaschek schlägt vor, Rorty als Neutralisten zu bezeichnen. Dieser erkenne einen ›realistischen‹, korrespondenztheoretischen Wahrheitsbegriff hinsichtlich trivialer Einzelsätze an („Der Satz ‚Rot gewinnt.' ist genau dann wahr, wenn Rot gewinnt."), lehnt ihn aber für Vokabulare ab. Er halte nicht nur die Idee einer Welt ›an sich‹ für verfehlt, sondern auch die idealistische Idee alternativer Begriffsschemata, denen eine eigene Welt entspräche[363].

> „Der Neutralismus läßt sich durch zwei Thesen kennzeichnen: (1) Die berechtigten vorphilosophischen Ansichten über einen bestimmten Gegenstandsbereich sind sowohl mit einer (wohlverstandenen) realistischen als auch mit einer (wohlverstandenen) antirealistischen Auffassung vereinbar. (2) Die Elemente realistischer und antirealistischer Auffassungen, die nicht mit den berechtigten vorphilosophischen Ansichten über den Gegenstandsbereich vereinbar sind, sind entweder sinnlos oder falsch." (ebd.)

Rortys Beschreibung des Zusammenhangs von ›Sprache‹ und ›Welt‹ werde ich als vergleichsweise plausibleren im weiteren Verlauf der Arbeit für mich in Anspruch nehmen.

[363] Vgl. Willaschek [2]2015 – Mentaler Zugang, S. 61.

6. Metapher II: Metaphern und nicht-propositionale Erkenntnis

Zu untersuchen ist, inwiefern Metaphern und nicht-propositionale Erkenntnis funktional zusammenhängen. Zu zeigen ist, dass jeder Weg, diesen Zusammenhang zu erklären, uns auf Fragen nach den Grenzen der propositionalen Erkenntnis zurückwirft.

6.1. Gespaltene Referenz: Der Planet ›Erde‹ ist (k)eine Kugel[364]

›ontologische Vehemenz‹, mit diesem Ausdruck stellt Ricœur (im Unterschied zu semiotischen Monisten, Antirealisten und Konstruktivisten) unmissverständlich klar, dass jeder Sprachgebrauch unabdingbar mit dem in Verbindung steht, was wir ›Wirklichkeit‹ nennen[365]. Diese Verbindung wird ›Referenz‹ (Bezug) genannt, das Herstellen der Verbindung ›Referieren‹ (auch: Bezugnahme), dasjenige, worauf Bezug genommen wird, ›Referent‹ (auch: ›Bedeutung‹ oder ›Referenzbereich‹). Da Ricœurs Sprachtheorie sich an der Prädikatenlogik und an Kants Schematismuslehre orientiert, wird das Bezugnehmen auf die Wirklichkeit auch ›Prädikation‹ und ›Schematisierung‹ genannt. Entsprechend werden die untersuchten sprachlichen Mittel als ›Prädikat‹ und ›Schema‹ bezeichnet.

In *Metapher und Referenz* (Studie fünf in *Die lebendige Metapher*) werden Argumente für und gegen die Referentialität der Sprache geprüft. Im Anschluss an Benveniste und Frege stellt Ricœur einerseits heraus, dass der Mensch aufgrund eines ihm innewohnenden Wahrheitsstrebens intentional auf *die* Wirklichkeit sprachlich Bezug nimmt. Anderseits aber sei festzustellen, dass der Wirklichkeitsbezug im Sprachgebrauch häufig negiert oder aufgehoben werde, wodurch neben der ›wörtlichen Wahrheit‹ eine ›metaphorische Wahrheit‹ erkennbar werde. Für die Unterscheidung ›Modell/Metapher‹ (die Ricœur verwendet, um ein Modell der Metapher zu entwerfen) seien der Wirklichkeitsbezug der Sprache (Setzung 1) und das notwendige Wahrheitsstreben der Menschen (Setzung 2) entscheidend. Wie herausgehoben wurde (siehe S. 214) behauptet Ricœur, „[…] daß sich die Metapher zur dichterischen Sprache verhält wie das Modell zur Wissenschaftssprache, soweit man nämlich in beiden Fällen die Wirklichkeitsbeziehung betrachtet.“ (ebd., S. 302)

[364] Die Unterkapitel *6.1. Gespaltene Referenz: Der Planet ›Erde‹ ist (k)eine Kugel* und *6.4. Kontingenz: Die nützlichere Metapher, das stärkere Kind* basieren auf den Kapiteln 5 bis 10 meiner 2008 eingereichten, unveröffentlichten Magisterarbeit. Vgl. Kevin Sodekamp: Mangel verfügbarer Möglichkeit. Aachen/Marburg 2008.
[365] Vgl. Ricœur 1975 – Métaphor, S. 313 u. Ricœur [2]1986 – Metapher, S. 241.

Weitgehend akzeptiert in Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie ist die trinäre Unterscheidung ›Semiotik/Semantik/Pragmatik‹[366]. Richtet sich Ricœur gegen eine ›monistische Semiotik‹, so hat er dabei vor allem Entwicklungen in der französischsprachigen Sprachwissenschaft und Philosophie im Blick (Poststrukturalismus, Dekonstruktion), die sich im Ausgang von Saussures *Cours de linguistique générale* ausgebildet haben.

> „[…] einerseits löste der *Cours* durch ein wesentlich vereinfachendes, bereinigendes Vorgehen Konfusionen und Zweideutigkeiten auf; andererseits hinterließ er durch die von ihm eingeführten Dichotomien ein Erbe von Verlegenheiten, für die das Problem der Metapher, auch wenn man es auf die lexikalische Semantik eingrenzt, nach Saussure ein guter Prüfstein bleibt; denn die Metapher überlappt die meisten der von Saussure eingeführten Bruchlinien und macht deutlich, wie weitgehend diese Dichotomien heute Antinomien sind, die es aufzuheben oder miteinander zu vermitteln gilt.“ (ebd., S. 74)

Methodische, metasprachliche Untersuchungen werden seit der Antike durchgeführt. Weder allgemeine Überlegungen zu ›Sprache‹ noch das Erstellen von Grammatiken rissen seit diesen Tagen ab. Saussure aber, so rekonstruieren Geschichten der Sprachwissenschaft es regelmäßig, hat durch die Weise, wie er Sprache semiotisch modellierte, eine Denkweise initiiert, die später als Strukturalismus bekannt und wiederum später durch den strukturalismuskritischen Poststrukturalismus abgelöst wurde.

> „Erstens wurde der Begriff »Strukturalismus« nicht von Saussure selbst für seine neue Konzeption der Sprachwissenschaft verwendet, und zweitens hat Saussure das Buch, das für den Strukturalismus von so zentraler Bedeutung war, nämlich den *Cours de linguistique générale*, der erst 1916, drei Jahre nach Saussures Tod, erschien, gar nicht selbst geschrieben. Saussure verwendete das Wort »Strukturalismus« überhaupt nicht; auch das Wort »Struktur« scheint in seinem Werk keine besondere Rolle zu spielen. Er spricht vielmehr von »System«, zum Beispiel von Sprache als einem System von Zeichen […]. Aber dennoch sind die Begriffe, die er im Zuge der Beschreibung von Sprache als System entwickelt, grundlegend für den in der Folgezeit aufkommenden Strukturalismus. Paradoxerweise ist also der Begründer der strukturalistischen Theorie zwar ein Strukturalist, aber ohne es zu wissen.“[367]

Als innovativer Sprachwissenschaftler gilt Saussure vor allem, weil er zur Beschreibung der Sprache als Zeichensystem eine innovative linguistische Theoriesprache zusammengestellt hat,

---

[366] Die Trichotomie, die auf Morris zurückgeht, ist problematisch, da etwas, was eine Einheit bildet, theoretisch zersplittert und isoliert untersucht wird, häufig nicht ohne eine Vernachlässigung von einer der drei ›sprachlichen Dimensionen‹. Vgl. Arbeitsgruppe Semiotik (Hg.): Die Einheit der semiotischen Dimensionen. Tübingen: Narr 1978 (Tübinger Beiträge zur Linguistik, 98). Insbesondere vgl. ebd. die Beträge von Gerhard Vigener: Die Folgen der Isolierung semiotischer Dimensionen (S. 123–154) und Hans Julius Schneider: Sprachtheorie auf pragmatischer Grundlage (S. 171–189).

[367] Niels Brügger u. Orla Vigsø: Strukturalismus. Paderborn: Fink 2008 (UTB, 3162: Profile), S. 11. Ich vernachlässige das Problem der Authentizität der Saussure'schen Schrift *Cours de linguistique générale*. Ebenso gehe ich nicht auf Wandlungen im systematischen Vokabular Saussures ein.

deren Hauptunterscheidungen und Axiome davon zeugen, dass sein Erkenntnisinteresse den Grundfragen der Sprachwissenschaft galt. Anders als der linguistische Mainstream seiner Zeit betrieb Saussure neben der historischen Sprachwissenschaft vertieft *systematische* Sprachwissenschaft. Grundlegende, systematische Fragen einer semiotischen Sprachwissenschaft sind: Was ist ein Zeichen? In welchen Beziehungen steht *ein* Zeichen zu den anderen Zeichen eines Zeichensystems? Sind Zeichensysteme zufällig und austauschbar oder lässt sich vom konkreten Zeichengebrauch auf ein metachrones Zeichensystem schließen?

Die zentralen linguistischen Dichotomien, die Ricœur als Antinomien betrachtet, sind ›Signifikant/Signifikat‹, ›langue/parole‹, ›Sprachsystem/Sprachevolution‹, ›diachron/synchron‹, ›kategorematisch/synkategorematisch‹ und ›Wort/Satz‹. Dass die Metapher, wie Ricœur formuliert, die meisten der von Saussure eingeführten Bruchlinien überlappt, zeigt sich in der Unmöglichkeit, sie jeweils der *einen* Seite der Unterscheidungen zuordnen zu können.

Ein Zeichen ist nach Saussure eine innerpsychische Doppeleinheit, die sich aus *signifiant* (Signifikant, das Bezeichnende) und *signifié* (Signifikat, das Bezeichnete) zusammensetzt. ›Doppeleinheit‹ betont, dass *ein* Zeichen als Einheit immer aus zwei Untereinheiten besteht, die so wenig voneinander getrennt werden können wie die Vorder- und Rückseite eines Blattes Papier. ›innerpsychisch‹ angewendet auf ›Doppeleinheit‹ stellt heraus, dass beide Teile des Zeichens mit dem, was wir ›Wirklichkeit‹ nennen, in keiner notwendigen und ständigen Beziehung stehen. Saussures Modellierung von Sprache ist als *formale* zu klassifizieren, da er sich auf die ›langue‹ konzentrierte. Im Unterschied zu ›langage‹ und ›parole‹ zielt der Begriff ›langue‹ auf die *Sprache als System von Zeichen*. Die Untersuchung des mit ›langue‹ Bezeichneten bildet den Schwerpunkt der Saussure'schen Sprachtheorie.

Ebenfalls weitgehend akzeptiert in Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie ist die metasprachliche Trennung sogenannter ›linguistischer Ebenen‹. Typische Bezeichnungen linguistischer Ebenen sind: ›Phonem‹, ›Graphem‹, ›Wort‹, ›Satz‹, ›Text‹, ›Werk‹. ›Ebene‹ im geometrischen Sinn bezeichnet eine unbegrenzte, nirgends gekrümmte Fläche. ›Ebene‹ im geografischen Sinn bezeichnet jedes flache Land (Wüstenebenen, Wasserebenen, Tief- und Hochebenen). Der Ausdruck ›linguistische Ebene‹ macht uns glauben, dass die Sprache etwas Räumlich-Ausgedehntes ist, das Breite, Tiefe und Höhe hat. Obwohl der Ausdruck Gefahr läuft, die ›Einheit der sprachlichen Dimensionen‹ zu vernachlässigen, ist er weitverbreitet und bezieht Plausibilität vor allem daher, dass wir Schriftzeichen als individuierte, isolierte Zeicheneinheiten wahrnehmen. Die Rede von den linguistischen Ebenen sucht Ricœur nicht überhaupt als falsch auszuweisen. Zentrales Anliegen seiner Kritik am Erbe Saussures ist es, der Übertragung

des Saussure'schen Zeichenmodells auf andere, ›höhere‹ linguistische Ebenen Einhalt zu gebieten.

Ein fundamentales methodologisches Problem, die Saussure'sche Zeichentheorie im Rahmen einer schriftsprachlichen Arbeit darzustellen, besteht darin, dass Saussure unter ›Zeichen‹ etwas versteht, was sich im Medium ›Schrift‹ nicht realisieren lässt: Die Verbindung eines Lautes und einer Vorstellung oder eines Gedankens. Zur Darstellung der Saussure'schen Zeichentheorie greifen Sprachwissenschaftler regelmäßig auf Zeichnungen wie diese zurück:

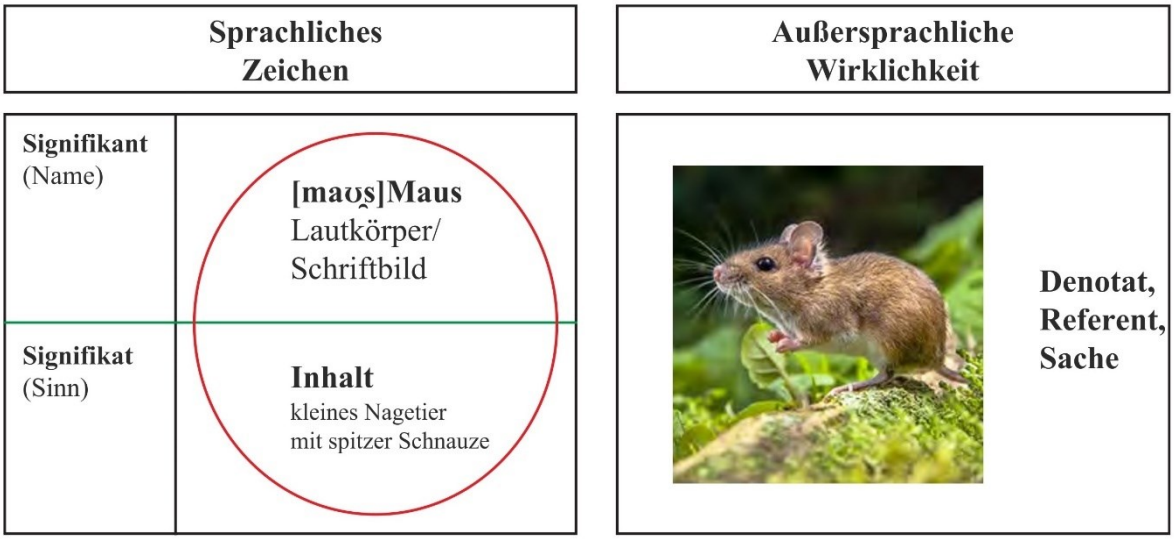


Abbildung 2: Das sprachliche Zeichen

Was sich im Medium ›Schrift‹ nicht realisieren lässt, ist zum einen dasjenige, was artikuliert wird, wenn wir ›M|a|u|s‹ kraft des Mediums ›Stimme‹ realisieren. Die phonetische Schreibweise ›ˈmaus‹ täuscht nicht darüber hinweg, dass jede lautsprachliche Äußerung ein einzigartiges, vergängliches Vorkommnis ist. Was sich ebenfalls nicht im Medium ›Schrift‹ realisieren lässt, ist dasjenige Etwas, das hier ›Denotat‹, ›Referent‹, ›Sache‹ oder ›Inhalt‹ genannt wird. Wohl jeder Mensch weiß ab einem bestimmten Alter aufgrund seiner lebensweltlichen Erfahrung, wie eine Maus aussieht. In einer realistischen Theorie, die davon ausgeht, dass es reale Mäuse gibt, die eben sind wie sie sind, bezeichnet das Schriftzeichen ›Maus‹ jedes einzelne Exemplar jener kleinen Nagetiere (Extension, Begriffsumfang), andererseits aber auch den Begriffsinhalt dieser Nagetiere (Intension). Woran wir aber jeweils denken, wenn wir das Wort ›Maus‹ hören, ist individuell. Jene ›Bilder‹ vor dem ›inneren Auge‹, jene Vorstellungen oder Repräsentationen im ›mind/brain‹, lassen sich ebenfalls nicht im Medium ›Schriftsprache‹ realisieren.

Welches Bild erscheint vor meinem ›geistigen Auge‹, welche visuelle Vorstellung habe ich, wenn ich das Wort ›Maus‹ lese? Stellen wir diese Frage, leuchtet ein, warum Saussure axiomatisch davon ausging, dass ein Schriftbild (›Maus‹) und ein Lautbild (›ˈmaus‹) in einer *arbiträren Beziehung* zur Vorstellung stehen. Wird das Wort ›Maus‹ in den Medien ›Schrift‹ oder ›Stimme‹ verwendet, bezeichnen wir mit diesen Zeicheneinheiten Verschiedenes, letztlich Willkürliches. Es gibt keinen natürlichen, notwendigen Zusammenhang zwischen dem Schrift- oder Lautzeichen und dem Lebewesen oder der innerpsychischen Vorstellung des Lebewesens. Was der Beliebigkeit Grenzen setzt ist allein die Konvention: Als Sprecher einer natürlichen Sprache haben wir gelernt, die Zeicheneinheit ›Maus‹ beispielsweise mit dem zu assoziieren, was wir hier sehen:



Abbildung 3: Maus

Im Rahmen der Unterscheidung ›Semiotik/Semantik/Pragmatik‹ wird ›Semiotik‹ entsprechend häufig ausschließlich für das wissenschaftliche Studium der Zeichen als Zeichen reserviert. Eine Zeicheneinheit wie ›Maus‹ steht in einem Zusammenhang mit anderen Zeicheneinheiten (›Hund‹, ›Katze‹, ›Käse‹, ›Falle‹, ›Haus‹, ›fangen‹, ›nagen‹ …) letztlich mit allen Worten des Vokabulars eines Menschen. Diesen Zeichenzusammenhang können wir thematisieren, ohne auf die außersprachlichen oder innerpsychischen Entitäten theoretisch Bezug zu nehmen. In dieser theoretischen Isolation der Sprache als Zeichensystem verortet Ricœur das initiale Problem eines semiotischen Monismus, der nichts anderes als Zeichen kennt, die mit Zeichen in Verbindung stehen. Gingen wir die Semiotik als eine ›reine‹ Zeichenlehre an und verstünden wir unter ›Semantik‹ des Weiteren dasjenige (willkürliche) Außersprachliche oder Innerpsychische, auf das Menschen mit Zeichen Bezug nehmen *könnten*, seien die theoretischen Voraussetzungen dafür geschaffen, dass ein Semiotiker zunehmend und schließlich vollständig von der Semantik absehe.

In Absetzung von diesen Voraussetzungen insistiert Ricœur, dass eine Semiotik mit dem Schwerpunkt ›langue‹ in einem philosophisch nicht hinnehmbaren Maße Erklärungskraft verspielt. Das Bedenken des Wirklichkeitsbezugs und des Sprachgebrauchs (parole, Rede, Sprachperformanz, Pragmatik) sei in Untersuchungen der Sprache einzubeziehen.

> „Die Unterscheidung zwischen Semiotik und Semantik, auf die es uns hier ankommt, impliziert noch ein Drittes: auf der Grundlage des prädikativen Aktes zielt das Intendierte der Rede auf ein außersprachliches Wirkliches, das sein Referent ist. Während das Zeichen nur auf andere Zeichen innerhalb der Immanenz eines Systems verweist, bezieht sich die Rede auf Dinge. Ein Zeichen unterscheidet sich von anderen Zeichen; die Rede bezieht sich auf die Welt. Die Differenz ist semiotisch, die Referenz semantisch.“ (ebd., S. 209–210)

Bereits Benveniste, so Ricœur, habe kritisiert, dass die (französischsprachige) Semiotik sich nicht mit der Beziehung von Zeichen und bezeichneten Dingen, sich nicht mit der Beziehung von langue (Sprachsystem) und parole (Rede, Sprachperformanz) beschäftigt. Entsprechend ist es die Absicht Ricœurs, keine Seite der Unterscheidung ›langue/parole‹ resp. ›Sprachsystem/Sprachperformanz‹ zu vernachlässigen.

Der erste Schritt bei der Bestimmung der Beziehung von Sprachsystem und Sprachperformanz etabliere ein Ableitungsverhältnis. Das Sprachsystem sei eine Abstraktion der Sprachperformanz. Ricœur fordert ausdrücklich eine Unterordnung der Semiotik unter die Semantik:

> „[…] letztlich verdankt das Zeichen seinen bloßen Zeichensinn seiner Verwendung in der Rede; wie wüßten wir, daß ein Zeichen *für … gilt*, wenn es nicht durch seine *Verwendung* in der Rede seine Zielrichtung erhielte, die es eben auf das bezieht, *wofür* es gilt? Sofern sich die Semiotik in den Grenzen der Zeichenwelt hält, ist sie eine Abstraktion der *Semantik*, die die innere Konstitution des Sinnes mit der transzendierenden Zielrichtung der Referenz in Beziehung setzt.“ (ebd., S. 210)

Es gibt laut Ricœur keine ›Zeichendimension‹, die wir *dann* auf die Welt der Dinge anwenden. Zeichen seien Abstraktionen der Semantik, das meint: der konkreten, jeweiligen Rede, deren Sinn immer schon wirklichkeitsbezogen sei, weil auf Bedeutung ausgerichtet.

Eine nicht empfehlenswerte Bewunderung, so Rorty in *Ungewohnte Geräusche*, hegt Hesse für die Metapherntheorie Ricœurs, da dieser der Metapher eine nicht-naturalistische ontologische Grundlage zuerkennt[368]. Ricœur spricht sich gegen antireferentialistische Sprachtheorien für eine universelle Referentialität der Sprache aus und erkennt sowohl der Sprache der Wissenschaft als auch der Sprache der Dichtung einen eigenen Referenzbereich zu.

> „Mit anderen Worten, ist die Sprache auf die eine oder andere Weise, direkt oder indirekt, eine *Vermittlung* zwischen Mensch und Welt, wie sie im Dialog eine Vermittlung zwischen Mensch und

[368] Rorty 1998 – Geräusche, S. 111.

> Mensch und in der Reflexion eine Vermittlung zwischen dem Menschen und ihm selbst ist? Kurz, handelt die Sprache immer von *anderem* als sie selbst? Auf diese Frage antworte ich mit ja.“[369]

Die unzulässige Beschränkung der Strukturalisten auf das Zeichensystem unter Absehung vom Wirklichkeitsbezug sucht Ricœur durch zwei Schritte zu korrigieren. Mit Benveniste behauptet er einen Primat der Rede. Da jene linguistischen Konstrukte, genannt ›Zeichen‹, nur nachträgliche Abstraktionen der Rede seien, hätten sie keine Bedeutung, wohl aber *Bedeutungspotential*, das sich je in spezifischen Situationen entfalten lasse. Zeichen akkumulierten diverse Bedeutungen, hätten somit polysemischen Charakter, der je nach Kontext aktiviert und aktualisiert werde.

Freges Trennung von ›Sinn‹ (das ist, was der Satz sagt) und ›Bedeutung‹ (das ist, worüber der Satz ausgesprochen wird) betrachtet Ricœur unter ähnlichen Gesichtspunkten. Anders als in idealen Zeichensystemen, stünden ›Sinn/Bedeutung‹ in einem asymmetrischen Verhältnis, das als polysemes beschreibbar sei, denn *einer* ›Bedeutung‹ (konkreter Referent) könnten theoretisch infinit viele ›Sinne‹ (bedeutungsakkumulierende Zeichen) zukommen. Aus absteigender Analyse vom Primat des gesprochenen Satzes (Benveniste) und aufsteigender Synthese linguistischer Elemente (Frege), seien beide Denker zu der Auffassung gelangt, dass ›Wort‹ und ›Satz‹ die beiden nicht trennbaren Pole einer bedeutungstragenden sprachlichen Einheit sind. Eigennamen, nach Frege per definitionem auf Gegenstände bezogen, gewännen erst Bedeutung durch die in Sätzen realisierte Prädikation. Nur das Zusammenkommen eines Namens (›Erde‹) und einer Prädikation (›ist der drittnächste Sonnentrabant‹) bildet einen wahrheitsfähigen Satz.

Der Beweis, dass es Referenten (Bedeutung, einen Referenz- oder Bedeutungsbereich) geben muss, wird indirekt geführt: Gäbe es keine Referenten, könnten Prädikate nicht zu- oder abgesprochen werden. Bei Benveniste zeige sich die bipolare, bedeutungstragende sprachliche Einheit aus ›Wort‹ und ›Satz‹, wenn dieser behaupte, in der Rede geht „[…] die Bedeutung vom Satz auf das Wort durch eine Streuung innerhalb des Syntagmas über.“ (ebd., S. 212) Der notwendige außersprachliche Referent des Wortes sei der kontextspezifische ›Gegenstand‹, eben das kongruiert laut Ricœur mit Freges Modell ungesättigter, begrifflicher Ausdrücke, die eine Gegenstandsexistenz voraussetzen.

> „Die beiden Auffassungen der Referenz sind komplementär und reziprok: [...] Indem sie sich überschneiden, machen die beiden Deutungen der Referenz die polare Beschaffenheit der Referenz selbst deutlich, die Gegenstand genannt werden kann, wenn man den Referenten des Namens, und Sachverhalt, wenn man den Referenten der gesamten Aussage betrachtet.“ (ebd.)

[369] Ricœur [2]1986 – Metapher, S. IV.

›Referenz‹ als satzimmanente Forderung der Satzstruktur (Frege), ›Referenz‹ als immer schon gegebener Redebestandteil (Benveniste) – diese Annahmen überschreiten den Status der Setzungen nicht, ein Problem, dem Ricœur mit einer weiteren Setzung begegnet. Er plädiert für die Notwendigkeit außersprachlicher Referenzobjekte mit Behauptung eines *bewusstseinsimmanenten Strebens nach Wahrheit*. Handelten wir sprachlich (Lautsprache, Schriftsprache, Gebärdensprache), werde Bedeutung notwendig vorausgesetzt, weil die intentionale, nach Wahrheit strebende Struktur des Bewusstseins immer auf Außersprachliches Bezug nehmen müsse (ontologische Vehemenz). Dieses ›Muss‹ beschränke sich folglich nicht auf die Wissenschaft. Auch das Dichten strebe zur Wirklichkeit, zur Wahrheit.

> „Diese Unterscheidung von Sinn und Referenz, die Benveniste in ihrer vollen Allgemeinheit aufstellt, war schon von Gottlob Frege, jedoch in den Grenzen einer logischen Theorie, eingeführt worden. Unsere Arbeitshypothese geht dahin, dass Freges Unterscheidung für jede Rede gilt.“ (ebd., S. 210)

Naturgegebenes Wahrheitsstreben als Ausrichtung des Bewusstseins auf außersprachliche Wirklichkeit wurde von Frege in Absetzung von der dichterischen Sprache ausdrücklich begrenzt auf deskriptive Wissenschaften: „Es ist nun mein Hauptbestreben, diese Einschränkung der Bedeutung auf die wissenschaftlichen Aussagen zu sprengen.“ (ebd., S. 215)

Im Durchgang durch die Modelltheorie (*5.4. Modellieren: Erschaffen und entdecken*) wurde erkennbar, dass uns im Rahmen einer Metaphernuntersuchung insbesondere die theoretischen Modelle zu interessieren haben, da wissenschaftliche Aussagesätze (wenn überhaupt Modelle) theoretische Modelle sind. Der behauptete Aussagesatz „Der Planet ›Erde‹ ist eine Kugel.“ ist im Vergleich zum realen Planeten ›Erde‹ weder hinsichtlich der raumzeitlichen Proportionen und Merkmale isomorph (maßstabsgetreues Modell), noch ist der Satz isomorph zur Erscheinungsform des Planeten ›Erde‹ (analoges Modell). Sofern von Wahrheit die Rede sein kann, die definiert ist durch Isomorphie zwischen theoretischem Modell (formalisiertem oder nicht-formalisiertem Aussagesatz) und Modelliertem (demjenigen Referenten, auf den die Aussage sich bezieht), ist ersichtlich, dass der Aussagesatz „Der Planet ›Erde‹ ist eine Kugel.“ den Gegenstand ›Erde‹ nicht konstruiert, sondern beschreibt. Theoretische Modelle, hier folgt Ricœur Hesse, kopieren kein Original, sondern beschreiben einen Gegenstand.

Anhand von Einsteins Ausdruck ›beunruhigendes Forschungsrätsel‹ (S. 207) wurde herausgestellt, dass physikalische Behauptungen ›vortrefflich auf die Wirklichkeit passen‹, genaugenommen aber gar nicht, sodass wir uns mit dem vagen (metaphorischen) Ausdruck einer ›Annäherung an die Wahrheit‹ begnügen. Dass Ricœur glaubt, die ›Kluft‹ zwischen Beschreibungssprache und Wirklichkeit überbrücken zu können, liegt begründet in seinem Ontologie-

und Isomorphiebegriff einerseits, andererseits in seiner Auffassung von einer Interpretationstheorie, die Interpretationsregeln annimmt, die ebenfalls eine Struktur haben. Die Struktur der Interpretations*regeln* sei es (nicht die Struktur des Aussagesatzes), die isomorph mit der Erscheinungswelt und der Wirklichkeit sein könne. Exemplifiziert: Denken wir an eine Filmsequenz, die wir alle kennen: Ein Astronaut filmt den Planeten ›Erde‹ beim Umrunden desselben (gemeinhin: 3D). Denken wir jetzt an ein Buntfoto der Erde, dann an eine Schwarz-Weiß-Zeichnung derselben (2D). Wenn ich die Interpretationsregeln beherrsche, kann ich den Kreis auf der 2D-Zeichnung so interpretieren, dass er *für* das 3D-Objekt *steht*. Wenn (und diese Voraussetzung trifft Ricœur) bei der Übersetzung von einem Modell (2D) in das andere (3D), die Isomorphie der Relationen erhalten bleibt, sind 2D- und 3D-Modell isomorph. Entsprechend könnten wir auch eine sprachliche Beschreibung erzeugen, die – weil die Interpretationsregeln die Isomorphie der Relationen sichern – mit dem 2D- und 3D-Modell isomorph ist, letztlich mit der Erscheinung und dem wirklichen Ding. „Es gibt ein kugelförmiges Objekt mit dem Durchmesser 12.700 km. Es ist 4.6 Milliarden Jahre alt. Es dreht sich innerhalb eines Tages um sich selbst, innerhalb von 365,25 Tagen um die Sonne. Das beschriebene Objekt trägt die Bezeichnung ›Erde‹. Das Objekt hat eine Masse von $5{,}974 \cdot 10^{24}$ kg, eine mittlere Dichte von 5,515 g/cm^3. Die Masse setzt sich zusammen aus …“

> „Es geht nicht darum zu wissen, ob und wie das Modell existiert, sondern welches die Interpretationsregeln des theoretischen Modells und korrelativ dazu die pertinenten Merkmale sind. Das Wichtige ist, daß das Modell nur die Eigenschaften hat, die ihm durch sprachliche Konvention außerhalb jeder Kontrolle durch eine reale Konstruktion zugeschrieben werden; das betont der Gegensatz zwischen Beschreiben und Konstruieren. […] Wieder begründet der Isomorphismus der Relationen die Übersetzbarkeit eines Idioms in das andere und liefert eben dadurch das »Rationale« der Imagination.“ (ebd., S. 230)

Ricœur zufolge ist Metaphorizität letztlich „absolut unbeherrschbar“ (ebd., S. 263). Er stimmt der These zu, dass Begriffe ›tote Metaphern‹ sind. Entsprechend seien die theoretischen Modelle der wissenschaftlich-deskriptiven Sprache Metaphern, von denen man vergessen habe, dass sie welche sind. Wenn Wissenschaften um die ursprüngliche Metaphorizität ihrer theoretischen Modelle nicht wüssten, wenn sie diese Modelle mit der Wirklichkeit identifizierten, dann handelten sie ontologisch naiv. Diese ontologische Naivität sei das Resultat einer wörtlichen Interpretation (Identifikation von Modell und Wirklichkeit). Da den Dingen der Natur nicht von allein, sondern nur durch Urteile von Menschen Prädikate zukämen, sei folgender Vorgang (dies Ricœurs Finesse) zu beachten:

Der Planet ›Erde‹ *ist* zunächst, dreht unbenannt und unbeurteilt. Als (anfangs in Mythen) behauptet wurde, dass der Planet ›Erde‹ eine Scheibe ist, wurde dem Planeten ein impertinentes Prädikat zugesprochen (›ist eine Scheibe‹). Die Verwendung des Satzes schliff sich ein (wurde gebräuchlich, gewöhnlich), die metasprachliche Auszeichnung (oder das Empfinden) der Impertinenz verschwand. Erneut wurde ein neues impertinentes Prädikat erzeugt, indem ›ist eine Kugel‹ auf ›Erde‹ angewendet wurde. Diese Impertinenz dürfte im Gemüt der meisten heute verschwunden sein: „Die Erde *ist* eine Kugel." (Modell und Wirklichkeit stimmen weitgehend unhinterfragt überein). Wo, so Ricœur weiter, die wörtliche Interpretation impliziert, dass etwas *wirklich* etwas anderes ist, tritt fakultativ eine zweite Art von Interpretation auf den Plan, die Ricœur *metaphorische Interpretation* nennt. Die metaphorische Interpretation negiere die wörtliche Interpretation „Der Planet ›Erde‹ ist *nicht* eine Kugel." („Der Planet ›Erde‹ ist *keine* Kugel."). Werde die wörtliche Interpretation (das buchstäbliche Referieren) zurückgewiesen, könne der metaphorische Charakter der wissenschaftlichen Modelle aufgezeigt werden.

> „Damit wird jedoch die metaphorische Sprache nicht abgeschafft; ganz im Gegenteil wird sie bestärkt, jedoch indem sie mit dem kritischen Index des »als ob« versehen wird. Tatsächlich ist es nicht möglich, ›die wörtliche Wahrheit darzustellen‹, ›zu sagen, welches der Sachverhalt ist‹ […]. Es mag einen mythenlosen Zustand geben, unmöglich jedoch einen unmetaphorischen Zustand. Es gibt daher keinen anderen Ausweg als den, ›die Masken zu ersetzen‹, dies jedoch mit Bewußtsein. Wir sagen also nicht: *Non fingo hypotheses*, sondern: ›Ich stelle fiktive Hypothesen auf.‹" (ebd., S. 247–248)

Ein Verzicht auf Metaphern sei nicht möglich, auch in der Wissenschaft stehe allein der Weg offen, die bestmögliche Metapher zu suchen. In diesem Zusammenhang führt Ricœur auch die Ausdrücke ›Modellmetapher‹ und ›sehen-als‹ ein. Die unhintergehbare Metaphorizität der Sprache verlange, dass jenes ›die Dinge sehen als‹ eine für das menschliche Bewusstsein konstitutive Notwendigkeit darstelle. Die buchstäbliche, etablierte Sinnebene werde von der metaphorischen Interpretation infrage gestellt, nicht jedoch aufgehoben. Das führe uns zu einem Paradox: Der Gegenstand ›Erde‹ *sei* (buchstäbliche Referenz) und *sei-nicht* (zurückgewiesene buchstäbliche Referenz) gleichzeitig eine ›Kugel‹, weil uns keine andere Metapher zur Verfügung stehe, bzw. diese sich durchgesetzt habe. Die Gleichzeitigkeit von ›ist‹ und ›ist-nicht‹, bildet den Mittelpunkt der Ricœur'schen Metapherntheorie. Es ist als ob wir stets behaupteten: „Der Planet ›Erde‹ ist (k)eine Kugel."

Die Relation der zwei logisch unvereinbaren Behauptungen beschreibt Ricœur näher, indem er den Ausdruck ›Spannungscharakter‹ einführt, der auf den Begriff ›metaphorischen Wahrheit‹ hinweist.

> „Für die Idee der Spannung hatten wir drei Anwendungsfälle vorgesehen:

a) eine Spannung innerhalb der Aussage: zwischen *tenor* und *vehicle*, *focus* und *frame*, Haupt- und Nebensubjekt;
b) eine Spannung zwischen zwei Interpretationen: zwischen einer wörtlichen Interpretation, die durch die semantische Impertinenz zunichte gemacht wird, und einer metaphorischen Interpretation, die den Unsinn zum Sinn macht;
c) eine Spannung in der Relationsfunktion der Kopula: zwischen Identität und Differenz im Bewegungsfeld der Ähnlichkeit.“ (ebd. S, 239)

Wörter, wie Ricœur mit Benveniste behauptet, akkumulieren semantische Kontextwerte, die in dem je spezifischen Kontext einer ›parole‹ aktiviert werden. Die Bedeutung einer Aussage sei demnach vom gegenwärtigen wie auch von vergangenen Kontexten, in denen Wörter sich mit Bedeutung ›aufluden‹, abhängig. „Diese Einwirkung des Kontexts – als Satz, Rede, Werk, Redesituation – ist als Reduzierung der Polysemie der Schlüssel des Problems, von dem diese ganze Studie ausging.“ (ebd., S. 81) Erschließbar sei die Bedeutung einer Aussage nur im Wechselspiel von Sprachsystem und Sprachereignis. Diese Struktur der Aussage (nach Benveniste) werde übertragen auf die Struktur der metaphorischen Aussage (nach Black). Wie Benveniste den Satz, in dessen Zentrum der ›Name‹ die restlichen Satzbedeutungen syntagmatisch streue, als kleinste semantische Einheit beschrieben habe, so habe Black die Metapher als Satzphänomen formuliert, das aus der focus-frame-Interaktion hervorgehe. Die (kognitive, epistemisch, epistemologische) Funktion der Metapher wird von Ricœur modelliert im Rückgriff auf die Modellierung wissenschaftlicher Aussagesätze.

Neue Bedeutung sei eine Folge impertinenter Prädikation. ›impertinent prädizieren‹ meine: Ein Prädikat von seinem gewöhnlichen Referenzgegenstand ablösen und es an einen fremden Ort (zu einem Gegenstand, der bislang nicht Referenzobjekt des Prädikats war) übertragen. Die ausgeführte Metapher sei eine *Distanzveränderung im logischen Raum*, die diesen unter Spannung setze und dem Interpreten ›stereoskopisches Sehen‹ abverlange.

> „So führt die Konvergenz zwischen den beiden immanenten Kritiken, der der ontologischen Naivität und der der Demythifizierung, zur Wiederholung der These vom »Spannungs-«Charakter der metaphorischen Wahrheit und des »ist«, das die Aussage trägt. Ich behaupte nicht, daß diese doppelte Kritik die These beweist. Die immanente Kritik hilft nur zur Erkenntnis dessen, was hier vorausgesetzt wird und wozu sich derjenige verpflichtet, der spricht und **das Verb »sein« metaphorisch verwendet**. Zugleich unterstreicht sie den Charakter eines unüberwindlichen Paradoxes, der mit einem metaphorischen Wahrheitsbegriff verbunden ist. Das Paradox besteht hier darin, daß es keine andere Möglichkeit gibt, dem Begriff der metaphorischen Wahrheit gerecht zu werden, als die kritische Spitze des (wörtlichen) »ist nicht« in die ontologische Vehemenz des (metaphorischen) »ist« einzuschließen. Darin zieht die These nur die äußerste Konsequenz aus der Spannungstheorie; wie die logische Distanz in in der metaphorischen Nähe bewahrt wird, und wie die unmögliche wörtliche Interpretation nicht einfach durch die metaphorische aufgehoben wird, sondern ihr nur widerstrebend nachgibt, so gehorcht die ontologische Behauptung dem Prinzip der Spannung und dem Gesetz des

»stereoskopischen Sehens«. Diese Spannungshaftigkeit des Verbs »sein« erhält ihre grammatische Kennzeichnung im »Sein wie« der zum Vergleich entfalteten Metapher, während zugleich die Spannung zwischen dem *Selben* und dem *Anderen* in der Relationskopula bezeichnet wird." (ebd., S. 251, Fettdruck von ks)

Das Umetikettieren des Prädikats lasse als metaphorischen Sinn ›Kugel‹ (focus) und als wörtlichen Sinn den nicht-metaphorischen Satzteil ›Der Planet ›Erde‹ ist‹ (frame) erkennen. Stereoskopisch sei das Sehen, weil ›Erde‹ weiterhin als ›Erde‹ und ›Kugel‹ weiterhin als ›Kugel‹, gleichzeitig aber ›Erde‹ *als* Kugel gesehen werde. Die ›lebendige Metapher‹ sei ein Gleichzeitiges aus referierender, wörtlich-impertinenter Prädikation, suspendierter wörtlicher Referenz und wörtlicher Interpretation, sich anschließender metaphorischer Interpretation und schließlich dem neuen ›ein Etwas sehen als‹ (= Neubeschreibung, = semantische Innovation).

Die Neubeschreibung von gegebenen Gegenständen oder Gegenstandsbereichen ist laut Ricœur die Primärfunktion des Metaphorischen. Sie gelte für Wissenschaft, Philosophie und Poesie gleichermaßen. Dennoch habe der Umgang der Poeten mit der Metapher dem Umgang der Wissenschaftler mit der Metapher etwas Entscheidendes voraus. Wissenschaft und Philosophie identifizierten ihre denknotwendigen Modelle wieder mit *der* Wirklichkeit. Unweigerlich werde nach der Neubeschreibung eines Referenzbereichs wieder buchstäblich interpretiert, buchstäblich referiert. Die Poesie hingegen beharre auf der Kritik der *direkten* Referenz und halte sich in der Spannung von ›ist‹ und ›ist nicht‹, in der Spannung von Identität und Differenz, weil sie das Verb ›sein‹ ebenfalls als Metapher denke.

„Das wäre der Fall, wenn wir das Verb »sein« selbst wörtlich nehmen würden. Gibt es aber nicht für das Verb »sein« selbst einen metaphorischen Sinn, in dem die gleiche Spannung aufbewahrt wäre, die wir zunächst in den Worten (zwischen Natur und Tempel), dann zwischen den beiden Interpretationen (der wörtlichen und der metaphorischen) und schließlich zwischen Identität und Differenz feststellen?" (ebd., S. 240[370])

Bedienten sich Dichter des Metaphorischen, suchten sie nicht, was Aufgabe der Wissenschaften sei: den Bereich des Ontologischen neuzubeschreiben. Sie suchten stattdessen dasjenige neuzubeschreiben, was konstitutiv dem Ontologischen vorausgehe: Metaphern in der Poesie referierten auf das, was Heidegger ›In-der-Welt-sein‹ genannt habe. Die Wirklichkeit der Dichtung sei die existentiale Struktur des Daseins (Fundamentalontologie).

Zwei Bedeutungen, zwei Funktionen von ›sein‹, die alltagssprachlich ineinanderfallen (Cassirer habe uns daran erinnert, so Ricœur weiter) sind auseinanderzuhalten. Das ›sein‹ der

[370] Die Wörter ›Natur‹ und ›Tempel‹ entstammen dem Beispiel, das Ricœur zur Exemplifikation seiner Theorie anführt: „Die Natur ist ein Tempel …".

Äquivalenz, Identität oder Essenz: Ich kann erstens feststellen, *was* etwas *ist* („Das ist eine Maus."). Diese Funktion des ›ist‹ bezeichnet Ricœur als Referenzfunktion des ›ist‹, weil wir auf etwas referieren, von dem wir hoffen, es in seinem Wesen (vom Sinn zur Bedeutung) bezeichnet zu haben. Zum anderen gebe es das ›sein‹ der Existenz: Ich könne feststellen, *dass* etwas *sei*. Ricœur schließt hier wiederum an Heidegger an.

Diesem zufolge ist das In-der-Welt-sein unter anderem dadurch gekennzeichnet, dass es die prädikative Kompetenz ermöglicht und ihr somit immer schon vorausgeht. Die vielzähligen Strukturmomente des In-der-Welt-seins seien ›immer schon‹ (gleichursprünglich) und bildeten eine „methodisch nicht auflösbare Einheit von Subjekt und Welt im Sinne der schon immer im Handeln anfangshaft bewältigten und im Reden anfangshaft verstandenen Welt […]."[371] Was, so Ricœur, durch Metaphern in poetischen Texten zur Sprache kommt, ist die Erfahrung eines gestimmten In-der-Welt-seins. Die strukturelle Kongruenz von Modell- und Metapherntheorie bestehe deshalb in der Aufrechterhaltung einer isomorphen, durch universelle sprachliche Referentialität etablierte Relation mit separaten ›Wirklichkeitsbereichen‹ (das Ontologische/das In-der-Welt-sein). Auf Satzebene lasse sich dieser Weltbezug der Poesie nicht aufzeigen. Wie das ›Streben‹ von Sinn zur Bedeutung nicht auf der Wort-, sondern erst auf der Satzebene zu Tage trete, zeige sich der Bezug auf das In-der-Welt-sein erst auf der (›höheren‹ linguistischen) transphrastischen Ebene. Erst ein Metaphernnetz (also ein Satznetz, ein Gedicht, ein Text) fördere die Referenz auf den Referenzbereich ›In-der-Welt-sein‹ zu Tage (weshalb Ricœur im Anschluss an Beardsley einzelne Metaphern als Miniaturgedichte bezeichnet). Singuläre wissenschaftliche Aussagen („Kraft ist Masse multipliziert mit Beschleunigung.") brächten nicht das Ganze des ontologisch-kosmologischen Modells der Mechanik hervor, sowenig wie eine singuläre, auf einen Satz begrenzte Metapher das Ganze der Funktion des Metaphorischen erkläre.

> „Zunächst ist im Bereich der Dichtung die genaue Entsprechung zum Modell nicht, was wir die metaphorische Aussage nannten, also eine kurze, zumeist auf den Satz reduzierte Rede; das Modell besteht vielmehr in einem komplexen Netz von Aussagen, ihr genaues Gegenüber wäre also die *ausgeführte Metapher* – die Fabel […] ." (ebd., S. 233)

Den Nachweis der ›Spannungs*wahrheit* poetischer Sprache‹ führt Ricœur, indem er die Unangemessenheit wörtlicher wie metaphorischer Interpretation, die im Kontext von Modell und Modell-Kritik hervortritt, als Resultat eines inkonsequenten Bedenkens der Metaphorizität des

[371] Andreas Luckner: Martin Heidegger. Sein und Zeit. 2. Aufl. Paderborn; München; Wien; Zürich: Schöningh 2001, S. 221.

Verbs ›sein‹ versteht. Metaphorische Interpretation setze sich begriffskritisch von wörtlicher ab durch Verneinung eines Ineinsfallens von Modell und Wirklichkeit. Grammatisch manifestiert durch ›nicht‹, würden Modelle gedanklich mit dem Index ›als ob‹ versehen. Die Folge sei: Eine Spannung in der Kopula trete hervor. Nicht in eine triviale Ontologie zurückzufallen (der Mehrwert der metaphorischen Interpretation) sei jedoch als vermeintlicher Erkenntnisgewinn durchsichtig, werde die Existenzfunktion von ›sein‹ ebenfalls kritisch bedacht. Zu sagen „Der Planet ›Erde‹ *ist nicht* eine Kugel.“, bedeute immer noch ›ist‹ zu sagen. Die Beifügung des ›nicht‹ – und das sei entscheidend – negiere die Referenz-, nicht aber die Existenzfunktion der Kopula, was bedeute, ›sein‹ noch wörtlich interpretiert zu haben. Metaphorisch Interpretierende, kritisch gegenüber wörtlich Interpretierenden, fielen selbst in naive Ontologie zurück. Beide ›zurückfallenden‹ Interpretationen basierten auf einem Adäquationsbegriff der Wahrheit: die wörtliche Interpretation, indem sie eine Entsprechung von Modell und Wirklichkeit, die metaphorische, indem sie eine Entsprechung von heuristischem Modell und den Tatsachen ›wie sie uns erscheinen‹ behaupteten.

> „Kann man Metaphern erfinden, ohne daran zu glauben, daß das in gewisser Weise *ist*? In Frage steht also die Beziehung selbst und nicht nur ihre Extreme: zwischen dem »Als ob« der bewußten Hypothese und den Tatsachen »so wie sie uns erscheinen« herrscht immer noch der Adäquationsbegriff der Wahrheit. Er wird nur durch das »Als ob« heruntergestimmt, ohne in seiner Grunddefinition verändert zu werden.“ (ebd., S. 233)

Die Spannungswahrheit der Dichtung, über metaphysische Wahrheit hinaus, bestehe darin, den Konflikt von ›ist‹ und ›ist nicht‹ von der Ebene der Referenzfunktion *in* die Existenzfunktion des Kopulaverbs ›sein‹ zu verlegen. Versuchte die metaphorische Interpretation die Referenzfunktion des ›ist‹ metaphorisch zu denken, „verpflichtet“ (ebd.) sich die Dichtung darüber hinaus, die Existenzfunktion metaphorisch zu denken. Ricœur fasst diese ›Bewegung‹ mit dem Ausdruck ›epoché der natürlichen Realität‹. Diese sei die Bedingung dafür, dass die Stimmung des Dichters eine Welt entfalten könne. Die realistische Intention der metaphorischen Sprache wird von Ricœur mit einem Wahrheitsbegriff gerechtfertigt, der eine isomorphe Entsprechung von anthropologisch-universellem Konstruktionsschema der existentialen Struktur des Daseins und der von ihr konstruierten Existenz als gültig zugrunde legt und insofern potentiell die Wirklichkeit entbergen kann. Ricœurs Philosophie zielt auf eine Existenzanalyse, die

> „[…] in ihrer Zielsetzung mit der Heideggerschen Analytik des Daseins parallelisiert werden kann. Gegen die Weise, wie Heidegger dieselbe in *Sein und Zeit* entfaltet, propagiert Ricœur jedoch das

> Modell eines indirekten Zugangs zu unserer Existenz, der über die Auslegung der Zeichen verläuft, in denen jene sich objektiviert.“[372]

Die Rezeption der ›Textwelten‹, die Gedichte, Dramen und Erzählungen entwerfen, ermöglichen laut Ricœur, sind sie innovativ, eine Annäherung an die wirkliche, eigene Existenz.

6.2. Evokation: Metaphern und implizites Wissen

Wie *3.5. Ausdrucksprobleme: Implizites Wissen* zeigte, ist der Ausdruck ›implizites Wissen‹ historisch neueren Datums, das damit Thematisierte nicht. ›implizites Wissen‹ meint so Unterschiedliches wie: Können, Erfahrung, Intuition, Gespür, Instinkt, Gefühl, Bauchgefühl, Kreativität. ›implizites Wissen‹ wird typischerweise bestimmt durch Prädikate wie ›ist stillschweigend‹, ›ist hintergründig‹, ›ist unterschwellig‹, ›ist entzogen‹, ›ist in die soziale Praxis eingebettet‹, ›ist nicht quantifizierbar‹, ›ist nicht geregelt‹, ›ist nicht regelbar‹, ›ist nicht berechenbar‹, ›ist nicht kontrollierbar‹, ›ist nicht fokal (nicht bewusst)‹, ›ist nicht planbar‹, ›ist eine unscharfe Dimension‹. Derartige Definitionen bedingen, dass ›implizites Wissen‹ regelmäßig interpretiert wird als ›praktisches Wissen‹, ›Erfahrungswissen‹, ›intuitives Wissen‹, ›emotionales Wissen‹, ›instinktives Wissen (›Instinktwissen‹)‹, ›stillschweigendes Wissen‹, ›hintergründiges Wissens‹ (›Hintergrundwissen‹).

Polanyis erkenntnistheoretisches Axiom ›that we can know more than we can tell‹ (dass wir mehr wissen können als wir sagen können) stellt einen Zusammenhang von ›wissen können‹ und ›sagen können‹ her. Vorausgesetzt wird, dass es Wissen gibt und dass wir etwas wissen können. Das, was wir wissen können, wird mit der Unterscheidung ›sagen können/nicht sagen können‹ binär eingeteilt in ›Wissen, das man sagen kann‹ und ›Wissen, das man nicht sagen kann‹. Im Deutschen ist die Verbindung von ›sagen‹ und ›Wissen‹ als Akkusativobjekt ungewöhnlich: „Ich kann dieses Wissen sagen.“ Typischerweise sprechen wir davon, dass wir Wissen *ausdrücken*, *explizieren*, *formulieren*, *aussprechen*, *niederschrieben*, *darstellen*, *repräsentieren* und *zeigen* können oder nicht. Zudem verwenden wir das Funktionsverbgefüge ›in Worte fassen (können)‹, das Polanyis ›to put knowledge into words‹ (wörtlich: ›Wissen in Worte setzen/stellen/legen‹) am ehesten entspricht.

Die These „Wir können *mehr* wissen *als* wir sagen können.“ verwendet das Indefinitpronomen ›mehr‹ komparativisch. Sie suggeriert, dass Wissen eine quantifizierbare Menge ist.

[372] Jens Mattern: Paul Ricœur zur Einführung. Hamburg: Junius 1996, S. 52.

Diese Menge zerfällt in zwei Teilmengen: Die Teilmenge des Wissens, die sich in Worte fassen lässt, und die Teilmenge des Wissens, die sich nicht in Worte fassen lässt. Ein weiteres Beispiel:

> „We know a person's face, and can recognize it among a thousand, indeed among a million. Yet we usually cannot tell how we recognize a face we know. So *most* of this knowledge cannot be put into words."[373]

Derartige quantifizierende Formulierungen ziehen eine ›klare Grenze‹ zwischen in Worte fassbarem Wissen und nicht in Worte fassbarem Wissen: Es gibt damit einen Typ Wissen, der sich *gar nicht* in Worte fassen lässt.

Zu problematisieren sind Formulierungen wie „We recognize the moods of the human face, without being able to tell, *except quite vaguely*, by what signs we know it." (ebd., Kursivsetzung von ks). Brühmann übersetzt: „Wir lesen die Stimmungen vom menschlichen Gesicht ab und sind doch außerstande, genauer anzugeben, welchen Zeichen wir dieses Wissen entnehmen."[374] Wir wüssten, wie wir die Stimmungen des menschlichen Gesichts erkennen, könnten dieses Wissen aber nicht in Worte fassen (nicht ›sagen‹), *außer ziemlich vage*.

Angenommen, wir treffen im Treppenhaus unseren Nachbarn. Wir sehen ihm flüchtig ins Gesicht und ›wissen‹, dass er traurig ist. Woher wissen wir das? Woran erkennen wir seine Traurigkeit? Dass wir nicht genau sagen können, woran wir es erkennen oder warum wir es wissen, zeugt (so das Theoriedesign) von der ›tacit dimension‹, von jenem impliziten Wissen, das wir nicht in Worte fassen können. Dieser behauptete Sachverhalt wird durch die Kombination der restriktiven Subjunktion ›außer‹ mit dem Adjektiv ›vage‹ eingeschränkt. Der Nebensatz ›außer ziemlich vage‹ bezieht sich auf ›being able to tell‹ (= fähig sein, etwas zu sagen; etwas sagen können). Der adverbiale Gebrauch des Adjektivs ›vage‹ modifiziert die Bedeutung der Verbstruktur ›sagen können‹. Die Bedeutung können wir mit ›wie?‹ erfragen: Wie kann man das Wissen sagen? Antwort: Wir können es *vage* sagen. Das Adverb ›vage‹ ordnet ›sagen können‹ eine Eigenschaft zu. Diese Eigenschaft ist keine ästhetische oder moralische. Die Zuordnung qualifiziert den erkenntnistheoretischen Wert des Gesagten und destruiert, wie ich meine, auf unklare Weise die zuvor eingeführte binäre Einteilung von ›Wissen‹ in ›Wissen, das in Worte fassbar ist‹ und ›Wissen, das nicht in Worte fassbar ist‹.

›qualifiziert den erkenntnistheoretischen Wert‹ meint: Kaum bestritten wird, dass in den Wissenschaften typischerweise verlangt wird, Wissen so in Worte zu fassen, dass es ›bestimmt‹, ›sicher‹, ›genau‹, ›präzis‹, ›scharf‹ und ›klar‹ in Worte gefasst ist. Gefordert werden

[373] Polanyi [2]1983 – Tacit dimension, S. 5. Kursivsetzung von ks.
[374] Polanyi [2]2016 – Implizites Wissen, S. 14. Kursivsetzung von ks.

meist klare und deutliche *Urteile* (Aussagen, Aussagesätze), die Gegebenheiten erfassen[375]. Umstritten ist, welche *Form der Darstellung von Wissen* angemessen als ›bestimmt‹, ›sicher‹, ›genau‹, ›scharf‹, ›klar‹ und ›deutlich‹ gelten kann. Häufig wird angenommen, dass es ideale bzw. formale Sprachen (Kalküle, Axiomensysteme) sind, die es ermöglichen, Wissen bestimmt, sicher, genau, scharf, klar und deutlich darzustellen (*5.2. Formalisieren: Die Eliminierung von Metaphern*). ›vage‹ meint: ›unbestimmt‹, ›unsicher‹, ›ungenau‹, ›unpräzise‹, ›unscharf‹, ›unklar‹, ›ungefähr‹, ›dunkel‹, ›diffus‹, ›verschwommen‹, ›nebelhaft‹, ›schwammig‹, ›andeutungsweise‹[376]. Anzunehmen ist, dass eine Ausdruckseinheit, die etwas auf vage Weise in Worte fasst, mehrheitlich nicht als wissenschaftliche Ausdruckeinheit klassifiziert werden wird. Fraglich ist, ob ein Ausdruck wie ›Wissen vage in Worte fassen können‹ überhaupt wissenschaftlich sinnvoll ist: Der Anspruch auf Wissen schließt einen Ausdruck wie ›vages Wissen‹ aus.

›unklare Destruktion der binären Einteilung‹ meint: Wenn es Wissen gibt, und wenn wir es anteilig in Worte fassen können, dann gibt es in Worte fassbares Wissen und nicht in Worte fassbares *und nichts Drittes*. Eine Ausdruckseinheit ist eine wahre, begründete Meinung (= Wissen) oder nicht; entsprechend fasst eine Ausdruckseinheit Wissen in Worte oder nicht. Polanyis Verwendung von ›außer ziemlich vage‹ im obigen Beispiel suggeriert, dass sich implizites Wissen *doch* in Worte fassen lasse, nämlich vage. Können vage Ausdruckseinheiten etwas leisten, das nicht-vage (klare, eindeutige) Ausdruckseinheiten nicht leisten können? Fraglich ist, wie wir das Wort ›vage‹ verwenden.

> „**Vagheit** (engl. vagueness), Bezeichnung für einen Typus der ↑Unbestimmtheit der ↑Bedeutung sprachlicher Ausdrücke. Diese Unbestimmtheit beruht im wesentlichen darauf, daß entweder (1) die Extension (↑extensional/Extension) mindestens eines prädikativen Bestandteils des fraglichen Ausdrucks unscharf ist, d. h., es läßt sich nicht grundsätzlich von jedem Gegenstand des Bereichs, über dem der prädikative Ausdruck erklärt ist, entscheiden, ob er ein Beispiel oder ein Gegenbeispiel für ihn ist (gehört z.B. ein kleiner Hügel noch zur Extension von ›Berg‹ oder nicht?), oder (2) die ↑Individuation des Referenten mindestens eines der referentiellen Bestandteile nicht vollständig festliegt, d. h., die raumzeitlichen Grenzen im Falle eines konkreten Referenten sind unbestimmt (wieviel Gelände am Fuße eines Berges etwa gehört noch zu einem bestimmten Berg?).“[377]

Problematisch ist, im obigen Ausdruck ›Stimmungen des menschlichen Gesichts erkennen‹ Polanyis Verwendung der Verben ›to recognize‹ und ›to know‹ zu bestimmen. Die englischsprachige Ausdruckseinheit ›to recognize somebody or something‹ wird ins Deutsche übersetzt mit

---

[375] Vgl. *8.1 Erkenntnisziele: Alles kann und muss definiert werden*. Untersucht werden dort Definitionsideale. Betont wird, dass die ›Klarheit und Bestimmtheit aller Urteile‹ eine erkenntnistheoretische Forderung ist, die durch Descartes’ Rationalismus forciert wurde.
[376] Vgl. DSW ^{6}2014 – vage [Lemma] u. DHW ^{4}2006 – vag[e] [Lemma].
[377] EPhW 1996^{4} – Vagheit [Lemma v. Kuno Lorenz].

›jemanden oder etwas erkennen‹, ›to know‹ wird übersetzt mit ›wissen‹. Verwendet Polanyi ›to recognize‹ und ›to know‹ unterschiedslos? Brühmann übersetzt den Satz „We recognize the moods of the human face, without being able to tell, except quite vaguely, by what signs we know it." recht frei, indem er ›recognize‹ mit ›ablesen von‹ übersetzt und ›by what signs we know it‹ mit ›welchen Zeichen wir dieses Wissen entnehmen‹. ›it‹ in ›by what signs we know it‹ bezieht sich auf ›the moods of the human face‹, auf das Objekt des Verbs ›wissen‹. Im Satzanfang ist ›the moods oft the human face‹ das Objekt des Verb ›to recognize‹. Aufgrund der Verwendung von ›it‹ ist zu vermuten, dass Polanyi ›to recognize‹ und ›to know‹ in diesem Kontext unterschiedslos verwendet. Was also bezeichnet Polanyi im obigen Beispiel als ›vage‹?

Die Ausdruckseinheit ›by what signs we know‹ hat modale Funktion; sie bezeichnet das Mittel, das Instrument oder das Medium der Erkenntnis. Als Mittel, Instrument oder Medium der Erkenntnis klassifiziert Polanyi das ›Zeichen‹ Genannte. ›Zeichen‹ meint dort spezifisch: visuelle Zeichen: Wir sehen einen Menschen. Wir erkennen (wir entnehmen den Zeichen seines Gesichts), dass er traurig ist (Stimmung). Diese Zeichen sind etwa: Die Gesichtsfarbe ist matt, der Blick verstohlen, die Stirn liegt in Falten, das Gesicht ist zu Boden gesenkt, der Beobachtete wirkt in sich gekehrt, abwesend, überdies vielleicht sieht er verweint aus, übermüdet. Sind diese Zeichen eindeutige Belege dafür, dass ein Mensch traurig ist? Wohl kaum.

Das Thema ›Erkennen von Stimmungen anderer‹ ist Teil des Qualiaproblems. Polanyis Ansatz betreffend lässt sich entsprechend fundamental fragen, inwiefern wir die Stimmung eines Menschen überhaupt jemals bestimmen können (geschweige denn ›genau‹ oder ›vage‹). Fraglich ist alsdann, ob ›Stimmung‹ überhaupt ein Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntnis sein kann. Polanyis Theoriematrix zufolge können wir die Stimmungen anderer erkennen (Setzung). Wir wüssten je, wie wir die Stimmungen menschlicher Gesichter erkennen, wüssten aber nur vage, anhand welcher Zeichen. Mit anderen Worten: Reflektieren wir dieses ›wissen können‹, sind wir außerstande, genau anzugeben, *wie* wir wissen, was wir wissen. Der Ausdruck ›etwas nur vage in Worte fassen können‹ meint in Polanyis Beispiel nicht, dass Ausdruckseinheiten nicht genau genug definiert seien. ›vage‹ qualifiziert die Erkenntnismethode in Abhängigkeit vom Erkenntnisgegenstand: Erkenntnisgegenstand sei die ›tacit dimension‹, die sich im Erkennen der Stimmungen menschlicher Gesichter zeige. Der Satz „Implizites Wissen lässt sich nur vage in Worte fassen." meint: Wir könnten das implizite Wissen nur ansatzweise, ausschnitthaft, annährungsweise oder unvollständig in Worte fassen, weil sich mehr Wissen *zeige*, als wir sagen können. Der attestierte Mangel an Können betreffe unsere Explikationskompetenz relativ zu einem Mehr an sich zeigendem Wissen.

Thematisch relevant für das Erkenntnisinteresse dieses Textes ist, dass, wie es zu untersuchen gilt, einige Autoren ›Metapher‹ und ›implizites Wissen‹ thematisch so in einen Zusammenhang bringen, dass Metaphern die Funktion zukommt, implizites Wissen explizieren können. Rechnung zu tragen ist dabei diesen Einsichten: Wenn es ein Wissen gibt, das sich gar nicht in Worte fassen lässt, dann können auch Metaphern dieses Wissen nicht in Worte fassen. Wenn es Teile des impliziten Wissens gibt, die nur Metaphern in Worte fassen können, ist zu fragen, warum Metaphern es können und andere Sprachphänomene nicht.

Setzen wir eine ›weite‹ Definition von ›Wissen‹ voraus, lassen sich viele Theorien der Metapher anführen, die einen Zusammenhang von ›Metapher‹ und ›implizites Wissen‹ modellieren, ohne jedoch den Ausdruck ›implizites Wissen‹ eigens zu verwenden. Blumenbergs ›Hintergrundmetaphorik‹, Ricœurs Bezug von Metaphern auf das In-der-Welt-sein, Blacks ›System assoziierter Gemeinplätze‹, Beardsleys ›Feld potentieller Konnotationen‹ (und viele mehr) können, wie ich behaupten möchte, seriös mit dem Ausdruck ›implizites Wissen‹ in Verbindung gebracht werden[378].

Eine aspektreiche Studie, die ausdrücklich den Zusammenhang von ›Metapher‹ und ›implizites Wissen‹ modelliert, hat Debatin vorgelegt. Auf der ersten Einteilungsebene wird ›implizites Wissen‹ von Debatin binär eingeteilt in ›intuitive Sprachkompetenz‹ und ›implizites konkretes Sprach- und Weltwissen‹. Auf der zweiten Einteilungsebene wird ›implizites konkretes Sprach- und Weltwissen‹ trinär eingeteilt in ›gemeinsames Horizontwissen‹, ›themenabhängiges Kontextwissen‹ und ›lebensweltliches Hintergrundwissen‹[379]. Debatin scheint ›explizites Wissen‹ und ›propositionales Wissen‹ gleichzusetzen (aufgrund seiner Ausdrucksweise lässt sich das nicht klar entscheiden). Er setzt fest, dass die intuitive Sprachkompetenz, das Kontext- und Horizontwissen sowie das Hintergrundwissen nicht oder nicht vollständig expliziert werden können.

> „Eine Äußerung ist als eine *situierte* Äußerung immer in vielfältige Bezüge zum impliziten Wissen eingebettet. Diese Bezüge können jedoch nicht einfach in explizites Wissen überführt werden: Schon bei der *intuitiven Sprachkompetenz* lassen sich nur allgemeine pragmatische Präsuppositionen rekonstruieren, die – wie die Sprechakttheorie zeigt – nicht einem klaren formalen Kalkül gehorchen, sondern auf intersubjektiven Regeln im Sinne Wittgensteins beruhen. Auch *Kontext-* und *Horizontwissen* können nicht im ganzen thematisch, d.h. nie vollständig aufgehellt werden, da sie auf dem lebensweltlichen Hintergrundwissen aufbauen und jeweils situativ, also mit potentiell unendlich vielen

[378] Zum Zusammenhang von Heideggers und Polanyis Denken vgl. Helmut Mai: Über die fundamentalontologische Dimension der Philosophie Michael Polanyis. Ein Beitrag zum Aufweis der Erschlossenheit von Welt unter den Bedingungen des modernen Bewusstseins [elektr. Quelle]. 2003. URL: http://sundoc.bibliothek.uni-halle.de/diss-online/03/05H190/prom.pdf, zul. gepr. 5.2.2017.

[379] Vgl. Debatin 1995 – Rationalität, S. 303. Debatin stellt die Einteilung des impliziten Wissens grafisch dar. Diese Darstellung ist dihairetisch nicht eindeutig.

> Möglichkeiten, aktualisiert werden. Das *Hintergrundwissen* schließlich läßt sich aufgrund seiner vorkategoriellen Unmittelbarkeit, seiner holistischen Struktur und seiner Totalität schon gar nicht in explizites propositionales Wissen überführen.“ (ebd.)

Was bedeutet, dass die Bezüge von immer situierten Äußerungen sich ›nicht einfach‹ in explizites Wissen ›überführen‹ lassen? Gibt es einen speziellen, komplizierten Weg, dies zu tun? Was bedeutet, dass Kontext- und Horizontwissen nicht ›im Ganzen thematisch‹ werden können, nicht ›vollständig aufgehellt‹? Die Ausdrucksweisen legen nah, dass es teilweise thematisch werden kann, teilweise aufgehellt. Was bedeutet, dass Hintergrundwissen sich nicht in explizites propositionales Wissen ›überführen‹ lässt, weil es unmittelbar, holistisch und eine Totalität ist? Festzustellen ist, dass Debatin mit der Annahme operiert, dass implizites Wissen sich nicht auf unkomplizierte und vollständige Weise, jedoch auf irgendeine Weise teilweise in explizites propositionales Wissen überführen lässt.

Der Aspektreichtum von Debatins Studie zeigt sich darin, dass die Kommunikationstheorie von Habermas (drei Geltungsansprüche, drei Metaphernfunktionen), die Sprechakttheorie Searles (propositionaler ›Kern‹ von Sprechakten, Subjekt-Prädikat-Struktur), die Symboltheorie Goodmanns (universelle Bezugnahme von Symbolen, Exemplifikation) und die Interaktionstheorie Blacks (›Emphase‹ und ›Resonanz‹) kombiniert werden. Debatins ›Rationalitätstheorie der Metapher‹ lässt keinen Zweifel daran, dass Metaphern eine rationale, kognitive Funktion haben[380]. Wie Keil anmerkt, ist aufgrund seiner Präferenz der Habermas’schen Theorie der Rationalitätsbegriff spezifisch fixiert[381]. Debatin, so Keil weiter, hat sich das ehrgeizige Ziel gesetzt, alle seinerzeit verfügbaren „metapherntheoretischen Ansätze und Einzelstudien in systematischer Weise aufzuarbeiten und in eine *synthetische Metaphertheorie* zu überführen.“[382]

Debatin geht davon aus, dass jede Äußerung ›als eine *situierte* Äußerung immer in vielfältige Bezüge zum impliziten Wissen eingebettet ist‹. ›situiert‹ meint: Jede Äußerung befindet sich an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit; sie wird immer realisiert in einem Zusammenhang, einem Kontext. Zum Kontext einer Äußerung gehöre immer auch die ›Einbettung‹ in Bezüge zum impliziten Wissen. ›einbetten‹ meint: etwas wird in etwas hineingelegt,

[380] Die Bezeichnung ›Rationalitätstheorie der Metapher‹ wählt Rolf. Vgl. Rolf – Metaphertheorien, S. 259–261. Ebendort behauptet er: „Debatins Theorie kann, wenn man die formalen Bestimmungen der von ihr intendierten Reichweite fokussiert, gewissermaßen als Erweiterung der Theorie Blumenbergs angesehen werden. Es ist eine entscheidende Erweiterung, denn sie geht über den epistemologischen Bereich weit hinaus. Die Leistung (Funktion) der Metapher wird über den von Blumenberg ins Auge gefaßten epistemischen bzw. kognitivinstrumentellen Bereich hinaus auf den moralisch-praktischen und den evaluativexpressiven Bereich ausgedehnt.“ (ebd., S. 259)
[381] Geert Keil: Die Metapher – klüger als ihr Verfasser? Rez. zu: Bernhard Debatin: Die Rationalität der Metapher. Eine sprachphilosophische und kommunikationstheoretische Untersuchung. Berlin; New York: de Gruyter 1995 (Grundlagen der Kommunikation und Kognition). In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 45 (1997), S. 318.
[382] Vgl. Debatin 1995 – Rationalität, S. 2.

sodass es geschützt und umschlossen wird; etwas wird in etwas ›eingefügt‹, ›eingereiht‹, ›eingebaut‹, ›eingefügt‹, ›einbezogen‹, ›eingehüllt‹, ›eingeflochten‹, ›eingeordnet‹, ›eingeschlossen‹. Interpretationen von Wörtern wie ›Situation‹, ›Zusammenhang‹, ›Kontext‹ und ›Einbettung in Bezüge‹ laufen typischerweise darauf hinaus, die Frage nach dem Ganzen des Sprachgeschehens zu stellen. Denn wo verliefe die Grenze einer Situation, wo endete der Kontext? Debatin nimmt entsprechend Bezug auf holistische Theorien[383].

Bei der Modellierung der Situiertheit kommt Debatins Anspruch zum Tragen, eine ›synthetische Metapherntheorie‹ zu entwickeln. Ex negativo arbeitet er zunächst heraus, was zum *Verstehen* einer Metapher nicht genügt: Die Bezugnahme auf die Darstellungsebene, die Rekonstruktion der Sprecherintention und die isolierte Betrachtung der beziehungsstiftenden Appellfunktion[384]. Er behauptet, die Habermas'sche Kommunikationstheorie zu verwenden, um eine formalpragmatische Analyse der Metapher zu entwickeln (ebd., S. 300). Er knüpft an Gadamers dialogisches Modell des Verstehens an und verwendet die Ausdrücke ›Vorverständnis‹, ›Vorwissen‹, ›Vorurteil‹ und ›Hintergrundannahmen‹, um das implizite Wissen näher zu bestimmen (ebd., S. 301). Es ist das ›klassische‹ hermeneutische Vorverständnis und Hintergrundwissen, das Debatin unter anderem mit dem Ausdruck ›implizites Wissen‹ bezeichnet.

> „Wenn also in einer Äußerungssituation Vorverständnis und Hintergrundannahmen nur zu einem Bruchteil thematisiert werden, so deshalb, weil es sich beim überwiegenden Teil dieses Wissens um ein voraussetzbares implizites Hintergrundwissen handelt. Durch dieses ist es überhaupt erst möglich, Kontexte und Situationen zu erzeugen und zu verstehen." (ebd.)

In einer Fußnote merkt Debatin an, dass er statt von ›metaphorischer Bedeutung‹ von ›Bedeutungszusammenhang‹ sprechen möchte, da letzterer Ausdruck die Kontext- und Interpretationsabhängigkeit der Metapher betont (ebd., S. 101). Die Bestimmung der Bedeutung einer Metapher meine dann, einen je spezifischen Bedeutungszusammenhang zu bestimmen. Die Äußerung einer Metapher sei zum einen immer historisch in Metapherntraditionen, Bildfelder, Hintergrundmetaphern (auch: kulturell sedimentierte Bild- und Wissensbestände) eingebettet

[383] Den Großteil seiner Unterscheidungsarbeit verwendet Debatin darauf, jene ›Einbettung‹ immer situierter Äußerungen in die ›vielfältigen Bezüge zum impliziten Wissen‹ zu modellieren. ›vielfältig‹ meint, dass etwas in einer ›großen Menge oder Anzahl‹ vorhanden ist. Nehmen wir eine recht einfache Äußerung wie „Ich sitze.". Nehmen wir eine weniger einfache Äußerung wie „Der Postbote hatte heute schlechte Laune." In wie viele Bezüge zum impliziten Wissen sind derartige Äußerungen ›eingebettet‹? Die Verwendung von ›vielfältig‹ suggeriert, dass sich die ›Bezüge zum impliziten Wissen‹ quantisieren und eventuell mengenmäßig genauer bestimmen ließen. Fraglich ist, ob es überhaupt sinnvoll ist, die Artikulierbarkeit oder Explizierbarkeit des impliziten Wissens zu quantisieren („Wir können 37% des impliziten Wissens in Form von wahrheitsfähigen Aussagesätzen verbalisieren. Weitere 22% lassen sich durch nicht-wahrheitsfähige Metaphern in Worte fassen. 41% sind inkommunikabel."). Die Quantisierung des impliziten Wissens wird thematisiert in Kapitel *8.5. Aporie: Metaphern und nicht-propositionales Wissen*. Meine Meinung ist formuliert auf S. 363.

[384] Vgl. Debatin 1995 – Rationalität, S. 298.

(Diachronizität). Die Äußerung einer Metapher sei zum anderen immer in die konkrete Aktualisierung von Kontext und Situation eingebettet (Synchronizität). Festzustellen ist, dass Debatin Metaphern als Sprechakte klassifiziert, die allein und allenfalls aus der pragmatischen Gesamtsituation heraus verständlich werden. Die bloße Kombination von semantischen Merkmalen oder ›Feldern‹ reiche nicht hin. Zu dieser pragmatischen Gesamtsituation zähle ebenfalls, dass jede Äußerung die Relata ›Sprecher‹ und ›Hörer‹ verlangt. „Der Bedeutungszusammenhang entsteht im ‚kommunikativen Ereignis' zwischen Sprecher und Hörer." (ebd., S. 263)

Orientiert an einer Habermas'schen trinären Unterscheidung (drei universelle Geltungssphären) behauptet Debatin, dass alle Metaphernfunktionen sich zunächst unter drei Funktionen zusammenfassen lassen (kreativ-kognitive Funktion, orientierend-welterschließende und kommunikativ-evokative Funktion)[385]. Diese drei Funktionen ließen sich wiederum auf *eine* Grundfunktion zurückführen: den rationalen Vorgriff (siehe S. 184). Die kreativ-kognitive Funktion, so die Formulierung, *kennzeichnet* den Bereich der Erkenntnis und des Schaffens. Habe eine Metapher kreativ-kognitive Funktion, könne sie „neuartige, anders nicht artikulierbare kognitive Gehalte zum Ausdruck bringen oder als Denkmodell allererst entdecken helfen. In dieser *kreativ-kognitiven* Funktion ist sie eine »als ob«-Prädikation mit antizipierendem Weltbezug."[386] Die orientierend-welterschließende Funktion kennzeichne den Bereich moralisch-praktischen Handelns. Habe eine Metapher orientierend-welterschließende Funktion, ermögliche sie einerseits den Rückgriff auf normativ-lebensweltliches Handlungswissen, andererseits „artikuliert sie im Vorgriff auf mögliches Handeln eine praktische Leitvorstellung, die als metaphorisch verdichteter Orientierungspunkt wirksam werden kann." (ebd., S. 38) Die kommunikativ-evokative Funktion kennzeichne den Bereich der interpersonalen Verständigung. In diesem Bereich der Kommunikation habe die Metapher eine ›genuine Verständigungsfunktion‹. Die Begründung dieser Behauptung zeigt, wie Debatin den Zusammenhang von ›Metapher‹ und ›implizites Wissen‹ modelliert.

> „Die *kommunikativ-evokative* Funktion bezieht sich schließlich auf den Umstand, dass die Metapher eine *genuine Verständigungsfunktion* erfüllen kann, da sie nicht nur auf Hintergrund- und Erfahrungswissen beruht, sondern dieses allererst evoziert und in der Kommunikation zum Ausdruck bringt. **Aufgrund ihres Implikationsreichtums verbindet die Metapher das propositional-explizite Wissen mit dem holistisch-impliziten**. Die metaphorische Aktualisierung und Evokation von

[385] „Die Kommunikationstheorie, auf die Debatin sich dabei bezieht, ist Habermas' *Theorie des kommunikativen Handelns.* Die drei Funktionen der Metapher, von denen Debatin spricht, lassen unschwer die ‚drei universalen Geltungssphären' des kommunikativen Handelns erkennen, in die sich die detranszendentalisierte Vernunft entfaltet hat." (Rolf – Metaphertheorien, S. 259.)

[386] Bernhard Debatin: Rationalität und Irrationalität der Metapher. In: Hans Rudi Fischer (Hg.): Eine Rose ist eine Rose … Zur Rolle und Funktion von Metaphern in Wissenschaft und Therapie. Weilerswist: Velbrück Wiss. 2005, S. 37–38.

> Hintergrundwissen erlaubt die Bezugnahme auf dieses, ohne dass es **umständlich und verlustreich in propositionales Vokabular übersetzt** werden müsste. Die Nichtparaphrasierbarkeit erweist sich nun als Vorteil, denn die Metapher dient hier gar nicht der Explizitheit, sondern der Möglichkeit, **implizites Wissen als solches zu präsentieren**." (ebd., Fettdruck von ks)

Aus drei Gründen hätten Metaphern, die eine kommunikativ-evokative Funktion haben, genuine Verständigungsfunktion: Sie beruhten auf Hintergrund- und Erfahrungswissen (Grund 1). Sie evozierten (Grund 2) und drückten dieses Hintergrund- und Erfahrungswissen allererst aus (Grund 3). Das Adjektiv ›allererst‹ ist eine Verstärkung der Ordinalzahl ›erst‹. Es meint: „**a)** in einer Reihe od. Folge den Anfang bildend: […]."[387] ›etwas beruht auf etwas‹ meint: ›etwas hat seinen Grund oder seine Ursache in etwas‹, ›etwas gründet auf etwas‹, ›etwas basiert auf etwas‹. Kommunikativ-evokative Metaphern basierten einerseits *immer* auf Hintergrund- und Erfahrungswissen, andererseits *initiierten* sie die Evokation und den Ausdruck dieses Wissens.

Im zweiten Satz des Zitats wechselt Debatin seine Ausdrucksweise. Statt von ›Hintergrundwissen‹ und ›Erfahrungswissen‹ ist von ›holistisch-implizitem Wissen‹ die Rede. Hinzu aber tritt die Behauptung, dass kommunikativ-evokative Metaphern das propositional-explizite Wissen mit dem holistisch-impliziten ›verbinden‹. Der Grund für diese Verbindung sei der ›Implikationsreichtum‹ (also die Bedeutungsfülle, die semantische Unerschöpflichkeit der Metapher, siehe *7.3. Krähengestern: Was Metaphern nicht bedeuten*). Im dritten Satz ist statt von ›Evokation‹ und ›Ausdruck‹ impliziten Wissens zusätzlich von ›Aktualisierung‹ die Rede, womit eine weitere Teilfunktion behauptet ist. Das Evozieren, Ausdrücken und Aktualisieren von implizitem Wissen *erlaube* die Bezugnahme auf dieses. ›erlauben‹ meint in diesem Kontext ›ermöglichen‹. Was immer es meint, implizites Wissen zu evozieren, zu aktualisieren oder auszudrücken, diese Handlungen sind die Bedingung der Möglichkeit der *Bezugnahme* auf das implizite Wissen. Wie bei Ricœur haben (bestimmte Typen von) Metaphern eine spezifische Referenzfunktion (split reference, Referenz durch Evokation) und einen spezifischen Referenzbereich (das In-der-Welt-sein, das implizite Wissen). Im vierten Satz wechselt Debatin wiederum die Ausdrucksweise und behauptet, Metaphern *repräsentierten* implizites Wissen.

> „Der hier mögliche Einwand, daß ja jede sprachliche Äußerung auf implizites Wissen bezug nehmen muß, ist sicherlich richtig, er verkennt jedoch, daß nur die Metapher dieses Wissen auch *evoziert*. In ‚wörtlicher' Rede ist die Bezugnahme auf implizites Wissen gleichsam unproblematisch gegeben; Wörtlichkeit, so wurde oben mit Goodman gezeigt, ist die je habitualisierte Symbolverwendung, bei der, wie wir nun hinzufügen können, die ‚Bedeutung' und das ihr zugrundeliegende Hintergrundwissen evident ist. Die Metapher hingegen bezieht sich auf **diejenigen Bereiche** des impliziten Wissens, die nicht auf den ersten Blick mit einer ‚wörtlichen' Bedeutung verbunden werden können, und

[387] DUW [8]2015 – erst… [Lemma].

> **bringt diese Bereiche allererst zu Bewußtsein**; während bei wörtlicher Rede das implizite Wissen **bereits im Bewußtsein ist**. Diese spezifische Funktion der Metapher bezeichne ich als ihre *Evokationsfunktion*.“[388]

Axiomatisch gesetzt wird: *Jede* Äußerung nimmt Bezug auf implizites Wissen. Nur Metaphern jedoch könnten dieses implizite Wissen *evozieren*. ›evozieren‹, von lat. ›evocare‹, meint wörtlich ›herausrufen‹, ›herbeirufen‹, ›hervorlocken‹, ›erwecken‹. Definiert wird ›evozieren‹ als ›Bereiche des impliziten Wissens allererst zu Bewusstsein bringen‹. Die Einführung der Unterscheidung ›im Bewusstsein/nicht im Bewusstsein‹ (›bewusst/unbewusst‹) angewendet auf ›implizites Wissen‹ transformiert die Frage nach dem Zusammenhang von ›Metapher‹ und ›Wissen‹ in eine bewusstseinstheoretische bzw. psychologische Frage. Diese ›psychologischen Momente‹ in Metapherntheorien kommen häufig vor. ›Gewohnheit‹ und ›Habitualisierung‹ können nicht thematisiert werden, ohne zu jener ›pragmatischen Gesamtsituation‹ auch zu zählen, was Sprecher und Hörer an individuellen Voraussetzungen mitbringen. ›habitualisieren‹ meint: Etwas wird zur Gewohnheit. ›habitualisiert‹ meint: Etwas ist Gewohnheit. Die Verwendung der Verben ›werden‹ und ›sein‹ zeigen, dass es ›Prozess‹ und ›Zustand‹, ›Werden‹ und ›Sein‹ zu modellieren gilt.

Debatin bestimmt ›wörtliche Rede‹ mit Goodman als ›habitualisierte Rede‹: Die wörtliche Bedeutung von Ausdruckseinheiten sei die gewöhnliche Bedeutung von Ausdruckseinheiten. Behauptet wird, dass *in* gewöhnlicher Rede die Bezugnahme auf implizites Wissen unproblematisch ist. ›unproblematisch‹ meint: Es stellen sich keine Fragen, keine Zweifel kommen auf; agieren wir in einer ›Weltversion‹, die wir vollständig als gewöhnlich klassifizieren, nehmen wir ständig auf implizites Wissen Bezug. ›ständig Bezug nehmen auf etwas‹ meint: Die Beziehung ist fix, bereits etabliert, realisiert, sie ist da, sie steht fest. Behauptet wird weiter, dass die Bedeutung von gewöhnlicher Rede und das zugrundeliegende Hintergrundwissen *evident* sind. ›evident‹ meint: ›sofort deutlich sichtbar‹, ›sofort klar zu erkennen‹, ›offenkundig‹, ›einleuchtend‹. Behauptet wird schließlich: In gewöhnlicher Rede (also einer pragmatischen Gesamtsituation, in der nichts ungewöhnlich ist) ist das implizite Wissen bereits *im* Bewusstsein.

Die metaphorische Rede (oder Metaphern) dagegen bezöge sich auf ›bestimmte Bereiche‹ des impliziten Wissens, die man nicht ›auf den ersten Blick‹ mit einer wörtlichen, also gewöhnlichen, Bedeutung verbinden könne. Die Metapher bringe diese Bereiche allererst zu Bewusstsein. Debatin teilt das implizite Wissen damit in Bereiche ein. Fraglich ist, welche ›bestimmten‹ Bereiche er meint. Festzustellen ist, dass die Modellierung von ›Metapher‹ und ›Wissen‹ Ähn-

[388] Vgl. Debatin 1995 – Rationalität, S. 306, Fettdruck von ks.

lichkeiten zu Ricœurs Modell der Metapher aufweist. Bei Ricœur sind es ungewöhnliche, ›lebendige‹ Metaphern, die eine Referenz auf das In-der-Welt-sein eröffnen. Bei Debatin sind es ungewöhnliche, evokative Metaphern, die eine Referenz auf bestimmte Bereiche des impliziten Wissens ermöglichen. Debatins Theorie ›beruht‹ auf dem Axiom der Bezugnahme. Mit Goodman ist er Meinung, dass Bezugnahme universell ist. Analog beruht Ricœurs Metapherntheorie auf einem Axiom universeller Bezugnahme, das jedoch an Frege geschult ist.

Einwenden ließe sich zunächst, dass viele Metaphern (insbesondere die ›toten‹, ›lexikalisierten‹) keineswegs evokativ sind: Nicht jede Metapher leistet eine Bewusstmachung (bestimmter Bereiche des) impliziten Wissens. Sehr viele Metaphern sind gemäß virulenter Definitionskriterien non-evokativ. Diesem Einwand begegnet Debatin, indem er im Rückgriff auf Black die Eigenschaften ›emphatisch‹ und ›resonant‹ einführt und skaliert: Jede Metapher sei mehr oder weniger ›emphatisch‹ und ›resonant‹. ›mehr oder weniger emphatisch‹ meint: Je mehr die Paraphrase einer Metapher mit Sinnverlust einhergeht, desto emphatischer ist die Metapher. ›mehr oder weniger resonant‹ meint: Je resonanter eine Metapher, desto mehr Bedeutungsimplikationen hat sie, desto vielschichtiger oder unerschöpflicher ist sie semantisch[389]. Gewöhnliche, eingespielte Metaphern leisteten entsprechend wenig oder keinen Bezug auf das implizite Wissen. Debatins Gradualisierung (oder Skalierung) der Funktion von Metaphern, auf das implizite Wissen Bezug zu nehmen, findet sich bei Ricœur nicht: Nur eine lebendige Metapher eröffnet den Bezug auf das In-der-Welt-sein; es gibt keine mehr oder weniger lebendigen oder toten Metaphern, die mehr oder weniger des In-der-Welt-seins entbergen.

Fraglich bleibt bei Debatins Modell der Metapher, welche ›bestimmten Bereiche‹ (Plural) des impliziten Wissens es sind, die kraft bestimmter Metaphern allererst zu Bewusstsein kommen. Fraglich ist zudem, was es meinen soll, dass a) jede sprachliche Äußerung immer auf implizites Wissen Bezug nimmt, dass b) ein Teil des impliziten Wissens bei wörtlicher Rede bereits *im* Bewusstsein *ist*, und dass c) bei metaphorischer Rede ein anderer Teil des impliziten Wissens allererst ›zu Bewusstsein kommt‹. Nach Polanyi ist es konstitutives Merkmal des impliziten Wissens, nicht fokal bewusst zu sein, also *immer außerhalb* des bewussten Konzentrationsfokus (siehe S. 357). Einige theoretische Momente von Debatins ambitionierter sprachtheoretischer und psychologischer Modellierung von Metaphern werden kritisch wieder aufgriffen in *8.5. Aporie: Metaphern und nicht-propositionales Wissen*.

[389] Debatin 2005 – Irrationalität, S. 34–36.

6.3. Dilemma: Metaphern und nicht-propositionales Wissen

6.1 und 6.2 zeigten, dass die Erkenntnisfunktion der Metapher u. a. modelliert wird, indem sie mit dem In-der-Welt-sein (Ricœur) bzw. dem impliziten Wissen (Debatin) in Zusammenhang gebracht wird. Gedanken von Schildknecht aufgreifend wird in diesem Kapitel untersucht, inwiefern sich ein Zusammenhang von ›Metapher‹ und ›nicht-propositionales Wissen‹ behaupten lässt. Gezeigt wird dabei, welche ›Grenzen‹ dem propositionalen Wissen gesetzt sind. Zunächst aber eine grammatische und eine differenztheoretische Feststellung.

Grammatisch festzustellen ist erstens hinsichtlich des Ausdrucks ›nicht-propositionales Wissen‹, dass ein Adjektiv negiert wird. Kombinationen von ›nicht‹ und Adjektiven werden getrenntgeschrieben (nicht berufstätiger Mann), zusammengeschrieben (nichtberufstätiger Mann) oder durch einen Viertelgeviertstrich realisiert[390].

> „Für Adjektive hingegen ergeben sich mitunter Bedeutungsunterschiede, was mit dem Skopus der Negation zusammenhängt (Satz, 7.2). Wo liegt in einem Satz wie **Das Haus ist nicht bewohnt** der Skopus der Negation? Wird nur **bewohnt** negiert oder der Satz **Das Haus ist bewohnt**? (6) **Das Haus ist schon seit Jahren nichtbewohnt und wird demnächst abgerissen. Das Haus ist momentan nicht bewohnt, weil Familie Müller im Urlaub ist.** Der Zustand, den **nicht bewohnt** bezeichnet, kann vorübergehend sein, während **nicht-bewohnt** eher als einen Dauerzustand gemeint ist.“[391]

›nicht-‹ in ›nicht-propositionales Wissen‹ negiert die Bedeutung des qualifizierenden Adjektivs ›propositional‹. Die Verwendung des Viertelgeviertstrichs betont vermutlich, dass es sich um einen Dauer-, nicht um einen Transitzustand handelt. Ist nicht-propositionales Wissen eine Wissensform, die persistent nicht-propositional ist? Kann nicht-propositionales Wissen überhaupt in propositionales ›umgeformt‹ werden?

Differenztheoretisch festzustellen ist, dass Adjektive, die auf ›Wissen‹ und ›Erkenntnis‹ angewendet werden, häufig binär und oppositär organisiert werden: ›implizit/explizit‹, ›praktisch/theoretisch‹. Die Verwendung der Unterscheidung ›nicht-propositional/propositional‹ ist binär, nicht aber oppositär: Das propositionale Wissen hat nicht *ein* Gegenteil, das durch ein Adjektiv näher qualifiziert wird.

Schildknecht untersucht den Zusammenhang von ›Metapher‹ und ›Erkenntnis‹ primär im Hinblick auf die Philosophie. Sie stellt fest, dass Theorien der metaphorischen Erkenntnis unangemessen sind, wenn sie ›Sprache‹, ›Erkenntnis‹, ›Rationalität‹, ›Wahrheit‹ und ›Bedeutung‹

[390] Vgl. DrgD [7]2011 – nicht [Lemma].
[391] Eisenberg [4]2013 – Wort, S. 322.

unangemessen modellieren[392]. Zu revidieren seien Sprachverständnisse, die auf wörtlicher Bedeutung basierten bzw. der wörtlichen Rede verhaftet seien. Unangemessene Theorien der wörtlichen Bedeutung behaupteten, dass „Wörter einer Sprache unabhängig voneinander festgelegte, wörtliche Bedeutungen besitzen, die zu Propositionen zusammengefügt werden." (ebd., S. 33) Schildknecht verwendet das Verb ›abbilden‹, um einen Zusammenhang von Theorien der wörtlichen Bedeutung und dem Prädikatenkalkül zu modellieren: Theorien der wörtlichen Rede bildeten die logische Struktur des Prädikatenkalküls ab. Reformuliert: Unzulängliche Modellierungen von ›Sprache‹, die sich einseitig an ›wörtlicher Bedeutung‹ orientieren, gehen initial fehl, da sie ›Sprache‹ modellieren, als ob sie (primär oder ausschließlich) die Struktur der Prädikatenlogik hat (zu dieser Engführung siehe *4.3. X ist Y: Die theoretische Versprachlichung der Sprache*). Die Folge sei, dass nicht-prädikative Äußerungen an die Peripherie gedrängt würden.

Zu verwerfen seien folglich die Vergleichs- und Substitutionstheorie der Metapher, da sie ›Sprache‹ und ›Bedeutung‹ von der wörtlichen Bedeutung her dächten. Metaphorische Äußerungen seien kein wörtlicher Vergleich zwischen Subjekt und metaphorischem Modifikator. Werde ein Satz wie „Sally ist ein Eisblock." geäußert, gehe nicht darum, dass eine Person namens ›Sally‹ und ein materielles Ding genannt ›Eisblock‹ identische Eigenschaften gemeinsam hätten (ebd., S. 34). Wir verstünden Metaphern nicht im wörtlichen Sinne, weshalb die Anwendung der Unterscheidung ›wahr/falsch‹ auf ›Metapher‹ nicht angemessen sei. Allenfalls die Frage „Ist Sally wirklich ein Eisblock?" sei wahr oder falsch. Als alternative, angemessenere Theorie der Metapher bezeichnet Schildknecht die Interaktionstheorie. Sie betone den Kontext, in dem metaphorische Äußerungen realisiert würden. Diese verneine die Annahme, dass es für Metaphern einen ›eigentlichen‹ oder ›wörtlichen‹ Ausdruck gebe, der die Metapher verlustfrei ersetzen könne; die Paraphrase einer Metapher gehe mit Bedeutungsverlust einher. Die Interaktionstheorie behaupte zu Recht, dass die Inkongruenz von Metapher und Kontext einen wechselseitigen Interpretationsprozess initiiere. Schildknecht betont, dass die Bedeutung eines Wortes nicht identisch mit dem bezeichneten Gegenstand ist und Sprache es nicht ausschließlich mit Wahrheitsbehauptungen zu tun hat. Das Begriffswort ›Metapher‹ werde daher nicht angemessen modelliert, werde es als Regelverstoß gegen die wörtliche Bedeutung klassifiziert. Die Interaktionstheorie verwende einen plausibleren Sprach- und Bedeutungsbegriff (ebd., S. 35).

[392] Vgl. zum Folgenden: Christiane Schildknecht: Metaphorische Erkenntnis – Grenze des Propositionalen? In: Hans Julius Schneider (Hg.): Metapher, Kognition, künstliche Intelligenz. München: Fink 1996 (Erlanger Beiträge zur Wissenschaftsforschung), S. 33–52.

„Die Unmöglichkeit der Angabe exakter Regeln für das Vorliegen einer Metapher hat dazu geführt, ‚metaphorisch' nicht als Eigenschaft eines Wortes oder Satzes (und damit als Teil der Kompetenz eines Sprechers), sondern als Eigenschaft einer Äußerung (und damit als Teil der *Performanz* eines Sprechers) aufzufassen. Als eine pragmatische Theorie konzipiert, gibt es für die Interaktionstheorie keine sprachliche Bedeutung an sich, sondern nur in Abhängigkeit von bestimmten Situationen, Absichten, Sprechern bzw. Hörern etc. Damit wird die metaphorische Bedeutung auch nicht mehr im Hinblick auf die syntaktisch-semantische Einheit ‚Satz', sondern als Eigenschaft einer *Äußerung* bestimmt: Der Satz *Warschau ist eine kalte Stadt* kann bzw. konnte sowohl metaphorisch wie wörtlich verstanden wahr sein; ob er metaphorisch oder wörtlich gemeint ist, macht allein der Kontext deutlich." (ebd., S. 35–36)

Zu revidieren seien bestimmte Erkenntnisbegriffe: Logik, Wissenschafts- und Erkenntnistheorie verwendeten insbesondere Aussagesätze, um ihre Fragen und Probleme anzugehen. ›Erkenntnis‹ könne jedoch nicht ausschließlich bestimmt werden als propositionale Erkenntnis, als ›Aussagenwahrheit‹. Am propositionalen Wahrheitsbegriff sei festzuhalten, wenn es um Aussagen, Behauptungen, Feststellungen, Beschreibungen, Hypothesen, Berichte, Folgerungen etc. gehe. Schildknecht betont, dass es ihr nicht um Negierung von Rationalitätsstandards geht, wenn sie den Erkenntnisbegriff um Formen des nicht-propositionalen Wissens zu erweitern sucht. Es gehe darum,

„eine zu enge Grenzziehung in dem Sinne zu berichtigen, daß ungerechtfertigterweise aus dem philosophisch-propositionalen Paradies verbannte Formen philosophischer Erkenntnis, wie etwa metaphorische Erkenntnis, in systematisch ernst zu nehmender Weise wiedereingegliedert werden." (ebd., S. 37)

Zentral sei, dass man sein Sprachverständnis nicht einseitig an der Logik schule, sondern Pragmatik und Kontext einbeziehe. Betont wird mehrfach, dass die primäre oder ausschließliche Voraussetzung eines logisch-propositionalen Sprachbegriffs das Kernproblem ist (ebd., S. 35 u. 36).

Um die Unterscheidung ›propositionales Wissen/nicht-propositionales Wissen‹ zu bestimmen, zitiert Schildknecht affirmierend Einsichten Wielands. Dieser zeigt, dass bereits bei Platon ›Formen des Wissens‹ akzeptiert und verwendet werden, die in der Folgezeit der Philosophiegeschichte weitgehend verschüttgegangen sind[393]. Wie Schildknecht betont Wieland die Wichtigkeit der Aussagesätze und der Aussagenwahrheit. Herausgearbeitet wird jedoch, was Sätze allgemein und Aussagesätze im Speziellen nicht vermögen. Aussagesätze, so Schildknecht, haben eine propositionale Struktur. Was leistet die Verwendung von propositional strukturierten Aussagesätzen? Welchen ›Preis‹ (so Schildknechts Ausdruck) hat die

[393] Vgl. Wolfgang Wieland: Platon und die Formen des Wissens. 2. durchges. u. um einen Anh. u. ein Nachw. erw. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1999. Vgl. *3.2. Platon: Kritische Technik und Epistēmē*.

Propositionalisierung? Platon sei es gewesen, der im Phaidon die ›propositionalistische Wende‹ eingeleitet habe, ohne jedoch das nicht-propositionale Wissen zu vernachlässigen (ebd., S. 38).

Propositionales Wissen sei nur eine Wissensform unter vielen. Schildknecht behauptet, dass die Modellierung der Metapher (hinsichtlich des Kreativitätsprozesses) sowie die Modellierung von nicht-propositionalen Wissensformen ihrerseits metaphorisch sind. Die Unterschiede des propositionalen und nicht-propositionalen Wissens in Betreff ›Erkenntnisfunktion‹ seien[394]:

propositionales Wissen (Aussagesätze, die propositionale Struktur haben)	**nicht-propositionales Wissen**
Wissen, dass etwas Bestimmtes der Fall ist	entwirft, was sein könnte
in Aussagen darstellbares Wissen (Darstellungsfunktion) / in Aussagen mitteilbares Wissen (Mitteilungsfunktion) / Aussagesätze ermöglichen es, Wissen auszudrücken (Ausdrucksfunktion)	Wissen, das nicht in der propositionalen Struktur der Sprache aufgeht / eine Form der Erkenntnis, die nicht in einem durch und in Sätzen vermittelten Wissen aufgeht
Aussagesätze sind identifizierbar	mittels Metaphern artikulierbares Wissen
Aussagesätze sind objektivierbar	nicht objektivierbar
ist durch die Bedingung der Wahrheitsdifferenz konstituiert (immer wahr oder falsch) / Bivalenzprinzip / Primärdifferenz ›wahr/falsch‹	lässt sich nicht im Rekurs auf Wahrheit (›wahr/falsch‹) differenzieren / Das Gegenteil von ›wahr‹ ist ›falsch‹. Das Gegenteil von nicht-propositionalem Wissen ist die Abwesenheit von nicht-propositionalem Wissen. / Primärdifferenz ›absent/präsent‹
Die Bivalenz ermöglicht, das Gegenteil dessen anzunehmen, was in Wirklichkeit der Fall ist; Bivalenz ermöglicht den Irrtum.	kann nicht negiert werden (es gibt beispielswiese keine wahre oder falsche Erfahrung) / man kann nicht irren
trennt den Gegenstand des Wissens vom Inhalt des Wissens	
Aussagesätze lassen sich unabhängig vom ›Träger‹ des Wissens analysieren. / Distanz zwischen Wissen und Wissendem möglich	Distanz zwischen Wissen und Wissendem nicht möglich (der Erfahrene kann sich von seiner Erfahrung nicht distanzieren).
	ist unmittelbar / Die Unmittelbarkeit lässt sich reflexiv nicht wieder einholen.
gegenstandsbezogen / behauptet sich im Bezug auf einen identifizierten Gegenstand oder Sachverhalt	nicht gegenstandsbezogen / Erfahrung ist keinem Wissensgegenstand, sondern einem Erfahrungsfeld zugeordnet
	Man kann über das nicht-propositionale mit Hilfe von Aussagen reden. Es ist dann bloß Gegenstand des propositionalen Wissens (das nicht-propositionale Wissen wird somit nicht propositional ausgedrückt).

[394] Da die metaphorischen Beschreibungen des nicht-propositionalen Wissen im untersuchten Aufsatz vielzählig sind, wird eine tabellarische Darstellung gewählt. Jede angeführte Ausdruckseinheit findet sich in diesem Aufsatz.

nicht mittels Metaphern artikulierbares Wissen	mittels Metaphern artikulierbares Wissen

Es gibt, so Schildknecht, ein Wissen, das nicht identifizierbar, objektivierbar und wahrheitsfähig ist. Dennoch werde versucht, dieses Wissen mit Identifikation, Objektivierung und Wahrheitsfähigkeit auszustatten. Reformuliert: Die Dominanz des propositionalen Wissens ›erzwingt‹, dass man nicht-propositionales Wissen so modelliert, als ob es propositionales Wissen ist. Schildknecht spricht von einer Ausdrucksnot und einem Dilemma (ebd., S. 39). Schildknecht unterscheidet zwischen drei Formen des nicht-propositionalen Wissens:

- „(vor-propositionales) Wissen, das in der Form kategorialer Unterscheidungen und begrifflicher Klärungen allererst die ‚Bedingungen der Möglichkeit' propositionaler Erkenntnis liefert. Hier sind beispielsweise die sich in Grundunterscheidungen und Definitionen manifestierenden Einsichten zu nennen.
- (praktisches) Wissen, das mit propositionalem Wissen weder das Kriterium der Objektivierbarkeit, noch das der Bivalenz, noch das der inhaltlichen Bezogenheit auf einen Gegenstand gemeinsam hat. Hierzu gehören beispielsweise Wissens- bzw. Erkenntnisformen wie Gebrauchswissen, Können, Urteilskraft, Kompetenz, Fähigkeit und Erfahrung und schließlich
- (theoretisches) Wissen, das mit propositionalem Wissen weder das Kriterium der Objektivierbarkeit, noch das der Bivalenz gemeinsam hat, sich darüber hinaus jedoch von den vorgängigen Formen nicht-propositionalen Wissens dadurch unterscheidet, daß es inhaltlich auf seinen Gegenstand bezogen ist. Im Unterschied zum propositionalen Wissen, dem es in dieser letzten Hinsicht gleicht, ist diese Bezogenheit in besonderer Weise gegeben, z.B. durch ein simultanes Erfassen oder durch eine synoptische Schau der Dinge. Hierzu gehören etwa Formen der Intuition und Illumination." (ebd., S. 41)

Metaphern, die häufig zur Artikulation des nicht-propositionalen Wissens verwendet würden, teilten einige der Eigenschaften des nicht-propositionalen Wissens. Die Reflexion der Metapher verlange eine Revision des Erkenntnisbegriffs, „weil die Metapher zum einen selbst propositionale *und* nicht-propositionale Elemente in sich vereint und weil sie in der Philosophie, wie wir gesehen haben, auch und gerade dann auftaucht, wenn Grundlagenfragen berührt werden." (ebd., S. 45) ›Element‹ meint: ›Baustein‹, ›Bestandteil‹, ›Glied‹, ›Grundbestandteil‹, ›Komponente‹, ›Teil‹, ›charakteristisches Merkmal‹, ›typisches Merkmal‹[395].

Um die Erkenntnis der Metapher zu beschreiben, seien zahlreiche Metaphern geprägt worden. Sie verbänden Bedeutungen auf unübliche, nicht regelkonforme Weise. Sie kreierten eine Spannung, Kluft, Absurdität, einen Konflikt. Diese Spannung müsse mittels interpretativer Leistungen ›gelöst‹, ›aufgelöst‹ oder ›überbrückt‹ werden. Metaphern stellten neue Sichtweisen auf scheinbar vertraute Sachverhalte her, sie schüfen neue perspektivische Zugriffe auf Dinge, sie ermöglichten neue kognitive Einsichten (ebd., S. 45–46). Schildknecht gibt zu erkennen,

[395] Vgl. DSW [6]2014 – Element [Lemma].

dass sie ebenfalls die ›innovatorische Funktion‹ der Metapher im Blick hat, wobei sie affirmativ Einsichten Ricœurs anführt.

> „In der Eröffnung neuer – sprachlicher, semantischer, textueller, wissenschaftlicher und anderer möglicher – Welten liegt das eigentliche Innovationspotential der Metapher begründet. Die Metapher richtet sich – in Abwendung von einer Referenz auf das, was ist – auf etwas, das sein *könnte*, auf die Aktualisierung eines möglichen Potentials von Konnotationen.“ (ebd., S. 46)

Metaphern verwiesen auf etwas, was ›außerhalb‹ der wörtlichen Bedeutung liege. Sie initiierten einen Prozess der Erforschung von Bedeutungsmöglichkeiten. Dieser Erforschungsprozess kehre die ›Richtung des Bedeutens‹ um. ›die Richtung umkehren‹ meine: Die Bedeutung von Metaphern könne nicht aus der wörtlichen Bedeutung der verwendeten Worte abgeleitet werden; die Bedeutung der Metapher sei nicht *in* der wörtlichen Bedeutung der Worte enthalten. Metaphern ›wiesen über sich selbst hinaus‹, stellten „die Verbindung mit der Wirklichkeit indirekt, auf darstellende, nicht auf referentielle Weise her, so daß die durch Metaphern vermittelte Erkenntnis in die Nähe des (nicht-propositionalen) Erkenntnisbegriffs von Literatur rückt.“ (ebd.)

> „Prozeßhaftigkeit, Offenheit und Aufweisen – damit sind bereits wesentliche Komponenten der Metapher angesprochen, die den Bereich des Propositionalen verlassen. Und noch ein Kriterium, das der Klassifizierung nicht-propositionalen Wissens im Sinne vorpropositionalen Wissens dient, sei hier aufgegriffen: die Ermöglichung von Unterscheidungen, in der die erkenntnisvermittelnde Funktion metaphorischer Rede gründet.“ (ebd., S. 46–47)

Schildknecht verwendet die Unterscheidung ›sagen/zeigen‹, um auf den Punkt zu bringen, was nicht-propositionales Wissen ausmacht (ebd., S. 44). Nicht-propositionales Wissen könne nicht vermittelt oder mitgeteilt werden in Form von ›Satzwissen‹, es könne allein gezeigt oder aufgewiesen werden.

Das ›Dilemma‹ eines Philosophen (selbst eines Logikers wie Frege) bestehe darin, dass ihm nicht ›erspart‹ bleibe, nicht-propositionales, vor-propositionales Wissen, praktisches oder theoretisches Wissen mitteilen zu *wollen* (ebd.). Der Philosoph, der um die Wichtigkeit des nicht-propositionalen Wissens wisse, befinde sich in einer ›Ausdrucksnot‹ und greife daher auf Mittel zurück, die den ›strengen‹ Maßstäben des propositionalen Wissens nicht genügen könnten.

> „Die Verwendung von Metaphern entspricht hier einer, wenn auch speziellen, Form der Ausdrucksnot, dem Dilemma nämlich, ein Wissen, das sich gerade nicht primär durch Wahrheitsdifferenz und Gegenstandsbezogenheit begrifflich fassen läßt, mittels einer durch diese Kriterien ausgezeichneten Sprache darstellen zu müssen.“ (ebd., S. 39)

›Metapher‹ wird von Schildknecht modelliert als eine sprachliche Einheit, die Merkmale des propositionalen *und* des nicht-propositionalen Wissens impliziert. Diese Modellierung meint nicht: Metaphern kommunizieren *gleichzeitig* propositionales und nicht-propositionales Wissen. Metaphorischer Sprachgebrauch verwende die Darstellungsform des propositionalen Wissens (also die Struktur des Aussagesatzes, der angeblich eine Proposition zugrunde liege), um nicht-propositionales zu kommunizieren.

> „Die Metapher hat sich nach dem bisher Gesagten als eine Schnittstelle im Hinblick auf nicht-propositionales Wissen erwiesen, das sie auf propositionale Weise repräsentiert: In sie geht zum einen nicht-propositionales Wissen im Sinne von Unterscheidungswissen, Erfahrungswissen und sprachlicher Kompetenz ein, zum anderen vermittelt sie nicht-propositionales Wissen, indem sie einen Prozeß konstruktiver Bedeutungserzeugung initiiert und eine neue Sicht der Dinge ermöglicht.“ (ebd., S. 52)

6.4. Kontingenz: Die nützlichere Metapher, das stärkere Kind

Rorty sieht sich verbunden mit Bewegungen des 20. Jahrhunderts, deren Gemeinsamkeit die anti-essentialistische und anti-metaphysische Ausrichtung sei.

> „Mit dieser antiessentialistischen, antimetaphysischen Bewegung werden in den verschiedenen abendländischen Traditionen verschiedene Etiketten und Schlagworte in Verbindung gebracht. Zu den Etiketten gehören zum Beispiel Bezeichnungen wie: Existentialismus, Dekonstruktion, Holismus, Pragmatismus, Poststrukturalismus, Postmoderne, Wittgensteinianismus, Antirealismus und Hermeneutik. Mein eigener Lieblingsausdruck ist – vielleicht nur aus patriotischen Gründen – die Bezeichnung Pragmatismus. Zu den Schlagworten gehören Devisen wie »Alles ist soziale Konstruktion« und »Alles Bewusstsein ist eine sprachliche Angelegenheit«.“[396]

In *Der Spiegel der Natur* (1979) grenzt Rorty sich vom Mentalismus und Repräsentationalismus ab. Beide seien essentialistischen und metaphysischen Voraussetzungen verhaftet: Das menschliche Bewusstsein spiegle nicht die immanente Natur der Außenwelt oder der Innenwelt[397]. In *Kontingenz, Ironie und Solidarität* (1981) schlägt er eine ironistische Kultur als Alternative vor[398]. Der Anfang abendländischer Denkverirrungen wird von Rorty (Heidegger folgend) in der Trennung von ›Was‹ und ›Dass‹ lokalisiert. Aus dieser Unterscheidung seien im

[396] Richard Rorty: Hoffnung statt Erkenntnis. Eine Einführung in die pragmatische Philosophie [Orig.-Sachtitel: Hope instead of epistemology]. Aus dem Amerik. v. Joachim Schulte. Wien: Passagen-Verl. (Passagen Philosophie, 1993), S. 38.
[397] Vgl. Richard Rorty: Der Spiegel der Natur: Eine Kritik der Philosophie [Orig.-Sachtitel: Philosophy and the mirror of nature]. Übers. v. Michael Gebauer. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1987 (stw, 686).
[398] Vgl. Rorty 1992 – Kontingenz.

Geschichtsverlauf weitere metaphysische Unterscheidungen abgeleitet worden (›Universalie/Einzelding‹, ›Realität/Fiktion‹, ›Substanz/Erscheinung‹, ›Notwendigkeit/Kontingenz‹). Um den Übergang in eine nicht-metaphysische Kultur zu realisieren, müssten metaphysische Unterscheidungen und Ausdrücke ›verabschiedet‹ werden. Die Metapher spielt bei Rortys Vorhaben eine prominente Rolle, da er sie als Mittel der Neubeschreibung bestimmt. Um die Erkenntnisfunktion der Metapher im ›ironistischen Programm‹ Rortys herauszuarbeiten, sind seine ineinandergreifenden Alternativvorschläge zu skizzieren.

Alternativvorschlag 1: Überreden statt Überzeugen. Da die Unterscheidung ›Wirklichkeit/Schein‹ und der Anspruch auf absolute Wahrheit hinfällig seien, ließen sich Rhetorik und Logik, Überreden und Argumentieren nicht mehr scharf trennen. Ebenfalls könne die Dichtung nicht mehr dem Schein zugeordnet werden, während es der Philosophie um die Wirklichkeit zu tun sei. Poetische, philosophische und rhetorische Produkte seien gleichermaßen Mittel, um Handlungszwecke zu realisieren, von denen keiner der Wahrheit näher oder ferner sei. Rorty setzt sich dafür ein, die Unterscheidungen ›Logik/Rhetorik‹, ›Überzeugen/Überreden‹, ›philosophische Abhandlung/Roman‹ verschwimmen zu lassen.

> „Ich finde, man hat von diesen Unterscheidungen zu viel Gebrauch gemacht. Das Letzte, was ich möchte, ist die Behauptung der Überlegenheit der bisher untergeordneten Seite gegenüber der früher überbewerteten Seite. Nach meiner Einschätzung wäre es besser, wenn man einfach über ein Rechtfertigungsspektrum redete, das von »schlüssig« bis hin zu »ohne jede Beweiskraft« reicht.“[399]

Alternativvorschlag 2: Poesie statt Philosophie. Den Streit von Philosophie und Dichtung habe Platon angezettelt. Die Dichtung sei (das hätten Wittgenstein und Heidegger gezeigt) als Gewinnerin aus diesem Streit hervorgegangen. Rortys Ersetzungsvorschläge lauten daher: Erzählung statt Theorie, Kunst statt Wissenschaft. Erzählungen seien Mittel zur Erlösung aus der Selbstbezogenheit und sensibilisierten für die Leiden anderer Menschen in einem Maß, wie es die abstrakte, lebensferne Theorie nicht leisten könne. Die Selbstbezogenheit, von der zu lösen das Erzählen erlaube, sei nicht zu verstehen als Egoismusspielart, sondern als Selbstzufriedenheit gegenüber dem eigenen Wissen. Die Bekanntschaft mit Autoren und Romanfiguren sei „die Ursache dafür, dass wir uns anders verhalten, ohne dass wir die Gründe für unsere Verhaltensänderung nennen könnten.“[400].

---

[399] Richard Rorty: Erwiderung auf Rüdiger Zill. In: Thomas Schäfer, Udo Tietz u. Rüdiger Zill (Hg.): Hinter den Spiegeln. Beiträge zur Philosophie Richard Rortys mit Erwiderungen von Richard Rorty. Aus d. Engl. v. Joachim Schulte. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2001 (stw, 1522), S. 141–144, hier: S. 141.

[400] Richard Rorty: Der Roman als Mittel zur Erlösung aus der Selbstbezogenheit. Aus d. Engl. v. Andrew James Johnston. In: Küpper, Joachim; Menke, Christoph (Hg): Dimensionen ästhetischer Erfahrung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2003 (stw, 1640), S. 49–66, hier: S. 52.

Alternativvorschlag 3: Praxis statt Theorie. Die Idee zweier Wirklichkeitsbereiche (›Sein/Schein‹, ›Wirklichkeit/Erscheinung‹) habe die Trennung von Theorie und Praxis bedingt und stehe der Einsicht in den Zusammenhang von Philosophie und Leben entgegen. Die Frage nach dem ›Was‹ (dem Sein) initiiere abstraktes Denken, somit eine Abwendung vom anwendungsbezogenen Handeln (als Beispiel wird Archimedes genannt, der das Gedankenexperiment ersann, mit einem ausreichend langen Hebel die Welt anheben zu können).

Alternativvorschlag 4: Ironismus statt Essentialismus. Die ›liberale Ironikerin‹ (Rortys Idealentwurf eines post-metaphysischen Individuums), die das anti-essentialistische Programm verinnerlicht habe, erkenne in der Ironie die angemessene Haltung. ›Ironie‹ verwendet Rorty nicht, wie es in der klassischen Rhetorik (Gegenteil des Gemeinten, erheuchelte Unwissenheit), der Frühromantik (das Produzierende mit dem Produkt darstellen) oder bei Sokrates der Fall ist.

> „Wer sokratische Fragen stellt, ist natürlich noch keine Ironikerin in dem Sinn, in dem ich den Begriff brauche. Dadurch wird man erst Metaphysiker in dem Wortsinn, den ich von Heidegger übernehme. In diesem Sinn ist der Metaphysiker einer, der die Frage »was ist die immanente Natur von (zum Beispiel Gerechtigkeit, Wissenschaft Wissen, Sein, Glauben, Moral, Philosophie)?« kritiklos hinnimmt.“[401]

Die Ironikerin unterlasse Was-ist-Fragen, die auf das Erkennen der immanenten (innewohnenden) Natur von etwas abzweckten. Sie beziehe sich nicht auf reale Essenzen, nicht auf eine alles überdauernde Wirklichkeit hinter den wechselnden Erscheinungen. Sie sei Historistin, misstraue dem gesunden Menschenverstand und bestreite, dass es keine Neubeschreibungen gibt. Sie sorge sich zudem, dass die Sprache, die sie im Verlauf des Sozialisationsprozesses erworben habe, die falsche Sprache sein könnte und sie daher eine falsche Art von Mensch. Ironikerinnen

> „nehmen nicht an, im diskursiven Denken sei *Wissen* in irgendeinem Sinn, der durch Begriffe wie »Realität«, »reale Essenz«, »objektiver Gesichtspunkt« und »Korrespondenz von Sprache und Realität« näher bestimmt wird, der Punkt, auf den es ankommt. Sie meinen nicht, es komme darauf an, ein Vokabular zu finden, das etwas genau wiedergibt, das ein transparentes Medium ist. Für Ironikerinnen bedeutet »abschließendes Vokabular« nicht: »das Vokabular, das alle Zweifel beschwichtigt«, oder »dasjenige, das unsere Kriterien für Endgültigkeit, Angemessenheit oder Optimalität erfüllt«. Sie meinen nicht, Reflexion werde von Kriterien geleitet.“ (ebd., S. 130)

Primär einzusehen habe die Ironikerin, dass die Sprache, das Selbst (das Ich, die ›Individualität‹) und das Gemeinwesen kontingent seien: Produkte des Zufalls. In der Kontingenz der Sprache gründe die Kontingenz des Selbst, diese übertrage sich auf das Gemeinwesen. Frage sich

[401] Vgl. Rorty 1992 – Kontingenz, S. 129.

ein Mensch, warum er geworden sei, was er sei (Nietzsche) oder warum er nicht ›Herr im eigenen Haus‹ sei (Freud), bliebe allein die Einsicht in die Zufälligkeit alles Werdens und Gewordenseins. Sprache und Kultur eines Individuums, die zentralen Überzeugungen, Bedürfnisse und Hoffnungen jedes Menschen seien das „Ergebnis von tausend kleinen Mutationen, die Nischen finden (und einer Million anderer, die keine Nischen finden), wie Orchideen und Menschenaffen." (ebd., S. 41) Modifikationen des zufallsdominierten Daseins seien gegebenenfalls möglich durch Neubeschreibung.

Alles Bewusstsein, so Rortys Axiom oben, ist eine sprachliche Angelegenheit. ›sprachliche Angelegenheit‹ meint: Alle Sachverhalte und Probleme, alle Fragen seien sprachlich. ›sprachlich‹ meint: Jeder Mensch operiere mit einer begrenzten Menge von Wörtern, einem *finalen Vokabular*.

> „Es sind die Wörter, in denen wir das Lob unserer Freunde, die Verachtung für unsere Feinde, unsere Zukunftspläne, unsere innersten Selbstzweifel und unsere kühnsten Hoffnungen formulieren. Mit diesen Wörtern erzählen wir, manchmal vorausgreifend und manchmal rückwärtsgewandt, unsere Lebensgeschichte. Ich werde sie das »abschließende Vokabular« [final vocabulary, ks] einer Person nennen." (ebd., S. 127)

Die endliche Menge des finalen Vokabulars wird von Rorty eingeteilt in ›blasse, dehnbare, allgegenwärtige Begriffe‹ (wahr, gut, richtig, schön) und ›dichtere, eher starre, engere Begriffe‹ (Christus, England, fachliche Normen, Anstand, Freundlichkeit, Revolution). Die dehnbaren Begriffe bildeten den kleineren Teil, die eher starren den größeren (vgl. ebd.)

Für die Erklärung des Zusammenhangs von ›Erkenntnis‹ und ›Metapher‹, die Rorty bietet, sind einige zusammenspielende Theoriemomente darzustellen, die Rorty neuzubeschreiben behauptet. Neubeschrieben worden seien: Die Unterscheidung ›metaphorisch/buchstäblich‹ in Anwendung auf ›Bedeutung‹ und ›Interpretation‹, die Entstehung von Metaphern und die Funktion von Metaphern. Maßgeblich ist dabei die genannte Voraussetzung, dass die Sprache weder ein Mittel zur Darstellung der Wirklichkeit noch ein Mittel zum Ausdruck der Innenwelt ist, sondern ein Werkzeug (Mittel-Zweck-Relation).

Sinnvoll sei weder die Annahme, es gebe zwei Arten von Bedeutung (buchstäbliche und metaphorische Bedeutung) oder zwei Arten von Interpretation (wörtliche und metaphorische Interpretation). Die Unterscheidung ›buchstäblich/metaphorisch‹ sei zu ersetzen durch die Unterscheidung ›vertraute/unvertraute Verwendung von Zeichen‹ (ebd., S. 43) bzw. ›alte Sprache/neue Sprache‹ (ebd., S. 60). Mit Davidson ist Rorty der Meinung, dass die Bedeutung einer Metapher sich nicht von der wörtlichen Bedeutung unterscheidet. ›eine Bedeutung haben‹ meint in Rortys pragmatistischer Bedeutungstheorie: einen Platz in einem Sprachspiel haben.

Metaphern jedoch hätten keinen Platz in einem Sprachspiel, daher hätten sie keine Bedeutung. Metaphern seien Überraschungseffekte ohne Botschaft (ebd., S. 44)

> „Davidsons Behauptung, daß Metaphern keine Bedeutungen haben, mag wie eine typisch philosophische Haarspalterei aussehen, aber sie ist es nicht. Sie ist Teil des Versuches, uns dazu zu bringen, daß wir Sprache nicht mehr als Medium ansehen." (ebd., S. 45–46)

›Sprache nicht mehr als Medium ansehen‹ bedeutet bei Rorty: Die Sprache ist weder ein Mittel zur Darstellung der Wirklichkeit noch ein Mittel zum Ausdruck der Innenwelt. Stattdessen sei sie ein Werkzeug[402]. Wie gewichtig es ist, die Bestimmung ›Sprache ist ein Medium‹ in puncto ›Metapher‹ zu verwerfen, verdeutlicht Rorty, indem er die Metapherntheorien von Positivisten und Romantikern kontrastiert. Positivisten und Romantiker glichen sich in ihrem reduktionistischen Verständnis der Metapher. Positivisten schrieben der Sprache allein die Funktion zu, die Realität *außerhalb* des Subjekts darzustellen. Romantiker schrieben der Sprache allein die Funktion zu, die Realität *innerhalb* des Subjekts auszudrücken. Beide Primärziele – die Darstellung der Außenwelt und den Ausdruck der Innenwelt – lehnt Rorty ab.

Rortys Modellierung der Sprache ist geprägt von evolutionstheoretischen Grundannahmen. Wie die Natur zufällige Mutationen von Lebewesen hervorrufe, so mutiere auch die Sprache zufällig. Wie die Evolution insgesamt nicht dem Erreichen eines höheren Zweckes diene, sondern ›blind‹ verlaufe, so diene auch die Mutation der Sprache (das Vorkommen von Metaphern) keinem höheren Zweck, vielmehr verlaufe sie blind (ebd., S. 46). Alle sprachlichen Ausdruckseinheiten, so auch Metaphern, seien Werkzeuge. Metaphern jedoch seien spezielle Werkzeuge, auf die allein der ›starke Dichter‹ (›strong poet‹) stoße (ebd., S. 47). Alle Begriffe und die meisten Sätze aller Sprachen seien tote Metaphern, also alte Werkzeuge, deren Verwendung gewohnt, deren Zweck klar liege (ebd., S. 50). Wir seien sterbliche Tiere, denen es bestenfalls gelinge, den eigenen Geist zu konstruieren, statt ihn sich vorgeben zu lassen (ebd., S. 58f). Wer eine alte Sprache verwende, allein die gewohnten, überkommenen Sprachspiele spiele, dem sei es nicht möglich, den eigenen Geist zu konstruieren. Nur neue Metapher erlaubten dies (ebd, S. 59)[403]. Rorty lässt keinen Zweifel daran, dass Wahrheit für ihn etwas Gemachtes, Erfundenes ist, nicht etwas Entdecktes, Gefundenes (ebd., S. 22). Die Geschichte des Denkens, der Wissenschaft, Kultur, Politik und Moral sei eine Geschichte von Metaphern, nicht von Entdeckungen (ebd., S. 31 u. 41).

---

[402] Zur Einordnung von Rorty Gebrauch des Begriffswortes ›Medium‹ im aktuellen Mediendiskurs vgl. *4. Sprache: Medium* und *Gegenstand der Erkenntnis*.

[403] Wenn ›Metapher‹ definiert wird als ›ungewohnter Sprachgebrauch‹, wenn akzeptiert wird, dass ›neu‹ und ›ungewohnt‹ sich weitgehend gleichen, dann ist ›neue Metapher‹ eine leere Redundanz.

„Verstünden wir die Geschichte der Menschheit als Geschichte einander ablösender Metaphern, dann könnten wir den Dichter – im allgemeineren Sinn eines Schöpfers neuer Worte, Formers neuer Sprachen – als Vorkämpfer der Spezies sehen." (ebd., S. 47f)

Mit Nietzsche stimmt Rorty in die Beschreibung ein, dass ›Wahrheit ein bewegliches Heer von Metaphern‹ sei (ebd., S. 43). Entsprechend seien Metaphern Ausdruckseinheiten, die, indem sie gebraucht würden, sukzessive abstürben und alsbald Begriffe würden.

„Einen Satz ohne Bedeutung sagen heißt, wie die Positivisten richtig bemerkten, etwas sagen, was weder wahr noch falsch ist – etwas, das, wie Ian Hacking formuliert, »kein Kandidat für einen Wahrheitswert« ist. Es ist nämlich ein Satz, den man weder bekräftigen noch entkräften, für den man ebensowenig argumentieren kann wie gegen ihn. Man kann ihn nur schlucken oder ausspucken. **Das schließt aber nicht aus, daß er, wenn seine Zeit gekommen ist, ein Wahrheitskandidat werden kann**. Wenn man ihn wohlschmeckend findet und nicht zum Speien, wiederholt man den Satz möglicherweise, nimmt ihn auf, verbreitet ihn. Dann wird seine Verwendung allmählich zur Gewohnheit, er wird einen festen Platz im Sprachspiel besetzen. Damit wird er seinen Metaphercharakter verlieren – oder, wenn man so will, er wird, wie die meisten Sätze unserer Sprache, zur toten Metapher. Er wird nur noch einer unter vielen buchstäblich wahren oder buchstäblich falschen Sätzen der Sprache sein. Das heißt, daß unsere Theorien über das Sprachverhalten unserer Mitmenschen uns erlauben werden, mit dem Äußern dieses Satzes genauso gedankenlos fertig zu werden wie mit den meisten ihrer sonstigen Äußerungen." (ebd., S. 45, Fettdruck von ks)

Die starken Dichter (innovative Naturwissenschaftler, Dichter, Politiker, Philosophen) schüfen durch das Hervorbringen von Metaphern (und a fortiori: von neuen Sprachen) sprunghafte, revolutionäre Fortschritte (ebd., S. 60). Das Vermögen zur Erschaffung von Metaphern sei (mit Freud) die Phantasie (ebd., S. 73). Hätten wir für eine Metapher keine Verwendung, täten wir sie als unnütze Fantasievorstellung ab. Das, was innerhalb der Gemeinschaft als ›unnütz‹ eingestuft werde, könne dennoch für eine einzelne Person von entscheidender Bedeutung sein. Bringe eine private Zwangsvorstellung eine Metapher hervor, für die ›wir‹ Verwendung hätten (also möglichst viele oder alle Sprecher), dann sprächen wir statt von ›sprachlicher Fehler‹, ›Absurdität‹, ›Exzentrizität‹ oder ›Perversität‹ von ›Genie‹. Aber auch Genies könnten nicht planen oder steuern, ob eine Metapher von ›uns‹ verwendet werde. Die Metaphern der Genies fielen zufällig bei vielen Menschen auf fruchtbaren Boden oder nicht: Schüfe ein starker Dichter eine ›starke Metapher‹, die ein besonderes Bedürfnis einer Gesellschaft stille, sei dies ebenfalls als Zufall zu klassifizieren (ebd., S. 74f). Unsere Fortschrittsgeschichte, die sich dem Aufkommen von Metaphern verdanke, sei letztlich unkontrollierbar. Von jenen starken Poeten, die starke Metaphern in die Welt setzen, behauptet Rorty: „Alle Gestalten dieser Zeit arbeiten einander zu. Sie geben einander Stichworte. Ihre Metaphern freuen sich aneinander." (ebd., S. 77) Da wir weder die Außenwelt darstellen noch die Innenwelt ausdrücken könnten, bliebe uns

allein die Möglichkeit, alte Sprache durch neue Sprache, gewohnte Sprache durch ungewohnte Sprache, unproduktive Ausdruckseinheiten durch produktive zu ersetzen.

> „Wenn man nämlich, wie ich, intellektuellen Fortschritt als die Übernahme ausgewählter Metaphern in den allgemeinen Sprachgebrauch versteht, wird man Einwände gegen die eigenen Neubeschreibungen einiger Dinge weitgehend durch die Neubeschreibung anderer Dinge widerlegen und so versuchen, diese Einwände von den Flanken her einzukreisen, indem man die Reichweite der Metaphern erweitert, die man am meisten schätzt.“ (ebd., S. 84)

Die Frage „Welche Metapherntheorie vertritt Rorty?“ ist in Rortys Theoriematrix unzulässig, da er nicht eine Metapherntheorie aufzustellen versucht habe, sondern Gründe gegen das Vertreten von Metapherntheorien.

> „Was Zill »Vermittlung« nennt, würde ich als »Paraphrase« bezeichnen. Weder Davidson noch ich selbst wollen bestreiten, dass es möglich (und oft nützlich) ist, Metaphern zu paraphrasieren. Wir wollen aber tatsächlich bestreiten, dass es eine Theorie gibt, die erklärt, wie man eine Metapher paraphrasieren oder eine solche Paraphrase bewerten soll. Soweit ich sehe, liefert uns Max Black genauso wenig eine derartige Theorie wie Davidson. Daher würde ich, wenn Zill sagt: »Blacks Metapherntheorie ist nützlicher als Rortys«, mit Fragen kontern wie: »Nützlicher wozu?« und: »Warum glaubt Zill, ich verfügte über eine Metapherntheorie und nicht vielmehr über Gründe gegen das Vertreten einer Metapherntheorie?«“[404]

Rorty erarbeitet keine präzise Theorie der Metapher. ›präzise Theorie der Metapher‹ meint: Gemeinhin relevante Fragen innerhalb der aktuellen Metapherntheorie werden von ihm nicht beantwortet, sondern unterlassen, da sie als unbeantwortbar klassifiziert werden.

Rorty beruft sich bei seiner Auslegung des Begriffswortes ›Metapher‹ maßgeblich auf Davidson. Seine Auslegung überspitzt die Davidsons, da dieser nicht behauptet, Metapher hätten *gar keine* Bedeutung. Richtig ist, dass auch Davidson keine ›positive Theorie der Metapher‹ ausgearbeitet hat. ›keine positive Theorie‹ meint: Auf viele, häufig als diskursrelevant eingestufte Fragen innerhalb der kurrenten Metapherntheorien liefert Davidson weislich keine Antwort; die Vorgehensweise ist selektiv verneinend. Primär von Interesse ist, dass beide gegen die (von Black verteidigte) Idee argumentieren, Metaphern hätten einen speziellen ›kognitiven Gehalt‹, den ein Sprecher zu äußern und ein Interpret zu erkennen habe.

> „Davidson verwirft die »These, wonach mit der Metapher ein bestimmter kognitiver Gehalt verknüpft ist, den der Autor mitteilen möchte und den der Interpret erfassen muß, um die Botschaft zu begreifen«. Für ihn heißt eine Metapher in eine Unterhaltung einwerfen soviel wie: die Unterhaltung plötzlich für einen Augenblick unterbrechen, um eine Grimasse zu schneiden; eine Photographie aus der Tasche ziehen und herumzeigen; auf eine Besonderheit in der Umgebung deuten; den Gesprächspartner ohrfeigen oder küssen. Eine Metapher in einen Text einstreuen ähnelt der Verwendung von

[404] Rorty 2001 – Zill, S. 142–143.

Kursivdruck, Illustrationen, einer merkwürdigen Interpunktion oder eines ungewohnten Buchstabenformats.“ (ebd., S. 44)

Davidson stimmt ohne größere Einwände den meisten Theoriemomenten von Black und Goodman zu, verwahrt sich aber gegen die Annahme, Metaphern realisierten einen bestimmen ›kognitiven Gehalt‹, der durch Paraphrasierung durchweg verpasst würde (*7.3. Krähengestern: Was Metaphern nicht bedeuten*). Davidsons Argumentationsgang läuft darauf hinaus, nicht nur die ›Kreativität der Metapher‹ (*7.2. Phantasie und Kalkül: Die Regeln während des Spiels ändern*), sondern die Kreativität jeder Interpretationshandlung herauszustellen. ›Kreativität‹ meint: Wir dürfen nicht hoffen, das Interpretieren abschließend auf Regeln herunterbrechen zu können. Die Startphrase von *What metaphors mean* demonstriert das unmissverständlich.

„Metaphor is the dreamwork of language and, like all dreamwork, its interpretation reflects as much on the interpreter as on the originator. The interpretation of dreams requires collaboration between a dreamer and a waker, even if they be the same person; and the act of interpretation is itself a work of the imagination. So too understanding a metaphor is as much a creative endeavor as making a metaphor, and as little guided by rules.”[405]

Davidsons Argumentationsgang zeigt, dass er ebenfalls, um das ›Wunder‹ der Metapher zu theoretisieren (ebd., S. 33), Metaphern und das Nicht-Propositionale in Verbindung bringt.

„If what the metaphor makes us notice were finite in scope and propositional in nature, this would not in itself make trouble; we would simply project the content the metaphor brought to mind onto the metaphor. But in fact there is no limit to what a metaphor calls to our attention, and much of what we are caused to notice is not propositional in character.“ (ebd., S. 46)

Summa summarum sind Metaphern nach Rorty neue (ungewöhnliche, lebendige) sprachliche Performanzen. Die Einflüsse des evolutionstheoretischen und psychoanalytischen Vokabulars auf Rorty haben zur Folge, dass Metaphern danach bewertet werden, wie nützlich sie sind. Allein ein starker Poet vermöge es, Neubeschreibungen alter Beschreibungen zu liefern, neue Modellierungen abgehalfteter Modelle. Folgt man (wie Rorty und Bloom) der psychoanalytischen Deutung des menschlichen Tuns, ist ein ›strong poet‹ ein stärkerer Sohn, eine stärkere Tochter, oder jemand Stärkeres ›in between‹.

[405] Davidson 1978 – Metaphors, S. 31.

6.5. Aporie: Die Wahrheit der Metapher?

Mit wem stand Edmund Hillary 1953 auf dem Gipfel des Mount Everest? Am 2. Dezember 2000 wusste ein Geschichtsprofessor aus Wuppertal in der Quizshow *Wer wird Millionär?* die korrekte Antwort und gewann damit 1.000.000 DM. Im Fernsehen, im Rundfunk, in Zeitungen, in Computerspielen und in Onlineforen werden massenweise Frage-und-Antwort-Spiele veranstaltet. Es heißt, bei diesen Spielen geht es um Wissen. Wer sagen kann, was der Mount Everest ist (ein Berg), wo er ist (im Himalaja), wie hoch er ist (8848 m), der besitzt Wissen. Da wir alle von sehr vielen Dingen wissen, was sie sind, wo sie sind, welche Größe, welches Gewicht, welches Alter sie haben usw., könnte man behaupten: Wir alle wissen ziemlich viel. Es macht uns Freude, dieses Wissen zu testen, gern geben wir es zum Besten (Antwort: Tenzing Norgay). Wissen wir aber wirklich so viel, wie die Wissensquizshows es suggerieren?

Damit etwas (wenn überhaupt) als Wissen klassifizierbar ist, muss es bestimmte Bedingungen erfüllen bzw. Eigenschafen aufweisen. Theorien des Wissens knüpfen traditionell bei Platon an. Dieser unterscheidet zwischen ›Epistēmē‹ (›Erkenntnis‹, ›Wissen‹) und ›dóxa‹ (›Meinung‹). In seinen Dialogen werden Was-ist-Fragen gestellt, die durch Definitionen beantwortet werden. ›Wissen‹ wird definiert als wahre, gerechtfertigte Meinung. Die einschlägige Textstelle im *Theaitetos* lautet:

> „**Σωκράτης** ἀρέσκει οὖν σε καὶ τίθεσαι ταύτῃ, δόξαν ἀληθῆ μετὰ λόγου ἐπιστήμην εἶναι; [areskei oun se kai tithesai tautē, doxan alēthē meta logou epistēmēn einai].“[406]

Schleiermacher übersetzt:

> „SOKRATES: Gefällt es dir auch und setzest du dieses, daß richtige Vorstellung mit Erklärung Erkenntnis ist?“[407]

Fowler übersetzt:

> „**Socrates** Are you satisfied, then, and do you state it in this way, that true opinion accompanied by reason is knowledge?”[408]

Hardy u. Meier-Oeser erläutern:

---

[406] Platon: Theaetetvs. In: Ders.: Platonis opera. Recognovit breviqve adnotatione critica instrvxit. Ioannes Burnet. Tomvs I. Tetralogias I–II continens. Oxonii; Londini et novi eboraci: Clarendoniano 1899 (Scriptorum classicorum bibliotheca oxoniensis), 202 c.]. Platons Gebrauch von ›Epistēmē‹ (ἐπιστήμη) wurde in *3.2. Platon: Kritische Technik und Epistēmē* untersucht. Die Transliteration der griechischen Buchstaben ist geregelt auf S. 98.
[407] Platon 1990 – Theaitētos, übers. v. F. D. E. Schleiermacher (1824)], 202 c.
[408] Platon 1921 – Theaetetus, transl. by H. N. Fowler], 202 c.

„In diesem dritten Definitionsvorschlag wird oft der antike Vorläufer der modernen Analyse des Wissens-Begriffs erblickt, dem zufolge man über Wissen verfügt, wenn man über eine wahre, gerechtfertigte Meinung verfügt […]. Diese Parallele trifft aber nur mit wichtigen Einschränkungen zu: Wahre, gerechtfertigte Meinungen sind bei Platon nur als Ergebnis entsprechender komplexer Fähigkeiten epistemisch relevant.“[409]

Mit Platons Bestimmung von ›Wissen‹ kommen ›Wahrheit‹ und ›Rechtfertigung‹ (= Begründung, Verteidigung) als Eigenschaften von Meinungen ins Spiel (sofern wir davon ausgehen, dass ›wahr‹ ein Eigenschaftswort und ›gerechtfertigt‹ ein als Eigenschaftswort verwendetes Partizip II ist). Zudem sei dieses Wissen ein Ergebnis komplexer Fähigkeiten. Obwohl seit der Antike Skeptiker die Möglichkeit des Wissens infragestellen, obgleich es gewichtige erkenntnistheoretische Probleme birgt, den Anspruch auf Wissen überhaupt als einlösbaren anzusetzen, sind viele Wissenschaftler und ›normale‹ Menschen durchaus auf der Linie Platons: Komplexe Fähigkeiten ermöglichen es, Meinungen (in Form von Aussagesätzen in den Medien ›Schriftsprache‹ und ›Lautsprache‹) so zu begründen, dass man sich überzeugt zeigt, von ›wahren Aussagen‹ sprechen zu können, zumindest von solchen, die zur einer Annäherung an die Wahrheit beitragen.

Typische Fragen sind: Was ist Wahrheit? Was bedeutet das Eigenschaftswort ›wahr‹? Ist Wahrheit eine Eigenschaft von Sätzen? Liegen diesen Sätzen überzeitliche, subjektunabhängige Propositionen zugrunde? Ist Wahrheit eine Relation, eine Übereinstimmung von ›Denken‹ und ›Sachen‹, von ›Sätzen‹ und ›Sachen‹ (Korrespondenztheorien der Wahrheit)? Ist Wahrheit eine Frage des Konsenses (Konsenstheorie der Wahrheit)? Ist Wahrheit möglich aufgrund eines Systems von Aussagesätzen, das bestimmte Eigenschaften aufweist (Kohärenztheorie)?

„Man unterscheidet drei große Gruppen von Wahrheitstheorien, *Korrespondenztheorien*, *Kohärenztheorien* und *Konsenstheorien*, nach dem jeweiligen für sie grundlegenden Wahrheitskriterium, nämlich der Korrespondenzbedingung ››*A*‹ ist wahr genau dann, wenn A‹, der Kohärenzbedingung ››*A*‹ ist wahr genau dann, wenn sich ›*A*‹ konsistent begrifflich und logisch zusammenhängend in ein konsistentes, begrifflich und logisch zusammenhängendes und außerdem umfassendes System umgangssprachlicher und wissenschaftssprachlicher Aussagen einbetten läßt‹ und der Konsensbedingung ››*A*‹ ist wahr genau dann, wenn jeder Sachkundige und Gutwillige hätte zustimmen können‹.“[410]

Inwiefern handelt es sich bei einem Aussagesatz wie „Hillary und Norgay erklommen 1953 als erste Menschen den Gipfel des Mount Everest.“ um Wissen? Wie lässt sich dieser Aussagesatz begründen? Welche Begründungsverfahren sind sicher? Wann ist ein Wahrheitsanspruch gerechtfertigt? Wie lässt sich beweisen, dass der Aussagesatz richtig ist? Was macht ihn ›wahr‹?

[409] HWPh 1985[12] – Wissen [Lemma v. J. Hardy u. S. Meier-Oeser, Sp. 861].
[410] EPhW 1996[4] – Wahrheitstheorien [Lemma v. Kuno Lorenz].

Typische Begründungen und Zweifel an diesen Begründungen lauten: Die Bergsteiger behaupteten, dass sie dort waren. Möglicherweise waren ihre Behauptungen erlogen. Die Bergsteiger legten Fotos als Beweise vor. Denkbar ist, dass die Fotos gefälscht wurden. Viele sachkundige Wissenschaftler und Journalisten stimmen dem Aussagesatz zu. Allenfalls irren sie sich. Vielleicht haben die Bergsteiger es nur geträumt. Gegebenenfalls wurden sie von jemandem erpresst, sodass sie lügen mussten. Unter Umständen erlaubten sie sich einen Spaß? Eventuell steuerte sie ein böser Gott? Womöglich war bereits vor Hillary und Norgay jemand auf dem Mount Everest? In einer 2012 erschienen Sammelrezension zur *Logik in der philosophischen Lehre* erläutert Fuhrmann:

> „Wenn eine philosophische These wahr ist, dann ist sie typischerweise mit Notwendigkeit wahr. Deshalb genügt es in der Regel, ‚bloße' Möglichkeiten zu beschreiben, um eine philosophische These in Zweifel zu ziehen – ein Umstand, an dem Laien und Anfänger oft Anstoß nehmen, wenn diese Möglichkeiten ‚weit hergeholt' zu sein scheinen. Notwendigkeit und Möglichkeit – in verschiedenen Spielarten – sind so etwas wie Kernbegriffe der Philosophie. Sie waren es immer schon zumindest in dem Sinne, dass Philosophen unentwegt mit ihnen operierten. Sie sind es seit der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts darüber hinaus auch in dem Sinne, dass sie selbst zum Gegenstand philosophischer Theorien geworden sind. Dies geschah im Zuge einer anhaltenden Tendenz, philosophische Theoriebildung selbst philosophisch zu reflektieren – etwas, das den ‚Alten' (etwa Kant) noch völlig fremd ist."[411]

Dass die Bildung von Theorien im Allgemeinen und die Bildung von Wahrheitstheorien im Speziellen für die ›Neuen‹ zur normalen Wissenschaft gehört, zeigt sich in der Vielfalt der Wahrheitstheorien und der Wahrheitskritieren. Welches Kriterium, welche Kriterien zusammengenommen reichen hin, von Wahrheit sprechen zu können? Laut Gloy ist die Frage nach dem Sinn oder Unsinn der kriteriologischen Frage ›in vollem Gange‹[412].

> „Ein weiterer Problemkomplex der Wahrheitstheorie betrifft das Kriterium bzw. die Kriterien von Wahrheit. Er wird auch unter dem Namen ‚kriteriologische Frage' behandelt. Unterscheiden lassen sich hier folgende Fragen: *Erstens:* Gibt es überhaupt Kriterien der Wahrheit, oder ist dies eine sinnlose Frage, ein Scheinproblem? *Zweitens:* Unter der Voraussetzung, daß sich dieser Frage ein bestimmter Sinn indizieren lässt, welches ist die Bedeutung des Kriteriums und welches sind die möglichen Kandidaten? Angesichts der Bedeutungsskala des Begriffs ‚Kriterium', die von Prüfstein über Kennzeichen, Symptom, Merkmal bis zu Norm, Maßstab, Leitfaden, Richtschnur reicht, ist die Fragerichtung zu präzisieren. Je nach Insistenz und Akzentuierung einer dieser Bedeutungen ist entweder nach der *Entscheidungsinstanz* zu suchen entsprechend der Frage: ‚Aufgrund welches Verfahrens läßt sich feststellen, ob Wahrheit vorliegt?' oder nach der *via inveniendi*: ‚Aufgrund welches Verfahrens kann Wahrheit entdeckt und erschlossen werden?' oder nach dem *Maßstab* für Wahrheit: „Wo findet sich der Maßstab für Wahrheit? – in der Sache oder im Subjekt oder in der Übereinstimmung beider?' *Drittens:* In welchem Verhältnis stehen definitionale und kriteriologische

[411] André Fuhrmann: Logik in der philosophischen Lehre [Sammelrezension]. In: DZPhil 60 (2012), S. 135–136.
[412] Karen Gloy: Wahrheitstheorien. Tübingen; Basel: Francke 2004, S. 41.

Wahrheitsfrage, läßt sich die erste für sich allein durchführen, oder bedarf es notwendig der Heranziehung von Wahrheitskriterien?“ (ebd.)

In *3.3. Sorgenkinder: Propositionales Wissen* wurden gängige Bestimmungen des Wortes ›Proposition‹ herausgearbeitet. Mit Tugendhat und Wolf wurde festgestellt, dass es ontologische, psychologische und sprachliche Auffassungen der Logik gibt (S. 130). Wenn man davon ausgeht, dass die Frage nach der Wahrheit im Allgemeinen und die Frage nach den Kriterien der Wahrheit im Speziellen keine sinnlosen Fragen sind, wenn man sich zudem für eine der drei Auffassungen der Logik entscheidet, hängt das, was man unter ›Wahrheit‹ versteht, maßgeblich von der Logikauffassung ab.

Festgestellt wurde, dass die sprachliche Auffassung der Logik die plausiblere ist. Festgestellt wurde, dass als ›Träger der Wahrheit‹ keine subjektunabhängigen, sprachunabhängigen, überzeitlichen Entitäten in Frage kommen, die man ›Proposition‹ oder ›Gedanke‹ nennt. Festgestellt wurde, dass als ›Träger der Wahrheit‹ keine sprachunabhängigen Entitäten im ›mind/brain‹ in Frage kommen, die man ›Schema‹ oder ›Pattern‹ nennt. Anschließen möchte ich an eine pragmatische Sprachauffassung, die realistisch-platonistische wie auch psychologistisch-mentalistische Sprachauffassungen verwirft.

„Charakteristisch für die pragmatische Sprachauffassung ist also ihre Parteinahme in der Auseinandersetzung, wie der Aspekt der *Bedeutung* von Sprache zu verstehen ist. Sie behauptet, sprachliche Äußerungen sind bedeutungsvoll, insofern sie eine Rolle im Handeln spielen. Vertrauter ist uns eine solche Auffassung heute durch die Spätphilosophie Wittgensteins und dessen bekannte Formel: Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache. Wer eine pragmatische Sprachauffassung vertritt, verwirft damit zwei andere Arten von Bedeutungstheorien, nämlich die realistisch-platonistischen und die psychologistisch-mentalistischen Auffassungen.“[413]

Was aber meinen wir dann, wenn wir die Ausdrücke ›Proposition‹ bzw. ›propositionales Gebilde‹ verwenden[414]? Was sind jene ›Wahrheitsträger‹, wenn sie weder überzeitliche, menschunabhängige ›Gebilde‹ oder ›Gedanken‹ sind noch nicht-sprachliche Schemata im ›mind/brain‹? Im Sinne der pragmatischen Sprachauffassung möchte ich antworten: Wir realisieren und interpretieren (im Spracherwerb, im Alltagsleben, als Wissenschaftler) sehr viele sprachliche Performanzen, sehr viele konkrete Beispiele, die wir mit dem Wort ›Aussagesatz‹ bezeichnen. Die Ausdrücke ›Aussagesatz‹, ›Proposition‹ oder ›propositionales Gebilde‹ zeugen

[413] Schneider 1978 – Grundlage, S. 173.
[414] Die Ausdrücke ›propositionales Gebilde‹ und ›vorpropositionales Gebilde‹ verwendet Gabriel (siehe S. 266).

davon, dass wir *zusammenfassende Beschreibungen* von Beispielen konstruieren, die eine Familienähnlichkeit aufweisen[415].

Im Metapherndiskurs kommen Ausdrücke wie ›Wissen der Metapher‹, ›Erkenntnisfunktion der Metapher‹, ›Wahrheit der Metapher‹, ›kognitive Funktion der Metapher‹ regelmäßig vor (*5.1. Funktionen: kognitiv, epistemisch, 6.1. Gespaltene Referenz: Der Planet ›Erde‹ ist (k)eine Kugel*). Die Frage nach der ›Wahrheit der Metapher‹ diskutiere ich unter Rückgriff auf Behauptungen Gabriels[416].

In der Monografie *Präzision und Prägnanz* reflektiert Gabriel im zweiten Kapitel *Logik der Begriffe und Rhetorik der Metaphern, ein Widerstreit?* die Unterscheidung ›Begriff/Metapher‹. Im Zuge dieser Reflexion äußert Gabriel sich kritisch gegenüber Positionen, die vor allem von Nietzsche beeinflusst seien (Postmoderne, Dekonstruktion). Formuliert werden auch Vorbehalte gegenüber Blumenbergs Metaphorologie.

Begriffe, so Gabriel, liefern die nicht-propositionale Grundlage für propositionale Begründungen. Wenn wir regressiv verführen (rückwärts schreitend, vom Besonderen zum Allgemeinen), müssten wir einsehen, dass wir sowohl mit unseren Gründen als auch mit unseren Begriffen an ein Ende kämen (ebd., S. 38).

> „Mit unseren Gründen kommen wir an ein Ende, wenn auf der propositionalen Ebene der Aussagen eine weiter und tiefergehende Begründung nicht mehr möglich ist, und mit unseren Begriffen kommen wir an ein Ende, wenn diese nicht mehr weiter definierbar sind.“ (ebd.)

Gabriel erläutert das Münchhausen-Trilemma (siehe S. 87) und die Setzung von Axiomen (Grundgesetze, Urwahrheiten). Axiome seien Aussagen, die eines Beweises weder fähig noch bedürftig seien, womit der Dogmatismusvorwurf zurückgewiesen sei (ebd., S. 39). Mit unseren Begriffen kämen wir an ein Ende, sobald eine weitere Zerlegung in Merkmale nicht mehr möglich sei, was gerade für die grundlegenden, kategorialen Begriffe gälte.

> „Die Frage ist dann, wie man sich über deren Inhalt, also über die Bedeutung der entsprechenden Termini verständigen kann. Die Antwort lautet, dass wir hier auf kategoriale Metaphern als eine besondere Form der Unbegrifflichkeit angewiesen sind. Blumenberg spricht stattdessen von »absoluten« Metaphern und gibt damit zu verstehen, dass diese begrifflich nicht einholbar sind. Dem ist zuzustimmen, die zusätzliche Charakterisierung als »kategoriale« Metaphern soll darüber hinaus deren Funktion und Stellenwert betonen, dass sie gerade bei der Erläuterung der Grundbegriffe zum Einsatz kommen.“ (ebd., S. 40–41)

---

[415] Vgl. zu dieser Ausdrucksweise Schneiders Ausführungen zu einer ›methodisch entscheidenden Frage‹ auf S. 361.

[416] Gottfried Gabriel: Präzision und Prägnanz. Logische, rhetorische, ästhetische und literarische Erkenntnisformen. Paderborn: mentis Verl. 2019.

Gegen Zuspitzungen in ›unseren postmodernen Zeiten‹ möchte Gabriel uns an die Unterscheidung von Metaphern und Begriffen erinnern. Metaphern wie Begriffe seien vorpropositionale Gebilde, obwohl der metaphorische Charakter oft erst im Satzzusammenhang erkennbar sei. Anders als von der Dekonstruktion behauptet, würden mit Definitionen (Umgrenzungen) keine Ausgrenzungen vorgenommen (ebd., S. 41). Die Sprache sei von Metaphern durchsetzt. Für Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie wäre es verhängnisvoll, ein metaphernfreies Erkennen zu fordern. Der Dekonstruktivist Paul de Man habe richtig gesehen, dass zentrale philosophische Begriffe einen metaphorischen Ursprung hätten. Wie Nietzsche habe er aber nicht Metaphern erkenntnistheoretisch aufgewertet, sondern den Anspruch auf Erkenntnis und Wahrheit insgesamt in Frage gestellt (ebd., S. 42). Festgestellt wird, dass sich mit der ›Entlarvung‹ zentraler philosophischer Begriffe als Metaphern auch der kognitive Anspruch der Metaphern auflöse. Exemplifiziert wird, dass gerade das Begriffsfeld des Erkennens von Metaphern des Sehens und des Lichts durchsetzt sei. Angeführt wird, das Herder, Humboldt und Heidegger nicht dem Sehen, sondern dem Hören einen Vorrang eingeräumt hätten (ebd., S. 43).

> „Als angemessene Reaktion auf die dekonstruktive Erkenntniskritik bietet es sich angesichts der durchgehenden Präsenz von (toten) Metaphern an, auf eine strenge Unterscheidung zwischen Begriffen und Metaphern zu verzichten, dabei aber um so entschiedener daran festzuhalten, dass nicht nur Begriffen, sondern auch Metaphern ein Erkenntniswert zukommt. […] An ihrem Ur-Grunde, beim logisch Einfachen angelangt, kann also selbst eine so strenge Wissenschaft wie die Logik nicht auf rhetorische Elemente des Unbegrifflichen verzichten. […] Blumenberg mag Recht haben, wenn er in seinem *Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit* betont: »Das Rätsel der Metapher kann nicht allein aus der Verlegenheit um den Begriff verstanden werden.« Aber doch *auch*, und dieses Verständnis scheint mir gerade für die epistemologische Einordnung der Metapher von besonderer Bedeutung zu sein.“ (ebd. S. 44)

Dass die Sache treffende metaphorische Wort müsse gefunden werden. Kritisch hätten wir zu prüfen, ob uns ein ›Sprachbild‹ nicht epistemisch gefangen halte. Blumenberg vertrete ein komplementaristisches Verständnis von ›Begriff‹ und ›Metapher‹. Wichtig sei, dass sowohl Begriffe als auch Metaphern korrigierbar seien. Blumenberg vertrete eine Unhintergehbarkeit der Metaphorik überhaupt, nicht aber die Unhintergehbarkeit konkreter Metaphern (ebd., S. 55). Metaphern als Thema der Metaphorologie seien ein historischer Gegenstand. Einen systematischen Anspruch habe Blumenberg schon allein daher nicht gestellt, da sich absolute Metaphern nicht verifizieren ließen. Als Motiv der Analysen verbleibe ein anthropologisches Interesse (ebd., S. 46).

> „Aus systematischer Perspektive ist zunächst darauf hinzuweisen, dass sich nicht nur Metaphern, sondern auch begriffliche Unterscheidungen nicht »verifizieren« lassen. Verifizieren lassen sich nur

> Aussagen und Behauptungen, also propositionale Gebilde, Metaphern und Begriffe sind ja aber nicht-propositionale, genauer vorpropositionale Gebilde. Die Frage nach Wahrheit oder Falschheit kann also bei beiden gar nicht aufkommen. Gleichwohl können sowohl Begriffs- als auch Metaphernbildungen angemessen (adäquat) oder unangemessen (inadäquat) ausfallen.“ (ebd.)

Gabriel verwendet den (Aussagen und Behauptungen zusammenfassenden) Ausdruck ›propositionale Gebilde‹. Nur diese, weder Metaphern noch Begriffe, seien wahrheitsfähig. Dieser Einschätzung möchte ich mich anschließen[417]. Darüber entscheiden zu wollen, ob Metaphern wahr oder falsch sind, kommt nicht in Frage, weil sie nicht wahrheitsfähig sind.

Gefragt wird in dieser Arbeit selektiv nach der Erkenntnisfunktion von Metaphern. Entsprechend enggeführt diskutiere ich in diesem Unterkapitel die ›Wahrheit der Metapher‹, nicht ›Wahrheit‹ überhaupt. Ausdrücklich betont sei, dass (wie meine Referenz auf Gloy zeigt) hinsichtlich der kriteriologischen Frage generell nichts entschieden ist, und selbstverständlich möchte auch ich hier nicht den Eindruck erwecken, allgemeingültig etwas entschieden zu haben bezüglich des Themas ›Wahrheit‹, das in der Geschichte der Philosophie wie kaum ein zweites umstritten ist. Wie ›Korrespondenz‹, ›Kohärenz‹ und ›Konsens‹ interpretiert werden, dazu gibt es viele unterschiedliche Ansätze und wenn ich mich im Folgenden gegen die Korrespondenztheorie der Wahrheit ausspreche, dagegen der Kohärenz- und Konsenstheorie höhere Plausibilität beimesse, so ist abschließend zu skizzieren, welche *Form von Korrespondenzbehauptung* ich ablehne und warum dies im Rahmen meiner an Rorty/Wittgenstein geschulten Sprachauffassung das Naheliegende ist. Wiederrum ist es letztlich der von Gehring formulierte methodologischer Gedanke, Grundlagenfragen im Metapherndiskurs nicht aufgrund von Detailarbeiten auszublenden (S. 393), wobei freilich ob des Komplexitätsgrads eine gewisse ›Untiefe‹ unumgänglich ist.

›korrespondieren‹ hat zwei syntaktische Leerstellen: ›etwas korrespondiert mit etwas‹. Zu fragen ist: Was (›Etwas 1‹) korrespondiert wie (Art der Relation) womit (›Etwas 2‹)?

– **Die Bestimmung von ›Etwas 1‹:** Was korrespondiert mit der Realität? Das Denken, Gedanken, Vorstellungen, Propositionen, Aussagesätze? Argumente bezüglich des ›Wahrheitsträgers‹ habe ich in Kapitel *3.3. Sorgenkinder: Propositionales Wissen* dargelegt. Argumentiert wurde, warum nur behauptete Aussagesätze als Wahrheitsträger in Frage kommen.

[417] „**wahrheitsfähig/Wahrheitsfähigkeit,** Bezeichnung für eine Eigenschaft von ↑Aussagen im ↑Modus einer ↑Behauptung, einer Mitteilung etc.; im Unterschied zu Aussagen z. B. im erzählenden Modus (↑Fiktion) oder im auffordernden Modus (↑Imperativlogik), die sich auf ↑Wahrheit hin nur in einem weiteren Sinne, etwa im Sinne von Kohärenz (↑kohärent/Kohärenz) oder von Rechtmäßigkeit beurteilen lassen. Dabei brauchen den Aussagen keineswegs alle Modi offenzustehen. Z. B. ist keine Aussage über Einhörner im engeren Sinne wahrheitsfähig, weil es Einhörner nur als erzählte oder bildlich dargestellte und nicht als sinnlich wahrgenommene Lebewesen gibt.“ (EPhW 1996[4] – wahrheitsfähig/Wahrheitsfähigkeit [Lemma v. Kuno Lorenz]).

– **Die Bestimmung von ›Etwas 2‹:** Verwendet werden typischerweise die Ausdruckseinheiten ›reales Ding‹, ›Ding an sich‹, ›Wirklichkeit‹, ›Realität‹, ›So-Sein‹. Argumente bezüglich der Sprachabhängigkeit ›realer Dinge‹ habe ich in Kapitel *5.5. Aporie: Ich-Kreis ohne Wirklichkeit?* dargelegt. Eine sprachunabhängige Korrespondenz von Aussagesätzen und ›realen Dingen‹ halte ich aufgrund der Sprachabhängigkeit propositionaler Erkenntnis für ausgeschlossen. Wir können unser ›Netz aus Aussagesätzen‹ nicht verlassen und erkennen, inwiefern es mit einem sprachunabhängigen realen Ding korrespondiert.

  „Es läßt sich nicht *denken*, daß es eine vor-fabrizierte Welt und einen vor-gefertigten Sinn gibt, die einfach daliegen und auf ihre Repräsentation und Spiegelung in unserem Bewußtsein sowie in unseren Zeichen und Handlungen warten. Die Auffassung der Wahrheit als Übereinstimmung von Denken bzw. Vorstellung und Gegenstand sollte mithin nicht verfeinert, sondern verabschiedet werden.“[418]

– **Die Bestimmung der Relation:** Was bedeuten die Wörter ›Korrespondenz‹ bzw. ›Übereinstimmung‹, ›Adäquation‹, ›Entsprechung‹, ›Abbildung‹, ›Widerspiegelung‹, ›Isomorphie‹? Der hier vertretene Zusammenhang von ›Sprache‹ und ›Realität‹ impliziert hinsichtlich der ›Art der Beziehung‹ zwischen ›Etwas 1‹ und ›Etwas 2‹, dass realistische Abbild-, Widerspieglungs- und Isomorphietheorien nicht in Frage kommen (vgl. dazu auch die Ausführung zum ›Modell der doppelten Repräsentation‹ auf S. 333).

Pro domo möchte ich mit Blick auf die thematische Engführung dieser Arbeit festhalten:

- Es ist nicht geboten, auf einen kraft Metaphern realisierten ›korrespondenztheoretischen (auf Isomorphie beruhenden) Wahrheitsbegriff‹ zu setzen (wie Ricœur es tut).
- Es ist nicht geboten, von einer kraft Metaphern realisierten ›nicht-propositionalen Wahrheit der Dichtung‹ im Gegensatz zur ›propositionalen Wahrheit der Wissenschaft‹ zu sprechen.
- Es ist generell nicht geboten, von der ›Wahrheit der Metapher‹ oder der ›Wahrheit der Sprachbilder‹ zu sprechen, da diese nicht wahrheitsfähig sind.

Wie mit Metaphern umzugehen ist, sofern sie in wissenschaftlichen Sprachspielen vorkommen, wird diskutiert in *8.4. Verbotene Quelle: Metaphern und propositionales Wissen*.

[418] Günter Abel: Wahrheit als Interpretation. In: Günter Abel u. Jörg Salaquarda (Hg.): Krisis der Metaphysik. Wolfgang Müller-Lauter zum 65. Geburtstag. Berlin, New York: de Gruyter 1989, S. 332.

7. Revision I: Irrwege

Die Absicht, ›Metapher‹ fortgesetzt, in immer neuen Anläufen schärfer zu definieren, scheitert. Die Reflexion der Definitionen von ›Metapher‹ und ›Definition‹ werden nicht mehr zeigen, als dass ›Metapher‹ ein altes Wort mit vielen, vagen, oft unvereinbaren Definitionen ist. Produktiver ist, sich vielversprechenderen Problemen zuzuwenden. Der Weg der Metaphernforschung wird weiterhin, allerdings forcierter, der einer methodologischen Selbstreflexion sein müssen. Kapitel *7. Revision I: Irrwege* und Kapitel *8. Revision II: Bad question* suchen dem zuträglich zu sein.

7.1. Gegenstandskonstitution: Die Ausgrenzung komplexer Beispiele

Die Revision, die in diesem Kapitel ausgearbeitet wird, konzentriert sich auf gegenstandskonstitutive Vorentscheidungen und ›einseitige Diät‹. ›gegenstandskonstitutive Vorentscheidungen‹ meint: Wie entsteht ›Metapher‹ als Gegenstand? Wie wird der Gegenstand ›Metapher‹ gesetzt? ›einseitige Diät‹ meint: „Eine Hauptursache philosophischer Krankheiten – einseitige Diät: man nährt sein Denken mit nur einer Art von Beispielen.“[419] Um näher zu bestimmen, was ›gegenstandskonstitutive Vorentscheidungen‹ und ›einseitige Diät‹ im Kontext von Metapherntheorien meinen, wird Blacks Vorgehensweise in *Metaphor* herangezogen.

Black führt eingangs „examples“ (Exemplare, Beispiele), „(clear) cases“ (klare Fälle), „unmistakeable instances“ (unverkennbare Instanzen) oder „given item[s]“ der Metapher ein[420]. Er antizipiert, dass man der Inklusion von Beispielen eher zustimmt als irgendeiner Begriffsanalyse von ›Metapher‹: „Presumably, it should be easier to agree whether any given item should be included than to agree about any proposed analysis of the notion of metaphor.” (ebd.) Die sieben Beispiele für Metaphern, die er anbringt, sind:

> „(i) ‘The chairman ploughed through the discussion.’ (ii) ‘A smoke-screen of witnesses.’ (iii) ‘An argumentative melody.’ (iv) ‘Blotting-paper voices’ (Henry James). ‘The poor are the negroes of Europe’ (Baudelaire) (vi) ‘Light is but the shadow of God’ (Sir Thomas Browne). (vii) ‘Oh dear white children, casual as birds. Playing amid the ruined languages’ (Auden).” (ebd.)

Neun Sätze später folgt eine Einschränkung:

> „(But the situation, is more complicated in the last two examples of the list. In the quotation from Sir Thomas Browne, ‘Light’ must be supposed to have a symbolic sense, and certainly to mean far more

[419] Wittgenstein 1984 – PU, S. 459 [§ 593].
[420] Black 1954 – Metaphor, S. 274.

than it would in the context of a text-book on optics. Here, the metaphorical sense of the expression, 'the shadow of God' imposes a meaning richer than usual upon the subject of the sentence. Similar effects can be noticed in the passage from Auden (consider for instance the meaning of 'white' in the first line). **I shall have to neglect such complexities in this paper**.) In general, when we speak of a **relatively simple metaphor**, we are referring to a sentence or another expression, in which some words are used metaphorically, while the remainder are used non-metaphorically." (ebd. S. 275, Fettdruck von ks)

Das viel diskutierte Metaphernmodell Blacks klammert bereits in den ersten Schritten komplexere Fälle aus und konzentriert sich auf die ›relativ einfache Metapher‹: Von Blacks sieben Start-Beispielen für ›Metapher‹ bleibt nur eines, da tauglich als Paradigma, übrig: „Der Vorsitzende pflügte durch die Diskussion." Die metasprachlichen, normal-grammatischen Werkzeuge, mit denen Black diesen Satz einteilt, sind ›sentence‹ (Satz), ›words‹ (Wörter), ›another expression‹ (anderer Ausdruck), ›used metaphorically‹ (metaphorisch verwendet), ›used literally‹ (wörtlich verwendet), ›metaphorical sense‹ (metaphorischer Sinn), ›literal sense‹ (wörtlicher Sinn)[421].

„' The chairman ploughed through the discussion. ' In calling this sentence a case of metaphor, we are implying that at least one word (here, the word ' ploughed ') is being used metaphorically in the sentence, and that at least one of the remaining words is being used literally." (ebd.)

Die Ausdruckseinheit „The chairman ploughed through the discussion." wird als Satz und als ›Fall von Metapher‹ klassifiziert. Es gibt *ein* metaphorisch verwendetes Wort und die ›restlichen‹, wörtlich verwendeten Wörter.

Der ›alten‹ Logik (siehe S. 194) und vielen Grammatiken zufolge besteht der einfachste Typ Satz aus ›Subjekt‹ und ›Prädikat‹ („Das Haus steht."). Eine Metapher ist nach Black *eine* Einheit (*ein* Satz oder ›*ein* anderer sprachlicher Ausdruck‹), die in mindestens zwei Untereinheiten zerfällt: *ein* metaphorisch verwendetes Wort und *ein* nicht-metaphorisch verwendetes Wort („Der Vorsitzende zerfließt."). Blacks Modellierung impliziert: Es gibt keine Ausdruckseinheiten, die nur aus metaphorisch verwendeten Ausdrücken bestehen (›Grüne Ponyideen hoppeln auf der Unterseite der Sofortwelt‹). Es gibt keine Einwort-Metaphern (›Gedankenfadenkreuz‹).

[421] Black 1954 – Metaphor, S. 275. Vernachlässigt wird die Frage, ob ›literally‹, ›use‹ und ›sense‹ angemessen übersetzt werden mit ›wörtlich‹, ›verwenden‹ und ›Sinn‹. Dass ›literally‹ auf lat. ›lītera/līttera‹ zurückgeht, bedarf einer gesonderten Untersuchung, ebenso die Frage, ob ›use‹ besser mit ›verwenden‹, ›brauchen‹ (resp. ›gebrauchen‹) oder ›nutzen‹ übersetzt wird. Letzteres lädt zu der Unterscheidung von ›Missbrauch‹, ›Gebrauch‹, aber auch ›Nutzung‹ und ›Abnutzung‹ ein (vgl. Derrida 1978 – Entzug, S. 206–211). Diese Unterscheidungen sind nicht möglich, wenn man sich im Deutschen an das Verb ›verwenden‹ hält. Das Wort ›sense‹ wird in der deutschen Übersetzung problematischerweise teils mit ›Sinn‹, teils mit ›Bedeutung‹ übersetzt. Vgl. Black 1954 – Die Metapher, S. 57.

Dass eine Metapher aus mehreren metaphorisch gebrauchten Einheiten und aus mehreren wörtlich gebrauchten Einheiten bestehen kann, räumt Black ein. Die Anwendung der binären Unterscheidung ›metaphorisch gebraucht/wörtlich gebraucht‹ auf ›Metapher‹ garantiert aber, dass die Metapher als *binäre Einheit* modelliert wird: Es gebe etwas Metaphorisches und etwas Wörtliches in jeder Metapher. Es gebe immer einen ›focus‹ und einen ›frame‹.

> „Let us call the word ‘ ploughed ’ the *focus* of the metaphor, and the remainder of the sentence in which that word occurs the *frame*. (Are *we* now using metaphors—and mixed ones at that? Does it matter?) One notion that needs to be clarified is that of the ‘ metaphorical use ’ of the focus of a metaphor. Among other things, it would be good to understand how the presence of one frame can result in metaphorical use of the complementary word, while the presence of a different frame for the same word fails to result in metaphor.” (ebd., S. 267)

In Klammern wirft Black die Frage auf, ob wir mit der Rede von ›Fokus‹ und ›Rahmen‹ der Metapher selbst Metaphern verwenden. Die Frage bleibt offen. Der Gebrauch der Klammerung und das Aufwerfen der (rhetorischen) Frage „Does it matter?“ suggeriert, dass diese Frage eher unwichtig ist.

›frame‹ (dt. ›Rahmen‹) meint: ›Einfassung‹, ›Gestell‹ (Bilderrahmen, Webrahmen, Türrahmen). Der metaphorische Gebrauch von ›Rahmen‹ ist uns aus vielen Fällen geläufig: „Im Rahmen des Gesprächs …“, „Im Rahmen der Verhandlung …“, „Die Kosten halten sich im Rahmen.“, „Ihr Kleid passte nicht in den Rahmen.“. ›focus‹ (dt. ›Fokus‹) geht zurück auf das lat. ›focus‹, das ›Feuerstätte (des Hauses)‹, ›Herd‹ bedeutet. Wird diese Wortverwendung als erste oder ›ursprüngliche‹ klassifiziert, sind die Verwendungen von ›Fokus‹ in Physik (›Brennpunkt‹), Medizin (›Krankheitsherd‹) und Psychologie (›Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, des Interesses‹) als zweite, dritte, vierte … Wortverwendung, als Katachrese oder Metaphern zu klassifizieren. Zum Zeitpunkt der Einführung der Unterscheidung ›focus/frame‹ konnte diese durchaus als Metapher klassifiziert werden.

Ricœur referiert, dass Blacks Text in Amerika als klassischer Text zum Thema ›Metapher‹ gilt und führt aus:

> „Und das mit Recht: er faßt sozusagen in Nuklearform die Hauptthesen einer semantischen Analyse der Metapher zusammen, die auf der Ebene der gesamten Aussage ansetzt, um einer Sinnveränderung Rechnung zu tragen, die sich auf ein Wort konzentriert.“[422]

Ricœur stellt den historischen Zusammenhang zu Richards binärer Unterscheidung ›tenor/vehicle‹ her und betont, dass es beiden Autoren (wie auch ihm) um die *Struktur der meta-*

[422] Ricœur [2]1986 – Metapher, S. 144–145.

phorischen Aussage zu tun ist. Black habe im Vergleich zu Richards drei innovative Momente generiert. Die Unterscheidung ›focus/frame‹ habe „den Vorteil, direkt das Phänomen der Fokalisierung auf ein Wort auszudrücken, ohne doch der Illusion zu erliegen, daß die Worte in sich selbst einen Sinn tragen.“ (ebd., S. 146). Bedeutend seien darüber hinaus die Unterscheidung ›Interaktionstheorie/Substitutionstheorie‹ sowie Blacks Bestimmung der Funktionsweise der Wechselwirkung.

> „Die dritte bedeutende Entdeckung von Max Black betrifft die Funktionsweise der Wechselwirkung selbst. Wie wirkt der »Rahmen« – der Kontext – auf den Fokalbegriff, um aus ihm eine neue Bedeutung hervorzulocken, die sich weder auf die wörtliche Verwendung noch auf die erschöpfende Paraphrase reduzieren läßt.“ (ebd., S. 149)

Das ›Hervorlocken neuer Bedeutung‹ steht im Zentrum des Ricœur’schen Erkenntnisinteressen, denn nur eine innovative Metapher ist eine lebendige. Auch bei Black dominiert das Interesse an neuen Bedeutungen.

Black bezeichnet den ›interaction view of metaphor‹ (Interaktionstheorie der Metapher) als einen Analysetypus. Diese bestimmte Weise, Metaphern zu ›zerfällen‹, entwickelt er in Absetzung von ›substitution views‹ (Substitutionstheorien) und ›comparison views‹ (Vergleichstheorien). Positiv greift er dagegen Momente der Metapherntheorie Richards’ auf. Weder seien Metaphern Weisen, etwas indirekt zu sagen, das sich auch problemlos direkt sagen ließe (Substitution), noch stellten Metaphern durch Vergleich eine Ähnlichkeit dar[423]. Mit Bezug auf Richards führt er anhand des (Baudelaire’schen) Beispiels „The poor are the negroes of Europe.“ aus, wie Fokus und Rahmen interagieren und auf diese Weise eine Erweiterung oder Veränderung der Bedeutung *erzeugen*:

> „I think this must mean that in the given context the focal word ‘ negroes ‘ obtains a *new* meaning, which is *not* quite its meaning in literal uses, nor quite the meaning which any literal substitute would have. The new context (the ‘ frame ‘ of the metaphor, in my terminology) imposes *extension* of meaning upon the focal word. And I take Richards to be saying that for the metaphor to work the reader must remain aware of the extension of meaning — must attend to both the old and the new meanings together. But how is this extension or change of meaning brought about?” (ebd., S. 286)

Richards sei in die falsche Richtung vorgestoßen, als er behauptet habe, dass a) ›Arme‹ und ›Neger‹ Begriffe (terms) seien, die gemeinsame Eigenschaften (common characteristics) hätten, und dass b) eben diese Gemeinsamkeiten die Basis der Metapher (ground of metaphor) bildeten (ebd.). In die richtige Richtung gewiesen habe er mit der Idee der aktiven Verbindung von Ideen durch den Leser.

[423] Vgl. Black – Metaphor, S. 285–286.

> „He is on firmer ground when he says that the reader is forced to ‘ connect ’ the two ideas. In this ‘ connexion ’ **resides the secret and the mystery of metaphor**. To speak of the ‘ interaction ’ of two thoughts ‘ active together ’ (or, again, of their ‘ interillumination ’ or ‘ co-operation ’) is to use a metaphor emphasizing the dynamic aspects of a good reader’s response to a non-trivial metaphor.” (ebd., Fettdruck von ks)

Hält Black es für möglich, das ›Geheimnis‹ oder ›Mysterium‹ der Metapher vollständig zu klären? Sind die Ausdrücke ›Geheimnis‹ und ›Mysterium‹ unproblematisch? Jedenfalls geht er davon aus, dass in jener Verbindung das Geheimnis der Metapher residiert – also wohnt. Was verbunden wird, sind ›zwei Ideen‹. Mit dieser Wortwahl ist ein denkbar abstraktes, schwerfassliches, interpretationsoffenes Modell der Metapher realisiert. Denn was sind ›Ideen‹?

Black führt alsdann (ohne Erklärung) den Begriff der ›guten Metapher‹ ein (gegen diese habe er nichts in der Wissenschaft), bevor er seine Theorie um die Ausdrücke ›Filter‹ (›filter‹) und ›System assoziierter Gemeinplätze‹ (›system of associated commonplaces‹) erweitert. Um seine Filtertheorie der Metapher zu exemplifizieren, führt Black ad hoc ein neues, nochmals einfacheres Beispiel ein: „Man is a wolf.“ (ebd., S. 287). Ricœur exponiert diesen methodischen Schritt. Es sei „bemerkenswert, daß das Beispiel »Der Mensch ist ein Wolf« insgeheim an die Stelle der weniger trivialen Beispiele der ursprünglichen Liste gesetzt wird.“[424] Auf der grammatischen ›Oberfläche‹ gebe es ein Satzsubjekt (principal subject), das aus *einer* Konstituente bestehe (Begriffswort ›Man‹), und ein einfaches Prädikat, das aus drei Konstituenten bestehe (Kopulaverb ›is‹ + unbestimmtem Artikel ›a‹ + Begriffswort ›wolf‹). ›wolf‹ stuft Black als ›subsidiary subject‹ ein. Er spricht von einem ›System von Gemeinplätzen‹, das mit dem Worten ›Wolf‹ und ›Mensch‹ assoziiert ist. „The effect, then, of (metaphorically) calling a man a ‘ wolf ‘ is to evoke the wolf-system of related commonplaces. […] The wolf-metaphor suppresses some details, emphasizes other—in short, *organizes* our view of man.”[425] Ein ›Wolfssystem von Gemeinplätzen‹ werde evoziert. Diesen Vorgang bezeichnet er als Effekt der metaphorischen Verwendung von ›wolf‹. Die Metapher habe die Funktion eines sprachlichen Mittels, das eine Perspektive auf etwas organisiere, indem es Differenzen reorganisiere.

Black beginnt, indem er ›Metapher‹ extensional definiert: Er führt Beispiele an. Die Liste der Beispiele ist relativ kurz. Sie zeigt nicht die Formenvielfalt dessen, was wir gemeinhin ›Metapher‹ nennen. Dadurch geraten thematisch relevante Fragen und Probleme, die sich aus der Beobachtung der Formenvielfalt ergeben, nicht in den Blick (*2.1. Grammatik: Einführung*

[424] Ricœur [2]1986 – Metapher, S. 151. Wie Black spart Ricœur in *Die lebendige Metapher* an Beispielen (es werden keine zehn sein). Ricœurs ›Paradigma‹ verbindet ein einfaches grammatisches Subjekt mit einem syntaktisch einfachen Prädikat: „Die Erde ist ein Tempel …“. (ebd., S. 239)
[425] Black 1954 – Metaphor, S. 288.

der Bedeutung von ›Metapher‹). Es versteht sich, dass Black die (syntaktische, semantische und pragmatische) Komplexität der Metapher realisiert hat und sich der Gefahr modelltheoretischen Reduzierens bewusst war. Einräumend, dass es Ausdruckseinheiten gibt, in denen alle Worte metaphorisch verwendet werden, klassifiziert er seine Arbeit als ›präliminare Analyse‹.

> „An attempt to construct an entire sentence of words that are used metaphorically results in a proverb, an allegory, or a riddle. No preliminary analysis of metaphor will satisfactorily cover even such trite examples as ‘ In the night all cows are black ’. And cases of symbolism (in the sense in which Kafka's castle is a ‘ symbol ’) also need separate treatment.“ (ebd., S. 275)

Black wusste um die begrenzte Reichweite seiner Modellierung der Metapher. Es gibt zum einen viele Fälle von Metaphern, auf die sich die ›focus/frame‹-Unterscheidung nicht anwenden lässt. Es gibt zum anderen ›Komplexitätsprobleme‹. Festzustellen ist, dass er die ›nicht ins Modell passenden‹ Beispiele ausgrenzt. Festzustellen ist, dass er die Komplexität der Ausdruckseinheiten, die wir ›Metapher‹ nennen, methodisch angeht, indem er sukzessiv die syntaktische Komplexität reduziert, einfache, passende Beispiele wählt und eigens nicht-normal-grammatische Ausdrücke (›focus‹, ›frame‹, ›filter‹) einführt. Aus vier Gründen ist Blacks Vorgehensweise, wie ich meine, ein zu revidierender Irrweg.

- Die Beschränkung auf die ›relativ einfache Metapher‹ grenzt die Formenvielfalt der Metapher aus.
- Die methodische Beschränkung auf die ›passenden‹ Beispiele entspricht dem, was Wittgenstein ›einseitige Diät‹ nennt.
- Die sukzessiv trivialer werdenden Beispiele werden mit metasprachlichen Mitteln in ›focus/frame‹ bzw. ›Subjekt/Prädikat‹ eingeteilt. Dies bestärkt die zweifelhafte Tendenz, das, was wir ›Sprache‹ nennen, auf die Grammatik von ›Subjekt‹ und ›Prädikat‹ einzuschränken (bzw. auf das prädikatenlogische Kalkül).

Wie in *2.3. Logische Grammatik: Das trojanische Pferd* angeführt, ist Black interessiert an der logischen Grammatik der Metapher („The questions I should like to see answered concern the ‘ logical grammar ‘ of ‘ metaphor ’ and words having related meanings.”[426]). Ich bin überzeugt, dass es nicht angemessen ist, die vergleichsweise komplexen Fälle von Metaphern aufgrund von Komplexitätsproblemen auszusortieren. Ich bin überzeugt, dass ›einseitige Diät‹ (die Arbeit mit nur einer Art von Beispielen, die Arbeit mit den ›passenden‹ Beispielen) eine Ursache von unproduktiver Wissenschaft ist[427].

[426] Black 1954 – Metaphor, S. 273.

[427] Sinnvoll ist, wie ich anmerken möchte, eine Modellierung der Metapher dadurch auf ihre Stimmigkeit und Anwendbarkeit hin zu überprüfen, dass man Lyrik-Bände zur Hand nimmt. Welche Erkenntnis lässt sich gewinnen, wenn ich Unterscheidungen wie ›tenor/vehicle‹, ›focus/frame‹, ›Bildspender/Bildempfänger‹, ›Subjekt/impertinentes Prädikat‹ auf Gedichte von Goethe, Hölderlin, Rilke, Trakl, Benn oder Celan anwende? Nicht sinnvoll ist, Komplexitätsprobleme oder sich nicht dem Modell fügende ›Beispiele‹ auszugrenzen, indem man von irgendwie besonderen ›poetischen Metaphern‹ spricht.

Wie im methodologischen Teil der Einleitung dargelegt (siehe S. 13), sollte das Interesse an einer ›logischen Grammatik‹ und die Verwendung metasprachlicher Ausdrücke wie ›Quellbereich‹, ›Zielbereich‹, ›tenor‹, ›vehicle‹, ›Bildspender‹ oder ›Bildempfänger‹ nicht dazu führen, dass die möglichst genaue Beobachtung und Beschreibung der phänomenologischen Komplexität der normalen Sprache mitsamt ihren viel- und potentiell unendlichförmigen Metaphern vernachlässigt wird. Ich bin überzeugt, dass es gerade die Komplexität der Sprache ist, deren akribische, möglichst nicht-reduktionstische Beobachtung es uns erlaubt, angemessenere Theorien über ›Metapher‹, ›Grammatik‹ und ›Sprache‹ zu entwickeln.

7.2. Phantasie und Kalkül: Die Regeln während des Spiels ändern

In *4.2. Was immer das ist: Sprache im Singular, Sprache im Plural* wurde herausgearbeitet, dass ›Sprache‹ im Singular und Plural verwendet wird. Die Verwendung im Plural (›*die* Sprache‹) ist typischerweise begleitet von Modellierungen, die darzustellen suchen, was allen natürlichen und künstlichen Sprachen (allen beliebigen Sprachen) gemeinsam ist.

> „Der Ausdruck ‹logische Grammatik› kann zweierlei bedeuten: 1. eine Grammatik einer beliebigen Sprache, insofern diese Grammatik nach «logischen» Prinzipien aufgebaut wird, oder 2. die Grammatik einer logisch «vollkommenen» Sprache. WITTGENSTEIN, der im ‹Tractatus logico-philosophicus› diesen Ausdruck (nebst dem Ausdruck ‹logische Syntax›) möglicherweise erstmals benutzt, hat einen zwischen den beiden Bedeutungen schwankenden Gebrauch des Terminus. Die Verwendung im erstgenannten Sinne steht in Zusammenhang mit Wittgensteins Bildtheorie der Sprache, der Gebrauch in der zweiten Bedeutung geht auf seinen «logischen Atomismus» zurück. Später hat Wittgenstein die Idee einer vollkommenen Sprache heftig kritisiert und somit den Begriff der logischen Grammatik in seiner zweiten Bedeutung als gegenstandslos verworfen.“[428]

In *4.1. Geschichte: Die erkenntnistheoretische Wende zur Sprache* wurde herausgearbeitet, dass Baumann (der den Ausdruck ›linguistic turn‹ prägte) die linguistischen Philosophen des dritten Paradigmas der Philosophie in Formalisten und Antiformalisten einteilt. Formalisten suchten ›symbolische Systeme‹, ›artifizielle Sprachen‹, ›ideale Sprachen‹ zu realisieren, da sie ein Werkzeug der logischen Rekonstruktion der Welt seien (Frege, Carnap). Antiformalisten erteilten der Realisation idealer Sprachen als Werkzeuge eine Absage, konzentrierten sich stattdessen auf die Korrektur des faktischen Sprachgebrauchs. Gemeinsam sei Formalisten und Antiformalisten, dass sie über die *geeignete* Sprache sprächen, wenn sie über Dinge sprächen. Zu

[428] HWPh 1974[3] – Grammatik, logisch [Lemma v. Erik Stenius].

bekräftigen ist, dass der ›frühe‹ Wittgenstein die Idee einer idealen, vollkommenen Sprache befürwortet, der ›späte‹ Wittgenstein nicht.

In *5.2. Formalisieren: Die Eliminierung von Metaphern* wurde herausgearbeitet, dass ›Formalisieren‹ eine Tätigkeit bezeichnet, die notwendig von der normalen Sprache ausgeht. Mit Janich und Brun wurde behauptet, dass drei Ausdrücke typischerweise die Ziele des Formalisierens bezeichnen: ›Abkürzung‹, ›Erfassen von Kalkülen‹, ›Explikation der logischen Form‹ (siehe S. 194). Brun stellt fest, dass viele Logiker der Meinung sind, dass der Ausdruck ›logische Form‹ nicht allein ein Konstrukt ist, das durch Abstraktion von der normalen Sprache gewonnen wird; die Explikation der logischen Form im Medium ›Schrift‹ weist auf etwas ›Tieferes‹ hin. Bezeichnet wurde dieses ›Tiefere‹ als wahrheitsrelevante syntaktische Struktur, als Menge von apriorischen Konstruktionen, als Kalkül.

Zu registrieren ist, dass in Wittgensteins Spätwerk die Ausdrücke ›logische Form‹, ›logische Grammatik‹, ›Grammatik‹ und ›grammatische Analyse‹ verwendet werden.

> „Dabei deutet die Erwähnung, es handele sich um eine *grammatische* Analyse, Wittgensteins Verfahren bereits an, was wegen drohender Mißverständnisse allerdings kurz vorab zu erläutern ist: Gemeint ist nicht eine grammatische Untersuchung im Sinne einer Schulgrammatik (oder einer ‚Oberflächengrammatik') oder eine rein syntaktische Untersuchung – denn selbstverständlich waren es nicht dergleichen Fehler, die in philosophische Verwirrungen führten. Vielmehr handelt es sich um eine Analyse der einer Oberflächengrammatik zugrundeliegenden ‚Tiefengrammatik'. Dieser geht es, vorgreifend gesagt, um (nicht formale) logische Strukturen und basale Regeln des Sprachgebrauchs, die nicht nur zufällig in einzelnen Sprachen am Werk sind."[429]

›Grammatik‹ bezeichnet gemeinhin zweierlei: sprachliche Regeln oder Bücher, in denen sprachliche Regeln geschrieben stehen. Die Regeln ermöglichen es Sprechern, sich phonetisch, morphologisch und syntaktisch korrekt zu äußern. Was als korrekt gilt, ist ebenso Wandlungen unterworfen wie die Einteilung der Ausdruckseinheiten in Wortarten, Satzarten, Textarten (*2.2. Reflexion: Objektsprache und Metasprache*). Diese Bestimmung von Grammatik (›Grammatik‹ als Regelwerk, das sich am Sprachgebrauch orientiert) weist Wittgenstein nicht zurück. Er bleibt aber weder bei dieser Bestimmung stehen, noch greift er auf ein traditionelles Verständnis von ›logische Form‹ zurück.

In *Phantasie und Kalkül* verwendet Schneider eingangs die Ausdrücke ›die natürliche Sprache‹ und ›Sprachfähigkeit‹ (auch: ›Kompetenz‹). Behauptet wird, dass die natürliche Sprache nur dann angemessen verstanden werden kann, wenn die Beziehung zweier sprachlicher

[429] Wulf Kellerwessel: Wittgensteins Sprachphilosophie in den „Philosophischen Untersuchungen". Eine kommentierende Ersteinführung. Frankfurt a. M.; Paris; Lancaster; New Brunswick: Ontos-Verl. 2009 (Publications of the Austrian Ludwig Wittgenstein Society. New series, 9), S. 29.

Fähigkeiten berücksichtigt wird: Die nicht-technische Fähigkeit zur spontanen, von Regeln nicht geleiteten Handlung (Phantasie) und die rechnende, formale oder schematische (und in diesem Sinn ›technische‹) Fähigkeit (Kalkül). Phantasie und Kalkül bezeichnet Schneider als zwei ›Seiten‹ oder ›Aspekte‹ der natürlichen Sprache (›schöpferische Seite/rechnende Seite‹; ›Phantasieaspekt/Kalkülaspekt‹). Die Beziehung der ›Seiten‹ oder ›Aspekte‹ wird mit den Ausdrücken ›Verschränkungsverhältnis‹ und ›Polarität‹ beschrieben. Kritisch betont wird, dass die fehlende Einsicht in diese Polarität gravierende Fehldeutung bedingt. Eine ›gravierende Fehldeutung‹ sei es etwa, die geistige Seite der Handlung zu modellieren (wie es in der kognitiven Psychologie üblich ist) kraft der ›Computer-Metapher‹[430].

Im systematischen Zentrum von Schneiders Monografie (Kapitel III und VI) wird die ›rechnende Seite der Sprachfähigkeit‹ auf ihre Grenzen hin untersucht. Kapitel III zeigt, wie der Ausdruck ›die rechnende Seite der Sprachfähigkeit‹ verstanden werden kann, indem Freges Kalkülsicht auf die Sprache problematisiert wird. Kapitel IV bietet, unter vorrangigem Bezug auf Wittgensteins Spätphilosophie, eine Lösung für die Probleme an, die aus der einseitigen Sicht auf die natürliche Sprache resultiere. Die Lösung bestehe darin, ›natürliche Sprache‹ so zu modellieren, dass die konstitutive Verschränkung von Phantasie und Kalkül angemessen berücksichtigt und dargestellt werde.

Ein Schritt zum Verständnis der von Schneider vorgeschlagenen Modellierung besteht darin, Wittgensteins späteren Gebrauch von ›Grammatik‹ und ›logische Form‹ nachzuvollziehen. Vergleichsweise ungewöhnlich sei, dass Wittgenstein behauptet habe, die Formen ›Subjekt-Prädikat‹ und ›Gegenstand-Begriff‹ drückten noch keine logische Form aus, sie verfälschten oder versteckten in ihrer Einheitlichkeit wichtige Unterschiede (ebd., S. 320); was ›logische Form‹ zu nennen sei, ließen die Grammatiken von Frege und Carnap noch nicht erkennen (ebd., S. 327). Da eine Bezugnahme auf eine medien- und sprachunabhängige Weltstruktur nicht möglich sei, könne, was ›logische Form‹ meint, nicht durch einen Bezug zur Form der Wirklichkeit bestimmt werden (ebd., S. 322). Wittgenstein habe die Formulierung ›unzählige logische Formen‹ verwendet und damit die verwirrende Idee nahegelegt, die Idee der logischen Form sei aufzugeben. De facto werde sie jedoch uminterpretiert (ebd., S. 323). Auch verlange Wittgensteins Argumentation den Nachvollzug der Annahme, dass die Sprache eine Unmenge von verschiedenen Wortarten habe; die Handlung ›einen Namen geben‹ bedeute etwas anderes, je nachdem, ob wir einem Körper, seiner Farbe oder seiner Gestalt einen Namen gäben (ebd.,

[430] Vgl. Hans Julius Schneider: Phantasie und Kalkül. Über die Polarität von Handlung und Struktur in der Sprache. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1999 (stw, 1431), S. 12–15.

S. 326). ›logische Form‹ meine beim späten Wittgenstein nicht ›grammatische Form‹ (meine nicht die grammatische Form natürlichsprachlicher Grammatiken oder logischer Grammatiken). Weder stünden sich beim späten Wittgenstein eine logische Grammatik und eine traditionelle Grammatik, noch eine logische Form und grammatische Form gegenüber. Wittgenstein habe den traditionellen Formbegriff, der Grammatik und Logik gemeinsam sei, kritisiert und durch einen anderen Formbegriff zu ersetzen beabsichtigt (ebd., S. 323). Was Wittgenstein an traditionellen grammatisch-logischen Formen kritisiert habe, sei deren Undifferenzierheit. Festzustellen sei, dass Wittgenstein

> „erwartungsgemäß nicht versucht, als Maßstab für die Kritik an der Undifferenziertheit grammatisch-logischer Formen eine bereits sprachunabhängig strukturierte oder geformte ›Wirklichkeit‹ heranzuziehen. Vielmehr verweist er auf eine Differenziertheit im Gebrauch von Ausdrücken. Er bezeichnet alle (von ihm hier als vorliegend oder feststellbar unterstellten) Regeln, die solche Gebrauchsunterschiede betreffen, in auffälliger Abweichung von der üblichen Terminologie, als ›grammatische‹ Regeln, und er legt fest, daß sie zur Charakterisierung dessen gehören, was er ›logische Form‹ nennt. Die Schemata ›Subjekt-Prädikat‹ und ›Gegenstand-Begriff‹ drücken nicht in dem Sinne ›noch‹ keine logische Form aus, daß sie, um dies tun zu können, durch eine Mehrzahl anderer Schemata ersetzt werden müßten, sondern sie drücken ›noch‹ keine logischen Formen aus, weil sie die Resultate der gebrauchsdifferenzierenden Regeln nicht zum Ausdruck bringen, nicht sichtbar machen: sie sind für sich genommen als Ausdruck ›logischer Formen‹ (in Wittgensteins sehr speziellem Sinn) also *unvollständig*.“ (ebd., S. 328)

In § 150 der *Philosophischen Untersuchungen* heißt es, die Grammatik von ›wissen‹, ›können‹, ›imstande sein‹ und ›verstehen‹ seien engverwandt. Was Wittgenstein hier ›Grammatik‹ nennt, würden viele vermutlich ›Bedeutung‹ nennen[431]. Eine Analyse des Sprachgebrauchs (etwas, was viele vermutlich ›Interpretation‹ nennen würden), bezeichne Wittgenstein teils als ›grammatische Analyse‹. Diese Analyse beziehe sich nicht auf die ›Grammatik‹ einer natürlichen Einzelsprache (auf eine Oberflächengrammatik), sondern auf jene ›Tiefengrammatik‹. ›Tiefengrammatik‹ meint: Einzelsprachen weisen Gemeinsamkeiten auf, diese Gemeinsamkeiten können nicht auf bloße formal-logische Strukturen beschränkt werden[432]. Der frühe Wittgenstein habe im Misstrauen gegenüber Oberflächengrammatiken die erste Bedingung des Philosophierens gesehen, da diese die logische Form verhülle: Durch die Konstruktion einer idealen Sprache, die den Regeln einer logischen Grammatik bzw. logischen Syntax folge, könne die logische Form enthüllt werden. Der späte Wittgenstein dagegen untersuche die Grammatik aller

[431] Vgl. Wittgenstein – PU, § 150.
[432] Vgl. zu diesem Abschnitt Kellerwessel – Wittgenstein, Einführung, S. 184 u. 208–209.

Ausdruckseinheiten (Satzzeichen, Worte, Phrasen, Wendungen, Sätze), behaupte sogar Zustände und Prozesse hätten eine Grammatik[433].

> „Aber im eigentlichen Sinn ist es der zugehörige sprachliche Ausdruck, der eine Grammatik hat, nämlich eine bestimmte Verwendungsweise. ‚Grammatische Regeln' sind Maßstäbe für den richtigen Gebrauch eines Ausdrucks, die seine Bedeutung ‚bestimmen': einem Wort Bedeutung geben heißt, seine Grammatik festzulegen. […] Der Sinn eines Satzes ist durch seinen Ort in einem grammatischen System bestimmt, insofern letzteres seine logischen Beziehungen zu anderen Sätzen bestimmt (PG 152–3). Die Grammatik einer Sprache ist ihr Gesamtsystem von grammatischen Regeln, das System der konstitutiven Regeln, die die Sprache definieren, indem sie festlegen, was in ihr sinnvoll gesagt werden kann." (ebd.)

Suchen wir im herkömmlichen Sinn die Grammatik einer Ausdruckseinheit (Morphem, Wort, Satz, Text) zu bestimmen, greifen wir typischerweise auf normal-grammatische, metasprachliche Ausdrücke zurück (*Duden – Grammatik*, *grammis 2.0*). Diese sprachlichen Mittel sind Wittgenstein zufolge nicht geeignet, die Grammatik einer Ausdruckseinheit vollständig zu bestimmen. Suchen wir, im idealsprachlichen Sinn, die Grammatik einer Ausdruckseinheit zu bestimmen, abstrahieren wir von der normalen Sprache und von normalen Grammatiken und erarbeiten eine ›logische Syntax‹, eine ›Begriffsschrift‹ (also eine ideale Sprache oder Schrift). Diese sprachlichen Mittel seien ebenfalls nicht geeignet, die Grammatik einer Ausdruckseinheit vollständig zu bestimmen. Laut Wittgenstein ist die vollständige Bestimmung der Grammatik einer Ausdruckseinheit die Verwendungsweise dieser Ausdruckseinheit. Was Wittgenstein ›Bedeutung‹ nennt, ist das Resultat dieser Verwendungsweisen. Da Wittgenstein in seinem Spätwerk eine pragmatistische, holistische Sprachtheorie vertritt: Wie sollten wir die ›Gesamtheit der Regeln‹ darstellen können?

> „Die ›logische Form‹, von der Wittgenstein spricht, scheint darüber hinaus als Form im üblichen grammatischen oder logischen Sinne **nicht darstellbar zu sein**. Die genannten Beispiele reichen aus für die Vermutung, daß die Konsequenzen der ›Gesamtheit der Regeln‹, um deren Berücksichtigung es ihm geht, nicht so eingefangen werden können, daß sie sich an den Formen von Ausdrücken ablesen lassen."[434]

Behauptet wird: Die traditionellen grammatisch-logischen Formen sind undifferenziert, also nicht ins Detail gehend, nicht fein bis ins Einzelne abgestuft, nicht nuanciert, nicht bestimmt, nicht klar, nicht genau. Warum sind sie nicht genau? Diese traditionelle, erwartbare Antwort gibt Wittgenstein nicht: Die traditionellen grammatisch-logischen Formen sind ungenau, weil sie nicht mit der Struktur oder Form der Wirklichkeit übereinstimmen. Wittgenstein verweist

[433] Vgl. zu diesem Abschnitt WL-Glock 2000 – Grammatik [Lemma], S. 154.
[434] Schneider 1999 – Phantasie, S. 331, Fettdruck von ks.

uns auf die Differenziertheit im Gebrauch von Ausdrücken. ›verweisen‹ meint: Jemanden auf etwas aufmerksam machen; ein anderer Aspekt wird in den Fokus der Aufmerksamkeit gerückt. Reformuliert: Unsere Differenziertheit im Gebrauch von Ausdrücken ist höher, als es die Differenziertheit traditioneller grammatisch-logischer Formen ist.

Behauptet wird zudem: Alle Regeln, die Gebrauchsunterschiede betreffen (die mit Gebrauchsunterschieden zusammenhängen), sind grammatische Regeln. Diese Regeln liegen vor oder sind feststellbar. ›vorliegen‹ meint: Die Regeln bestehen, sie sind da, sie sind vorhanden, sie existieren, sie stehen zur Verfügung, es gibt sie. ›feststellbar‹ meint: Wir können die Regeln finden, ermitteln, ans Licht bringen, wir können sie bemerken, entdecken, erfassen, erkennen. Diese grammatischen Regeln, so Schneiders Ausdruckweise, ›gehören zur Charakterisierung‹ der logischen Form. ›Charakterisierung‹ geht auf ›charakterisieren‹ zurück. ›etwas charakterisiert etwas‹ meint: etwas beschreibt, kennzeichnet oder erklärt etwas, etwas legt etwas dar, stellt etwas dar. ›etwas charakterisiert etwas‹ meint auch: etwas ist typisch oder spezifisch für etwas. ›gehören zu‹ meint: etwas ist Glied oder Teil eines Ganzen. ›gehören zu‹ meint auch: etwas ist erforderlich für etwas, etwas ist die Voraussetzung für etwas.

Schneider wählt die Schreibweisen ›Subjekt-Prädikat‹ und ›Gegenstand-Begriff‹. Diese Ausdruckseinheiten klassifiziert er als Schemata. ›Subjekt‹ und ›Prädikat‹ sind metasprachliche Ausdrücke, die in vielen (traditionellen) Grammatiktheorien sehr wichtig sind. ›Gegenstand‹ und ›Begriff‹ sind Ausdrücke, die in vielen (traditionellen) Ontologien, Begriffs- und Erkenntnistheorien sehr wichtig sind.

Schneider setzt ›noch‹ im obigen Zitat zweimal in spitze Klammern. ›noch‹ meint: Ein bestimmter Zustand dauert zu einem bestimmten Zeitpunkt an, aber er kann bald zu Ende sein; man erklärt die Absicht, dass in naher Zukunft etwas anders sein wird. Der Aussagesatz „Die Schemata ›Subjekt-Prädikat‹ und ›Gegenstand-Begriff‹ drücken die logische Form noch nicht aus.“ meint daher „Die Schemata ›Subjekt-Prädikat‹ und ›Gegenstand-Begriff‹ drücken die logische Form vermutlich irgendwann in naher Zukunft aus.“. Zu vermuten ist, dass Schneider ›noch‹ hier einklammert, weil er signalisieren möchte, dass die Schemata ›Subjekt-Prädikat‹ und ›Gegenstand-Begriff‹ die logische Form niemals ›ausdrücken‹ können. Warum können sie es nicht? Diese Methode scheitert: Man muss die Schemata ›Subjekt-Prädikat‹ und ›Gegenstand-Begriff‹ durch eine ›Mehrzahl anderer Schemata‹ ersetzen. Aber nicht das Scheitern dieser Methode ist der Grund, warum jene Schemata die logische Form nicht ausdrücken. Die Regeln, die den Gebrauch von Ausdrücken differenzieren, so die Formulierung, haben Resultate. ›Resultate‹ meint: Ergebnisse, Auswirkungen, Effekte, Folgen, Konsequenzen, Produkte. Die Schemata ›Subjekt-Prädikat‹ und ›Gegenstand-Begriff‹ können die logische Form niemals

›ausdrücken‹, niemals ›sichtbar machen‹, weil sie die Resultate der gebrauchsdifferenzierenden Regeln niemals ›ausdrücken‹, niemals ›sichtbar machen‹. Die ›sichtbar-machende‹ Arbeit mit den Schemata ›Subjekt-Prädikat‹ und ›Gegenstand-Begriff‹ ist im Hinblick auf den sichtbar zu machenden Gegenstand ›logische Form‹ immer unvollständig. ›unvollständig‹ meint: bruchstückhaft, fragmentarisch, lückenhaft, unfertig. Die grammatischen Regeln sind ein notwendiger Teil dessen, was die logische Form kennzeichnet, was für die logische Form typisch ist. Die grammatischen Regeln sind aber nicht alles, was die logische Form ausmacht. Die logische Form ist mehr als eine Summe von grammatischen Regeln. Was machte denn dann den Ausdruck der logischen Form vollständig? Von welcher Art ist das Fehlende?

Nun möchte ich diese Einsichten auf ›Theoriemomente‹ von Metapherntheorien anwenden: Meines Erachtens ist es die vergleichsweise geeignetere Zugangsweise zum Phänomen ›Metapher‹, dass wir im ersten Schritt den Sprachgebrauch untersuchend angemessen viele unterschiedliche Phänomene erfassen, die wir ›Metapher‹ nennen. Im zweiten Schritt notieren wir diese Phänomene im Medium ›Schrift‹ und klassifizieren sie metasprachlich grob als ›metaphorische Ausdruckeinheiten‹. Diese Ausdruckseinheiten zeigen eine hohe Differenziertheit im Gebrauch (›Vielformenheer‹ der Metapher, Komplexität der Metapher). Wir modellieren die Metaphern im dritten Schritt mit den hoch ausdifferenzierten, metasprachlichen Mitteln ›normaler‹ Grammatiken (Oberflächen- oder Schulgrammatiken).

Im Zuge dieser Modellierung müssen wir einsehen: Die ›normalen‹ Grammatiken können das, was wir ›Metapher‹ nennen, nicht vollständig charakterisieren. Die Differenziertheit im Gebrauch metaphorischer Ausdruckseinheiten ist höher als die Differenziertheit der ›normalen‹ Grammatiken. Auch eine Erweiterung der Differenziertheit der normalen Grammatiken kann die Differenziertheit metaphorischer Ausdruckweisen nicht vollständig charakterisieren, da wir von endlichen Mitteln unendlichen Gebrauch machen, da der Kombinatorik keine Grenzen gesetzt sind, da die Sprache sich auf unvorhersehbare Weise (Kreativität, Kontingenz) wandelt, da zudem das metasprachliche Vokabular ›normaler‹ Grammatiken selbst teils metaphorisch ist (*2.1. Grammatik: Einführung der Bedeutung von ›Metapher‹*, *2.2. Reflexion: Objektsprache und Metasprache*). Es ist dennoch sinnvoll und geboten, das, was wir ›Metapher‹ nennen, mit den Mittel ›normaler‹ Grammatiken zu untersuchen. Erstens machen wir auf diese Weise, wenn auch nicht vollständig, so doch teilweise sichtbar, was uns an der Differenziertheit im Gebrauch metaphorischer Ausdrucksweisen interessiert. Zweitens feit uns diese Vorgehensweise vor ›einseitiger Diät‹, vor dem Arbeiten mit ›relativ einfachen‹, passenden Beispielen (*7.1. Gegenstandskonstitution: Die Ausgrenzung komplexer Beispiele*). Diese Einsichten implizieren: Unter Verwendung von Schemata wie ›Subjekt-Prädikat‹ und ›Gegenstand-Begriff‹ können wir

das, was wir wissen wollen, wenn wir Metaphern untersuchen, niemals vollständig, sondern nur anteilig erfassen und ausdrücken. Ebenso können wir unter Verwendung von Ausdruckspaaren wie ›tenor/vehicle‹, ›focus/frame‹, ›Bildspender/Bildempfänger‹ das, was wir wissen möchten, wenn wir Metaphern untersuchen, niemals vollständig, sondern nur anteilig erfassen und ausdrücken. Ich möchte behaupten, dass beträchtliche Teile des aktuellen Metapherndiskurses der irreführenden Erkenntniszielsetzung folgen, dass die Verwendung derartiger Schemata oder Ausdruckspaare zwar *noch* nicht die gewünschten Ergebnisse produziert hat, diese aber bald oder einst wird produzieren können.

Zuletzt ist diese Einsicht geltend zu machen: Jeder Wissenschaftler, der Metaphern untersucht, hat anzugeben, warum er Metaphern untersucht, welches Erkenntnisziel, welches Erkenntnisinteresse er verfolgt: Ein Wissenschaftler möchte etwas Spezifisches wissen, wenn er Metaphern untersucht. Gezeigt wurde, dass es Blacks Ziel ist, die ›logische Grammatik‹ der Metapher herauszuarbeiten (siehe S. 73). Gezeigt wurde, dass viele Autoren an der epistemischen, epistemologischen oder kognitiven Funktion der Metapher interessiert sind (*5. Metapher I: Metaphern und propositionale Erkenntnis*, *6. Metapher II: Metaphern und nicht-propositionale Erkenntnis*). Folgendes möchte ich vermuten: Wenn auch nicht an der ›logischen Grammatik‹ der Metapher interessiert, so gilt doch das Erkenntnisinteresse vieler Metaphorntheoretiker der Herausarbeitung eines ›Schemas‹, eines ›Modell‹, einer ›Mechanik‹, die allen Metaphern gemeinsam ist. Zu diesen Metaphorntheoretikern zähle ich all jene, die mit Ausdrücken wie ›tenor/vehicle‹, ›focus/frame‹, ›Bildspender/Bildempfänger‹, ›Subjekt-Prädikat‹ und dergleichen auf den Gegenstandsbereich ›metaphorische Ausdruckseinheiten‹ zugreifen. Derartige Vorgehensweisen können zwar anteilig, aber niemals vollständig erfassen und ausdrücken, was uns meines Erachtens an Metaphern interessieren sollte: Die Differenziertheit im Gebrauch dieser Ausdruckseinheiten und deren Resultate. Möchten wir die Grammatik eines metaphorischen Ausdrucks vollständig ›sichtbar machen‹, müssen wir die Verwendungsweise dieses Ausdrucks vollständig ›sichtbar machen‹. Die Verwendungsweise eines Ausdrucks ist nur dann vollständig, wenn wir die Gesamtheit der Regeln berücksichtigen und eben diese lässt sich weder an den Formen der Ausdrücke ›ablesen‹ noch können sprachliche Mittel wie ›tenor/vehicle‹, ›focus/frame‹, ›Bildspender/Bildempfänger‹, ›Subjekt-Prädikat‹ und die damit verbundenen Erkenntnisvoraussetzungen, Erkenntnismethoden und Erkenntnisziele eine Darstellung der Gesamtheit der Regeln leisten.

Keineswegs möchte ich grosso modo Versuche diskreditieren, die sich mit ›normalen‹ Grammatiken, Schematheorien oder orientiert an der ›Kalkülseite der Sprache‹ dem Phänomen ›Metapher‹ nähern. All das ist hilfreich, die vielen Aspekte des Phänomens ›Metapher‹

perspektivisch ›einzukreisen‹. Kritisieren möchte ich jedoch Metapherntheorien, die allzu ›einseitig‹ mit grammatischen, schematheoretischen oder an Kalkülen bzw. der Subjekt-Prädikat-Logik orientierten Mitteln an die Untersuchung von Metaphern herangehen, umso mehr als sie vorsprachliche oder nicht-sprachliche Schemata in der ›Tiefe der Exemplare‹ suchen, die allen Exemplaren oder Gruppen von Exemplaren gemeinsam sind.

Einseitigkeit zeigt sich, wenn der Gegenstand ›Metapher‹ unter weitgehender Ausblendung normal-grammatischer Komplexität modelliert wird. Diese zeigt die vielen differenzierten Möglichkeiten der Verwendung. Sie weist ebenfalls auf die ›Grenze‹ des geregelten und regelbaren Bereichs voraus (*7.1. Gegenstandskonstitution: Die Ausgrenzung komplexer Beispiele*). Einseitigkeit zeigt sich, wenn die favorisierte Sprachtheorie dazu tendiert, semiotische und syntaktische Phänomene forciert zu untersuchen, während die Untersuchung semantischer und pragmatischer Aspekte der Sprache in den Hintergrund tritt und zunehmend bis dauerhaft vertagt wird. Einseitigkeit zeigt sich, wenn die schöpferische Seite der natürlichen Sprache (Phantasie) oder die ›Reichweite der Kontingenz‹ (*6.4. Kontingenz: Die nützlichere Metapher, das stärkere Kind*) lediglich angeschnitten wird.

7.3. Krähengestern: Was Metaphern nicht bedeuten

Was bedeuten Metaphern? Gestoßen auf diese Frage, äußern Laien wie Experten häufig Behauptungen wie diese:

- Die Bedeutung von Metaphern kann nicht abschließend angegeben werden.
- Metaphern lassen sich nicht zu Ende interpretieren.
- Metaphern sind nicht final (definitiv) auslegbar.
- Es gibt keine Konventionen, die bestimmen, was Metaphern bedeuten.
- Es gibt keine Regeln, die den Bedeutungsgehalt von Metaphern regeln.
- Metaphern (alle, einige) können nicht in die Logizität zurückgeholt werden (Blumenberg).
- Es gibt keine richtige (wahre, präzise, exakte, genaue, sichere) Interpretation von Metaphern.
- Die Bedeutung von Metaphern kann nicht fixiert (festgestellt, festgesetzt, arretiert) werden.
- Metaphern sind jeder semantischen Fixierung gegenüber (absolut) subversiv.
- Metaphern sind nicht paraphrasierbar.
- Metaphern sind nicht decodierbar.
- *Die* Bedeutung einer Metapher gibt es nicht.
- Die Bedeutung von Metaphern ist unerschöpflich (versiegt niemals).
- Die Bedeutung von Metaphern entzieht (verbirgt, versteckt) sich.
- Die Bedeutung von Metaphern entgeht (entkommt, entflieht) uns.
- Die Bedeutung von Metaphern ist unscharf, vage.
- Metaphern streuen die Bedeutung unaufhörlich.
- Metaphern haben immer ein Spektrum an Bedeutungsmöglichkeiten.

– Die Bedeutung von Metaphern kann nicht (vollständig) vergegenwärtigt werden.
– Metaphern sind interpretativ unerschöpflich.

Schlagwortartige Äußerungen sind:

– Nicht-Logisierbarkeit der Metapher
– Unparaphrasierbarkeit, Unausdeutbarkeit, Unerschöpflichkeit der Metapher
– Das semantische Geheimnis der Metapher
– Das unlösbare Rätsel der metaphorischen Bedeutung
– Entzug der Metapher (Derrida)

Die Häufigkeit und Funktion von Negationen (›nicht‹, ›nicht-‹, ›kein‹ und ›un-‹) in diesen Ausdruckseinheiten zeigt, dass die meisten Vermutungen hinsichtlich der Bedeutung von Metaphern negativ formuliert sind[435]. Je nach präferiertem Ausdruck hat man zu erklären, was ›Logisierung‹, ›Paraphrasierung‹, ›Ausdeutbarkeit‹, ›Erschöpfbarkeit‹, ›Bedeutungsfixierung‹ oder ›Bezug‹ meint. Verwendet wird im Folgenden die Ausdruckseinheit ›semantische Unerschöpflichkeit der Metapher‹ aus zwei Gründen. Die Verwendung des Ausdrucks ›unerschöpflich‹ ist erstens normalsprachlich relativ vertraut: „Seine Geduld war unerschöpflich.“, „Märchen waren eine unerschöpfliche Quelle für seine Dichtungen.“, „Liebe ist ein unerschöpfliches Gesprächsthema.“. ›semantische Unerschöpflichkeit‹ kann zudem in einen Zusammenhang gebracht werden mit der Ausdruckseinheit ›deskriptive Unerschöpflichkeit der Einzeldinge‹.

›semantische Unerschöpflichkeit‹ wird im Folgenden in drei Schritten untersucht. Im ersten Schritt wird der Ausdruck ›postformalistischer, semantischer Holismus‹ eingeführt. Im zweiten Schritt wird gezeigt, dass die Beschreibung eines einfachen Dings (eines Feuerzeugs) unerschöpflich ist. Im dritten Schritt wird Davidson beigepflichtet, der die Paraphrase von Metaphern (wie sehr viele Autoren) als unendlich bezeichnet, der jedoch hinzufügt, dass dies für jeden sprachlichen Ausdruck gelte. Die Revision, die in diesem Kapitel ausgearbeitet wird, bezieht sich auf die weit verbreitete Meinung, dass die ›Unerschöpflichkeit der Bedeutung‹ ein Merkmal sei, das die Metapher spezifisch zu definieren vermöge.

Die Geschichte der Philosophie wird typischerweise in drei Paradigmen eingeteilt: Ontologie, Bewusstseinsphilosophie, Sprachphilosophie. Der Wechsel vom zweiten ins dritte Paradigma wird ›linguistic turn‹ oder ›sprachliche Wende‹ genannt. Gezeigt wurde (*4.1. Geschichte: Die erkenntnistheoretische Wende zur Sprache*), dass erst eine kleine Gruppe

[435] Den Präfigierungen ›ent-‹ und ›ver-‹ kann ebenfalls verneinende Funktion zugesprochen werden. ›sich entziehen‹ meint ›etwas macht, dass man sich auf etwas *nicht* aktiv beziehen kann‹. ›sich verbergen‹ meint ›etwas zeigt sich, was nicht wahrnehmbar, nicht zugänglich, nicht anwesend, nicht da ist‹. Das Präfix ›ent-‹ drückt Gegensätzlichkeit, Trennung, Entferntwerden, Wegnehmen aus (DUW ^{8}2015 – ver- [Lemma]). Das Präfix ›ver-‹ drückt (unter anderem) aus, dass etwas „durch etwas (ein Tun) beseitigt, verbraucht wird, nicht mehr besteht: […].“ (DUW ^{8}2015 – ver- [Lemma], Punkt 4)

Philosophen, dann allmählich ein größeres Forscherkollektiv ›Sprache‹ ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückte. Bergmann, der den Ausdruck ›linguistic turn‹ prägte, teilt die linguistischen Philosophen binär in ›Formalisten‹ und ›Antiformalisten‹ ein. Formalisten entwürfen künstliche Sprachen. Diese seien ein Werkzeug zur logischen Rekonstruktion der Welt. Antiformalisten befassten sich mit dem korrekten Gebrauch der normalen Sprache, um philosophische Probleme zu lösen. Formalisten und Antiformalisten kämen in drei Punkten überein. Beide unterschieden (anders als prälinguistische Philosophen) zwischen ›philosophischer Sprache/normaler Sprache‹ (Gemeinsamkeit 1) und ›Sprechen/Sprechen über das Sprechen‹ (Gemeinsamkeit 2). Der akkurate und sichere Weg, über philosophische ›Gegenstände‹ zu sprechen, sei die Untersuchung von Syntax, Semantik und Interpretation der Sprache; beiden ›Lagern‹ gehe es um eine geeignete (normale oder künstliche) Sprache (Gemeinsamkeit 3). Uneins seien die entzweiten Sprachphilosophien insbesondere in puncto ›geeignete Sprache‹.

Von Apel wurde die Formulierung aufgegriffen, dass die sprachanalytische Philosophie die neue Prima Philosophia ist. Kurrente, ähnliche Ausdrücke sind: ›Primat der Sprache‹, ›Vorrangstellung der Sprache‹, ›Sprache im Zentrum der Philosophie‹. Wie Gerhard kritisch anmerkt, ›rechnen die alles zur Sprache‹ (siehe S. 150).

Die Autoren von *In der Welt der Sprache* erzählen, wie betont wird, aus ihrer Perspektive die Philosophiegeschichte des 20. Jahrhundert neu[436]. Diese Geschichte beginne mit dem linguistic turn. Für Vertreter des linguistic turn sei Sprache die ›philosophische Leitgröße‹, die ›primäre Instanz im Zentrum philosophischen Nachdenkens‹, das ›Zentralgestirn der philosophischen Aufmerksamkeit‹ (diese Ausdrücke finden sich verstreut ebd. auf den S. 9–11). Philosophische Themen (wie ›Erkenntnis‹, ›Bewusstsein‹, ›Sein‹, ›Wirklichkeit‹, ›Wahrnehmung‹, ›Denken‹) hätten nach Überzeugung der Befürworter des linguistic turn erschöpfend aus ihrem Zusammenhang mit der Sprache verstanden werden können.

Die Geschichte, so die Autoren weiter, zeigt jedoch, dass sich die philosophischen Ansprüche, die an den linguistic turn geknüpft wurden, sich nicht haben einlösen lassen (die Sprache habe ihr Versprechen nicht halten können). Der Vorrang der Sprache sei entsprechend mehrfach bestritten worden. Behauptet habe man alsdann antithetisch einen Vorrang der Handlung, des Mentalen oder ›anderer Medien‹ (etwa des Bildes, *4.4. Sprache als Medium der Erkenntnis*). Die Autoren unterscheiden zwischen ›drei Optionen‹: Sprache stehe im Zentrum philosophischen Nachdenkens (Option 1). Eine andere, nicht-sprachliche Instanz (Handlung, Mentalität, Bild) stehe im Zentrum (Option 2). Keine Instanz stehe im Zentrum (Option 3).

[436] Bertram et al. 2008 – Sprache, S. 10.

„Die Sprache ist dieser dritten Option zufolge ein wesentlicher Bezugspunkt philosophischer Reflexion, aber eben nur als ein Element in einem komplexen Zusammenhang, der in seiner Gesamtheit den menschlichen Stand in der Welt ausmacht. Anders gesagt: Man muss in der Tat über Sprachlichkeit nachdenken, um den Stand des Menschen in der Welt adäquat zu begreifen. Wer aber wiederum menschliche Sprachlichkeit verstehen will, muss *gleichzeitig* über soziale Praxis, sinnliche Wahrnehmung, die menschliche Erkenntnisfähigkeit und über den *Zusammenhang* von Sprache, Denken, Welt und Sozialität nachdenken." (ebd., S. 10)

Die Autoren stellen den Ausdruck ›semantischer Holismus‹ in den Mittelpunkt ihrer historisch-systematischen Untersuchung. Dieser wird als systematische Alternative zum mentalistischen Repräsentationalismus dargestellt. Der semantische Holismus vermöge analytische, strukturalistische und hermeneutische Philosophien zu verbinden (auch Heidegger und Gadamer könnten als semantische Holisten klassifiziert werden). Die Autoren behaupten, die Sprachphilosophie des frühen 20. Jahrhunderts ist geprägt durch Formalismus (wie gesehen behauptet Bergmann, dass sie von Formalisten und Anti-Formalisten geprägt gewesen ist). Um eine Veränderung im Philosophieren zu bezeichnen, wird zwischen *formalistischem, semantischem Holismus* und *postformalistischem, semantischem Holismus* unterschieden. Der Übergang zum Postformalismus begreife eine Erweiterung in sich (ebd.).

Für gewöhnlich seien (insbesondere im zweiten Teil des 20. Jahrhunderts) analytische und strukturalistische Philosophien als Antipoden wahrgenommen worden. Die holistische und strukturale Grundhaltung jedoch sei ihnen gemeinsam.

„Sowohl strukturalistische als auch analytische Philosophien verstehen sprachliche Ausdrücke in dieser Weise als holistisch oder struktural konstituiert. Sie begreifen sprachliche Ausdrücke als solche, die zueinander in konstitutiven Beziehungen stehen." (ebd., S. 15)

Semantischer Holismus und strukturale Grundhaltung eine so unterschiedliche Autoren wie de Saussure, Autoren des Wiener Kreises, Davidson und Derrida. Systematisch aufschlussreich sei, dass sich in beiden Traditionen (analytische Philosophie, Strukturalismus) eine analoge Transformation vollzogen habe.

„Zuerst sind Positionen entwickelt worden, die die Struktur der Sprache – im Sinn der genuin antirepräsentationalistischen Tendenzen des semantischen Holismus – als eine autonome, also allein aus sich selbst heraus konstituierte Struktur begreifen, die für den menschlichen Geist und sein Verhältnis zur Welt prägend ist. Wir bezeichnen diese frühen Ausformulierungen des semantischen Holismus als »formalistisch«." (ebd.)

Das formalistische Verständnis der Sprache habe jedoch wichtige Fragen nicht beantworten können: Welcher Zusammenhang besteht zwischen formaler Sprachstruktur, Welt, Sprechern, Interpreten und Handlungen? Vielen Autoren (wie Merleau-Ponty, Quine, Sellars) sei es darum

gegangen, die autonome, „in sich konstituierte Struktur mit der Weltverbundenheit und Welthaltigkeit sprachlicher Gehalte zu versöhnen.“ (ebd., S. 16) Die spezielle Modellierung und methodologische Primärsetzung der Sprache habe zur Folge gehabt, dass jene ›autonome Sprachstruktur‹ wieder mit dem nicht-sprachlichen ›mind/brain‹, der nicht-sprachlichen Welt und den nicht-sprachlichen Handlungen in Verbindung gebracht werden musste. Mitte des 20. Jahrhunderts habe man erkannt, dass die Sprachstruktur, die konstitutiv für sprachliche Bedeutung sei, so modelliert werden müsse, dass sie nicht autonom sei, sondern von vorneherein in einem konstitutiven Zusammenhang mit der außersprachlichen Welt und den Handlungen der Menschen stehe. Die Modellierung der Sprache als autonome Struktur aufzugeben, so definieren die Autoren, bedeutet, den formalistischen, semantischen Holismus aufzugeben und zum postformalistischen, semantischen Holismus überzugehen (ebd.).

Analytische und strukturalistische Denker hätten das 20. Jahrhundert mit der Deutung eröffnet, dass die Bedeutung sprachlicher Einheiten die Funktion der Beziehung zwischen diesen Einheiten sei (dies der Grundgedanke des semantischen Holismus). Zwei Modelle des semantischen Holismus werden unterschieden. Modell 1: Sprachliche Ausdruckseinheiten hätten Bedeutung, weil sie in Schlussfolgerungsbeziehungen zueinander stehen (Hilbert, Schlick, Sellars u. a.; Inferentialismus, inferentialistische Semantik). Modell 2: Sprachliche Ausdruckseinheiten hätten Bedeutung, weil sie sich voneinander unterschieden und somit einen ›Wert‹ innerhalb eines Sprachsystems hätten (Saussure, Jakobson, Hjelmslev u. a.; Differentialismus, differentialistische Semantik). Die inferentialistische und die differentialistische Semantik subsummieren die Autoren dem Adjektiv ›formalistisch‹. Beide führten zu unlösbaren Schwierigkeiten. Zudem hätten beide Modelle verhindert, den Zusammenhang von Sprachstruktur, Welt und sprachlichen Handlungen angemessen verstehen zu können (ebd., S. 18). Die Schwierigkeiten hätten zur Folge gehabt, dass sich der postformalistische, semantische Holismus entwickelt habe.

> „Der postformalistische Holismus setzt mit der Erkenntnis ein, dass der *Zusammenhang* von sprachlichen Strukturen mit der Welt und mit Praktiken der Sprachverwendung nur verstanden werden kann, wenn die daran beteiligten Faktoren als *interdependent* verstanden werden. Das aber bedeutet, dass schon die Beziehungen unter sprachlichen Ausdrücken innerhalb der semantischen Struktur, insofern sie für Bedeutung konstitutiv sind, gerade nicht *allein* von diesen innersprachlichen Beziehungen her verstanden werden können. Sprache kann nicht, in einem ersten Schritt, als *autonome*, allein aus sich selbst heraus konstituierte formale Struktur verstanden werden, die dann in einem zweiten Schritt in sprachlichen Praktiken auf die Welt »angewendet« wird. Sprachliche Praktiken sowie die Welt, in der sie sich vollziehen, sind vielmehr immer schon an der Konstitution sprachlicher Strukturen als solcher beteiligt – und zwar in einer Weise, die etwa **mit dem Begriff eines Welt*bezugs* der Sprache bereits verfehlt wird**.“ (ebd., S. 19, Fettdruck von ks)

Den Autoren von *In der Welt der Sprache* beipflichtend möchte ich für den Gang der weiteren Argumentation festhalten: Die Sprache ist das Medium philosophischer Reflexion, jedoch nur ein Element eines komplexen, interdependentenden Zusammenhangs. Möchten wir wissen, was ›Bedeutung‹ meint, was eine Ausdruckseinheit (ein Wort, ein Satz, ein Text) bedeutet, müssen wir den Zusammenhang von Sprache, Denken, Welt und Sozialität reflektieren. Zu beachten ist dabei, dass wir ›Sprache‹ nicht so modellieren, als sei sie *zuerst* eine autonome, formale Struktur (also auch eine zunächst inhaltsfreie, weltfreie, subjektfreie und sozialitätsfreie Struktur), die kraft sprachlicher Handlungen *dann* auf eine Welt, ein Selbst oder andere Menschen bezogen wird. Sprachliche Strukturen hängen mit dem, was wir ›Welt‹ und ›Sprachverwendung‹ nennen, immer schon zusammen. Dieser Zusammenhang ist interdependent. Die ›Teile‹ oder ›Faktoren‹ des Zusammenhangs hängen voneinander ab, sind von gegenseitigen Abhängigkeiten geprägt. Was wir ›Welt‹ nennen und ›sprachliche Praxis‹, ist immer schon konstitutiv an sprachlichen Strukturen beteiligt. Sprache ist immer schon ›welthaltig‹, ›subjekthaltig‹, ›praxishaltig‹, ›gemeinschaftshaltig‹. Interpretieren wir eine sprachliche Ausdruckseinheit (Wort, Satz, Metapher), interpretieren wir sie als Teil jenes interdependenten Zusammenhangs. Möchte man die Bedeutung einer Ausdruckseinheit exakt, genau oder vollständig erfassen, muss man diesen interdependenten Zusammenhang erfassen. Wortbezogen ausgedrückt: Die Bedeutung eines Wortes hängt ab von anderen Wörtern (vom finalen Vokabular eines Menschen) und auch von dem, was wir ›Welt‹ und ›sprachliche Praxis‹ nennen. Aufgrund dieser Einsichten wird fragwürdig, inwiefern man mit einem Kriterium wie ›semantische Unerschöpflichkeit‹ etwas ausdrücken kann, was spezifisch für Metaphern gälte.

Die Sprache, wurde festgestellt, ist immer schon ›welthaltig‹[437]. Was ›Welt‹ meint, ist schwierig zu bestimmen. Teils verwenden wir ›Welt‹, um das ›ganze‹ Leben, den Kosmos, das Universum oder das All (Weltall) zu bezeichnen. Teils verwenden wir ›Welt‹, um Teile dieser ›Ganzheiten‹ zu bezeichnen: Den Planeten ›Erde‹, den Lebensraum des Menschen oder den Lebensraum eines Menschen (›Welt des Kindes‹). Kaum bezweifelt wird, dass zur Welt das gehört, was wir gemeinhin ›Phänomen‹, ›Wahrnehmung‹, ›Werkzeug‹ und ›Ding‹ nennen.

Ausgehend von Aristoteles, über Leibniz und Kant bis in die heutige Zeit seien Philosophen (wenn auch unter abweichenden Erklärungen und Formulierungen) sich weitgehend einig, dass Einzeldinge deskriptiv unerschöpflich seien[438]. Was bedeutet ›Ding‹ normalsprachlich?

[437] Zur ›Wahrnehmungshaltigkeit‹ der Sprache vgl. Bertram et al. 2008 – Sprache, 206–209.
[438] Die folgenden Ausführungen halten sich im Wesentlichen an: Geert Keil: Über die deskriptive Unerschöpflichkeit der Einzeldinge. In: Geert Keil u. Udo Tietz (Hg.): Phänomenologie und Sprachanalyse. Paderborn: Mentis 2005, S. 83–125.

Wir sprechen von ›Dingen, die wir lieber auf später verschieben‹ (und meinen Entscheidungen, Handlungen). Wir sprechen davon, ›dass es Dinge gibt, die wir uns nicht vorstellen wollen‹ (und meinen grausame Handlungen, Unfälle, den Tod). Wir fragen „Was war der Gegenstand des Gesprächs, der Verhandlung, des Textes?“ (und meinen verwickelte Themen). Wir bezeichnen Planeten, Bänke, Bäume und Bücher als Gegenstände. Wir bezeichnen als Wissenschaftler gewohnheitsmäßig Zahlen als ›Gegenstände‹ der Mathematik, Krankheiten als ›Gegenstände‹ der Medizin, Gesellschaften als ›Gegenstände‹ der Soziologie, die Wahrheit als ›Gegenstand‹ der Philosophie. In Beobachtung des Sprachgebrauchs dürfte es kaum etwas geben, von dem nicht diese oder jene Sprechergemeinschaft bereit ist, es mit der Bezeichnung ›Ding‹, ›Gegenstand‹ oder ›Objekt‹ zu bezeichnen[439].

Gesetzt, zur Bedeutung von ›Feuerzeug‹ zählt die Menge aller konkreten Einzeldinge, die wir ›Feuerzeug‹ nennen. Gesetzt sei damit nicht die Behauptung, dass die Bedeutung eines Wortes ein (reales) Ding ist oder eine Klasse von (realen) Dingen, die wir Feuerzeug nennen. Gesetzt sei, das am Erlernen wie am Gebrauch des Wortes ›Feuerzeug‹ diejenigen (auf vielfache Weise wahrnehmbaren, welthaltigen) Dinge notwendig beteiligt waren, mit denen wir Kerzen, Kamine und Öfen anzünden.

Ein herkömmliches Feuerzeug ist beispielsweise 5 cm hoch, 3 cm breit, 1 cm tief (Dimensionen 1–3). Es ist anteilig blau, silber, weiß, es besteht überwiegend aus Chromstahl. Es trägt die Aufschrift ›Rauchen kann tödlich sein‹. Es hat einen Zündmechanismus. Dieser besteht aus einem Feuerstein, einem Hebel, einem Ventil. Der Feuerstein ist matt-schwarz. Es gibt ein gusseisernes Rädchen, das eine geriffelte Oberfläche hat. Diese ist matt-grau und rau. Genauer betrachtet ist das Feuerzeug nicht exakt 5 x 3 x 1 cm, sondern Länge, Breite und Höhe variieren je nach Messpunkt und Messgerät. Messen wir mit einer Schieblehre an drei Messpunkten die Länge, werden wir etwa zu den Ergebnissen 5,1 cm, 5,0 cm, 5,2 cm kommen. Messen wir mit einer Messschraube, werden wir vielleicht 5,13 cm, 5,23 cm und schließlich 5,04 cm messen. Das Feuerzeug ist kein geometrisch perfekter Quader, wie es die einfache Angabe 5 x 3 x 1 cm suggeriert. Je genauer unsere Messinstrumente sind und je mehr Messpunkte wir ansetzen, desto genauere Messdaten bekommen wir über die Form des materiellen Einzeldings ›Feuerzeug‹. Da mechanische Messinstrumente selbst eine Auflagefläche aufweisen, mit der sie Kontakt zum gemessenen Gegenstand herstellen, ist die Höchstzahl der Messpunkte bei einem Gegenstand von 3 cm Breite schnell erreicht. Nehmen wir an, mit einer Schieblehre vermögen wir

[439] Verwendet werden ›Objekt‹ und ›Gegenstand‹ im Folgenden als Synonyme von ›Ding‹. Sicherlich finden sich Ausnahmen, wie etwa die, dass wir nicht fragen, was ›das Ding des Gesprächs oder Textes ist‹, dass wir nicht sagen, ›Zahl‹ sei ein Ding der Mathematik.

25 Messpunkte auf 3 cm zu setzen und mit einer Messschraube 100. Die Strecke von 3 cm wird so in 25 bzw. 100 Teile eingeteilt und wir dürfen erwarten, dass wir eine hohe Anzahl von numerisch unterschiedlichen Messdaten haben. Statistisch gesprochen: Die Messergebnisse streuen sich.

Messen wir mit mechanischen Messinstrumenten, ist die Grenze der möglichen Mess- und Beschreibungsgenauigkeit schnell erreicht. Die Messgenauigkeit wird erhöht, werden optische Messgeräte verwendet, die auf Licht- oder Elektronenmikroskopie basieren. Messen wir die Länge eines Feuerzeugs mit einem solchen Gerät, steigt die Messgenauigkeit an, trotzdem bleibt sie begrenzt, da auch Licht- und Elektronenmikroskope eine *begrenzte Auflösung* haben. Der Ausdruck ›Länge‹ ist traditionell eine Bezeichnung für die räumliche Ausdehnung in einer Dimension (eine Länge ist eine Strecke). Bereits dann, wenn wir uns auf die Frage konzentrieren, welche Länge ein alltäglicher, konkreter Gegenstand hat, zeigt sich unter entsprechenden Erkenntnisvoraussetzungen das Problem der *deskriptiven Unerschöpflichkeit der Einzeldinge*. Eine dieser Erkenntnisvoraussetzungen ist, dass man, wie bei Wissenschaftlern üblich, eine Frage *vollständig* und *exakt* zu beantworten sucht. Wie lang ist das Feuerzeug genau? Je nach Auflösungsvermögen des Messinstrumentes bekommen wir tausende von Längendaten, nicht *eine* Länge. Genaugenommen ist es falsch oder zumindest ungenau, wenn wir sagen: „Diesem Feuerzeug kommt die Eigenschaft zu, dass es 5 cm lang ist." Entsprechend können wir bei der Beobachtung und Messung der Dimension ›Länge‹ nicht davon sprechen, dass *ein* konkreter Einzelgegenstand *eine* Eigenschaft genannt ›Länge‹ hat, sondern sehr viele. Fraglich ist, ob abzählbar viele oder unendlich viele. Die Richtung, in der wir die Antwort suchen werden, hängt davon ab, welche Schlüsse wir daraus ziehen, dass alle unsere Messinstrumente eine begrenzte Auflösung haben[440].

In der nicht-formalen, sprachlichen Ausdruckweise der Naturwissenschaften werden Eigenschaften zugeschrieben, indem Aussagesätze formuliert und behauptet werden. „Das Feuerzeug ist 5 cm lang.", „Das Feuerzeug ist grün.", „Das Feuerzeug ist 25 g schwer." Ist die Zusprechung und Behauptung einer Einzelaussage eine Beschreibung? „[…] Aussagen sind gewissermaßen *nuclei*, aus denen Beschreibungen bzw. Erzählungen werden (können)."[441] Sprechen wir einem Ding mit *einem* Aussagesatz *eine* Eigenschaft zu, nennen wir diese Handlung kaum ›Beschreibung‹. Sobald mehrere Aussagen zwecks Charakterisierung eines Dings

[440] Was über die Länge eines konkreten Einzelgegenstandes gesagt wird, gilt ebenso für dessen Breite und Höhe. ›Länge‹, ›Breite‹ und ›Höhe‹, die üblichen Bezeichnungen für die drei Dimensionen (innerhalb der überholten Newton'schen Mechanik), sind abhängig von der Setzung eines Bezugspunkts. Geometrisch handelt es sich um Streckenmessungen.

[441] Peter Klotz: Beschreiben. Grundzüge einer Deskriptologie. Berlin: Schmidt 2013, S. 22.

aneinandergereiht werden, ist es üblich, diese Handlung ›beschreiben‹ zu nennen und das Handlungsprodukt ›Beschreibung‹. In anderen Kontexten, beispielsweise innerhalb eines Romans, neigen viele Sprecher dazu, eine Akkumulation von Aussagen als ›Erzählung‹ zu klassifizieren. Klotz differenziert (ebd., S. 13) zwischen ›Narration‹, ›Deskription‹, ›Argumentation‹, ›Appell‹, ›Normierung‹ und ›Deklaration‹, denen er als Formen des Sprachgebrauchs eine interne Verschränkung zuspricht. Die Definition von ›Beschreibung‹ bzw. ›Deskription‹ fasst er weit:

> „*Deskriptivität* – kein schönes, aber an dieser Stelle notwendiges Wort – meint all die Zuschreibungen, die über reines Benennen hinausgehen. Deskriptivität gehört zum informativen Kern fast allen sprachlichen Handelns, ist informative ‚Ausstattung'. Versuchsanordnungen und -verläufe, Bau-Sollbeschreibungen und ähnliche kommunikative Aufgaben teilen mit kunstwissenschaftlichen Beschreibungen den Werkzeugcharakter, aber auch nicht iterative, sondern einmalige Beschreibungen von naturhaften und sozialen Einzelereignissen haben diese heuristische Funktion." (ebd., S. 10)

Wie viele beschreibbare Eigenschaften also hat ein konkretes Einzelding wie ein Feuerzeug? Endlich oder unendlich viele? Zu fragen ist:

- Wie viele Eigenschaften hat ein Ding ›von Natur aus‹? Ist diese Frage sinnvoll?
- Wollen wir ein Ding, dessen Eigenschaften, *vollständig* messen, erkennen wir rasch, dass der Anspruch auf Vollständigkeit nicht einlösbar ist aufgrund der ›Auflösung‹ des Messinstrumentes. Welche Konsequenzen hat diese Erkenntnis?
- Hat ein Ding wie ein Feuerzeug endlich viele Eigenschaften oder unendlich viele Eigenschaften? Ist diese Frage sinnvoll?
- Ist die Menge der Eigenschaften, die ein Ding haben kann, davon abhängig, wie viele Eigenschaften wir ihm (in Form von Beschreibungen) zukommen lassen können?
- Ist die Frage nach der unendlichen Zahl der Eigenschaften damit abzupassen, wie viele Prädikatsausdrücke es gibt?

> „Ich behaupte also, daß die Anzahl der Prädikatausdrücke einer Sprache für die Unerschöpflichkeitsthese, wie sie hier verstanden wird, irrelevant ist. Der Einwand aus der endlichen Zahl der Prädikate ist deshalb hinfällig. Schon das Beispiel des dicht mit Eigenschaften besetzten Stuhles [oder Feuerzeugs, ks] sollte dies deutlich gemacht haben. Die dichte Besetzung mit Eigenschaften beruht ja nicht auf Annahmen über die Zahl der generellen Terme einer Sprache oder der Universalien einer Ontologie. Dicht angeordnet und schon deshalb nicht zählbar sind die Eigenschaftsinstanzen. Dies gilt sowohl für das synchrone Besetztsein mit Eigenschaften wie für deren diachronen Wechsel. Der Tisch ist an jeder noch so kleinen Raum- und Zeitstelle auf irgendeine Weise beschaffen, und insofern der Tisch kontinuierlich teilbar ist und jeder seiner Teile möglicherweise anders beschaffen ist, verlaufen auch die Eigenschaften oder physikalischen Größen räumlich und zeitlich kontinuierlich ineinander. Diese Kontinuität kann durch das Zuschreiben diskreter Eigenschaften verdeckt, nicht aber aufgehoben werden."[442]

[442] Keil 2005 – Einzeldinge, S. 98.

Längere Zeit wurde diskutiert, inwiefern Metaphern paraphrasierbar sind. ›Paraphrase‹ meint unterminologisch: Umschreibung einer Ausdruckseinheit mit anderen Ausdruckseinheiten[443]. Die Frage „Sind Metaphern paraphrasierbar?“ ist den Fragen ähnlich: „Können wir eine bestimmte Metapher mittels anderer Ausdrücke angemessen beschreiben?“, „Können wir eine bestimmte Metapher durch andere Ausdrücke ersetzen?“ Blacks Verneinung wurde von vielen Autoren auf unterschiedliche Weise bestätigt und übernommen: Metaphern könnten nicht paraphrasiert werden. „Black sowie Davidson stimmen überein, dass Metaphern unparaphrasierbar sind. Was für eine Art der Paraphrase gemeint ist, bleibt jedoch im Dunkel.“[444] Davidson bestätigt die These, dass Metaphern unparaphrasierbar sind, wendet sich jedoch gegen Blacks Vorstellung eines ›kognitiven Gehalts‹ der Metapher. Nach seinem Dafürhalten sind Metaphern semantisch unerschöpflich, weil vieles von dem, was sie zu Bewusstsein bringen, *nicht propositional* ist.

> „It should make us suspect the theory that it is so hard to decide, even in the case of the simplest metaphors, exactly what the content is supposed to be. The reason it is often so hard to decide is, I think, that we imagine there is a content to be captured when all the while we are in fact focusing on what the metaphor makes us notice. If what the metaphor makes us notice were finite in scope and propositional in nature, this would not in itself make trouble; we would simply project the content the metaphor brought to mind onto the metaphor. But in fact there is no limit to what a metaphor calls to our attention, and much of what we are caused to notice is not propositional in character. When we try to say what a metaphor ‘means,’ we soon realize there is no end to what we want to mention.”[445]

Eine Seite weiter in einer Fußnote fügt Davidson hinzu:

> „I hold that the endless character of what we call the paraphrase of a metaphor springs from the fact that it attempts to spell out what the metaphor makes us notice, and to this there is no clear end. I would say the same for any use of language.” (ebd., S. 47)

Ich interpretiere: Fragen wir nach der Bedeutung einer Metapher, finden wir kein Ende. Warum? Metaphern ›rufen etwas in unsere Aufmerksamkeit‹, sie ›veranlassen, dass wir von etwas Notiz nehmen‹, dass wir etwas bemerken. Dieses ›etwas‹ ist laut Davidson nicht propositional. Ich möchte vermuten: Die Gedanken, die Interpretationsprozesse, die Gefühle, die Verdutztheit, die Metaphern bei uns meist auslösen, sind Phänomene. Viele dieser ausgelösten

[443] Die Verwendung von ›Paraphrase‹ im Metapherndiskurs ist häufig irritierend. Vom normal-sprachlichen Standpunkt aus ist klar, dass Metaphern ›umschrieben‹ werden können. Die Frage ist vielmehr, ob wir mit dieser Umschreibung *die* Bedeutung treffen oder nicht, von der wir meinen, sie sei *in* der Metapher. Die Frage ist vielmehr, ob wir Metaphern auf wörtliche Bedeutungen zurückführen können. Die Frage ist zuletzt, ob die Umschreibung endlich oder unendlich ist.
[444] Machá 2010 – Metapher, S. 131.
[445] Davidson 1978 – Metaphors, S. 46.

Phänomene haben nicht den Charakter von Deskriptionen oder propositionalen Gebilden[446]. Die Bedeutung von Metaphern ist unerschöpflich, weil der ausgelöste Prozess nicht endlich ist bzw. nicht klar ist, unter welchen Bedingungen wir ihn beenden und gerechtfertigt behaupteten können: Das – und nicht mehr – ist die Bedeutung dieser Metapher. Die Bedeutung von Metaphern ist unerschöpflich, weil die bemerkten Phänomene ihrerseits (wie die Wahrnehmung eines Feuerzeugs) deskriptiv unerschöpflich sind. Man kann mit ›propositionalen Gebilden‹, mit behaupteten Aussagesätzen *kein* erscheinendes Etwas vollständig erfassen. Das, was Metaphern uns bemerken lassen, ist von ›endlosem Charakter‹, hat kein ›klares Ende‹. Diese Einsicht, so Davidson, **gilt für jeden Sprachgebrauch**. Da ich dem zustimme, möchte ich festhalten: Metaphern sind semantisch unerschöpflich, weil sie (wie jede andere sprachliche Ausdruckseinheit) konstitutiv zusammenhängen mit Sprache, Welt, Wahrnehmung, Selbst und Handlung. Zu bestreiten ist, dass sich Metapher in dieser Hinsicht von irgendeiner anderen sprachlichen Ausdruckseinheit unterscheiden. ›semantische Unerschöpflichkeit‹ ist kein Kriterium, das die semantische Eigenart der Metapher spezifisch definiert. Festzuhalten ist: Es gibt keine finale Interpretation keiner Ausdruckseinheit. Zu meinen, die Metapher weise hier eine Besonderheit auf, ist nicht haltbar[447].

7.4. Anfangen: Über das Aufbauen einer Sprachtheorie

Befürworter des postformalistischen, semantischen Holismus versuchen etwas, was zum Scheitern verurteilt ist und dennoch sinnvoll: Soll ›Bedeutung‹ expliziert werden, ist der Zusammenhang von ›Sprache‹, ›Praxis‹, ›Wahrnehmung‹ und ›Selbst‹ als konstitutiv verschränkter zu denken: *Putting it all together again* (S. 19). Holisten nehmen an, dass Funktion und Bedeutung eines Elements nur aus ihrem Zusammenhang heraus verstanden werden können und dass dieser Zusammenhang mehr ist als die Summe seiner Teile: Ein Ganzes.

Dieses Kapitel behauptet, dass der für die Funktion und Bedeutung der Sprache konstitutive Zusammenhang nicht bestimmbar ist. Bestimmen wir ihn dennoch, weil wir diese ›Grenze der Erkenntnis‹ näher verstehen möchten, stellen sich medientheoretische, methodische und erkenntnistheoretische Probleme ein. Einige dieser Probleme sind im Hinblick auf die Modellierung der Erkenntnisfunktion der Metapher herauszuarbeiten.

---

[446] Zur Frage, was Propositionen bzw. propositionale Gebilde charakterisiert vgl. *3.3. Sorgenkinder: Propositionales Wissen* sowie S. 263.
[447] Die Idee zu diesem Kapitel verdanke ich: Mark Phelan: The inadequacy of paraphrase is the dogma of metaphor. In: Pacific philosophical quarterly 91 (2010), Heft 4, S. 481–506.

Im Lemma ›Anfang‹ schlägt Thiel vor, ›Anfang‹ binär einzuteilen in *kosmologischer Anfang* und *methodischer Anfang*[448]. ›kosmologischer Anfang‹ meint: Menschen stellen häufig Fragen wie „Wann hat der Kosmos (das Universum, das All) begonnen, zu sein?“, „Warum hat der Kosmos begonnen, zu sein?“, „Was war vor dem Anfang des Kosmos?“. Strittig ist, ob derartige Fragen überhaupt beantwortbar sind, ob sie nicht unterlassen werden sollten[449]. In die Thematisierung des kosmologischen Anfangs fallen auch alle Fragen nach dem Anfang der individuellen Existenz; möchte ich wissen, wann und warum mein Leben angefangen hat, werde ich auf die Fragen verwiesen, wann und warum *das* Leben angefangen hat.

> „Das Problem des Anfangs in der Wissenschaftstheorie ist Teil des erkenntnistheoretischen Anfangsproblems, das die Erkenntnistheorie vor allem seit dem Beginn der Neuzeit bis in das 20. Jh. hinein beschäftigt hat. Es läßt sich als die Frage formulieren, wo und womit man zur Gewinnung der Begründung von Erkenntnissen (insbesondere in den Wissenschaften) anzufangen habe, um diese Erkenntnisse so sicher und zuverlässig zu machen wie überhaupt möglich.“ (ebd.)

Um Erkenntnis ›so sicher und zuverlässig wie überhaupt möglich zu machen‹ wurden verschiedene Typen von methodischen Anfängen konstruiert. Länger gestritten wurde um die Frage, ob Erkenntnis mit dem Verstand (Rationalismus) oder mit den Sinnen anfängt (Empirismus). Verwendet wurde dabei der Ausdruck ›Quelle der Erkenntnis‹. Rationalisten (wie Descartes) sprechen sich für den Verstand als Quelle der Erkenntnis aus, meist einhergehend mit einer Kritik an der uns täuschenden Sinneserkenntnis. Empiristen (wie Hume) sprechen sich für die Erfahrung als Quelle der Erkenntnis aus, meist einhergehend mit einer Kritik an der Vernachlässigung des Empirischen. In der Frage „Wie fängt Erkenntnis an?“ meint ›anfangen‹ nicht den zeitlichen Anfang (Genese), sondern den methodischen (Geltung).

Seit Kant suchten viele Wissenschaftler, Rationalismus und Empirismus nicht mehr zu trennen. Verstand und Sinne, so die Arbeitshypothese, arbeiten zusammen (Kritizismus, transzendentaler Idealismus). Eine Hierarchisierung der klassischen Erkenntnisquellen ›Verstand‹ und ›Sinne‹ sei unsinnig. Mit dem ›linguistic turn‹ setzte sich die Einsicht durch, dass die Sprache das unhintergehbare Medium der Erkenntnis ist (*4.1. Geschichte: Die erkenntnistheoretische Wende zur Sprache*). Die Einsicht wurde erweitert durch medien- und handlungstheoretische Einsichten, die einer einseitigen Beschreibung der Sprache als Kalkül widersprechen und dem Holismus argumentativ zuarbeiten. Werden heute methodische Anfänge gesetzt, sind die

[448] Vgl. HLW-Seiffert 1989 – Anfang [Lemma v. Christian Thiel].
[449] Kants Einsicht in derartige Fragen markiert eine weithin akzeptierte Erkenntnisgrenze. Die erste Antinomie der Vernunft fragt, ob die Welt einen oder keinen Anfang, ob der Raum endlich oder unendlich ist und kommt zu dem Ergebnis, dass widersprechende Notwendigkeiten sich einstellen. Vgl. Kant 1992 – KrV 2, S. 399–512 [B 433–B 596].

Setzungen sprachlich. Typischerweise werden als ›Quellen der Erkenntnis‹ Axiome gesetzt oder Leitdifferenzen eingeführt. Besonders das Anfangen mit Axiomen bestärkt, wie ich meine, die ›einseitige Tendenz‹ auf das propositionale Wissen (siehe S. 182). Axiome sind Sätze, die als würdig angesehen werden, den methodischen Anfang einer Wissenschaft zu bilden. ›würdig‹ sind sie, da sie als wahr angesehen werden können. Die Reflexion von ›Sprache‹ als Medium und Gegenstand der Erkenntnis führte dazu, dem tendenziell vernachlässigten nicht-propositionalen Wissen erkenntnistheoretisch wieder mehr Gewicht zu verleihen. Dabei geht es nicht, wie Schildknecht formuliert, um Negierung von Rationalitätsstandards, sondern um die Erweiterung des Erkenntnisbegriffs. ›Erweiterung‹ meint ›Wiedererweiterung‹, ›Aufheben der Verengung‹: Das nicht-propositionale Wissen solle in systematisch ernstzunehmender Weise wieder in die erkenntnistheoretischen Standards eingegliedert werden (siehe S. 260). Jede Setzung eines methodischen Anfangs hat zu klären, wie die Sprache als Medium *und* Gegenstand der Erkenntnis angemessen dargestellt werden kann. Problematisch ist insbesondere, dass Wissenschaftler, die einen methodischen Anfang konstruieren, ›immer schon‹ in der Sprache sind[450].

Luhmann, so Reese-Schäfer, hat Zeit seines Lebens in Einleitungen die Klage variiert, dass er nicht alles gleichzeitig sagen kann, dass ihn das Medium ›Schrift‹ zwingt, in ein zerstückeltes Nacheinander von Zeichen zu transformieren, was in seinen Gedanken gleichzeitig und ganz ist[451]. Vorausgesetzt, es gibt ›in Gedanken‹ einen Zusammenhang, der gleichzeitig und ganz ist, ist es für die Darstellbarkeit dieses Zusammenhangs relevant, dass Wissenschaftler zur Darstellung ihrer Gedanken typischerweise die Medien ›Schrift‹ und ›Stimme‹ verwenden. Die Bedingungen dieser Medien formen die Darstellung spezifisch. Sie erzwingen eine Zerstückelung und ein Nacheinander der Elemente. Ob der komplexe, gedankliche Zusammenhang ›Systemtheorie‹, ›Metapherntheorie‹, ›Bedeutungstheorie‹, ›Sprachtheorie‹ oder ›Erkenntnistheorie‹ genannt wird, zu entscheiden und zu begründen hat ein Wissenschaftler, mit welcher Ausdruckseinheit er beginnt.

Die Medien ›Stimme‹ und ›Schrift‹ erlauben es nicht, was wir als gleichzeitigen, interdependenten Zusammenhang ›in Gedanken haben‹, gleichzeitig darzustellen, sondern allein nachzeitig: Ein Zeichen, ein Wort, ein Satz nach dem anderen. Was der postformalistische,

[450] Zum Problem des methodischen Neufangs vgl. Wilhelm Kamlah u. Paul Lorenzen: Logische Propädeutik. Vorschule des vernünftigen Redens. 2., verb. u. erw. Aufl. Mannheim; Wien; Zürich: Bibliogr. Inst. 1973 (B.I.-Hochschultaschenbücher, 227), S. 15–27.
[451] Walter Reese-Schäfer: Niklas Luhmann zur Einführung. 6., überarb. Aufl. Hamburg: Junius 2011 (Zur Einführung, 396), S. 5.

semantische Holismus modelliert, kann nicht wie ein Bild vor Augen gebracht werden, das man in der Wahrnehmung als Ganzes erfasst.

> „Es kommt mir dabei darauf an, ein falsches Bild dieses Ganzen zu kritisieren, das sich fast überall einstellt, wo von holistischen Strukturen die Rede ist. Die Rede von einem Ganzen legt leicht eine Außenperspektive auf dieses Ganze nahe, die eine plausible Analyse von vornherein verstellt. Freilich ist der philosophische Holismus ein zu weites Feld, um den von den Herausgebern in ihrer Einleitung skizzierten »Zug zum Ganzen« in einem Zug zu betrachten. […] Der paradoxe Titel meines Versuchs nimmt das Ergebnis vorweg: Der für Überzeugungen und Bedeutungen konstitutive Verweisungszusammenhang darf nicht als ein bestimmbares Ganzes verstanden werden."[452]

Gesetzt, der holistische Anspruch ›putting it all together again‹ wird trotz antizipierten Scheiterns als sinnvoll erachtet und soll realisiert werden. Angenommen (da wir Sprache als geeignetes Zugangsmedium zu philosophischen Problemen erachten, da Philosophen typischerweise sprechen und schreiben), entscheiden wir uns, das ›unbestimmbare Ganze‹ zu bestimmen, indem wir die faktisch gegebenen Ausdruckseinheiten, die mit ›Sprache‹ zusammenhängen, sammeln und semantisch klären: Alle Begriffswörter, die wir in sprachwissenschaftlichen Lexika vorfinden, sind mehr oder weniger relevant. Keines jedoch ist in einer holistischen Theorie vernachlässigbar. Die Zahl der Elemente des Verweisungszusammenhangs ist relativ hoch. ›relativ hoch‹ meint: Bemessen unserer kognitiven und temporalen Ressourcen. Das ›falsche Bild vom Ganzen‹, das sich fast überall einstellt, wo holistische Strukturen Thema sind, betrifft die Unmöglichkeit, *eine Außenperspektive einzunehmen*, so Seel weiter (ebd.). Eine Bestimmung des Ganzen sei nicht allein unmöglich, weil wir es mit einer unüberschaubaren Anzahl von Ausdruckseinheiten zu tun hätten, die wir nacheinander realisieren müssten. Wir können die Ganzheit, die wir untersuchen und darstellen möchten, nicht ›vor uns bringen‹. ›nicht vor uns bringen können‹ meint: Das Untersuchte und Darzustellende ist kein Gegenstand (wie ein Bild), das wir aus der Distanz von außen untersuchen und erfassen können. Sprache als Medium der Erkenntnis ist ›immer schon‹: unserer Aufmerksamkeit entzogen, gleichsam hinter unserem Rücken, unhintergehbar. Sprache als Gegenstand ist kompliziert und komplex, sie ändert sich ständig (*4.5. Sprache als Gegenstand der Erkenntnis*). Die Bestimmbarkeit des Ganzen der Sprache ist konstitutiv begrenzt. Entsprechendes gilt für jede andere ›Ganzheit‹, die wir kraft des Mediums ›Sprache‹ zu erkennen suchen.

[452] Martin Seel: Für einen Holismus ohne Ganzes. In: Georg W. Bertram u. Jasper Liptow (Hg.): Holismus in der Philosophie. Ein zentrales Motiv der Gegenwartsphilosophie. Velbrück Wiss. 2002, S. 30.

7.5. Aporie: Die Grammatik der Metapher

Eingangs (*2. Metapher: Einführung, Forschungsstand*) wurde unterschieden zwischen dem abstrakten Begriffswort ›Metapher‹ und den konkreten Metaphern, die in der gesprochenen, geschriebenen und gebärdeten Sprache vorkommen. Diese Vorkommnisse wurden ›Beispiele‹ (›Exempel‹, ›Exemplare‹) genannt. Die Beispiele wurden der Alltagssprache ebenso entnommen wie den Fachsprachen. Die Beispiele wurden mit Mitteln normaler Grammatiken (Schul- oder Oberflächengrammatiken: *grammis 2.0*, *Duden – Grammatik*) klassifiziert und analysiert (*2.1. Grammatik: Einführung der Bedeutung von ›Metapher‹*). Es stellte sich heraus, dass Metaphern vielfältige grammatische Formen haben. Die Reflexion dieser Formen ergab, dass die Formvielfalt mit Oberflächengrammatiken nicht exakt bestimmbar ist. Metaphern bilden faktisch mehr grammatische Formen aus als von den klassifizierenden Begriffswörtern normaler derzeitiger Grammatiken erfasst werden. Zudem spielte sich das Problem des Sprachwandels in den Vordergrund: Sowohl die grammatischen Formen der Metaphern als auch die Metasprachen weisen stetig Innovationen auf.

Dieses Kapitel kritisiert Vorgehensweisen, die sich von den Beispielen mehr oder weniger schnell abwenden oder sich diesen gar nicht erst zuwenden. Diskutiert wird zunächst die Funktion von Beispielen, indem zwischen ›rein theoretischer Metaphernforschung‹ und ›anwendungsbezogener Metaphernforschung‹ unterschieden wird. Bekräftigt wird die Behauptung, dass Beispiele die geeigneten Zugangsmedien zur ›Grammatik der Metapher‹ sind.

Im dritten Teil der Monografie *Kritik des Naturalismus* reflektiert Keil Metapherntheorien. Nach Nennung diskursrelevanter Fragen appliziert er dem Diskurs der Metapher ein grobes und hilfreiches Schema: *Theorielose Anwendung* und *anwendungslose Theorie*.

> „Diejenigen Autoren, die am eindringlichsten auf die konstitutive Rolle von Metaphorik für unser Selbst- und Naturverständnis hinweisen (Nietzsche, Blumenberg, Lakoff und Johnson) oder die die unkontrollierte Metaphernproliferation am schärfsten kritisieren (z.B. Topitsch), haben keine elaborierte Metaphern*theorie* und geben sich mit einem sprachtheoretisch unzureichenden Alltagsverständnis des Metaphorischen zufrieden. Diejenigen Autoren, die eine Metapherntheorie haben, scheinen damit so ausgelastet zu sein, daß sie sich für erkenntnistheoretische und transzendentalhermeneutische Anwendungsfragen wenig interessieren. Infolge dieser Arbeitsteilung zwischen theorieloser Anwendung und anwendungsloser Theorie (ich überzeichne etwas) sind wir gezwungen, den Umweg über die wissenschaftstheoretische Diskussion zu gehen, wo die Metapher meist über die Begriffe der *Analogie* und des *Modells* eingeführt und in diesem Zusammenhang teilweise sprachtheoretisch ambitioniert behandelt wird.“[453]

[453] Geert Keil: Kritik des Naturalismus. Berlin; New York: de Gruyter 1993 (Quellen und Studien zur Philosophie, 34), S. 229–230.

Kein Wissenschaftler untersucht Metaphern ohne theoretische Rückversicherung. Die Überspitzung ist zurücknehmbar, indem statt von ›theorielos‹ und ›anwendungslos‹ von ›theoriearm/theoriereich‹ und ›anwendungsarm/anwendungsreich‹ gesprochen wird.

›theoriearm‹ meint: Jeder Metapherntheoretiker setzt Axiome, wählt Methoden, konstituiert Gegenstände und verfolgt Erkenntnisinteressen (1). Jeder Metapherntheoretiker definiert seinen Wortgebrauch, reflektiert seine Unterscheidungen, Einteilungen, Hyperonyme, Hyponyme und Grundbegriffe (2). Jeder Metapherntheoretiker stellt einen Geltungsanspruch, wenn er etwas behauptet. Die Behauptung muss aufrichtig sein, begründet, für kritische Rückfragen und Falsifikation offen (3). Jeder Metapherntheoretiker ist Teil einer Wissenschaftsgemeinschaft (synchron) und einer Wissenschaftshistorie (diachron). Er hat sich im Diskursganzen zu verorten, seine Theorie mit anderen zu vergleichen (4). Jeder Metapherntheoretiker stellt Fragen, die das Forschungsergebnis präformieren. Er hat zu entscheiden, welche Fragen forschungsrelevant sind. Die Relevanz bemisst sich an der Wahrheit, am Erkenntnisinteresse und am Forschungsstand. Es gibt typischerweise Fragen, die nicht ›übersprungen‹ oder vernachlässigt werden sollten, wie beispielweise die Fragen „Woran erkenne ich eine Metapher?“, „Wie grenze ich sie von Nichtmetaphern ab?“. (5) Je weniger die Annahmen in den Punkten (1) bis (5) reflektiert werden, desto theorieärmer ist eine Metapherntheorie. Je mehr sie reflektiert werden, desto theoriereicher.

›anwendungsarm‹ meint: Platon bestimmte die philosophische Erkenntnis, indem er sie von der praktischen Erkenntnis und der gebietenden Erkenntnis unterschied (*3.2. Platon: Kritische Technik und Epistēmē*). Der Theoretiker schafft oder bearbeitet keine Dinge mit seinen Händen und befiehlt niemandem. Die sokratische Hebammenkunst ist eine kritische, theoretische Kunst, deren Ziel es ist, die ›geistige Geburt‹ einer klaren Erkenntnis zu ermöglichen. Diese ›klare Erkenntnis‹ ist möglich kraft des methodischen Gesprächs und des wahrheitsorientierten Reflektierens. Ein Theoretiker muss nicht empirisch forschen (also konkrete Dinge befragen), um Erkenntnis zu generieren. Beanspruchen Theoretiker, ohne Empirie ›klare Erkenntnisse‹ erlangen zu können, wird von ›reiner‹ Theoriearbeit gesprochen. Typischerweise sind Mathematiker, Logiker und Philosophen Erkenntnissuchende, die rein theoretisch arbeiten. Ob ein Erkenntnissuchender ›rein‹ theoretisch arbeiten kann, hängt von dem ab, was er wissen möchte, vom ›Gegenstand‹. Sind Zahlen, Begriffe oder logische Formen die befragten ›Gegenstände‹, gilt empirische Forschung als nicht notwendig. Behauptet wird regelmäßig, nicht einmal die Erfahrung und die Anschauung seien für rein theoretischen Erkenntnisgewinn notwendig (siehe S. 208). Wissenschaftler, die rein theoretisch arbeiten, verfolgen traditionell keinen anderen Zweck als die Erkenntnis selbst (Erkenntnis als Selbstzweck). Sie suchen die Wahrheit

›zu schauen‹ und nichts außerdem (Wahrheit als Selbstzweck). Rein theoretische Erkenntnisse sind ›unter Ausschluss‹ der empirischen Welt ›geboren worden‹, können aber auf diese angewendet werden. ›anwenden‹ meint: Theoretische Einsichten werden zu einem anderen Zweck verwendet, als dem ›reinen‹ Selbstzweck der wahrheitsorientierten Erkenntnis. Andere Zwecke sind typischerweise: Hochhäuser bauen dank der Erkenntnisse der reinen Mathematik. Raketen bauen dank der Erkenntnisse der theoretischen Physik. Je reiner Theorien sind, desto anwendungsärmer sind sie. Je unreiner (empirisch, anwendungsbezogen) desto anwendungsreicher sind sie. Unstrittig ist, dass jede empirische Forschung Theorie impliziert.

›anwendungsarme Metapherntheorie‹ meint: Metaphern sind sprachliche Phänomene. Diese sprachlichen Phänomene kommen in allen natürlichen Sprachen vor. Jeder Metaphernforscher hat die Wahl, sich mehr oder weniger der ›reinen‹ Theorie oder der ›unreinen‹ Empirie oder Anwendung zuzuwenden. Wer größere Datenmengen (konkrete Metaphern in Schrift, Rede, Gebärdensprache) untersucht, wird weniger Zeit darauf verwenden können, rein theoretisch zu arbeiten. Wer theoriereiche Metaphernforschung betreibt, wird weniger Zeit darauf verwenden können, empirisch zu arbeiten. ›reine Metaphernforschung‹ ist theoriereiche, nichtempirische Metaphernforschung. ›theoriereich‹ meint: Die in den Punkten (1) bis (5) genannten Vermutungen werden viel oder ausschließlich reflektiert. Dabei wird kaum oder gar nicht empirisch geforscht. ›nicht empirisch geforscht‹ meint: Konkrete Metaphern werden nicht in die Forschungsarbeit einbezogen. Die Theorie wird nicht verwendet, um konkrete Metaphern zu erklären oder zu interpretieren. Konkrete Metaphern werden nicht verwendet, um die Theorie zu prüfen.

Gilt es als ausgemacht, dass Metaphern sprachliche Phänomene sind und ›Metapher‹ ein metasprachlicher Fachausdruck ist, kann eine Metapherntheorie auf jeden Sprachgebrauch angewendet werden. Typischerweise meint ›anwendungsbezogene Metaphernforschung‹: Eine bestimmte Theorie (die von Lakoff/Johnson) wird verwendet, um Metaphern im Sprachgebrauch zu identifizieren und interpretieren (Sprachgebrauch der Medizin, der Physik, der Erkenntnistheorie). Die Theorie ist dann ein Mittel der Metaphernidentifikation und der Metapherninterpretation. Weil Metapherntheorien auf jeden Sprachgebrauch angewendet werden können, meint das auch: auf sich selbst. Beansprucht eine Theorie, über jede Metapher angemessene Aussagen zu treffen, sind die theorieinternen Metaphern ebenfalls Gegenstand der Theorie.

Unterschiedlicher Meinung in Bezug auf die Verwendung von Beispielen in theoretischen Texten zu ›Metapher‹ sind Haverkamp und Konersmann. Hierzu ein Zitat, das Konersmann in

einer Rezension der Haverkamp'schen Monografie *Metapher. Die Ästhetik in der Rhetorik* (2007) verfasst hat:

> „Anders freilich als die meisten seiner Zeugen und Gewährsleute vermeidet Haverkamp das Beispiel, und das ist bedenklich. Tatsächlich verfangen die üblichen Vorbehalte gegen das Beispiel, gegen seine Beliebigkeit und seinen fragwürdigen Konkretismus, im Fall der Metapher nicht, im Gegenteil: Angesichts des Benennungswirrwarrs der Rhetoriken und Poetologien, das die überzeugende Unterscheidung zwischen Tropen und Figuren, zwischen Bildern und Emblemen, zwischen Metaphern und Allegorien bis heute blockiert, ist es die Aufgabe des sprechenden Beispiels, die Möglichkeit der Verständigung zu sichern – und sei es auch nur für die Länge eines Aufsatzes. Das beispielgesättigte Ineinandergreifen von Metapherntheorie und Metapherninterpretation, von Haverkamp verächtlich als ‚bloße Anwendungsgeschichte der Metapher' abgetan, ist der Versuch, in einer Situation akuter Abgrenzungs- und Bestimmungsnöte pragmatische Lösungen anzubieten."[454]

Die Meinungen über die Funktion von Beispielen in Metapherntheorien seien unterschiedlich. Vorbehalte beträfen die Beliebigkeit und den fragwürdigen Konkretismus der Beispiele. ›Beliebigkeit‹ meint: Man kann Beispiele nach Gutdünken wählen; es mangelt an Notwendigkeit. ›fragwürdiger Konkretismus‹ meint: Das Denken ist den konkreten Beispielen auf eine zweifelhafte Weise verhaftet; es mangelt an Abstraktionsfähigkeit. Positiv hebt Konersmann zwei Funktionen von Beispielen hervor. Erstens sicherten sie die Verständigung. Zweitens hülfen sie, Abgrenzungs- und Bestimmungsprobleme zu lösen. Darüber hinaus ist geltend zu machen, dass Beispiele in Metapherntheorien zwei weitere Funktionen erfüllen. Beispiele können dazu beitragen, den wissenschaftlichen Wert einer Theorie zu kontrollieren (Funktion 1). Möglichst viele verschiedene Beispiele bilden das vergleichsweise geeignetere Zugangsmedium zum Verständnis dessen, was wir ›Metapher‹ nennen (Funktion 2).

Ein methodologischer Einwand gegen die Ausgrenzung von Beispielen betrifft Verfahren der kritischen Selbstvergewisserung des wissenschaftlichen Vorgehens. Konkrete Metaphern (Einzelfälle, Exemplare, Beispiele) können als Mittel zur Überprüfung der Stimmigkeit von Metapherntheorien dienen. Gängiger wissenschaftlicher Überzeugung zufolge muss eine Theorie die Gegenstände, die in den Gegenstandsbereich der Theorie fallen, erklären können. Ein Prüfungsverfahren, das erfragt, ob und inwieweit dieser Sollanspruch erfüllt ist, besteht darin, eine Theorie auf Exemplare des Gegenstandsbereichs anzuwenden und zu beobachten, in welcher Relation Theorie und Exemplare stehen. Ein Beispiel kann eine Theorie bestätigen oder bewahrheiten (Verifikation). Ein Beispiel kann eine Theorie infrage stellen oder widerlegen (Falsifikation). Werden im Rahmen einer Theorie Allsätze (generelle Sätze) aufgestellt („Alle

[454] Ralf Konersmann: Vor dem Begriff. Anselm Haverkamp teleskopiert die Ästhetik der Metapher. Rez. zu: Anselm Haverkamp: Metapher. Die Ästhetik in der Rhetorik. Bilanz eines exemplarischen Begriffs. München: Fink 2007. In: Süddeutsche Zeitung, 16. Juli 2007.

Metaphern bestehen aus ›focus‹ und ›frame‹., „Alle Metapher übertragen etwas vom Sinnlichen aufs Unsinnliche.“), gilt der Allsatz als falsch, wenn *ein* Exemplar auftritt, das ihm widerspricht. Formulieren wir die These „Alle Schwäne sind weiß.“, genügt *ein* schwarzer Schwan, um diese generelle Aussage zu kippen[455]. Beispiele können eine Theorie infrage stellen, widerlegen oder den Wissenschaftler veranlassen, die Theorie zu modifizieren. Diesem wissenschaftstheoretischen Anspruch gemäß müsste eine allgemeine Vermutung innerhalb einer Metapherntheorie modifiziert oder fallengelassen werden, sobald ein Exemplar ›Metapher‹ auftaucht, das die präferierte Theorie widerlegt. Gewiss ist das ein wissenschaftstheoretischer Anspruch, der kaum konsequent realisiert wird. Ein einzelnes widerspenstiges Beispiel wird einen Wissenschaftler kaum dazu bringen, eine vielversprechende Theorie zu verwerfen, die grosso modo zu stimmen scheint. Auch eine Handvoll widerspenstiger Beispiele lassen Wissenschaftler selten abrücken von Theorien, deren ›Kern‹ sie für im Grunde stimmig halten. Festzuhalten ist: Sehen Metapherntheorien weitgehend oder vollständig davon ab, Beispiele zu untersuchen, laufen sie Gefahr, ein wissenschaftstheoretisches Instrument nicht zu nutzen, das dazu beitragen kann, den wissenschaftlichen Wert der Theorie zu prüfen.

Was meint nun, dass Vorgehensweisen zu kritisieren sind, die sich mehr oder weniger schnell von Beispielen abwenden oder sich diesen gar nicht erst zuwenden im Hinblick auf die Grammatik der Metapher? Inwiefern sind Beispiele das geeignete Zugangsmedium zum Verständnis dessen, was wir ›Metapher‹ nennen?

›sich abwenden‹ meint: Beispiele (konkrete Metaphern) finden wir in der normalen Sprache, den Fachsprachen der Wissenschaften und Philosophie ebenso wie in der Dichtung. Wir finden sie in jeder Sprache, außer in den formalisierten (*5.2. Formalisieren: Die Eliminierung von Metaphern*). Behauptet wurde, dass die normale Sprache erkenntnistheoretisch ›unhintergehbar‹ ist. Faktisch operiert man immer schon in ihr (Medium) und mit ihr auf ein Ziel hin (Mittel), gleich welche Fachsprache oder Poesie man zusätzlich erzeugt oder verwendet. Ist man daran interessiert, eine künstliche (formale, ideale) Sprache zu entwickeln, kann man nicht abstreiten, dass diese Entwicklung bei der normalen Sprache beginnt, von dieser abstrahiert,

[455] Der Satz „Alle Schwäne sind weiß.“ kann selbst dann nicht als wahr gelten, wenn man empirisch geprüft hat, dass alle Schwäne *faktisch* weiß sind. Die erkenntnislogischen Grundprobleme mit empirischen Beweisen und induktiven Schlüssen hat (unter anderem) Popper dargelegt: „Nun wollen wir aber doch nur ein solches System als empirisch anerkennen, das einer *Nachprüfung* durch die ›Erfahrung‹ fähig ist. Diese Überlegung legt den Gedanken nahe, als Abgrenzungskriterium nicht die Verifizierbarkeit, sondern die *Falsifizierbarkeit* des Systems vorzuschlagen; mit anderen Worten: Wir fordern zwar nicht, daß das System auf empirisch-methodischem Wege endgültig positiv ausgezeichnet werden kann, aber wir fordern, daß es die logische Form des Systems ermöglicht, dieses auf dem Wege der methodischen Nachprüfung negativ auszuzeichnen: *Ein empirisch-wissenschaftliches System muß an der Erfahrung scheitern können*.“ Karl Popper: Logik der Forschung. Hrsg. v. Herbert Keuth. 11. durchges. u. erg. Aufl. Tübingen: Mohr Siebeck 2005, S. 17.

diese formalisiert. Das Abwenden von den Beispielen wird mehr oder weniger schnell und konsequent vollzogen, wenn man die Beispiele für Metaphern allein als Ausgangsmaterial ansieht, in dessen ›Tiefen‹ man etwas zu finden und darstellen zu können glaubt, dass ›logische Grammatik‹, ›logische Form‹, ›logische Syntax‹ oder ›Tiefengrammatik‹ genannt wird. Das interessengeleitete Abwenden von Beispielen geht typischerweise mit der Konstruktion von künstlichen Ausdrucksweisen einher (technische, ideale, formale Sprachen). ›nicht zuwenden‹ meint entsprechend, dass man die Beispiele erkenntnistheoretisch als irrelevant klassifiziert und außen vorlässt.

Als widerlegt (mit Hans Julius Schneider) betrachte ich Versuche, die Sprache einseitig nach Art eines Kalküls zu modellieren (*7.2. Phantasie und Kalkül: Die Regeln während des Spiels ändern*). Meinen die Ausdrücke ›logische Grammatik‹, ›logische Form‹, ›logische Syntax‹ oder ›Tiefengrammatik‹ das, was Schneider als ›Kalkülaspekt‹ der Sprache bezeichnet, und vernachlässigen Untersuchungen der Metapher den Phantasieaspekt der Sprache, die Kontingenz der Sprache (*6.4. Kontingenz: Die nützlichere Metapher, das stärkere Kind*) oder die mit normal-grammatischen Mitteln nicht fassbare grammatische Formvielfalt der Metapher (*2.1. Grammatik: Einführung der Bedeutung von ›Metapher‹*), kann die Erkenntnisfunktion der Metapher nicht angemessen herausgearbeitet werden. Entsprechend brauchen wir einen erweiterten Begriff von ›Grammatik‹, der den angesprochenen Erwartungen ebenso gerecht wird wie dem postformalistischen, semantischen Holismus. Fragen wir nach der ›Grammatik‹ der Metapher, kann ›Grammatik‹ nicht allein meinen:

- Eine logische Form, die sich in allen konkreten Metaphern ausprägt.
- Eine logische Grammatik, die allen Metaphern zugrundeliegt.
- Eine Tiefengrammatik (im Sinne Chomskys), die in allen Oberflächenbeispielen zu finden ist.
- Eine syntaktische Struktur, die jeder konkreten Metapher innewohnt.
- Ein (syntaktischer) Mechanismus, der in jeder konkreten Metapher abläuft, der jeder konkreten Metapher vorausgeht oder jeder konkreten Metapher innewohnt.
- Typen kognitiver Schemata, die Typen konkreter, metaphorischer Ausprägungen zugeordnet werden können.

Plausibler ist, von der ›Grammatik der Metapher‹ im Sinne des ›späten‹ Wittgenstein zu sprechen. Dieses Verständnis von Grammatik betrachtet die ›Oberflächengrammatiken‹ als defizitär. Die Defizite dieser Grammatiken sollen aber nicht dadurch getilgt werden, dass man eine ›Tiefengrammatik‹ nach Vorbild eines Kalküls modelliert. Ein solches Verständnis von ›Grammatik der Metapher‹ geht zusammen mit dem postformalistischen, semantischen Holismus. Grammatische Analysen nach Wittgenstein zielen nicht auf Explikation einer formal-logischen Form, sondern auf Explikation der Regeln des Sprachgebrauchs. Dabei ist vor allem die

Differenziertheit im Gebrauch von Ausdruckseinheiten zu untersuchen. Durch Modellierungen, die von konkreten, faktischen Beispielen absehen, wird gerade diese Differenziertheit, die wir in der beobachtbaren Sprache in großen Mengen vorfinden, ungenutzt gelassen. Die gebrauchsdifferenzierenden Regeln lassen sich am ehesten herausarbeiten, wenn man einzelne Beispiele möglichst genau untersucht.

> „Diese Ansicht wird gestützt durch die Theoriefeindlichkeit Wittgensteins, die dem Leser seiner metaphilosophischen Überlegungen bereits bei oberflächlicher Lektüre offenkundig ist. Er spricht sich dort explizit gegen Theorien, Begründungen, Erklärungen und Folgerungen in der Philosophie aus und entwickelt eine Auffassung, derzufolge es die einzige Aufgabe der Philosophie ist, die Mißverständnisse, die allein erst die Ursache und den Ausgangspunkt für philosophische Theorien bilden, durch die genaue Darstellung des jeweiligen Fehlers zu kurieren. Das zu tun ist eine Praxis. Sie besteht darin, anhand von einzelnen Fällen zu zeigen, wie die Sprache tatsächlich funktioniert.“[456]

Kritisch festhalten möchte ich: Die Differenziertheit im Gebrauch von metaphorischen Ausdruckseinheiten bzw. die Komplexität von Metaphern ist nichts Störendes, das es zu beseitigen gilt. Ebenso wenig ist sie Ausdruck einer Unordnung, die formal-logisch oder normal-grammatisch vollständig oder ›in the long run‹ vollständig zu ordnen ist. Metapherntheorien, die das ›Problem der Metapher‹ durch Systematisierung (der Syntax, der Semantik, der Pragmatik) zu lösen suchen, lehren mehr über abgelebte Methoden des Theoretisierens als über die Metapher. Baumann bezeichnete Philosophen der normalen Sprache als ›Baumscheren/Baumbeschneider‹ (›pruners‹), da sie den normalen Sprachgebrauch zu korrigieren suchten. Diese Metapher suggeriert, dass Philosophen der normalen Sprache Teile der normalen Sprache ›abschneiden‹ und somit methodisch ›aus dem Weg räumen‹. Wie ich sie verstehe, ist die Wahl, die normale Sprache als Zugangsmedium zu Erkenntnissen zu wählen, nicht darauf aus, die naturwüchsige Sprache ›zu beschneiden‹, sondern sie beobachtend-analysierend besser zu verstehen. Meint ›besser verstehen‹, dass man zu der Einsicht gelangt, ein Wort nicht mehr oder anders zu gebrauchen, eine Frage nicht mehr zu stellen oder eine neue, ist das kein Beleg für invasive Sprachphilosophie.

[456] Thomas Weiss: Die Gebrauchstheorie der Bedeutung im Big Typescript – eine neue Perspektive auf Wittgenstein. Berlin: Tenea 2005, S. 112.

8. Revision II: Bad questions

Kapitel 8 setzt voraus, dass es Wissen und Nicht-Wissen gibt (Existenzthese). Das gegebene Wissen wurde von Menschen produziert (konstruktivistische These). Das Wissen wird mehr (Fortschrittsthese). Es wird nicht davon ausgegangen, dass kompetent handelnde Menschen ›Marionetten‹, ›Spielzeuge‹ oder ›Effekte‹ einer ›anderen Macht‹ sind: Beobachten wir einen Speerwerfer, wie er bei den Olympischen Spielen den Weltrekord bricht, gehen wir davon aus, dass *dieser* Mensch mehr oder weniger bewusst handelt, nicht ein Puppenspieler, ein böser Gott, die Naturgesetze, ein Homunkulus oder ein einzelnes Hirnareal[457].

›Wissen‹ und ›Erkenntnis‹ werden synonym verwendet. ›Wissen‹ wird favorisiert. Eingeteilt wird ›Wissen‹ wie gewohnt binär:

– ›propositionales Wissen/nicht-propositionales Wissen‹
– ›explizites Wissen/implizites Wissen‹
– ›theoretisches Wissen/praktisches Wissen (Können)‹

Kapitel 8 setzt voraus, dass es in der Erkenntnistheorie die starke, einseitige Tendenz gibt, die Möglichkeit von Wissen an den behaupteten Aussagesatz zu knüpfen; das nicht-propositionale Wissen wird zugunsten des propositionalen zurückgestellt (siehe S. 106). Autoren, die in dieser Arbeit untersucht wurden (Ricœur, Debatin, Schildknecht, Rorty, Davidson, Schneider), teilen diese thematische Selektion nicht: Unterschiedliche Formen des Wissens werden behauptet. Kapitel 8 geht davon aus, dass es sinnvoll ist, den Zusammenhang von ›propositionales Wissen‹ und ›nicht-propositionales Wissen‹ zu bestimmen, ohne die ›zwei Seiten‹ der Unterscheidung zu hierarchisieren. Ziel ist ein pluralistischer Wissensbegriff.

Die Annahme, dass es Wissen, Nicht-Wissen und Wissenszuwachs gibt, suggeriert die Vorstellung einer ›Grenze des Wissens‹, die ›erweitert‹, ›gedehnt‹, ›überschritten‹ werden kann (*8.2. Erkenntnisgrenzen: Alles kann und muss beantwortet werden*). Kapitel 8 beabsichtigt in erster Linie, punkto ›Metapher‹ zur Nichtüberschreitung einiger Grenzen des Wissens anzuhalten. Damit verbunden stellt sich dem Wissenschaftler eine der, wie ich meine, schwierigsten Aufgaben: Dem Drang, schlechte Frage zu stellen, nicht mehr nachzugeben.

[457] Formulierungen wie „Der Instinkt handelt.“, „Der Verstand handelt.“, „Das Über-Ich steuert die Handlung.“ sind problematisch. Vgl. dazu Keil 2003 – Homunkulus-Fehlschluß.

8.1. Erkenntnisziele: Alles kann und muss definiert werden

Lexeme (Wortschatzeinheiten, Einträge in Wörter- und Handbüchern), die prototypisch zur Verfügung stellen, was unter ›Definition‹ verstanden wird, wurden in den letzten zwei Jahrhunderten in wachsendem Maße verfasst. Möchten wir wissen, was ein Wort bedeutet (Wortdefinition), können wir mühelos Antworten recherchieren (Wikipedia, Duden). Mit Definitionen zu arbeiten, meint heute meist: das gezielte Aufsuchen und Auffinden von schriftlich fixierten Wortbedeutungen. Das meint auch: Selten definieren wir selbst. Überwiegend rezipieren und reproduzieren wir Definitionen, indem wir auf die Kompetenz anderer vertrauen, die bereits Antworten auf Definitionsfragen medial konserviert haben.

Schlagen wir ein Begriffswort wie ›Person‹ nach, finden wir es unterschiedlich definiert. Neben aktuellen finden wir veraltete wissenschaftliche Definitionen vor, neben diesen Laiendefinitionen, Alltagsdefinitionen, Arbeitsdefinitionen. Die Erfahrung im Umgang mit verfügbaren Definitionen ist, dass es unterschiedliche Definitionen für *ein* Wort oder *eine* Sache gibt. Von einigen Definitionen sagen wir, dass sie ›zweifelhaft‹, ›kontrovers‹ oder ›falsch‹ sind. Andere bezeichnen wir als ›angemessen‹, ›exakt‹ oder ›richtig‹. „Es ist wichtig, sich zu vergegenwärtigen, daß die Aussage über die Definition von der Definition selbst verschieden ist.“[458]

Uneins zu sein mit anderen Sprechern in Betreff einer Wortbedeutung, ist schlechterdings normal. Die Vielfalt der Definitionen in Nachschlagewerken ist die schriftlich fixierte Variante der Tatsache, dass Menschen Worte ungleich verwenden (feststellende Definition) und verwendet wissen wollen (festsetzende Definition). Kontroversen, die Aussagen über Definitionen motivieren, sind häufig. Dass gezielt und methodisch darauf reflektiert wird, wie eine Definition *sein soll*, ist vergleichsweise selten. Eine Funktion der sokratischen Gesprächsführung ist, Gesprächspartnern durch fortgesetztes Fragen die Selbstverständlichkeit ihrer Wortverwendungen zu nehmen und sie allererst für die Probleme einer geeigneten Definition zu sensibilisieren. Philosophische Fragen („Was ist Gerechtigkeit?“, „Was ist Wahrheit?“) und alltägliche Fragen („Was ist richtig?“, „Was ist gesund?“) sind Definitionsfragen.

In praxi werden vor allem negative Ausdrucksweisen geäußert, die signalisieren, dass eine Definition *nicht ist*, wie sie sein sollte. Eine Definition ist

– zu eng oder weit, zirkulär, widersprüchlich, unvollständig, uneindeutig, unklar, schwammig, vage, ungenau, unangemessen, inkorrekt, fehlerhaft, nicht objektiv, nicht empirisch gesichert, nicht konsensuell, informationslos, unlogisch, unwahr, falsch …

[458] Salmon 1983 – Logic, S. 249.

Aus den Negativaussagen ist herleitbar, wie eine Definition sein sollte:

– nicht zu eng, nicht zu weit, widerspruchsfrei, vollständig, eindeutig, klar, genau, präzise, angemessen, korrekt, fehlerfrei, objektiv, gesichert, informativ, logisch, wahr, verlässlich, vernünftig, brauchbar, einwandfrei, gerecht, ökonomisch …

Indem wir qualifizierende Aussagen über Definitionen äußern, sprechen wir uns gegen bzw. für bestimmte Definitionsziele aus, die ein bestimmtes Erkenntnisinteresse realisieren. Problematisch ist, dass kein Konsens darüber herrscht, wie eine optimale Definition beschaffen sein sollte, was *das* Ziel des Definierens ist.

> „Moreover, the different definitions do not all have the same goal: the boundary commission may aim to achieve precision; the Supreme Court, fairness; the chemist and the lexicographer, accuracy; the debater, clarity; and the mathematician, fecundity. The standards by which definitions are judged are thus liable to vary from case to case."[459]

Umstritten ist, ob eine Hierarchisierung der Definitionsziele sinnvoll ist. Feststellbar ist, dass keines der Definitionsziele derzeit Aussichten hat, von allen Forschern als ultimatives Definitionsziel akzeptiert zu werden. Ich möchte vermuten, dass keines der Definitionsziele je Aussichten hat, von allen Forschern als ultimatives Definitionsziel akzeptiert zu werden.

Viele Dinge und Wörter wurden bereits definiert. Zu vermuten ist, dass die wissenschaftlichen Definitionsabsichten sich tendenziell auf *alles* richten. In dieser Tendenz gibt es keine undefinierbaren Gegenstände, sondern allein *noch nicht* definierte. Das ›noch nicht‹ spricht eine Erwartung aus, die Blumenberg mit dem Problem der Metapher verbindet.

In der Einleitung von *Paradigmen zu einer Metaphorologie* wird das Verb ›definieren‹ fünfmal verwendet. Ausgangspunkt ist eine Beschreibung der cartesischen Philosophie. Hervorgehoben werden zwei Merkmale derselben, Teleologie und Methode, deren Ineinandergreifen einen *Endzustand der Philosophie* potentiell impliziere. Die ersten zwei Verwendungen von ›definieren‹ beantworten die Frage, was ›Endzustand der Philosophie‹ in der Perspektive Descartes' bedeutet.

> „Dieser für unsere Geschichtserfahrung nur noch hypothetische ›Endzustand‹ der Philosophie wäre definiert durch die in den vier Regeln des cartesischen ›Discours de la Méthode‹ angegebenen Kriterien, insbesondere durch die in der ersten Regel geforderte Klarheit und Bestimmtheit aller in Urteilen erfaßten Gegebenheiten. Diesem Ideal voller Vergegenständlichung entspräche die Vollendung der Terminologie, die die Präsenz und Präzision der Gegebenheit in definierten Begriffen auffängt."[460]

[459] SEP 2008 – Definitions [Lemma v. Anil Gupta], S. 2.
[460] Blumenberg 1999 – Paradigmen, S. 7.

Blumenbergs Interpretation geht davon aus, dass Descartes eine ›Vollendung der Terminologie‹ anstrebt, der eine ›volle Vergegenständlichung‹ entspricht. ›volle Vergegenständlichung‹ meint: *Alle* Gegebenheiten werden kraft klarer und deutlicher Urteile gefasst; Urteile mit spezifischen Eigenschaften sind es, die etwas vergegenständlichen. ›Vollendung der Terminologie‹ meint: Die Urteile, die kraft ihrer Klarheit und Deutlichkeit das Gegebene erfassen, werden vollständig ›aufgefangen‹ in definierten Begriffen, die Teil einer Terminologie sind. Reformuliert: Wenn wir Begriffswörter so definieren, dass sie die Präsenz und Präzision aller Gegebenheiten im Medium ›Sprache‹ auffangen, dann leben wir zuletzt in einer final definierten Welt, in der die Philosophie sich selbst überflüssig gemacht hat, da ihr Werk vollendet ist. Hervorzuheben ist, dass Blumenberg das Erfassen von Gegebenheiten in klaren und deutlichen Urteilen als ›Vergegenständlichung‹ bezeichnet. Problematisch ist, was ›Gegebenheiten in Urteilen erfassen‹ (Schritt 1) und ›Gegebenheiten in einer Terminologie auffangen‹ (Schritt 2) meinen. Sind die sprachlichen Ausdruckseinheiten ›kleine Container‹ für außersprachliche Inhalte? Wird hier eine Darstellungs- oder Repräsentationstheorie, wird hier ein ›Transportmodell der Sprache‹ behauptet[461]?

Die letzten beiden Verwendungen von ›definieren‹ in Blumenbergs Einleitung stellen den Zusammenhang zwischen ›Begriff‹, ›Definition‹ und ›Metapher‹ her. Die Annahme der ›logischen Überholbarkeit alles Metaphorischen durch Begriffe‹ liege begründet in Definitionsidealen, die auf einem hinfälligen Verhältnis von ›Logos‹ und ›Sprache‹, von ›Kosmos‹ und ›Welt‹ beruhten.

> „In diesem Endzustand wäre die philosophische Sprache rein ‚begrifflich' im strengen Sinn; alles *kann* definiert werden, also *muß* auch alles definiert werden, es gibt nichts logisch ‚Vorläufiges' mehr, so wie es die *morale provisoire* nicht mehr gibt. Alle Formen *übertragener* Redeweise im weitesten Sinne erwiesen sich von hier aus als vorläufig und logisch überholbar; sie hätten nur funktionale Übergangsbedeutungsbedeutung, in ihnen eilte der menschliche Geist seinem verantwortlichen Vollzug voraus, sie wären Ausdruck jener *précipation*, die Descartes gleichfalls in der ersten Regel zu vermeiden gebietet."[462]

Alle Metaphern erwiesen sich als logisch überholbar. ›logisch überholbar‹ meint: Die, wie Blumenberg formuliert, ›vorauseilenden‹ Metaphern können sprachlich ›eingeholt‹ und ›überholt‹ werden. ›sprachlich einholen‹ meint: Sie werden zu Begriffen transformiert (verbegrifflicht, Prozess). ›sprachlich überholen‹ meint: Die Mängel, die Metaphern haben, werden durch die Wohldefiniertheit der Begriffe getilgt.

---

[461] Die dritte Verwendung von ›definieren‹ leitet Blumenbergs Zitation der cartesischen Definitionen von Klarheit und Bestimmtheit ein. Ich vernachlässige sie.
[462] Blumenberg 1999 – Paradigmen, S. 7.

Laut Blumenberg ist eine ›rein‹ begriffliche Sprache nicht zu haben, weil es absolute Metaphern gibt, deren ›Wahrheit‹ eine pragmatische ist. Absolute Metaphern strukturierten eine Welt und repräsentierten das nie erfahrbare Ganze der Realität. Die absolute Metapher springe in eine Lücke und Leerstelle ein, die nicht erfüllbar sei durch Begreifen (Handlung) und Begriffe (Handlungsprodukt)[463]. Das Argument ist: Es kann nicht alles definiert werden, weil das Ganze der Realität nicht auf den Begriff gebracht werden kann. Absolute Metaphern könnten nicht definiert werden, weil sie dieses Ganze repräsentierten, aber auch strukturierten (›Welt‹ als Ganzheit). Gegen die These „Alles kann definiert werden." sind folgende Einwände geltend zu machen:

- Da die Ausdrücke ›alles‹ und ›alle Gegebenheiten‹ auch das umfassen, was ›nicht-propositionales Wissen‹ genannt wird, ist gegen die These „Alles kann definiert werden." einzuwenden, dass nicht-propositionales Wissen nicht ›vergegenständlicht‹ werden kann (*6.3. Dilemma: Metaphern und nicht-propositionales Wissen*). Dass nicht-propositionales Wissen sich nicht vergegenständlichen lässt, meint: Es zeigt sich uns auf eine Art und Weise, die wir mit propositional-strukturierten Aussagesätze nicht angemessen ›auffangen‹, ›repräsentieren‹ und kommunizieren können.
- Ebenso kann das so genannte ›implizite Wissen‹ nicht vergegenständlicht werden: Die tacit-dimension zeigt sich auf eine Art und Weise, die uns zu der Erkenntnis führt, dass wir nicht sagen können, was wir wissen, zumindest nicht exakt und vollständig (*3.5. Ausdrucksprobleme: Implizites Wissen, 6.2. Evokation: Metaphern und implizites Wissen*).
- Gegen die These „Alles kann definiert werden." ist sprachtheoretisch einzuwenden, dass sich die Sprache als Medium nicht vollständig vergegenständlichen lässt. Das Medium ›Sprache‹ ist wie eine ›reine Mechanik‹, ist ein nicht-intentionaler Prozess, ein Vollzug wie das bewusstlose Schwimmen eines Fischs im Wasser (*4.4. Sprache als Medium der Erkenntnis*). Die Untersuchung der Sprache als Medium führt uns zu der Erkenntnis, dass die Definition des Begriffswortes ›Sprache‹ immer nur bestimmte Aspekte der Sprache verbegrifflichen kann. ›bestimmte Aspekte‹ meint etwa: Die Sprache als Zeichensystem, die Sprache als Kalkül … (*4.3. X ist Y: Die theoretische Versprachlichung der Sprache*). Was nicht verbegrifflicht werden kann sind der ›Phantasieaspekt der Sprache‹ (*7.2. Phantasie und Kalkül: Die Regeln während des Spiels ändern*), die Zufälligkeit des Sprachgeschehen (*6.4. Kontingenz: Die nützlichere Metapher, das stärkere Kind*), die Kompliziertheit und Komplexität der Sprache sowie der Sprachwandel (*4.5. Sprache als Gegenstand der Erkenntnis*).
- Gegen die These „Alles kann definiert werden." ist definitionstheoretisch einzuwenden, dass nicht-wahrheitsfähige, festsetzende Definitionen (siehe S. 27) wohl niemals die Zustimmung aller erfahren (Konsenstheorie), sondern bezweifelt und modifiziert werden. Finale Definitionen, die mit einer final-definierten Welt einhergehen, sind unplausibel.

Mit der Behauptung, die Teleologie des Definierens a là Descartes wäre aufgrund unserer Geschichtserfahrung als unmöglich verworfen worden, greift Blumenberg zu weit. Descartes, der die Philosophie von seinem Erkenntnisideal her in einer unfertigen, defizitären Gestalt wahrnahm, verordnete eine Methode, die geprägt ist von seinem Faible für mathematische Natur-

[463] Rolf 2005 – Metapher, S. 245.

wissenschaft. Wissenschaftliche Forschungsprogramme, die sich maßgeblich an der Mathematik orientieren und dabei auf eine (mathematische, naturwissenschaftliche) Definition aller möglichen Gegebenheiten zielen, gibt es nach wie vor. Der ›Traum‹ von der ›Wohldefiniertheit der Welt‹, der ›großen vereinheitlichten Theorie‹ ist nicht ausgeträumt. Exemplarisch führe ich Hawking an, der nicht den mindesten Zweifel an der Vorherrschaft der logisch-mathematischen Naturwissenschaften hat:

> „Wie können wir die Welt verstehen, in der wir leben? Wie verhält sich das Universum? Was ist das Wesen der Wirklichkeit? Woher kommt das alles? Braucht das Universum einen Schöpfer? Die meisten von uns verbringen nicht übermäßig viel Zeit mit diesen Fragen, doch fast alle machen wir uns hin und wieder darüber Gedanken. Traditionell sind das Fragen für die Philosophie, doch die Philosophie ist tot. Sie hat mit den neueren Entwicklungen in der Naturwissenschaft, vor allem in der Physik, nicht Schritt gehalten. Jetzt sind es die Naturwissenschaftler, die mit ihren Entdeckungen die Suche nach Erkenntnis voranbringen.“[464]

Hawking treibt den Physikalismus und Szientismus so weit, dass der Endzustand der Philosophie (ihr unrühmlicher Tod) bereits erreicht ist. Damit wiederholt er eine überzogene, selbstwidersprüchliche These:

> „Es ist wie mit der Philosophie überhaupt, deren Ende in jedem Jahrzehnt mindestens einmal von Möchte-gern-Bestsellern verkündet wird: Natürlich können wir jederzeit damit aufhören, aber wenn Gründe für jenes Enden vorgebracht werden, wurde schon wieder philosophiert. *So* also werden wir die Metaphysik nicht los: Selbst die These des Naturalismus, dass die Physik die Erste Philosophie sei, fällt nicht *in* die Physik […].“[465]

Wissenschaftler (wie Hawking) irren, wenn sie ein *vollständig definiertes* Universum letztlich als durchaus erreichbares Erkenntnisziel ansehen. Der Irrtum beruht darauf, dass sie die erkenntnistheoretischen Probleme und ›Grenzen‹ verkennen, die sich mit den Einsichten in die Sprache als Medium *und* Gegenstand der Erkenntnis sowie mit der Einsicht in das nicht-propositionale Wissen einstellen[466]. Descartes abwegige ›Vollendung der Philosophie‹ findet mit Hawkings Überhöhung der ›great unified theory‹ einen nicht minder abwegigen, zeitgemäßen Nachfolger. Kritisch festzuhalten ist: Wenn ›vollendete Terminologie‹ meint ›Erzeugung einer idealen (auch: rein formalen) Sprache‹, so ist einzuwenden, dass diese niemals vollständig ›frei‹

---

[464] Stephen Hawking u. Leonard Mlodinow: Der große Entwurf. Eine neue Erklärung des Universums. Deutsch v. Hainer Kober. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2010, S. 11.
[465] Herbert Schnädelbach: Nietzsche und die Metaphysik des 20. Jahrhunderts. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 49 (2001), Heft 1, S. 5. Dass die formale Axiomatik im Allgemeinen überschätzt wird, behauptet Stekeler-Weithofer. Vgl. Pirmin Stekeler-Weithofer: Formen der Anschauung. Eine Philosophie der Mathematik. Berlin; New York: de Gruyter 2008, insbesondere S. 7, 29, 38.
[466] Auch von mathematischer lassen sich tragfähige Einwände vorbringen: Nicht alles ist berechenbar. Vgl. SEP – Computability and Complexity [Lemma, v. Neil Immerman]. URL: https://plato.stanford.edu/cgi-bin/encyclopedia/archinfo.cgi?entry=computability, zul. gepr. 25.12.2019.

von der normalen Sprache und Metaphern ist. Formale Sprachen werden erzeugt durch Formalisierung. Die Formalisierung eliminiert die normale Sprache und Erkenntnisnotwendigkeit des nicht-propositionalen Wissens nicht. Wissenschaftler, die auf die Erkenntnisleistung von formalisierten, idealisierten Sprachen vertrauen, sind vor und nach der Konstruktion von formalen, erklärenden, beweisenden Sprachen auf die normale Sprache angewiesen. Zur normalen Sprache gehören Metaphern (*5.2. Formalisieren: Die Eliminierung von Metaphern*).

8.2. Erkenntnisgrenzen: Alles kann und muss beantwortet werden

Der geometrische Körper ›Kugel‹ hat einen Mittelpunkt, einen Radius, einen Umfang, eine Oberfläche und einen Inhalt. Alle Punkte auf der Oberfläche haben den gleichen, festen Abstand zum Mittelpunkt. Die Oberfläche der Kugel ist geschlossen, ihre Krümmung konstant. Schließen wir die Augen und stellen wir uns eine Kugel vor, ›sehen‹ wir eine relativ starre, relativ kleine dreidimensionale Form. Sind unsere Augen geöffnet und bezeichnen wir eine Materieansammlung als Kugel (Eiskugel, Erdkugel), sehen wir einen Gegenstand, der Kugelform hat. Die fiktiv vorgestellte wie die faktisch gesehene Kugel haben ein Innen und ein Außen. Die Oberfläche bildet die Grenze zwischen Innen und Außen. Die räumliche Ausdehnung des Kugelinneren (Rauminhalt) ist berechenbar. Die räumliche Ausdehnung des Kugeläußeren ist unberechenbar, solange wir keinen weiteren geometrischen Körper annehmen, der die Kugel begrenzt und einschließt.

Wir können uns vorstellen, wie der Radius einer Kugel schrittweise verkleinert wird und sich dem Wert 0 annähert. Ein unendlich kleines Etwas, das keine Ausdehnung hat und keine Teile, nannte Euklid ›Punkt‹[467]. Wir können uns ebenso vorstellen, wie der Radius einer Kugel schrittweise vergrößert wird. Da es keine größte Zahl gibt, kann die Kugel unendlich vergrößert werden. Im Gedanken *Transition* (dt. *Übergang von der Erkenntnis des Menschen zu der Gottes*) schreibt Pascal über die ›unendliche Kugel‹.

[467] Die moderne Mathematik definiert ›Punkt‹ nicht. Sie legt den Begriffsinhalt von ›Punkt‹ axiomatisch fest. „**Punkt**, Grundbegriff der Geometrie, dessen Inhalt durch die ↑Axiome der Geometrie festgelegt wird. Da es sich um einen Grundbegriff handelt, ist die Definition des Begriffes ‚Punkt' nicht möglich, obwohl lange versucht wurde, schlüssige Definitionen dafür anzugeben. So gab Euklid in seinen ‚Elementen' die folgende Definition an: *Ein Punkt ist, was keine Teile hat* [σημεῖόν ἐστιν, οὗ μέρος οὐθέν, sēmeion estin, hou meros outhen; ks]." LdM-Spektrum [4]2003 – Punkt [Lemma]. Euklids *Stoicheia* werden zitiert nach Euklid: Euklides elementa [Στοιχεῖα]. Edidit et latine interpretatus est I. L. Heiberg. Uol. I. Libros I–IV continens. Lipsiae: Teubner 1883. In: Ders.: Euclidis opera omnia. Ediderunt I. L. Heiberg et H. Menge. Lipsiae: Teubner 1883–1916 (Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana), S. 2. Die Transliteration des griechischen Alphabets ist geregelt auf S. 98.

„Die ganze sichtbare Welt ist nur ein unscheinbarer Strich im weiten Kreis der Natur. Keine Idee reicht an sie heran, wir können unsere Gedankenbilder [conceptions] noch so sehr über die vorstellbaren Räume [des espaces imaginables] hinaus ausweiten, wir bringen doch nur Atome im Vergleich zu den wirklichen Dingen hervor. Es ist eine unendliche Kugel, deren Mittelpunkt überall und deren Peripherie nirgendwo ist. Schließlich ist es der fühlbarste Wesenszug der Allmacht Gottes, daß unsere Phantasie bei diesem Gedanken den Boden verliert [que notre imagination se perde dans cette penseé].“[468]

Die Ausdrücke ›ausdehnungsloses Etwas‹, ›teilloses Etwas‹ und ›unendliche Kugel‹ exemplifizieren Grenzen unserer Vorstellungskraft. Dass diese beim Auslegen jener Ausdrücke ›den Boden verliert‹, scheint offensichtlich. Was meinen ›Grenze‹ und ›den Boden verlieren‹ in diesem Kontext?

Wird das Wort ›Grenze‹ verwendet, geht es oft um räumliche Grenzen von Flächen und Körpern. Als räumlich begrenzte Flächen gelten Länder, Städte, Grundstücke, Wohnungen, Zimmer. Als räumliche begrenzte Körper gelten Tische, Bücher, Schallplatten und der menschliche Körper (die Hautoberfläche bildet die Grenze zwischen Innen und Außen). Ebenfalls verwenden wir das Wort ›Grenze‹, wenn es um Zeit, Fähigkeiten und Möglichkeiten geht. Begrenzt ist unsere Lebenszeit. Begrenzt sind unsere körperlichen und kognitiven Fähigkeiten. Wir sprechen von ›Grenzen der Fantasie‹, ›Grenzen des Verstandes‹, ›Grenzen des Erlaubten‹ und, traditionell in der Philosophie, von ›Grenzen der Erkenntnis‹ und ›Grenzen des Wissens‹.

Normalerweise gilt es als ausgemacht, dass unser je eigenes Wissen, das Wissen anderer und das Wissens aller Menschen nicht unbegrenzt sind. Eine Lebensform, die nicht über wenig oder viel Wissen verfügt, sondern über unbegrenztes Wissen, nennen wir ›allwissend‹. ›Doktor Allwissend‹ gibt es nur im Märchen, ›allwissende Erzähler‹ in der Literaturtheorie. Theologisch gilt der christliche Gott als allwissend. Kaum bezweifelt wird, dass kein Mensch alles weiß und kein Mensch je alles wird wissen können. Gehen wir von der Behauptung aus, dass es ›Grenzen des Wissens‹ gibt, stellen wir Fragen wie: Wo verlaufen die Grenzen des Wissens? Sind die Grenzen des Wissens beweglich, erweiterbar?

So wenig, wie wir davon ausgehen, dass jemand alles wissen kann, so wenig gehen wir davon aus, dass jemand nichts weiß: Jeder Mensch weiß etwas. Fragen wir „Wie viel weiß dieser Mensch?“, fragen wir nach der Menge eines Wissens. Antworten auf Fragen mit dem Fragepronomen ›wie viel?‹ sind Mengenbestimmungen. Entweder bestimmen wir eine Menge genau, indem wir einen Zahlenwert angeben (1, 15, 1000), oder wir verwenden Wörter, die eine

[468] Blaise Pascal: Pensées/Gedanken. Transition/Übergang von der Erkenntnis des Menschen zu der Gottes. In: Ders.: Pascal im Kontext. Frz./lat.-dt. Parallelausgabe. In neuen Übersetz. v. Ulrich Kunzmann. 2. erw. CD-ROM-Ausgabe. Berlin: Worm 2006 (Literatur im Kontext auf CD-ROM – Vol. 19 b), S. 525.

zahlenmäßig nicht bestimmte Menge bezeichnen. Wir verfügen über ›kaum‹, ›etwas‹, ›wenig‹ oder ›sehr viel‹ Wissen.

Ebenfalls als ausgemacht gilt, dass Menschen ihr Wissen erweitern können. Wir sagen: Jemand ›erwirbt Wissen‹, ›gewinnt Wissen‹, ›eignet sich Wissen an‹. Wir sagen: Das Wissen eines Menschen ›nimmt zu‹, ›wächst‹ oder ›mehrt sich‹. Die Tätigkeit, die Wissenserweiterung realisiert, nennen wir ›lernen‹. Wir lernen, wie man läuft, pünktlich ist oder ein Busticket kauft. Wir lernen, wie wir heißen, wie Dinge heißen, wie man das Wort ›morgen‹ ins Englische übersetzt. Wir lernen, indem wir etwas tun, Menschen zuhören, Bücher lesen. Wie das Hinzugewinnen von Wissen durch Lernen genau funktioniert, wird in verschiedenen Wissenschaften (Didaktik, Pädagogik, Psychologie) kontrovers diskutiert. Kaum wird bezweifelt, dass Menschen hinzulernen können.

Als ausgemacht gilt ferner, dass wir zwischen dem Wissen eines einzelnen Menschen und dem aller Menschen unterscheiden. Wenn Person A nicht weiß, mit welcher Formel man den Druck in einem Wasserschlauch berechnet, kann sie das Erfragte in einem Physikbuch nachschlagen; ein anderer Mensch hat dieses Wissen produziert und schriftlich notiert. Unterscheiden können wir (mit dem Ausdruck ›Grenze des Wissens‹ formuliert) drei Fragen: Wo verläuft die je eigene Wissensgrenze (individuelle Grenze)? Wo verläuft die aktuelle Wissensgrenze der Menschheit (historische Grenze)? Wo verläuft die Wissensgrenze der Menschen überhaupt (generelle Grenze)? Das, was wir wissen, nennen wir ›Wissen‹. Das, was wir nicht wissen, ›Nicht-Wissen‹. Fragen Philosophen nach den Grenzen des Wissens, möchten sie herausfinden, wo die Wissensgrenze der Menschen *überhaupt* verläuft.

Tätigkeiten, die methodisch und systematisch hinterfragen, was begründet als Wissen gelten kann, nennen wir ›die Wissenschaft‹. Traditionell verpflichtet sich ein Wissenschaftler auf strenge Regeln, wie Wissen und Nicht-Wissen voneinander abzugrenzen sind. Um zu veranschaulichen, in welchem Verhältnis wissenschaftliches Wissen und Nicht-Wissen stehen, verwendet Mittelstrass mit Blick auf Pascal das Wort ›Wissenskugel‹.

> „Die allen Wissenschaftlern vertraute Wirklichkeit besagt nämlich, daß mit jedem gelösten Problem neue Probleme entstehen, mit jeder beantworteten Frage neue Fragen auftreten, sich mit jedem gewonnenen Wissen neue Unwissenheiten einstellen. Auch daß diese Unwissenheiten nicht Teil eines Rechnens hinter dem Komma sind, also eigentlich etwas Vernachlässigbares, ist eine im wissenschaftlichen Alltag sehr vertraute Erfahrung. Schließlich haben wir es hier mit Fragen der Art zu tun: Wie entwickelt sich aus einer einzigen Zelle ein ganzer Organismus? Wie sind Galaxien, wie ist unser Universum entstanden? Was passiert in schwarzen Löchern? Was ist (zwischen Philosophie und Hirnforschung) das Bewußtsein? Fragen über Fragen, und alle bei weitem noch nicht beantwortet. Das läßt sich, im Anschluß an eine schon bei dem französischen Philosophen und Mathematiker Pascal im 17. Jahrhundert, allerdings in einem anderen Zusammenhang, auftretende Metapher, auch

in einem Bild formulieren: Das (wissenschaftliche) Wissen ist eine Kugel, die im All des Nichtwissens schwimmt und beständig größer wird. Mit ihrem Wachsen vergrößert sich ihre Oberfläche und mit dieser vermehren sich auch die Berührungspunkte mit dem Nichtwissen.“[469]

Dem Bild oder der Metapher („Das Wissen der Wissenschaft ist eine im Nicht-Wissen wachsende Wissenskugel.“) gibt Mittelstrass eine pessimistische und eine optimistische Lesart. ›Pessimistische Lesart‹ meint: Das Wissen innerhalb der Wissenskugel werde repräsentiert durch den Kugelradius. Wächst die Kugel, wächst der Radius (das Wissen) langsamer als die Oberfläche (das Nicht-Wissen). ›Optimistische Lesart‹ meint: Das Wissen werde repräsentiert durch den Kugelinnenraum. Wächst die Kugel, wächst der Kugelinnenraum (das Wissen) schneller als die Oberfläche (das Nicht-Wissen). Normal punkto ›Wissen‹ sind unter Nicht-Wissenschaftlern und Wissenschaftlern zwei Setzungen: Es gibt Wissen und Nicht-Wissen (Existenzthese). Das wissenschaftliche Wissen wächst (Fortschrittsthese).

Das Wort ›Grenze‹, wird es wissenschaftlich verwendet, ist zu definieren. Definitionen werden festgestellt oder festgesetzt (siehe S. 27). Definieren wir das Wort ›Grenze‹ normalsprachlich, ist feststellbar, dass Lexika reale räumliche (faktische) Grenzen von nur gedachten (fiktiven) Grenzen unterscheiden[470]. Reale räumliche Grenzen sind definiert als ›Trennungslinien‹ oder ›Geländestreifen‹, die Gebiete oder Flächen trennen. Der Ausdruck ›nur gedachte Grenzen‹ wird definiert durch Beispiele: Die Grenze zwischen Stadt und Dorf, hell und dunkel, Tag und Nacht, Kunst und Kitsch. Von den nur gedachten Grenzen wird häufig behauptet, sie trennen etwas, was sich nicht eindeutig trennen lässt. Wir sagen: Die Grenzen sind ›fließend‹ oder ›vage‹.

Ist eine räumliche Grenze definiert als Trennungslinie, die Gebiete trennt, müssen wir ›Linie‹, ›Gebiet‹ und ›trennen‹ definieren. ›Linie‹, ›Gebiet‹ und ›trennen‹ werden wiederum durch Wörter definiert, die durch Wörter definiert werden usw. Impliziert unsere Verwendung des Ausdrucks ›räumliche Grenze‹ eine Existenzbehauptung, müssen wir zudem klären: Was bedeutet der Satz „Der Rhein *ist* ein Grenzfluss.“? Wie begründen wir die Behauptung der Existenz? Wie definieren wir ›Behauptung‹, ›Existenz‹? Auch wenn wir messtechnisch an das Problem herangehen und feststellen möchten, wo genau die Grenze zwischen Wohnzimmer und Küche verläuft, werden wir auf Definitionsfragen zurückgeworfen. Eine reale Grenze ist keine ideale Linie, die nur in einer Dimension ausgedehnt ist. Reale Grenzen wie der Rhein oder eine Türschwelle sind (mindestens) vierdimensionale Materieansammlungen. Wo Deutschland

[469] Jürgen Mittelstrass: Grenzen des Wissens und der Wissenschaft [Vorlesung; elektr. Quelle]. Grünwald b. München: Komplett-Media 2009, S. 6.
[470] Vgl. DUW ^{8}2015 – Grenze [Lemma]. Einige der folgenden Beispiele für ›Grenze‹ sind dem Lemma des *Duden – Universalwörterbuch* entnommen.

endet und Belgien beginnt, können wir recht genau bestimmen, nicht aber vollkommen genau. Die Genauigkeit aller Messgeräte ist begrenzt. Unser Wissen über das, was wir ›Materie‹ nennen, ist begrenzt. Wie definieren wir das Wort ›Materie‹? Verändert der messende Beobachter die vermessene physikalische Entität? Schon die angeblich einfache Frage nach der Bedeutung von ›Grenze‹ in dem Ausdruck ›räumliche Grenze‹ versetzt uns rasch in die von Mittelstrass so genannte ›allen Wissenschaftlern vertraute Wirklichkeit‹.

Im Argumentationszusammenhang dieser Arbeit hat die alte philosophische Behauptung, dass es Grenzen des Wissens gibt, kritische Funktion. Mit Bromand möchte ich den Ausdruck ›Grenzen des Wissens‹ bestimmen. Diese Bestimmung wird alsdann angewendet auf die Annahme, Fragen wie „Was bedeutet das Wort ›Metapher‹?“ oder „Welche (kognitive) Funktion hat die Metapher?“ hätten eine präzise, *wahre* Antwort.

Möchten wir etwas wissen, können wir eine Frage formulieren. Einfache Fragen sind: „Wer ist das?“, „Was ist das?“, „Wo ist das?“, „Wie ist das?“, „Warum ist das?“ Die Frage „Wer ist das?“ fragt nach Personen. „Was ist das?“ fragt nach Gegenständen, Sachverhalten, Ereignissen, Prozessen. „Wo ist das?“ fragt nach dem Ort von etwas. „Wie ist das?“, fragt nach der Qualität von etwas. „Warum ist das?“ fragt nach Gründen oder Ursachen von etwas. Alle Fragen fragen nach etwas. Die Präposition ›nach‹ kombiniert mit ›etwas‹ suggeriert, dass jede Frage einen Gegenstand hat, auf den sie zielt oder Bezug nimmt.

Stehen wir vor einer verschlossenen Wohnungstür und fragen „Wo ist der Schlüssel?“, suchen wir einen Gegenstand. Der Ort des Schlüssels ist das, wonach wir fragen (der Ort ist das Erfragte). Jede Frage hat abhängig vom Medium eine spezifische Form. Fragen können wir formulieren in den Medien ›Schriftsprache‹, ›Lautsprache‹ oder ›Gebärdensprache‹, nicht in den Medien ›Bild‹ oder ›Ton‹. Das Verb ›fragen nach‹ hat (abhängig von der Lesart) drei syntaktische Leerstellen („Ich frage den Mann nach dem Ort des Schlüssels.“). Jede Frage verlangt jemanden, der fragt (der Fragende) und jemanden, dem die Frage gestellt wird (der Befragte). Der Fragende und der Befragte können eine Person sein. Fragen haben oft das, was wir umgangssprachlich ›Gegenstand‹ und ›Ziel‹ nennen: „Ich frage nach dem Schlüssel (Gegenstand), um das Haus betreten zu können (Ziel).“ Eine Behauptung wie „Der Schlüssel ist im Garten.“ ist wahr oder falsch. Die Frage „Wo ist der Schlüssel?“ ist weder wahr noch falsch, sondern verlangt eine Ergänzung[471]. Die Frage „Wo ist der Schlüssel?“ setzt zudem voraus, dass es einen realen Gegenstand genannt ›Schlüssel‹ gibt.

[471] grammis 2.0 teilt den ›Frage-Modus‹ binär in ›Entscheidungsfrage-Modus‹ und ›Ergänzungsfrage-Modus‹ ein. Vgl. grammis 2.0 – Frage-Modus [Lemma].

Irreführend sind Formulierungen wie ›Fragen haben Antworten‹, ›Fragen besitzen Antworten‹. Befinden wir uns im Performanzmodus ›Fragemodus‹ (siehe S. 132), realisiert sich eine Antwort nicht von allein, weil Fragen Antworten *haben*. Ein Mensch muss antworten: Jemand (der Antwortende) antwortet jemandem (dem Fragenden) auf etwas. Wie wir zwischen ›die Aussage‹ und ›das Aussagen‹ unterscheiden, so können wir auch zwischen ›die Antwort‹ (Realisiertes) und ›das Antworten‹ (realisierende Performanz) unterscheiden. Einen ›Antwortmodus‹ gibt es nicht. ›jemandem auf eine Frage antworten‹ meint: Im Aussagemodus einen propositional strukturierten Aussagesatz als behauptete Antwort realisieren. Das, was in den Medien ›Stimme‹, ›Schrift‹ und ›Gebärde‹ als ›die Antwort‹ realisiert wird, hat abhängig von der Frage viele Formen. „Wie heißt du?“, „Ute.“, „Welche Farbe hat die Sonne?“, „Gelb.“

Es steht uns frei, auf jede Frage jede beliebige Antwort zu geben („Was bedeutet das Wort ›Psyche‹?“, Antwort: „Sie ist gelb.“). Die Regeln, wann etwas die richtige Antwort auf eine Frage ist, sind nur bei einfachen Fragen und unter normalen Umständen einfach. „Wo ist der Schlüssel?“, jede Aussage, die den Schlüssel lokalisiert, ist eine Antwort auf die Frage („Er liegt im Garten neben dem Brunnen im Gras.“, „Er ist zu finden auf Breitengrad 50.7678740, Längengrad 6.1023100, Höhe 170.75 m.“). Stellt ein Wissenschaftler eine Frage, weil er etwas wissen möchte, sucht er nicht irgendeine, sondern die geeignete Antwort. Optimal ist, wenn ein Wissenschaftler die *wahre* Antwort findet. Normal ist, dass wir auf viele Frage keine Antworten, geschweige denn wahre Antworten haben. Wir formulieren daher Vermutungen. ›Vermutung‹ meint: Wir realisieren Aussagesätze im Aussagemodus, ohne zu behaupten, die Aussage sei bewiesenermaßen wahr. Dass wir dennoch bei Vermutungen die Geltung im Blick haben, zeigt sich an Haltungen, die wir gegenüber Aussagesätzen einnehmen: „Es ist wahrscheinlich, dass …“, „Ich meine, dass …“, „Wir halten es für plausibel, dass …“ Oft allerdings sind Vermutungen absurd, abwegig, bodenlos.

Stellen wir eine Frage und suchen wir eine wahre Antwort, gibt es drei Möglichkeiten[472]:

- Es gibt eine Antwort auf die Frage und wir werden sie in Zukunft finden und formulieren können (wenn nicht jetzt, dann später; Erreichbarkeits- und Fortschrittsthese).
- Es gibt eine Antwort auf die Frage, aber wir werden sie niemals finden und formulieren können.
- Es gibt *keine* Antwort auf die Frage.

Gehen wir davon aus, dass eine Frage eine Antwort hat, wir diese Antwort aber niemals finden können, haben wir eine Grenze des Wissens erreicht. Gehen wir davon aus, dass eine Frage

[472] Bei der folgenden Klärung der Ausdrücke ›Grenze des Wissens‹ und ›unbeantwortbare Frage‹ orientiere ich mich an: Joachim Bromand: Grenzen des Wissens. Paderborn: Mentis 2009. Zu dem Verhältnis von ›Frage‹ und ›wahrer Antwort‹ vgl. ebd., S. 11–12.

keine Antwort hat, haben wir eine Grenze des Wissens erreicht. Typischerweise werden zwei Argumentationen vorgebracht, wenn die Grenzen des Wissens definiert werden:

- Wir werden das, was wir wissen möchten, niemals wissen, weil unsere kognitiven Fähigkeiten nicht ausreichen (Kognitionsgrenzen definieren die Grenze des Wissens).
- Wir werden das, was wir wissen möchten, niemals wissen, weil die befragte Entität (der wissenschaftliche Untersuchungsgegenstand) zu komplex ist (Komplexitätsgrenzen definieren die Grenze des Wissens).

Bromand nennt eine dritte Möglichkeit, den Ausdruck ›Grenzen des Wissens‹ zu definieren:

- Wir werden das, was wir wissen möchten, niemals wissen, weil unser Sprachgebrauch vage ist (Präzisionsgrenzen definieren die Grenze des Wissens).

Seit der Antike kennen wir Formen der totalen Skepsis. ›Totale Skepsis‹ meint: Es gibt überhaupt kein Wissen. Der totale Skeptiker versucht traditionell nachzuweisen, dass es Gewissheit nicht gibt. Neben dieser totalen Skepsis unterscheidet Bromand drei weitere Formen der Skepsis: ›Globalere Skepsis‹, ›(lokale) epistemische Skepsis‹ und ›grundlegende oder auch konstitutive Skepsis‹. ›Globalere Skepsis‹ meint: Von größeren wissenschaftlichen Gegenstandsbereichen wird behauptet, dass wir über sie nichts wissen können. Typischerweise global negierte wissenschaftliche Gegenstandsbereiche seien: Die Außenwelt, induktive Verallgemeinerungen, das Fremdpsychische und die Vergangenheit (ebd., S. 11). ›Lokale, epistemische Skepsis‹ meint: Bestimmte, ausgesuchte Einzelfragen können nicht beantwortet werden, weil sie keine Antwort haben. ›Konstitutive Skepsis‹ meint:

> „Die Position der konstitutiven Skepsis ist im Gegensatz zur traditionellen epistemischen Skepsis nur in einem trivialen Sinne eine erkenntnistheoretische Position: Wir können um die Antworten der besagten Fragen nicht wissen, einfach weil es nichts zu wissen gibt bzw. weil die besagten Fragen keine (wahren) Antworten besitzen. Im Rahmen der konstitutiven Skepsis geht es somit um eine *Entmystifizierung* der Rede von unseren Erkenntnisgrenzen, insofern wir es hier nicht mit geheimnisvollen Tatsachen zu tun haben, die sich unseren Erkenntnisbemühungen stetig entziehen.“ (ebd., S. 12)

Wird etwas als Tatsache bezeichnet, geht damit häufig die Annahme einher, dass eine bestimmte Entität vorhanden oder gegeben ist, dass etwas Bestimmtes existiert, passiert oder geschieht. „Das ist ein Schlüssel, keine Kreditkarte. Das ist eine Tatsache.“, „Es ist eine Tatsache, dass die Scheune abgebrannt ist.“ Umstritten ist die Frage, ob das Sprechen von ›Tatsache‹ (Faktum, Sachverhalt, Sachlage, Tatbestand, Umstand) die Existenz einer objektiven Realität einschließt.

> „Im Gegensatz zur klassischen skeptischen Position bestreitet man im Rahmen der konstitutiven Skepsis, dass es sich bei den besagten Fragen um Tatsachenfragen handelt (was im Englischen oft durch die Wendung *no fact of the matter* zum Ausdruck gebracht wird). Dies verdeutlicht einen weiteren wesentlichen Unterschied der beiden skeptischen Positionen. Während man im klassischen Falle an der Existenz einer objektiven Realität festhält, um die es im Rahmen der besagten Fragen geht (und die es uns erlauben würde, die Fragen eindeutig zu beantworten, wenn wir nur weit genug zu ihr vordringen könnten – was wir freilich nicht können), gibt man den Glauben an eine solche objektive Realität im Falle der konstitutiven Skepsis auf.“ (ebd. S. 13)

Eine wahre Antwort auf eine offene Frage gebe es dann nicht, wenn es keine objektive Realität gebe, die darüber entscheiden könne, wann eine Aussage als Antwort wahr oder falsch sei. Wie im Rahmen dieser Arbeit vorgezeichnet (*5.5. Aporie: Ich-Kreis ohne Wirklichkeit?*), gehe ich nicht davon aus, dass es eine objektive Realität gibt, der ich mich annähern, die ich langfristig erreichen könnte, deren Erreichen es schließlich ermöglichte, eine wahre, eindeutige Antwort zu formulieren.

Exemplifiziert: Stehen wir vor unserer Wohnungstür und wissen nicht, wo der Schlüssel ist, haben wir ein Problem. ›Problem‹ ist ein Wort, das einen reflektierten Sachverhalt bezeichnet, den wir nicht so haben möchten, wie er ist. Die Einlösung des Wunsches nennen wir ›Lösung des Problems‹. Probleme lösen sich selten von allein. Die Frage „Wo ist der Schlüssel?“ zeugt von einer aktiven Problemlösungsabsicht. Normalerweise gehen wir dabei von der Vermutung aus, dass der Schlüssel tatsächlich existiert und irgendwo ist. Es gibt drei Möglichkeiten: Wir finden den Schlüssel. Wir finden den Schlüssel nicht, weil wir ihn nicht verorten können. Wir finden den Schlüssel nicht, weil er nicht existiert.

Normalerweise nehmen wir an, dass es eine wahre Antwort auf die Frage „Wo ist der Schlüssel?“ gibt. Er liegt im Auto. Er befindet sich in einer Jackentasche. Er liegt unter dem Laub, wo wir ihn vor einigen Tagen bei einem Spaziergang verloren haben. Solange wir annehmen, der Schlüssel sei *irgendwo*, hat die Frage „Wo ist der Schlüssel?“ eine wahre Antwort. Einzusehen ist, dass diese Frage keine Antwort hat, wenn der Schlüssel zerstört wurde: Ein Metallschlüssel kann eingeschmolzen werden, ein Chipkartenschlüssel verbrennen, ein Schlüsselcode vergessen werden. Auf die Frage „Wo ist der Schlüssel?“ gibt es dann *keine* Antwort. Die Frage ist gegenstandslos. Jede Antwort auf die Frage wahrheitsindefinit.

Handelt es sich bei der beantwortbaren Frage um den Ort eines metallenen Türschlüssels, lassen wir die Frage recht schnell fallen und betreten einen alternativen Lösungsweg (Schlüsseldienst). Handelt es sich bei dem Schlüssel dagegen um das einzige Passwort zu allen Daten auf unserem Computer, wird es uns schwerer fallen, die Frage als unbeantwortbar einzustufen und nicht mehr zu stellen. Im Fall ›Hausschlüssel verloren‹ fällt es uns relativ leicht, die Frage

„Wo ist der Schlüssel?“ als *gar nicht* beantwortbar einzustufen, wenn wir wissen, dass der Schlüssel zerstört wurde. Wir stellen diese unbeantwortbare Frage nicht mehr.

Der Ausdruck ›Grenze des Wissens‹, anders als ›Ende des Wissens‹, suggeriert, dass wir ein Limit erreichen werden oder erreicht haben, über das wir hinauskönnen. Grenzen werden ›überschritten‹, ›übersprungen‹, ›überbrückt‹, ›überwunden‹, ›verschoben‹, ›erweitert‹, ›transzendiert‹. Der Ausdruck ›Grenze des Wissens‹ suggeriert die Begrenztheit und die Entgrenzbarkeit des Wissens. Realisiert das Wort ›Grenze‹ in diesem Zusammenhang eine Verhexung, eine Selbstverzauberung, eine Mystifizierung?

Ein Problem, das wir nicht lösen können, ist die Vagheit vieler Ausdrücke. Die Präzisionsgrenze definiert eine Grenze des Wissens, die wir nicht ›übergehen‹ können.

> „Von der zentralen systematischen Idee der Abhandlung, dass die Unbeantwortbarkeit der meisten der hier diskutierten vermeintlich unlösbaren Probleme lediglich auf semantische Unbestimmtheit zurückzuführen ist und nicht auf eine kognitive Schranke unsererseits schließen lässt, soll gezeigt werden, dass sie im Wesentlichen auch der Philosophiekritik des späteren Wittgenstein zugrunde liegt.“ (ebd., S. 9)

Wir können bestimmte Fragen nicht beantworten, weil wir die Bedeutung von sprachlichen Ausdrücken nicht präzise bestimmen können. Dies sollte uns nicht zu dem ›Schluss‹ verleiten, dass die semantische Unbestimmtheit in der Begrenztheit unserer kognitiven Kompetenz gründe, dass wir die Unbestimmtheit, steigerten wir ›nur‹ die Kompetenz, getilgt werden könne. Vagheit ist ein grundsätzliches, ein konstitutives Problem.

Eine der Metaphern, die ich ›am meisten schätze‹, ist die Metapher ›Grenzen des Wissens‹[473]. Diese Metapher sollten wir jedoch nicht mystifizieren. ›mystifizieren‹ meint: Wir nehmen eine ›geheime Tatsache‹ an (eine präzise Proposition, eine endgültige, wahre Bedeutung), die sich unseren Erkenntnisbemühungen ständig entzieht. ›mystifizieren‹ meint auch: Wir gehen davon aus, dass wir unsere Kompetenz ›nur‹ hinreichend steigern müssten, um dem Problem des sich vermeintlich entziehenden Gegenstandes, um Komplexitäts- und Vagheitsprobleme zu lösen, sodass wir letztlich die ›geheime Tatsache‹ erkennten und verstünden[474].

---

[473] „Wenn man nämlich, wie ich, intellektuellen Fortschritt als die Übernahme ausgewählter Metaphern in den allgemeinen Sprachgebrauch versteht, wird man Einwände gegen die eigenen Neubeschreibungen einiger Dinge weitgehend durch die Neubeschreibung anderer Dinge widerlegen und so versuchen, diese Einwände von den Flanken her einzukreisen, indem man die Reichweite der Metaphern erweitert, die man am meisten schätzt.“ (Rorty – Kontingenz, S. 84.)

[474] Entsprechend denke ich, dass Derridas These vom ›Entzug der Metapher‹ dazu tendiert, die Metapher als ›geheimnisvollen, theoretischen Gegenstand‹ zu mystifzieren. Ein Metapherntheoretiker kann dieser Auffassung gemäß seinem sich stetig entziehenden ›Gegenstand‹ nur erfolglos hinterhergehen wie der sprichwörtliche Esel der Möhre (Karottenprinzip). Vgl. Derrida 1978 – Entzug.

Die ›Reichweite‹ der Metapher ›Grenze des Wissens‹ ist meines Erachtens auszuweiten auf die Bestimmung des Wortes ›Metapher‹ und also auch auf Erwägungen, wie *die* Metapher mit propositionalem und nicht-propositionalem Wissen zusammenhängt. Fragen wir nach der Metapher, werden wir die Begrenztheit unseres Wissens erfahren,

- weil ›Metapher‹ ein vages, nicht präzise definierbares Wort ist,
- weil es keinen ›theoretischen Schlüssel‹ zur Phantasie gibt (*7.2. Phantasie und Kalkül: Die Regeln während des Spiels ändern*),
- weil Metaphern unter anderem als Kontingenzphänome gefasst werden können und weil Kontingenz letztlich ›in allem ist, was wir tun‹ (*6.4. Kontingenz: Die nützlichere Metapher, das stärkere Kind*),
- weil ›Metapher‹ ein sprachliches Phänomen ist und weil die Sprache als Medium der Erkenntnis aufgrund ihrer Kompliziertheit, Komplexität und partiellen Vagheit nur begrenzt wissenschaftlich fassbar ist (*4.5. Sprache als Gegenstand der Erkenntnis*),
- weil das Begriffswort ›Metapher‹ typischerweise metaphorisch bestimmt wird.

Nicht geboten ist, in Betreff des Zusammenhangs von ›Metapher‹ und ›Erkenntnis‹ auf wahre, propositionale Erkenntnis hinzuarbeiten, da Komplexitäts-, Kognitions- und Präzisionsgrenzen innerhalb dieser Thematik mannigfach ineinandergreifen. Diese Einsicht wird im Schlussteil dieser Arbeit (*9.Schluss: Kampf gegen die Sprache*) aufgegriffen.

Da es, wie in der Einleitung vorweggeschickt (siehe S. 19), zwischen dem, was ›Sprache‹, ›Praxis‹, ›Welt‹ und ›Wahrnehmung‹ bezeichnen, eine konstitutive, wechselseitige Abhängigkeit gibt, ist der Anspruch, den ›gleichursprünglichen‹ Zusammenhang vollständig zu erfassen (also *alles* zusammenzustellen), zum Scheitern verurteilt, dennoch aber die einzig sinnvolle Option (*7.3. Krähengestern: Was Metaphern nicht bedeuten*, *7.4. Anfangen: Über das Aufbauen einer Sprachtheorie*, *7.5. Aporie: Die Grammatik der Metapher*). Entsprechend sind die weiteren Ausführungen über die (kognitive) Funktion der Metapher bzw. über den Zusammenhang von ›Metapher‹ und ›Erkenntnis‹ zum Scheitern verurteilt, jedoch die einzig sinnvolle Option, insofern die Akkumulation reflektierten Irrens Ausdruck des Versuchs ist, sich besser in der Welt auszukennen, auch ohne im ›Reich der Metaphern‹ Gewissheit zu erwarten oder sich in Selbstverzauberung zu üben.

8.3. Kaschieren: Die einschläfernde Kraft der Schlaftablette

In *Theorien der Metapher* verwendet Haverkamp Kuhns wissenschaftstheoretischen Terminus ›Paradigma‹, um Metapherntheorien in 5 Typen einzuteilen. In *Metaphertheorien* verwendet Rolf Luhmanns systemtheoretische Termini ›Beobachtung‹ und ›binäre Leitdifferenz‹, um Metapherntheorien in 25 Typen einzuteilen (*2.4. Wissenschaftstheorie: Einteilung von*

Metapher(n)theorien). Frischmann verwendet die Adjektive ›metaphysisch‹, ›szientistisch‹ und ›ironistisch‹, um Metapherntheorien in drei Typen einzuteilen.

> „Darüber hinaus lassen sich Metapherntheorien auch anhand ihrer epistemologischen Grundorientierung typologisieren. Diesbezüglich schlage ich eine Unterscheidung in drei Metaphernmodelle vor: 1. ein metaphysisches Modell, 2. ein szientistisches Modell und 3. ein ironistisches Modell."[475]

Betont wird, dass es sich bei dieser erkenntnistheoretischen Einteilung um ein grobes Raster handelt, das Überschaubarkeit ermöglichen soll.

Initiator des metaphysischen Modells sei Aristoteles. Dieser habe die Metapher modelliert als einen Spezialfall der Prädikation: Ein Wort, das eigentlich eine andere Bedeutung habe, werde entweder von der Gattung auf die Art, von der Art auf die Gattung oder von einer Art auf die andere oder durch Analogie übertragen. Metaphern hätten in diesem Modell zwei Funktionen: Sie gewährleisteten eine schöne, bildreiche Sprache (Funktion 1: Poesie) und einen guten, abwechslungsreichen Sprachstil (Funktion 2: Rhetorik). Bis ins 18. Jahrhundert seien Modellierungen der Metapher auf diese Funktionszuschreibungen beschränkt gewesen. Die unzulässige Beschränkung sei auf ein metaphysisches Paradigma zurückzuführen (ebd., S. 51).

Als metaphysisch wird die aristotelische Modellierung der Metapher typischerweise bezeichnet, weil sie bestimmte erkenntnistheoretische Vorentscheidungen zu erkennen gibt[476]. Diese Vorentscheidungen beträfen den Zusammenhang von Ontologie (Dinge, Welt, Wirklichkeit), Kognitionstheorie (Denken, Gedanken) und Sprachtheorie (Repräsentationstheorie, Sprache als konventionelles Kommunikationsmittel). Die wirklichen Dinge (Ontologie) existierten nach Aristoteles unabhängig vom erkennenden Menschen. Sie könnten so erkannt werden, wie sie an sich sind (Erkennbarkeit des Wesens der Dinge, erkenntnistheoretischer Realismus). In der Kognition würden diese Dinge abgebildet. Die Sprache sei ein Mittel, das gemäß Vereinbarung eingeführt worden sei, um Dinge, Erfahrungen und Erkenntnisse zu bezeichnen. Obwohl die konkreten Sprachen der Menschen verschieden seien, handle es sich bei den Erkenntnissen der Dinge um *dieselbe* Erkenntnis, weil die Repräsentation der Dinge in den Gedanken bei allen Menschen gleich sei. Aristoteles behauptete (wie auch der in dieser Arbeit diskutierte Ricœur) eine Isomorphie von Dingen, Denken und Sprache.

---

[475] Bärbel Frischmann: Versuch einer Typologisierung von Metapherntheorien: metaphysisch, szientistisch, ironistisch. In: Hans Jörg Sandkühler u. Pirmin Stekeler-Weithofer (Hg.): Welten in Zeichen – Sprache, Perspektivität, Interpretation. Frankfurt a. M.: Lang 2002 (Philosophie und Geschichte der Wissenschaften, 52), S. 50. Frischmann verwendet ›Theorie‹ und ›Modell‹ synonym.

[476] Vgl. zum folgenden Abschnitt: Ludwig Jäger: Wieviel Sprache braucht der Geist? Mediale Konstitutionsbedingungen des Mentalen. In: Ludwig Jäger u. Erika Linz (Hg.): Medialität und Mentalität. Theoretische und empirische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition. München: Fink 2004, S. 29.

„Wir haben es hier also mit einer doppelten Repräsentation zu tun: Einmal bilden die (für alle identischen) Erkenntnisinhalte die (für alle identischen) Dinge ab, um ihrerseits durch die Worte in verschiedenen Sprachen verschieden abgebildet zu werden. Denken und Wirklichkeit stimmen also für die aristotelische Tradition strukturell überein: Die Dinge und ihre mentale Repräsentation sind für alle Menschen identisch – nur die sie bezeichnenden Sprachen unterscheiden sich." (ebd.)

Diese epistemologische Grundorientierung bedingt, so Frischmann weiter, dass der Wahrheitsstatus, die Bedeutung und der Ort von Wörtern innerhalb der Sprache gesichert sind. Obwohl Aristoteles eine Ähnlichkeit von Begriffen und Metaphern eingeräumt habe, komme diesen nur ornamentale Funktion zu, da sie Fragen nach dem Wesen der Dinge nicht beantworten könnten.

„Damit haben in dieser metaphysischen Theorie die Metaphern selbst Anteil an der Repräsentationsfunktion der Wörter, allerdings mit der Einschränkung, daß sie diese nur indirekt erfüllen und insofern epistemisch nur ein Randphänomen bilden, denn sie berühren nur die Oberfläche der Dinge, die Erscheinungen, und besitzen deshalb lediglich ornamentale Funktion. Metaphern sind dort nicht einsatzfähig, wo das Wesen der Dinge erfragt wird, also aus der Wissenschaft und Philosophie prinzipiell zu eliminieren, denn sie taugen nicht als wissenschaftliche Werkzeuge."[477]

Eine Metapher zu verstehen bedeute bei Aristoteles, die Ähnlichkeit zwischen sprachlichen Ausdruckeinheiten, Gedanken und Dingen zu rekonstruieren. Eine genaue Analyse der Funktionsweise der Metapher habe Aristoteles nicht vorgelegt. Er habe letztlich nur festgestellt, dass die Metapher eine rätselhafte Ausdrucksweise sei. Erst mit Überwindung der Metaphysik habe die Metapher „eine neue Stellung im Gesamtraum der Sprache" (ebd.) erhalten.

Initiator der antimetaphysischen Modelle der Metapher sei Kant. Zwar hätten auch Empiristen wie Bacon, Locke und Hume sich von der Metaphysik abgewendet, seien aber einer repräsentationalistischen Sprachtheorie verhaftet geblieben, insofern sie nicht von der Annahme abließen, dass Ideen im Geist (Schemata, Muster) die Dinge repräsentierten. Erst Kant mit seiner Wende von der metaphysisch-ontologischen zur transzendental-idealistischen Weltsicht habe eine konsequente Abkehr vom Repräsentationsmodell bewirkt: Die Welt werde sprachlich konstruiert, nicht abgebildet (ebd., S. 52–53).

Szientistische Modelle der Metapher hielten an den binären Unterscheidungen ›Begriff/Metapher‹, ›Wissenschaft/Dichtung‹ fest. Metaphern würden in der Dichtung verwendet, um dem freien Spiel der Phantasie Ausdruck zu verleihen: Vagheit und Offenheit seien dort die Anforderungen an die sprachlichen Mittel, Schönheit und Interessantheit Ziele ihrer Verwendung. Metaphern würden dagegen in der Wissenschaft verwendet, um sie später in Begriffe zu transformieren: Klarheit und Deutlichkeit seien dort die Anforderungen an die sprachlichen

[477] Frischmann 2002 – Metapher, S. 51–52. Vgl. zu den vorangehenden Sätzen ebd.

Mittel, Erkenntnis und Wahrheit Ziel ihrer Verwendung (ebd., S. 54). Initiatoren des ironistischen Modells seien Friedrich Schlegel, Nietzsche, de Man und Rorty.

> „Für die ironistische Auffassung ist charakteristisch, daß Sprache überhaupt als metaphorisch beschrieben wird und deshalb die Unterscheidung von wörtlicher und metaphorischer Rede bzw. von Begriff und Metapher obsolet wird. Wenn sich solche ironistischen Theorien explizit mit der ‚Metapher' beschäftigen, dann um genau diese konstitutive Funktion des Metaphorischen für die Sprache insgesamt herauszustellen." (ebd., S. 58)

Mutmaßen möchte ich, dass folgende Revision sinnvoll ist: Theorien, die davon ausgehen, dass die Sprache eine sprachunabhängige Welt oder sprachunabhängige Gedanken repräsentiert, sind metaphysisch. Ricœurs Metapherntheorie (*6.1. Gespaltene Referenz: Der Planet ›Erde‹ ist (k)eine Kugel*) überzeugt daher nicht: Bei Ricœur ist die Metapher ein ›Spezialfall der Prädikation‹. Die ausgeklügelte Mechanik der ›gespaltenen Referenz‹ modelliert Metaphern als sprachliche, satzförmige Ausdruckseinheiten, die einerseits auf *die* Wirklichkeit Bezug nehmen, andererseits auf *das* In-der-Welt-sein. Die ›Spannung‹, die mit der impertinenten, paradoxen Prädikation realisiert wird (die Gleichzeitigkeit von ›ist‹ und ›ist nicht‹) basiert auf der Setzung der ontologischen Vehemenz: Unter Verwendung der Frege'schen Unterscheidung ›Sinn/Bedeutung‹ wird die universelle Bezugnahme von Zeichen auf *die* Wirklichkeit behauptet. Erst durch das Zutreffen *und* Nicht-Zutreffen von Prädikaten auf wirkliche Dinge (wörtliche Bedeutung) werde die fundamentalontologische Dimension eröffnet und entborgen (metaphorische Bedeutung). Ich behaupte:

- Ricœurs realistischer Ansatz und die damit verbundene Isomorphietheorie sind vergleichsweise unplausibel. Eine Strukturgleichheit von ›Sprache‹ und ›*der* Welt‹ und ›*dem* In-der-Welt-sein‹ lässt sich nicht fundiert vertreten (*5.5. Aporie: Ich-Kreis ohne Wirklichkeit?*). Rortys Argumentationen in *Der Spiegel der Natur* und *Kontingenz, Ironie und Solidarität* dagegen sind relativ überzeugend: Die Sprache ist weder ein Medium, das *die* Außenwelt darstellt noch eines, welches *die* Innenwelt ausdrückt. Sprache repräsentiert keine sprachunabhängigen Tatsachen (*6.4. Kontingenz: Die nützlichere Metapher, das stärkere Kind*). Entsprechend unplausibel ist, eine Isomorphie zwischen sprachlichen Ausdruckseinheiten und *der* Außen- oder Innenwelt zu behaupten.
- Die Annahme einer ›metaphorischen Wahrheit‹ ist unplausibel, da Metaphern nicht wahrheitsfähig sind (*6.5. Aporie: Die Wahrheit der Metapher?*). Allenfalls werden sie mit der Zeit wahrheitsfähig, indem sie zu Begriffswörtern mutieren (sofern die binäre Unterscheidung ›Begriff/Metapher‹ überhaupt noch sinnvoll ist).
- Das Theorem universeller Bezugnahme, das Ricœur beansprucht, ist erstens unplausibel, sofern die Verwendung von ›universelle Bezugnahme‹ impliziert, dass es *erst* eine autonome sprachliche Struktur gibt, die *dann* auf reale, uninterpretierte Dinge in der Welt bezogen wird. Sie ist zweitens unplausibel, sofern ›universelle Bezugnahme‹ impliziert, dass jede sprachliche Ausdruckseinheit, somit auch fiktive und sinnlose (siehe S. 56), ein Referenzobjekt haben. Sie ist drittens unplausibel, sofern ›universelle Bezugnahme‹ impliziert, dass auch auf das nicht-propositionale Wissen Bezug genommen werden könne, als sei dieses gegenstandsartig und kraft ›propositionaler Gebilde‹ langfristig

vollständig darstellbar, ›einfangbar‹ (*8.1. Erkenntnisziele: Alles kann und muss definiert werden*, *8.2. Erkenntnisgrenzen: Alles kann und muss beantwortet werden*)[478].

Eine Verteidigung der Isomorphietheorie (auch: Homologietheorie), die Rorty dezidiert kritisiert, hat Leiss ausgearbeitet[479]. Sprache sei nach Rorty kein Repräsentationsmedium und damit ›abgeschnitten‹ von den Gedanken und der Welt (ebd., S. 176). Keine der unterschiedlichen Ordnungen (Klassifikationen, Taxonomien, Modelle), die es in den Vokabularen der Menschen gebe, repräsentierten die Gedanken und die Welt besser oder schlechter. Rorty bestreite, dass eine beliebige Taxonomie adäquater als eine andere sein könne, insofern ›adäquater‹ bedeute, dass eine genauere Form der Abbildung vorliege. Er bestreite, dass es in der Außen- oder Innenwelt ein Ordnungssystem gebe, das wir entdecken könnten. Er bestreite (auf eine einprägsame Formel gebracht), dass die Welt eine Zeichenstruktur habe und lesbar sei (ebd., S. 181f).

> „Die Unlesbarkeit der Welt und damit die Bestreitung ihrer zeichenhaften Qualität wird seit Beginn der Neuzeit behauptet. Hans Blumenberg hat in seinem Buch, das paradoxerweise den Titel *Die Lesbarkeit der Welt* und richtiger *Die Unlesbarkeit der Welt* heißen müsste, die Auflösung des Glaubens an das Buch der Natur nachgezeichnet. Für ihn handelt es sich um bloße Metaphorik. Auf Blumenberg bezieht sich Rorty diesmal auch ausdrücklich.“ (ebd.[480])

Rorty, referiert Leiss weiter, lehnt jede Art von Korrespondenztheorie ab: Zwischen Sätzen und Welt oder Selbst bestehe keinerlei Entsprechung; Sätze hätten nicht einmal Bedeutung im Sinne von ›Referenz‹. Warum aber, fragt Leiss, verwenden wir dann Sätze und warum halten wir sie manchmal für wahr?

> „Rorty hat darauf eine Antwort: Einen Satz könne man schlucken oder ausspucken. Eine bestimmte Redeweise in Form von Sätzen sei zunächst nichts anderes als eine Metapher. Metaphern wiederum definiert Rorty im Sinne von Davidson: Eine Metapher verwenden heiße, dass man anstelle von etwas Vertrautem etwas Ungewohntes oder Unvertrautes sagt. In der Linguistik leitet man Metaphern dagegen über Regeln von Basissätzen ab, die eine Bedeutung haben und spricht von regelhaft aufgebauten sekundären Bedeutungen. Dieser Ableitungsprozess lässt sich formal genau beschreiben. Da Rorty und Davidson jedoch unbedingt ohne den Begriff der Bedeutung auskommen wollen und auch müssen, kommt für sie eine solche Definition nicht in Frage. Eine Metapher sei so etwas wie eine Grimasse: Etwas Unerwartetes.“ (ebd., S. 183)

Leiss kann Rortys und Davidsons Modellierungen von ›Metapher‹ nicht zustimmen, da Metaphern nach deren Dafürhalten weder regelgeleitet produziert noch interpretiert werden, und

[478] Zu kurrenten Problemen bei der Verwendung von ›Referenz‹ vgl. Ermanno Bencivenga: Die Referenzproblematik. Eine Einführung in die analytische Sprachphilosophie. Hg. v. J. W. Dorn. Frankfurt a. M.; Bern; New York; Paris: Lang 1987.
[479] Elisabeth Leiss: Sprachphilosophie. Berlin; New York: de Gruyter 2009. Zur Bestimmung des Begriffswortes ›Homologie‹ vgl. S. 1–18. Zur Kritik an Rorty vgl. S. 173–215.
[480] Vgl. Blumenberg 1986 – Lesbarkeit der Welt.

somit unvereinbar mit einer Theorie sind, die zwischen Sprache, Welt und Selbst eine Isomorphie auch bei Metaphern behauptet. Leiss sucht Rortys und Davidsons Positionen zu widerlegen, indem sie eine andere Metaphernauffassung geltend macht. Einzuwenden ist: Weder ist richtig, dass in *der* Linguistik Metaphern über Regeln von Basissätzen ableitet werden, noch ist richtig, dass in *der* Linguistik von regelhaft aufgebauten sekundären Bedeutungen gesprochen wird (Leiss nennt keine Quellen, die erkennen ließen, welche Linguisten diese Behauptungen aufstellen). Dass sich dieser Ableitungsprozess *formal genau* beschreiben ließe, wird derzeit, soweit ich sehe, von kaum einem Metaphorntheoretiker behauptet[481].

Leiss bekräftigt in einem weiteren Schritt, dass Relationen ubiquitär sind, dass sie die Essenz der Sprache ausmachen. Man könne somit auch umgekehrt argumentieren:

> „Nehmen wir an, Sprache ist primär relational. Nehmen wir weiter an, dass sich Sprache und Denken, d.h. also Bewusstsein im weitesten Sinn, nicht als von der Welt verschieden denken lassen, so folgt, dass die Realität ebenfalls relational ist. Das hieße dann, die Welt weist eine Struktur auf. In letzter Konsequenz hieße das, die Welt ist zeichenhaft – und: die Welt ist lesbar." (ebd., S. 185)

Kaum bezweifelbar ist, dass Sprache, Welt und Selbst relational und strukturiert *erscheinen* (›Struktur‹ impliziert ›Relation‹). Unplausibel aber bleibt, wie ich meine, die Annahme, wir könnten *die* Außenwelt und *die* Innenwelt erkennen oder ›lesen‹, wie sie wirklich, wesenhaft, tatsächlich oder an sich ist. Festzustellen ist: Wir finden uns vermutlich *immer schon* in Strukturen vor.

Mit der Setzung der universellen Bezugnahme gehen auch Metaphorntheorien fehl, die auf Goodmans allgemeiner Symboltheorie aufbauen. Symbolisierung bezeichnet Goodman als ›unbezähmbare Neigung des Menschen‹. Jede Form der Symbolisierung werde auf das Faktum der Bezugnahme reduziert[482]. Goodman interessiere sich hauptsächlich für die Bezugnahme von Etikettenschemata auf Bezugnahmegebiete (ebd., S. 62). Die Ähnlichkeit seiner metaphorischen Beschreibung der Metapher als ›Affäre‹ mit Ricœurs ›split reference‹ liege auf der Hand. Goodman würde ebenso Ricœurs These zustimmen, dass in der Kürze und der Durchschlagskraft des ›Sehen-als‹ die epistemologische Funktion der Metapher bestehe (ebd., S. 67).

> „Diesem Argumentationsstrang, der sich mit leichten Abwandlungen von Aristoteles bis hin zu Goodman fortsetzen lässt, steht der Ansatz Donald Davidsons entgegen: Seine Kritik setzt vor allem am neuralgischen Punkt von Goodmans Argumentation an, dem Begriff der Bezugnahme selbst, den er im Grundsatz für schlichtweg nicht erforschbar hält. Ziel jeder Interpretation ist nach Davidson

[481] Vgl. Rolf 2005 – Metaphertheorien. Vgl. *2.4. Wissenschaftstheorie: Einteilung von Metapher(n)theorien*.
[482] Vgl. zu den zwei vorangegangenen und den folgenden Sätzen punkto Goodman: Ingo Baron: Die Metapher im Kontext einer allgemeinen Symboltheorie. Systemtheoretische Überlegungen im Ausgang von Nelson Goodman und deren Konsequenzen für die Philosophie. Berlin; Bosten, Mass.: de Gruyter 2014 (Aporia, Vol. 8), S. 1.

also nicht das Verhältnis von Schema und Erfüllungsgegenstand, **sondern das Verstehen selbst**. Die Frage, die Davidson sich stellt, ist also nicht, wie Bezugnahme funktioniert, sondern warum wir uns überhaupt verstehen. Im Zusammenhang mit der Metapherntheorie bekommt diese Fragestellung besondere Brisanz.“ (ebd., Fettdruck von ks)

Problematisch an Goodmans Metapherntheorie ist laut Baron ferner, dass dieser axiomatisch setzt, dass immer auf etwas Bezug genommen wird, in seiner gesamten Philosophie aber die Frage offenlässt, *worauf* Bezug genommen wird. Goodmans ›Weltbegriff‹ bleibe undurchsichtig (ebd., S. 157).

Die Konsequenzen, die sich aus einer Kritik der Referenz- und Isomorphietheorie der Sprache ergeben, betreffen auch Debatins Metapherntheorie, die durchgängig von ›Bezugnahme‹ spricht (auch auf das implizite Wissen) und gegen Davidson und Rorty eine Strukturisomorphie behauptet:

„Indem jedoch Rorty und Davidson die Metapher nur unter dem Gesichtspunkt ihrer interpretationsstimulierenden Wirkung behandeln, **aber die Möglichkeit ihrer Bedeutung leugnen**, verkennen sie, daß Metaphern nicht nur auf etwas anderes hindeuten, sondern daß sie es auch bedeuten, weil sie aufgrund der (konstruierten) Ähnlichkeitsbeziehung zwischen Primär- und Sekundärgegenstand mit diesem anderen strukturisomorph sind.“[483]

Kaum ein analytischer Philosoph hat, so Liptow, seine Überlegungen in so schwer überschaubarer Form veröffentlicht wie Davidson. Dieser

„[…] sieht in dem formalen Apparat Tarskis, der sich der Begriffe der Bezugnahme singulärer Terme oder des Zutreffens von Prädikaten auf Gegenstände bedient, lediglich eine theoretische Setzung, die im Rahmen einer ›Bedeutungstheorie‹ vorgenommen wird, um den inferentiellen Zusammenhang der objektsprachlichen Sätze zu fassen. Der Begriff der Bezugnahme dient nicht dazu, grundlegende semantische Beziehungen zwischen sprachlichen Ausdrücken und Gegenständen in der Welt zu beschreiben, sondern vielmehr dazu, die Funktion zu kennzeichnen, die bestimmte sprachliche Ausdrücke für das Folgerungsverhalten der Sätze spielen, in denen sie vorkommen.“[484]

Die hier beanspruchte Kritik an Referenztheorien ist keine globale. Modellieren wir die natürliche Sprache, ist die Verwendung von ›Referenz‹ und ›Bezugnahme‹ durchaus sinnvoll. Nicht sinnvoll aber ist die Annahme, dass die Bezugnahme (auf außersprachliche Gegenstände, auf *die* Welt, auf fiktive Entitäten, auf Schemata im mind/brain) hinreichend erklären können soll, was ›(metaphorische) Bedeutung‹ oder ›Erkenntnisfunktion der Metapher‹ meint. Um die

[483] Debatin 1995 – Rationalität, S. 120, Fettdruck von ks. Zum Verhältnis von Goodmans Symboltheorie und Debatins ›synthetischer Metapherntheorie‹ vgl. ebd., S. 268–278. Zu erwidern ist, dass Davidson und Rorty keineswegs die ›Möglichkeit der Bedeutung‹ von Metaphern leugnen. Sie behaupten ein anderes Verständnis von ›Bedeutung‹.

[484] Jasper Liptow: Grundzüge von Donald Davidsons Theorie sprachlicher Bedeutung. Frankfurt. http://user.uni-frankfurt.de/~seel/material/sem_davidson/GrundzuegeDavidson.pdf., S. 8.

Kritik zu untermauern, rekonstruiere ich im nächsten Schritt Breitlings Vergleich von Davidsons und Ricœurs Modellierungen der Metapher[485]. Breitling stellt fest:

> „Nun beruht Davidsons Kritik am Begriff der metaphorischen Bedeutung auf einer ganz anderen Definition von Bedeutung, als man sie bei Ricœur findet. Dahinter steht eine ganz andere Auffassung der Ziele, Methoden und Grenzen philosophischer Semantik. […] Trotz einer Reihe von Übereinstimmungen besteht eine grundsätzliche Divergenz zwischen Davidsons und Ricœurs Einschätzung der kognitiven Funktion poetischer Sprache." (ebd., S. 188)

Davidson und Ricœur kämen in folgenden Thesen überein: Metaphern könnten nicht mit einer formalen Bedeutungstheorie erklärt werden. ›Metapher‹ bezeichne nicht die Übertragung einer bereits *gegebenen* Bedeutung. Um Metaphern zu verstehen, sei die buchstäbliche Bedeutung der verwendeten Wörter notwendig (ebd., S. 192). Bei der Interpretation einer Metapher ginge es nicht um das Verstehen einer ›geheimen Botschaft‹, die eine Paraphrase adäquat anzugeben hätte (ebd., S. 195). Die Metapher sei (im Rückgriff auf Wittgenstein) ein ›Aspekte sehen‹, ein ›Sehen als‹. Für die Hervorbringung und Interpretation metaphorischer Ausdrücke sei die Imagination entscheidend. Diese werde nicht durch Regeln bestimmt (ebd., S. 201).

Unvereinbar seien beide Theorien, da Davidson die Ausdrücke ›metaphorische Bedeutung‹, ›metaphorische Interpretation‹, ›metaphorische Wahrheit‹ und ›kognitiven Gehalt der Metapher‹ grundlegend kritisiere. Davidson schreibt punkto ›metaphorische Bedeutung‹:

> „This paper is concerned with what metaphors mean, and its thesis is that metaphors mean what the words, in their most literal interpretation, mean, and nothing more. […] The central mistake against which I shall be inveighing is the idea that a metaphor has, in addition to its literal sense or meaning, another sense or meaning. This idea is common to many who have written about metaphor: […]."[486]

Die Metapher, so Davidson weiter, ist weder ein Vehikel zur Mitteilung von Gedanken, noch hat sie eine spezielle Bedeutung. Er stimmt der Behauptung zu, dass Metaphern nicht paraphrasierbar sind. Dies läge aber nicht an einer speziellen Bedeutung, sondern daran, dass es gar nichts zu paraphrasieren gebe. Für den Rezipienten wie auch den Produzenten bedeute eine Metapher nichts, was über ihre buchstäbliche Bedeutung hinausginge. Damit solle nicht bestritten werden, dass die Metapher dennoch eine Pointe habe (ebd.). Davidson, so Breitling, möchte „die Leere des Begriffs der ‚metaphorische Bedeutung' erweisen."[487] Davidson formuliert:

> „It is no help in explaining how words work in metaphor to posit metaphorical or figurative meanings, or special kinds of poetic or metaphorical truth. These ideas don't explain metaphor, metaphor

[485] Andris Breitling: Impertinente Prädikate. Davidson, Ricœur und der Streit um die kognitive Funktion der Metapher. In: Matthias Junge (Hg.): Metaphern in Wissenskulturen. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss. 2010.
[486] Davidson 1978 – Metaphor, S. 31–32.
[487] Breitling 2010 – Prädikate, S. 189.

> explains them. Once we understand a metaphor we can call what we grasp the 'metaphorical truth' and (up to a point) say what the 'metaphorical meaning' is. But simply to lodge this meaning in the metaphor is like explaining why a pill puts you to sleep by saying it has a dormative power."[488]

Viele geläufige Ausdrucksweisen modellieren ›Bedeutung‹ als etwas, das *in* etwas ist. Es heißt, ein Wort ›enthält‹ oder ›impliziert‹ eine Bedeutung. Es heißt, Wörter haben einen ›Inhalt‹. Davidson kritisiert, dass man die Bedeutung einer Metapher nicht einfach *in* der Metapher (der Ausdruckseinheit) ›ansiedeln‹ (to lodge) kann. Von dieser Modellierung sprachlicher Ausdruckseinheiten als ›Container‹, in denen Bedeutung ›deponiert‹, ›platziert‹ oder ›aufbewahrt‹ wird, behauptet Davidson nicht schlicht, dass sie falsch ist oder auf einer wenig nützlichen Metapher basiert. Er fordert auf, die Handlung „Die Bedeutung (einer Metapher) in einer Metapher ansiedeln" mit der Erklärung „Eine Schlaftablette bringt dich zum Schlafen, weil sie eine einschläfernde Kraft hat." zu vergleichen. Reformuliert: „Eine Schlaftablette lässt uns einschlafen (= eine Metapher hat eine besondere Wirkung oder Bedeutung; wir verstehen eine Metapher), weil sie eine einschläfernde Kraft hat (= weil sie eine metaphorische Bedeutung) hat."

Davidsons Kritik am Ausdruck ›metaphorische Bedeutung‹ verweist laut Mácha auf die argumentative Unzulänglichkeit einer Denkfigur, die in der Geistesgeschichte bekannt ist.

> „Wie funktioniert die Leistung *Y* des Systems *X*? Vermöge der Tatsache, dass *X* die Eigenschaft *Z* besitzt. Aber das ist keine Erklärung, denn *Z* stellt nur eine Umschreibung von *Y* dar, oder die Eigenschaft *Z* ist genau so unbekannt wie die Leistung *Y* von *X*. Für die Variable *X* können beispielsweise die Ausdrücke ‚synthetische Urteile a priori', ‚Opium', oder ‚Metapher' eingesetzt werden. Für *Y* sind es ‚Möglichkeit', ‚schlafen', ‚Verstehen', für *Z* daraufhin ‚Vermögen', ‚*virtus dormitiva*' oder ‚metaphorische Bedeutung'. Also wie sind Metaphern als solche zu verstehen? – Vermöge einer spezifischen metaphorischen Bedeutung. Aber jene metaphorische Bedeutung ist genau so erklärungsbedürftig wie das Verstehen von Metaphern."[489]

Tabellarisch dargestellt zwecks Übersichtlichkeit:

Wie funktioniert die Leistung Y des Systems X?	**Vermöge der Tatsache, dass X die Eigenschaft Z besitzt**
Wie funktioniert die Leistung ›Möglichkeit‹ des Systems ›synthetische Urteile a priori‹?	Vermöge der Tatsache, dass X die Eigenschaft ›Vermögen‹ besitzt.
Wie funktioniert die Leistung ›schlafen‹ des Systems ›Opium‹?	Vermöge der Tatsache, dass X die Eigenschaft ›einschläfernde Kraft‹ besitzt.
Wie funktioniert die Leistung ›Verstehen‹ des Systems ›Metapher‹?	Vermöge der Tatsache, dass X die Eigenschaft ›metaphorische Bedeutung‹ besitzt.

Ich bin überzeugt, dass der Ausdruck ›metaphorische Bedeutung‹ problematisch ist,

[488] Davidson 1978 – Metaphor, S. 33.
[489] Mácha 2010 – Metapher, S. 134.

– wenn er nicht erklärt wird,
– wenn er durch den Bezug auf einen ›kognitiven Gehalt‹ erklärt wird,
– wenn er so erklärt wird, dass er eine Erklärung für das Verstehen von Metaphern sein soll,
– wenn er durch den Bezug auf das In-der-Welt-sein erklärt wird,
– wenn er durch Bezug auf das implizite Wissen erklärt wird,
– wenn er auf einer Wortwendung beruht, die ihrerseits metaphorisch ist (›metaphorische Bedeutung‹)[490].

Um die Revisionsempfehlung, wie ich hoffe, zu exemplifizieren: Wir rezipieren eine Metapher wie ›Krähengestern‹. Um sie zu interpretieren, verwenden wir notwendig die uns bekannten, also buchstäblichen oder ›primären‹ Bedeutungen der erkannten Wörter (›Krähe‹ und ›gestern‹). Die Interpretation hat zur Folge, dass wir, indem wir die ›primären‹ Bedeutungen verwenden (reflektieren, interpretieren), eine ›sekundäre‹ Bedeutung generieren.

Über die Verwendung der binären Unterscheidung ›primär/sekundär‹ im Rahmen semantischer Fragen, die auf Wittgenstein zurückgeht, behauptet Mácha:

> „Primär oder sekundär sind demzufolge nicht Bedeutungen, sondern Verwendungen – nämlich die Stellung der Wörter in ihren spezifischen Umgebungen. In eine neue Umgebung oder in einen ungewöhnlichen Kontext wird also ein Wort samt seiner Bedeutung verlegt. Sobald die Erklärung geliefert ist, ist das Uneigentliche dieses Gebrauchs nicht mehr vorhanden.“ (ebd., S. 135)

›primär‹ meint: ›zuerst vorhanden‹, ›ursprünglich‹. ›sekundär‹ meint: ›nachträglich hinzukommend‹, ›an zweiter Stelle stehend‹, ›nachrangig‹. Die Verwendung der Unterscheidung ›primär/sekundär‹ in diesem Kontext bezweckt nicht, das Theorem einer ursprünglichen, eigentlichen Bedeutung zu behaupten. ›ursprüngliche Bedeutung‹ meint: Irgendwann ist jedes Wort zum ersten Mal verwendet worden. Wann allerdings genau das gewesen ist, können wir in vielen Fällen nicht sagen. Als Einzellebewesen, die sich ›immer schon‹ in der Sprache vorfinden, kann eine genaue Datierung der ersten Verwendung von Wörtern wie ›Krähe‹, ›gestern‹, ›es‹, ›ich‹, ›Satz‹ oder ›Leben‹ kaum gelingen. Teils jedoch kann sie gelingen, etwa dann, wenn man ›heute‹ zum ersten Mal die Ausdruckseinheit ›Krähengestern‹ des Dichters Schindel rezipiert hat[491]. Als Einzellebewesen, die ›immer schon‹ Teil eines Kollektivs sind, haben die meisten Wörter (wenn wir feststellen, dass wir ›immer schon‹ in der Sprache sind) eine Verwendungsgeschichte. Diese wird in Etymologielexika schriftlich fixiert. Gerade die Wissenschaft von der Herkunft und der Geschichte der Wörter und ihrer Bedeutungen zeigt, dass die ›ursprüngliche Bedeutung‹ häufig eine Erdichtung ist, da sich die Anfänge ›im Dunkeln verlieren‹[492].

[490] Krähengestern.
[491] Vgl. Schindel 1987 – Geier, S. 87.
[492] Um eines von vielen Beispielen aus dem *Duden – Herkunftswörterbuch* anzuführen: „**beginnen:** Die *westgerm.* Präfixbildung *mhd.* beginnen, *ahd.* biginnan, *niederl.* beginnen, *engl.* to begin enthält ein im *germ.* Sprachbereich

Festzustellen ist, dass wir durch unterschiedliche Verwendungen phänomenal gleichartiger erscheinender Ausdruckseinheiten *nacheinander* unterschiedliche Bedeutungen generieren. Dieses Nacheinander wird ausgedrückt durch binäre Unterscheidungen wie ›früher/später‹, ›alt/neu‹, ›primär/sekundär‹. Derartige Unterscheidungen ermöglichen es erst, ›gröbere‹ binäre Unterscheidungen zu verstehen, die im Metapherndiskurs virulent sind: ›gewohnte/ungewohnte‹, ›vertraute/unvertraute‹, ›konventionalisierte/unkonventionalisierte‹ Bedeutung (siehe S. 47). Gesetzt, es handelt sich bei einer Metapher nicht um die Übertragung einer *gegebenen* Bedeutung, sondern um die kreative, nicht regelgeleitete Erzeugung einer neuen Bedeutung. Gesetzt, ›neue Bedeutung‹ meint: Eine Ausdruckseinheit wird in einem neuen, ungewöhnlichen Kontext verwendet. *Indem* wir die Metapher interpretieren, erzeugen wir eine ›spätere‹, insofern ›neue‹ Bedeutung, die es vor der Interpretation noch nicht gab. Die Bedeutung einer ›lebendigen‹ (sehr ungewöhnlichen) Metapher wird durch einen kreativen, nicht-regelgeleiteten Interpretationsprozess *im Nachhinein* erzeugt. Die Bedeutung der Metapher ist nicht bereits *da*, bereits *in* etwas. Sie harrt nicht *vorher* als ›seiendes Referenzobjekt‹ (In-der-Welt-sein, implizites Wissen) aus, das *dann* durch Bezugnahme erkannt und fakultativ kommuniziert wird. Die realistischen Voraussetzungen von Ricœur implizieren aber, dass ›metaphorische Bedeutung‹ meint: Dort *war* und *ist* immer schon etwas, was wir kraft der Metapher nun ›erkannt‹, ›entborgen‹ hätten (das In-der-Welt-sein) und alsdann kommunizieren. Die Voraussetzungen von Debatin implizieren ebenfalls, dass ›eine Metapher interpretieren und womöglich verstehen‹ meint: Dort *war* und *ist* immer schon, jedenfalls *vorher* etwas, was wir kraft der Metapher nun ›kontaktieren‹, ›zur Sprache bringen‹, ›zu uns und anderen transportieren‹.

Wie ließe sich verneinen, dass Metaphern häufig Wirkungen auf das Bewusstsein haben, dass sie Außergewöhnliches, Verblüffendes, Beispielloses im ›mind/brain‹ veranlassen? Von dem, was wir womöglich in die Metapher ›hineindenken‹ oder ›hineinlesen‹, sollten wir aber nicht meinen, es sei bereits *in* der Ausdruckseinheit oder irgendwo außerhalb (Referenz) dieser vorhanden gewesen, sodass wir es ob einer gegebenen Ähnlichkeit oder Isomorphie genau oder annähernd genau bestimmen könnten.

> „It should make us suspect the theory that it is so hard to decide, even in the case of the simplest metaphors, exactly what the content is supposed to be. The reason it is often so hard to decide is, I think, that we imagine there is a content to be captured when all the while we are in fact focusing on what the metaphor makes us notice. If what the metaphor makes us notice were finite in scope and propositional in nature, this would not in itself make trouble; we would simply project the content

nur in Zusammensetzungen gebräuchliches *altgerm.* Verb, dessen Herkunft dunkel ist, vgl. *got.* duginnan ‚beginnen', *aengl.* onginnan ‚beginnen', *niederl.* ontginnen ‚urbar machen'. Abl.: **Beginn** (mhd. begin, ahd. bigin)." (DHW ^{4}2006 – beginnen [Lemma])

> the metaphor brought to mind onto the metaphor. But in fact there is no limit to what a metaphor calls to our attention, and much of what we are caused to notice is not propositional in character. When we try to say what a metaphor 'means,' we soon realize there is no end to what we want to mention."[493]

Der Inhalt einer Metapher (= die metaphorische Bedeutung) ist so schwer anzugeben, weil es den ›Inhalt‹ (= die metaphorische Bedeutung) nicht gibt. Entsprechend unplausibel ist die Annahme, dass Bedeutungen (*7.3. Krähengestern: Was Metaphern nicht bedeuten*), die wir *nachträglich* via Interpretation erzeugen, schon *vorher* in Form von ›nicht-propositionalem‹ oder ›implizitem Wissen‹ *da* gewesen sind.

Breitlings Vergleich der Argumentationszusammenhänge von Ricœur und Davidson hinsichtlich ›Metapher‹ kommt zu einem Ergebnis:

> „Der zentrale sachliche Streitpunkt liegt dabei wohl in der Frage, ob die von der Metapher inspirierte ‚Einsicht' oder Erkenntnis irgendetwas Propositionales an sich hat, – was Davidson wie gezeigt kategorisch bestreitet. Folgt man der von ihm getroffenen Unterscheidung von ‚Sehen-als' und ‚Sehen-daß', so liegt der Schluss nahe, die metaphorische Rede beruhe auf einer ‚uneigentlichen' Verwendung sprachlicher Ausdrucksmittel, die eine propositionale Struktur bloß vortäuschen. […] So wurde z.B. der Satz ‚Homo homini lupus' von Hobbes vermutlich in der Absicht zitiert, seinen Lesern die Augen darüber zu öffnen, dass der Mensch von Natur aus mit bestimmten Eigenschaften ausgestattet ist, die zu seiner Zeit üblicherweise dem Wolf, nicht aber dem Menschen als Ebenbild Gottes zugeschrieben wurden. Davidsons Behauptung, das aufgrund eines metaphorischen Ausdrucks Bemerkte oder ‚Gesehene' habe ‚im allgemeinen nichts Propositionales an sich', lässt sich von daher nicht halten, auch wenn das Ereignis der Hervorbringung eines neuen Menschenbildes nicht in dem propositionalen Gehalt eines einfachen Aussagesatzes aufgeht."[494]

Breitling schreibt Hobbes' Verwendung der Ausdruckseinheit ›Homo homini lupus‹ eine Absicht zu. Um sich nicht in der Zuschreibung einer ›wahren‹ Intention zu versteigen, verwendet er, wie ich meine, ›vermutlich‹ adverbial. Das Funktionsverbgefüge ›jemandem die Augen über jemanden oder etwas öffnen‹ meint ›jemandem die Wahrheit über jemanden oder etwas sagen‹. Das Funktionsverbgefüge ›etwas in (oder mit) einer Absicht tun‹ meint: etwas ganz bewusst tun, etwas Bestimmtes bezwecken, auf etwas hinauswollen, auf etwas hinzielen, etwas planen, intendieren. Reformuliert: Hobbes hat „Homo homini lupus" zitiert, um seinen Lesern eine Wahrheit über die Natur (des Menschen, des Wolfes) mitzuteilen: Die Metapher hat eine propositionale Struktur und ermöglicht wahre Erkenntnis.

Breitling geht davon aus und sucht zu belegen, dass Metaphern etwas ›über die Dinge lehren‹, dass sie ›unsere Erkenntnis der Welt bereichern‹ (ebd., S. 187), dass Metaphern ›etwas an

[493] Davidson 1978 – Metaphor, S. 46.
[494] Breitling 2010 – Prädikate, S. 197–198.

der bezeichneten Sache ‚treffen'‹ (ebd., S. 189). Trotz der Einsicht, dass nicht objektiv festgestellt werden könne, was eine Metapher zu einer ›die Sachen treffenden‹ Metapher mache (ebd., S. 201), hält er wie Ricœur an der Idee fest, dass Metaphern zur Entdeckung tatsächlicher Sachverhalte führen könnten.

Breitlings Konfrontation von Davidsons und Ricœurs Metapherntheorie läuft darauf hinaus, pro Ricœurs Metapherntheorie die *Setzung* zu verteidigen, dass Metaphern die Wahrheit über tatsächliche Sachverhalte oder die Natur von Entitäten (Mensch, Wolf) realisieren können. Diese Setzung ist wenig plausibel, sofern ›Natur‹ meint, dass wir das ›An-sich der Dinge‹ erkennen können, sofern ›Augen öffnen‹ und ›die Wahrheit sagen‹ meinen, dass man Aussagesätze oder aussagesatzartige Ausdruckseinheiten formuliert, die (qua Isomorphie) mit dem ›Natur‹ oder ›Wirklichkeit‹ Genannten übereinstimmen.

Breitling bezeichnet Davidsons Verständnis der Metapher als nicht haltbar, schließt jedoch unmittelbar mittels der konzessiven Konjunktion ›auch wenn‹ einen Nebensatz an, der einen Gegengrund oder Zweifel formuliert. In diesem Nebensatz verwendet er den Ausdruck ›etwas geht nicht auf in etwas‹. Zudem führt er das Wort ›Ereignis‹ ohne weitere Erklärung ein. ›etwas geht in etwas auf‹ meint: Etwas ist eins mit etwas und verschwindet in dieser Einheit („Er geht in der Masse auf.")[495]. Die Negation meint entsprechend: Etwas (das Ereignis der Hervorbringung eines neuen Menschenbildes) ist nicht eins mit etwas (dem propositionalen Gehalt eines einfachen Aussagesatzes). ›nicht eins sein mit etwas‹ meint: Zwei Entitäten stimmen nicht überein, gleichen sich nicht („Der Sinn der Worte ist nicht eins."). Reformuliert: Das Ereignis der Hervorbringung eines neuen Menschenbildes durch die propositional strukturierte, einst impertinente Metapher „Homo homini lupus" ist nicht eins mit dem Aussagesatz, gleicht diesem nicht, kann nicht auf diesen reduziert werden. Vermutlich stimmte Breitling letztlich zu, dass Metaphern häufig etwas ›bemerken‹ lassen, was nicht propositional ist.

Breitlings Gegenargument basiert auf einer die Sprecherabsicht betreffenden Vermutung. Suggeriert wird, dass man die Sprecherabsicht treffen könne. Suggeriert wird, dass die herausgearbeitete Sprecherabsicht richtig sei: Jemandem ›die Augen öffnen‹, also ›die Wahrheit sagen‹ über die Natur von etwas (Mensch, Wolf). Die Verkettung von Annahmen, die mit einer ›ontologischen Vehemenz‹ (siehe S. 233) einhergeht, reicht ›für meine Begriffe‹ nicht hin, um Davidsons Einwände stichhaltig auszuräumen.

Dass wir, in ›Begegnung‹ mit einer Metapher, nichts als unsere wörtlichen Bedeutungen und unsere endlosen, unaufhaltsamen Assoziationen haben, wird jenen Interpreten wenig

[495] DUW [8]2015 – aufgehen [Lemma].

zusagen, die via Metaphern einen bestimmten kognitiven Gehalt kommuniziert sehen, eine Vermutung, die Reemtsma reflektiert: Angenommen, jemand äußert die Ausdruckseinheit „Der Mensch ist dem Menschen ein Hummer.“, „Der Mensch ist dem Menschen eine Ameise.“ oder „Der Mensch ist dem Menschen eine neongraue Gesternkrähe.“[496]. Nachdem Reemtsma die Metapherntheorien von Aristoteles, Black und Davidson skizziert hat, stellt er ironisch fest:

> „Es ist unschwer zu sehen, daß Black hier aufführt, was ihm einfällt, wenn er den Satz ‚Der Mensch ist ein Wolf‘ liest oder hört – und was er deshalb einigermaßen risikolos tun kann, weil die Wolfsmetapher hoch konventionalisiert ist. Weil wir bereits wissen, was uns jemand sagen will, wenn er sagt ‚Der Mensch ist ein Wolf‘, leuchtet uns vielleicht ein, was uns Black darüber erzählt, warum wir die Metapher verstehen. Anders wäre es, würde Black mit dem Satz ‚Der Mensch ist ein Hummer‘ konfrontiert. Ob wir die Metapher als abgekürzten Vergleich auffassen (‚Der Mensch ist wie ein Hummer‘ – aber in welcher Hinsicht?) oder wie Black als Übertragung eines Systems von untereinander verbundenen Gemeinplätzen (Läuft der Mensch bei Hitze rot an? Geht er seitwärts? Kneift er? Hat er einen Panzer? Schmeckt er gut?), wir wissen nicht, worauf das hinauslaufen soll, und wir haben nichts als die wörtliche Bedeutung von ‚Hummer‘ und unsere Assoziationen. Mit dem Wolf-Beispiel konnte dieser Umstand **kaschiert** werden, weil von vornherein klar war, wie das Resultat auszusehen hatte.“ (ebd., S. 15, Fettdruck von ks)

Eine Metapher wie „Der Mensch ist dem Menschen eine neongraue Gesternkrähe.“ hat keinen speziellen kognitiven Gehalt, keine metaphorische Bedeutung, die *in* der Ausdruckseinheit angelegt ist oder durch diese kommuniziert wird. Wie Reemtsma meine ich, dass die Verwendung des Satzes „Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf.“ in diesem Kontext überspielt, dass wir nichts als unsere wörtlichen Bedeutungen haben und unsere Assoziationen/Interpretationen. Davidson ist zuzustimmen, wenn er fordert:

> „We must give up the idea that a metaphor carries a message, that it has a content or meaning (except, of course, its literal meaning). The various theories we have been considering mistake their goal. Where they think they provide a method for deciphering an encoded content, they actually tell us (or try to tell us) something about the effects metaphors have on us. The common error is to fasten on the contents of the thoughts a metaphor provokes and to read these contents into the metaphor itself. No doubt metaphors often make us notice aspects of things we did not notice before; no doubt they bring surprising analogies and similarities to our attention; they do provide a kind of lens or lattice, as Black says, through which we view the relevant phenomena. The issue does not lie here but in the question of how the metaphor is related to what it makes us see.”[497]

---

[496] Vgl. zu diesem Vorschlag: Jan Phillipp Reemtsma: Was heißt: Eine Metapher verstehen? [Mercator-Professur 1999] Duisburg 1999. [Elektr. Quelle], S. 11–26. URL: https://www.uni-due.de/imperia/md/content/dokumente/mercatorprofessur/mp_1999_reemtsma.pdf, zul. gepr. 3.6.2017, Fettdruck von ks. ›kaschieren‹ meint: „**kaschieren**, beschönigen, korrigieren, tarnen, überspielen, übertünchen, verbergen, verdecken, vernebeln, verschleiern, vertuschen, verwischen; *(gehoben)*: bemänteln; *(umgangssprachlich)*: frisieren.“ (DHW ^{4}2006 – kaschieren [Lemma])

[497] Davidson 1978 – Metaphor, S. 45.

Metaphern lösen etwas beim Interpreten aus (Gedanken, Assoziationen, Ähnlichkeiten, Vergleiche, Interpretationen). Die Interpreten projizieren das, was in ihnen vor sich geht, *in* die Metapher (möglicher Fehler 1) und tun so, als ob das, was in ihnen vor sich geht, bereits vorher ›dort in der Metapher‹ gewesen wären (möglicher Fehler 2). Diese Deutungspraxis, diese Antwort auf die Frage „Was bedeutet diese Metapher?“ sollten wir, sehe ich mich überzeugt, nicht tradieren.

Festzuhalten ist: Metaphern *haben* keine besondere metaphorische Bedeutung, die *in* den Metaphern enthalten ist und von Sprecher A zu Sprecher B transportiert wird. Metaphern sind meist aus Elementen zusammengesetzt, die – wie ›Krähe‹ und ›gestern‹ – bereits eine eingespielte Bedeutung haben (die man wörtliche oder konventionalisierte Bedeutung nennen kann). Die Bedeutung, die Metaphern ›darüber hinaus‹ haben, bekommen sie durch die Verwendung, durch die Interpretation. Es gibt allein Ausdruckseinheiten, die mehr oder weniger eingespielt sind, mehr oder weniger gewohnt, mehr oder weniger konventionalisiert. Schneider behauptet:

> „Die Grenzen zwischen Metaphern, Modellen und Theorieansätzen sind fließend; eine Abgrenzung ist am ehesten zwischen ‚üblichen‘ und ‚neuen‘ Ausdrucksweisen möglich, nicht zwischen ‚wörtlichen‘ und ‚metaphorischen‘. Was über die Projektion von Sprachstrukturen und über syntaktische Metaphern gesagt wurde, gilt für die Sprache der wissenschaftlichen Beschreibungen genauso wie für die anderen Sprachbereiche.“[498]

Diese Deutung von ›Metapher‹ verlangt, wie Frischmann richtigerweise feststellt, die strikte Unterscheidung von ›Metapher‹ und ›Begriff‹ aufzugeben (siehe S. 335)[499].

8.4. Verbotene Quelle: Metaphern und propositionales Wissen

Wir realisieren häufig sprachliche Ausdruckseinheiten genannt ›Aussagesatz‹ im Performanzmodus ›Aussagemodus‹ (siehe S. 132). Das meint: Wir realisieren Aussagesätze geltungsorientiert und ernsthaft. Wir verpflichten uns, den Aussagesatz argumentativ zu verteidigen und seine logischen Konsequenzen anzuerkennen.

> „Geltungsansprüche sind, was Sprecher oder Schreiber einbringen, wenn sie Feststellungen treffen oder Aufforderungen an jemanden richten, also Ansprüche auf Wahrheit oder Ansprüche auf Befol-

[498] Schneider 2004 – Ausdrückbarkeit, S. 74–75.
[499] Baron stellt fest, dass auch eine Untersuchung der Metapher auf Basis der Goodman’schen allgemeinen Symboltheorie darauf hinausläuft, den Unterschied von ›Metapher‹ und ›Begriff‹ aufzuheben, wenn es um die Verwendung von Metaphern in der Alltagssprache geht. Vgl. Baron 2014 – Metapher, S. 67. Wie gezeigt, ist auch Gabriel ist der Meinung, dass wir auf eine strenge Unterscheidung zwischen Begriffen und Metaphern verzichten sollten (siehe S. 264).

> gung. […] Zum Ausdruck gebracht werden Geltungsansprüche durch die reguläre – also nicht zitierende oder nur exemplifizierende – Äußerung von Sätzen im Aussage-Modus bzw. im Aufforderungsmodus. Um einen Geltungsanspruch einzubringen, braucht es also stets zweierlei: eine in geeigneter Weise geformte Ausdruckseinheit und geeignete Verwendungsbedingungen.“[500]

Die geeignete sprachliche Form, einen Geltungsanspruch zu erheben, ist typischerweise der Aussagesatz („Es gibt außerirdisches Leben.“), teilformalisiert ›dass p‹. Die Realisierung geltungsorientierter Aussagesätze geht häufig einher mit der Formulierung von propositionalen Einstellungen wie „Ich behaupte, dass …“, „Ich bin überzeugt, dass …“ Die Verwendungsbedingungen sind nicht erfüllt, wenn ein Aussagesatz in einer fiktionalen Erzählung oder nichternsthaft (also ironisch, täuschend, spaßend …) verwendet wird.

Als wahr kann ein geeignet geformter und verwendeter Aussagesatz nicht gelten, weil er mit den Dingen der Außenwelt, den Schemata in der Kognition, den Tatsachen oder Gedanken in einer ›anderen‹ Welt übereinstimmt. Als wahr kann eine Aussage allenfalls bezeichnet werden, sofern sie Teil eines logisch kohärenten Argumentationszusammenhangs ist (Kohärenztheorie der Wahrheit), dem kompetente Sprecher zustimmen (Konsenstheorie der Wahrheit).

Verwendungen des Wortes ›Proposition‹ wurden untersucht (*3.3. Sorgenkinder: Propositionales Wissen*). Tugendhat und Wolf behaupten, dass es eine ontologische, psychologische und sprachliche Auffassung der Logik gibt. ›Urteil‹ sei ein psychologischer, ›Aussagesatz‹ sei ein sprachlicher, ›Proposition‹ (wie auch ›Gedanke‹ und ›Sachverhalt‹) ein ontologischer Begriff (siehe S. 194). Ich bin überzeugt, dass die sprachliche Logikauffassung die plausiblere ist. ›Proposition‹ meint nicht, dass es ein aussagesatzartiges, formales Schema (Muster, Pattern, frame) im mind-brain oder in einem ›dritten Reich‹ gibt (einen ›Gedanken‹ im Sinne Freges, einen ›Inhalt an sich‹)[501]. ›Proposition‹ meint nicht ›zeitloser Träger von Wahrheiten‹, ›überzeitlicher, subjektunabhängiger Kern der Bedeutung von Sätzen‹ oder ›Inhalt an sich‹. Plausibler ist die Annahme, dass wir mit ›Proposition‹, wie *grammis 2.0* formuliert, den ›Entwurf eines realen Sachverhalts‹ bezeichnen, wobei ›real‹ nicht meint, dass wir ›Dinge an sich‹ oder ›*die* Wirklichkeit‹ entwerfen. Auch das, was wir ›Wirklichkeit‹ nennen, ist, denke ich, kraft eines

[500] grammis 2.0 – Geltungsanspruch [Lemma]. URL: https://grammis.ids-mannheim.de/terminologie/1061, zul. gepr. 7. 11.2019.

[501] „So scheint das Ergebnis zu sein: Die Gedanken sind weder Dinge der Außenwelt noch Vorstellungen. Ein drittes Reich muss anerkannt werden. Was zu diesem gehört, stimmt mit den Vorstellungen darin überein, daß es nicht mit den Sinnen wahrgenommen werden kann, mit den Dingen aber darin, daß es keines Trägers bedarf, zu dessen Bewusstseinsinhalte es gehört.“ Gottlob Frege: Der Gedanke: eine logische Untersuchung. In: Ders.: Logische Untersuchungen. Hrsg. u. eingel. v. Günter Patzig. 2., erg. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1976, S. 43.

gemeinsamen Handelns von Menschen in einer gemeinsamen Welt[502]. Eine, wie Wheeler sich ausdrückt, ›magische Sprache‹ halte ich für unplausibel:

> „‚Magische Sprache' ist mein Ausdruck für vermeintlich hinter den Wörtern liegende ‚Bedeutungen'. Solche Bedeutungen sollen Entitäten oder Zustände sein, die sich selbst interpretieren, d.h. die kraft ihres Wesens oder durch eine magische Beziehung bedeuten. ‚Bedeutungen kraft Wesen' – dieser Vorstellung entsprechen Lockes Ideen, Husserls *noemata* und Freges Bedeutungen. Magische Wörter bestimmen, wie auch immer, den Referenten von sich aus. In einigen Fällen funktioniert diese magische Beziehung, weil geistige Zustände aufgrund ihrer intrinsischen Natur ein intentionales Objekt haben (so könnte Lockes Idee des Roten die Idee von nichts anderem sein). In anderen Fällen erfassen die Zeichen im Geist unfehlbar die dazugehörigen Referenten (man denke an Wittgensteins Referenzbeziehung im Tractatus). […] Das Beste, was man tun kann, wenn man etwas darüber sagen will, was eine Person meint, besteht darin, etwas darüber zu sagen, was systematisch mit der Äußerung in Form von Wahrheitswerten zusammenpasst. Einfach gesagt: Sprache wird in der Sprache erläutert und verstanden. Wenn die Bedeutungstheorie als Wahrheitsdefinition dargestellt werden kann, dann kann man mit Derrida behaupten, dass die bedeutungsvolle Sprache alles ist, was zur Bedeutung gehört. Sprache bedeutet nicht aufgrund einer Metaphysik der Bedeutung, sondern aufgrund des gemeinsamen Handelns von Menschen in einer gemeinsamen Welt."[503]

Verwenden wir das Wort ›Proposition‹, meinen wir einen geeignet geformten, im Aussagemodus realisierten Aussagesatz. Verwenden wir den Ausdruck ›propositionales Wissen‹, meinen wir einen geeignet geformten, im Aussagemodus realisierten Aussagesatz, bei dem wir übereinkommen, dass er als wahre, gerechtfertigte Meinung gelten kann (siehe S. 107 u. S. 181). Ich sehe nicht, dass diese Bestimmung von ›propositionales Wissen‹ an Überzeugungskraft und Nützlichkeit eingebüßt hätte.

Keil stellt in *Die Wahrheit verträgt kein Mehr oder Minder* fest, dass die meisten Philosophen am Bivalenzprinzip festgehalten haben. Er unterscheidet zwischen dem *einen* nicht-graduellen Wahrheitsbegriff und graduellen Redeweisen. Angemerkt wird, dass Aristoteliker und Fregeaner kein Copyright auf den Wahrheitsbegriff hätten[504]. Anzunehmen ist, dass in Wissenschaft und Philosophie auch zukünftig davon ausgegangen werden wird, dass Aussagesätze wahr oder falsch sind. Anzunehmen ist ferner, dass Wissenschaftler weiterhin voneinander verlangen werden, einen intersubjektiv überprüfbaren Argumentationszusammenhang zu realisieren, der an ›Geltung‹ und ›Wahrheit‹ orientiert ist. Die Frage nach dem Zusammenhang von

---

[502] In *5.5 Aporie: Ich-Kreis ohne Wirklichkeit?* habe ich meine die ›Realitätsfrage‹ betreffende Verlegenheit dargelegt.

[503] Samuel C. Wheeler III: Wittgenstein mit Davidson über Metaphern. In: Hans Julius Schneider u. Matthias Kroß (Hg.): Mit Sprache spielen. Die Ordnungen und das Offene nach Wittgenstein. Berlin: Akad. Verl. 1999, S. 196–197.

[504] Geert Keil: „Die Wahrheit verträgt kein Mehr oder Minder". In: Stefan Tolksdorf u. Holm Tetens (Hg.): In Sprachspiele verstrickt – oder: wie man der Fliege den Ausweg zeigt. Verflechtungen von Wissen und Können. Berlin; New York: de Gruyter 2010, S. 83.

›Metapher‹ und ›propositionale Erkenntnis‹ wird, bin ich überzeugt, weiterhin durch die Grundannahme bestimmt sein, dass Aussagesätze wahr oder falsch sind. Bei der Bestimmung der Wahrheit oder Falschheit eines Aussagesatzes wird man vermutlich weiterhin auf bewährte Wahrheitstheorien zurückgreifen (Kohärenztheorie der Wahrheit, Konsenstheorie der Wahrheit).

Auf dem Eröffnungsvortrag des 60. Wolfenbütteler Symposiums (2006), so Danneberg, hat Gabriel sich geäußert zur

> „Metaphorntheorie mit ihren notorischen Problemen der Unterscheidung zwischen Metapher und Katachrese sowie zwischen poetischen und philosophischen Metaphern. Für letztere schlug Gabriel in der Diskussion vor, poetische Metaphern als solche des Überflusses, philosophische als solche des Mangels zu verstehen – eine Bestimmung, die im weiteren Verlauf der Diskussionen öfters wieder aufgegriffen wurde.“[505]

Zu vermuten ist, dass viele Wissenschaftler und Philosophen der Modellierung Gabriels zustimmen: Metaphorische Ausdruckseinheiten werden in Wissenschaft und Philosophie als ›Metaphern des Mangels‹ gesehen werden (als defizitäre Sprachphänomene, die der Präzisierung bedürfen), in der Dichtung hingegen weiterhin als ›Metaphern des Überflusses‹ (als ›unerschöpfliche‹ oder prägnante Sprachphänomene)[506].

›Metaphern des Mangels‹ meint: Werden metaphorische Ausdruckseinheiten in Wissenschaft und Philosophie verwendet, dann sind sie nicht so, wie sie sein sollten. Ihnen fehlt etwas, das gegeben sein sollte. Ihre Brauchbarkeit ist beeinträchtigt. Sie taugen nicht als ›Erkenntniswerkzeuge‹. Wie sollten Ausdruckseinheiten sein, die in Wissenschaften und Philosophie verwendet werden? Zu vermuten ist, dass für die meisten Wissenschaften und Philosophien nach wie vor gilt, dass die verwendeten Ausdruckseinheiten *wahrheitsfähig*, möglichst *präzise definiert* und *verständlich* sind. Problematisch ist, dass kaum Einigkeit darüber herrscht, wie eine optimale Definition beschaffen sein sollte und wann man behaupten darf, etwas verstanden bzw. verständlich formuliert zu haben (*8.1. Erkenntnisziele: Alles kann und muss definiert werden*). Was die Wahrheitsfähigkeit betrifft, weiß ich allein auf die gängigen Wahrheitstheorien und deren umstrittenen Theoriemomente zu verweisen (*6.5. Aporie: Die Wahrheit der*

[505] Lutz Danneberg: Tagungsbericht: Begriffe, Metaphern und Imaginationen in Philosophie und Wissenschaftsgeschichte (60. Wolfenbütteler Symposion), 21.6.2006 – 23.6.2006 Wolfenbüttel. In: H-Soz-Kult, 4.9.2006 [Elektr. Quelle]. URL: http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-1311?title=begriffe-metaphern-und-imaginationen-in-philosophie-und-wissenschaftsgeschichte-60-wolfenbuetteler-symposion&recno=10&q=danneberg&fq=&sort=newestPublished&total=10, zul. gepr. 11.5.2017.

[506] Dem Überfluss-Theorem, der ›semantischen Unerschöpflichkeit‹ habe ich widersprochen in *7.3. Krähengestern: Was Metaphern nicht bedeuten*].

Metapher?). Wie gesehen, ist Gabriel der Meinung, dass Metaphern nicht wahrheitsfähig sind, sondern angemessen oder nicht (siehe S. 277).

Eine andere Metapher für das ›Problem der Metapher‹ in Wissenschaft und Philosophie, also in Diskursen, die tendenziell stark am propositionalen Wissen orientiert sind (*3.1. Grammatik: Die starke, einseitige Tendenz*) wählt Keil. Unanalysierte Metaphern dürfe man in wissenschaftlichen Theorien nicht verwenden, da man die Erklärungskraft aus einer ›verbotenen Quelle‹ borge.

> „Ein ‚interessanter' Begriff des Anthropomorphismus ist in unserem Zusammenhang einer, der für die Auseinandersetzung mit naturalistischen Theorien humanspezifischer Phänomene einschlägig ist, genauer: durch den sich diejenigen Metaphern auszeichnen lassen, die in naturalistischen Theorien nicht vorkommen dürfen. Theorien, die an irgendeiner Stelle auf unanalysierte anthropomorphe Metaphern oder Präsuppositionen zurückgreifen, erfüllen ihren selbstgesteckten Anspruch nicht, weil sie ihre Erklärungskraft aus einer ihnen verbotenen Quelle borgen."[507]

Unbestritten ist, dass in Geisteswissenschaften, Naturwissenschaften und Philosophie Ausdruckseinheiten verwendet werden, die wir mit dem Wort ›Metapher‹ bezeichnen. Werden Metaphern in wissenschaftlichen Theorien verwendet, ist deren Funktion, deren Gebrauch erkenntnistheoretisch klarzulegen. Keil führt weiter aus:

> „Auch aus dem bloßen Vorkommen einer Metapher lässt sich nicht schließen, dass eine Erklärung erschlichen wurde. Es gibt kein kanonisches oder gar mechanisches Testverfahren dafür, wie harmlos eine Metapher ist. Man sieht es einer metaphorischen Prädikation nicht an, worin jeweils der positive, der negative und der neutrale Analogiebereich besteht. Die sprachkritischen Instrumente, deren sich eine metaphorologisch verfahrende Naturalismuskritik bedienen muss, erfordern eine sorgfältige Handhabung. Es braucht semantische und pragmatische Präsuppositionsanalysen und die linguistisch angeleitete Diagnose von Kategorienfehlern. Wo es sich um Metaphern handelt, ist metapherntheoretische Expertise erforderlich. Es geht nicht darum, welche Ausdrücke vorkommen oder nicht vorkommen dürfen. Es geht darum, festzustellen, wie sie jeweils explanatorisch eingesetzt werden und welche der mit ihnen verbundenen Implikationen stillschweigend in die Erklärung eingehen." (ebd., S. 170)

Was den Zusammenhang von Metaphern und propositionalem Wissen betrifft, möchte ich Keil zustimmen. Metaphern kommen in wissenschaftlichen Theorien vor. Sie allesamt zu tilgen, zu eliminieren, ist nicht möglich[508]. Einem Wissenschaftler nachzuweisen, dass er eine Metapher

[507] Geert Keil: Naturalismuskritik und Metaphorologie. In: Michael Bölker, Mathias Gutmann u. Wolfgang Hesse (Hrsg.): Information und Menschenbild. Berlin; Heidelberg; New York: Springer 2010 (Ethics of science and technology assessment, 37), S. 165–166.

[508] Damit wende ich mich gegen ›radikale‹ metapherntheoretisch motivierte Wissenschafts- und Philosophiekritik. Ein radikaler Kritiker könnte an dieser Stelle versucht sein, aus dem erkenntnistheoretisch reflektierten Zugriff der Wissenschaften auf metaphorischen Sprachgebrauch einen fundamentalen Einwand gegen Wissenschaft und Philosophie abzuleiten: Brechen die Fundamente ein, bricht alles darauf Stehende ein. Aus dem partiellen Gebrauch

verwendet hat, bedeutet nicht *in jedem Fall*, dass eine Erklärung ›erschlichen‹ wurde, also durch ›listige Machenschaften‹ oder ›Täuschung‹ zustande kam. Eine Metapher – eine metaphorische Prädikation – *kann* in einer wissenschaftlichen Theorie, als Teil eines ›propositionalen Gebildes‹ oder eines Aussagesatzes durchaus Erklärungswert haben. Es kommt darauf an, wie Metaphern explanatorisch eingesetzt werden.

Durch Verwendung der Ausdrücke ›positive, negative und neutrale Analogiebereiche‹ bezieht sich Keil bei seiner Bestimmung des Analogiebegriffs auf Hesse (siehe S. 218). Diesen Bezug stellt auch Ricœur her, der von Hesse ausgehend ausdrücklich eine Isomorphie von sprachlichen Ausdruckseinheiten und wirklichen Dingen behauptet (*6.1. Gespaltene Referenz: Der Planet ›Erde‹ ist (k)eine Kugel*). Eine Entscheidung für oder gegen den Konstruktivismus, Idealismus, Phänomenalismus, Realismus, Antirealismus usw. ist immer mit einer gewissen Unsicherheit behaftet. Man befindet sich in einer Pattsituation und hat sich für eine Setzung zu entscheiden, sofern man sich nicht des Urteils enthalten möchte (S. 227). Diese die Erkennbarkeit der Wirklichkeit betreffende erkenntnistheoretische Entscheidung spielt maßgeblich in die Bestimmung des Begriffs ›Analogie‹ hinein, soll dieser dazu verwendet werden, die Funktion der Metapher zu erklären.

Ein Konstruktivist, der die Funktion der Metapher kraft des Begriffs ›Analogie‹ zu erklären sucht, wird typischerweise die Annahme ablehnen, dass Metaphern in wissenschaftlichen Theorien in einer Ähnlichkeitsbeziehung zu wirklichen Dingen stehen, während Realisten diese Annahme durchaus plausibel finden.

> „Bei genauerer Betrachtung haben wir es mit drei verschiedenen Ähnlichkeitsrelationen zu tun: mit derjenigen, die der Sprecher wahrgenommen hat, mit der, die die Metapher ausdrückt und dem Sprecher möglicherweise erschließt, und mit der zwischen ‘den Dingen selbst‘. Nun ist es eine alte ontologische Frage bezüglich des Status von Ähnlichkeiten, ob man sie für eine Menge von objektiven Relationen hält, die ‘draußen in der Welt‘ zwischen den Dingen bestehen. Nur in diesem Falle wäre die ‘creates the similarity‘-These eine ontologisch gehaltvolle These. Allerdings scheint sie dann trivial zu sein, denn ‚everything is like everything, and in endless ways‘ (Davidson 1978, 254; ähnlich Goodman 1968,77). Der Operation des Vergleichens setzt die Natur der Dinge kein Limit.“[509]

Die explanatorische Funktion des Begriffs ›Analogie‹ ist in der Erkenntnistheorie im Allgemeinen und in der Metapherntheorie im Speziellen problematisch[510]. Analogietheorien der

metaphorischer Ausdrücke ist aber nach meinem Dafürhalten kein Fundamentalargument gegen Wissenschaft und Philosophie zu ziehen.

[509] Keil 1993 – Naturalismus, S. 259. Ich verwende ›Analogie‹ und ›Ähnlichkeit‹ im Folgenden, worüber sich streiten lässt, als Synonyme.

[510] Die von Davidson formulierte Kritik am Ähnlichkeitsbegriff findet sich in *What metaphors mean*: „This is like that—Tolstoy like an infant, the earth like a floor. It is trivial because everything is like everything, and in endless ways. Metaphors are often very difficult to interpret and, so it is said, impossible to paraphrase.“ (Davidson

Metaphern werden häufig als Moment von so genannten Vergleichstheorien der Metapher vorgebracht. Erster Vertreter einer Analogietheorie der Metapher, so Rolf, ist Aristoteles[511]. Strittig sei, inwiefern Aristoteles Vertreter einer Vergleichstheorie der Metapher ist (ebd. S. 28)[512]. Die vierte Übertragungsart bei Aristoteles sei die Übertragung nach den Regeln der Analogie (ebd, S. 76). „Die Analogie, um die es in Aristoteles' Metapherdefinition geht, ist vierstelliger Art: Sie bezeichnet ein *Verhältnis von Verhältnissen* (Beispiel ‚Lebensabend'), ein Verhältnis zweiter Ordnung sozusagen." (ebd., S. 78). Typischerweise stehen diese Fragen im Raum:

- Gibt es verschiedene Arten von Analogie bzw. analogischer Übertragung (Attributionsanalogie, Proportionalitätsanalogie …)?
- Unterscheiden wir zwischen Analogie, Ähnlichkeit und Isomorphie?
- Ist eine Analogie Resultat oder Grundlage einer Metapher?
- Welche ontologischen Voraussetzungen sind im Spiel?
- Beruht jede Metapher auf einer Analogie oder nur einige?
- Erzeugt jede Metapher eine Analogie oder nur einige?
- Bezeichnet der Begriff ›Analogie‹ ein Verhältnis von zwei Gegenständen?
- Bezeichnet der Begriff ›Analogie‹ ein Verhältnis von Verhältnissen?
- Sind Metaphern immer nicht-triviale Analogien?
- Gibt es relevante Unterschiede zwischen Vergleich, Gleichnis und Metapher?
- Sind Metaphern verkürzte Vergleiche?
- Wie definieren wir ›Eigenschaft‹ und ›Merkmal‹[513]?

Da ich mich innerhalb der beschriebenen Pattsituation aporetisch als Neutralisten und Nominalisten positioniert habe, kann ich Analogietheorien der Metapher nur wenig abgewinnen, sofern sie darauf hinauslaufen, dass sprachliche Ausdruckseinheiten (hier: aussagesatzartige Metaphern) in einer Analogiebeziehung zu wirklichen Dingen stehen (siehe auf S. 333 die Ausführungen über das ›Modell der doppelten Repräsentation‹ bei Aristoteles).

> „The simile says there is a likeness and leaves it to us to pick out some common feature or features; the metaphor does not explicitly assert a likeness, but if we accept it as a metaphor, we are again led to seek common features […]."[514]

1978 – Metaphors, S. 39) Schulte übersetzt: „Dies ist wie das – Tolstoi wie ein Kind, die Erde wie der Boden. Das ist trivial, weil ein jegliches Ding wie jedes andere ist, und zwar in unendlich vielen Hinsichten. Metaphern dagegen sind oft überaus schwierig zu interpretieren und, wie es heißt, unmöglich zu paraphrasieren." (Davidson 1998 – Metapher, S. 61) Goodmans Kritik am Ähnlichkeitsbegriff findet sich im ersten Kapitel von *Sprachen der Kunst*. Vgl. Nelson Goodman: Sprachen der Kunst: Entwurf einer Symboltheorie [Orig.-Sachtitel: Languages of art]. Aus dem Amerik. v. Bernd Philippi. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1997.

[511] Rolf 2005 – Metaphertheorien, S. 30.

[512] Vergleichstheorien der Metapher haben eine lange Tradition. Warum diese Theorien vergleichsweise unplausibel sind, arbeitet (unter anderem) Künne heraus. Vgl. Wolfgang Künne: „Im übertragenen Sinne". Zur Theorie der Metapher. In: Conceptus 17 (1983), H. 40/41, S. 188–189.

[513] Zur Erstellung dieser Liste von Fragen vgl. Rolf – Metapherntheorien, S. 21–34 (Kapitel *Vergleichstheorie der Metapher*) und ebd. S. 77–84 (Kapitel *Analogietheorie der Metapher*).

[514] Davidson 1978 – Metaphors, S. 40.

> „Der Vergleich sagt, es gebe eine Ähnlichkeit und überläßt es uns, ein gemeinsames Merkmal bzw. mehrere gemeinsame Merkmale herauszugreifen; die Metapher behauptet nicht ausdrücklich das Bestehen einer Ähnlichkeit, doch wenn wir sie als Metapher akzeptieren, werden wir wieder dazu angeleitet, gemeinsame Merkmale zu suchen […].“[515]

Akzeptieren wir ein ungewöhnliches Sprachspiel als Metapher, sehen wir uns dazu veranlasst, nach einem gemeinsamen Merkmal bzw. nach gemeinsamen Merkmalen zu suchen und somit Ähnlichkeit zu kreieren. Wenn es jedoch richtig ist, dass ›alles wie alles ist und zwar in unendlich vielen Hinsichten‹, werden Metaphern in den Wissenschaften nur akzeptabel sein, wenn die kreierten Ähnlichkeiten wohlbegründet behauptet werden. Mit anderen Worten: Die explanatorische Funktion von Metaphern in der Wissenschaft muss methodisch abgesichert werden.

Obwohl die explanatorische Funktion des Begriffs ›Ähnlichkeit‹ im Rahmen von Metapherntheorien problematisch ist, bin ich überzeugt, dass auf die eine oder andere Weise analogische bzw. *analogisierende Sprachoperationen* bei der Frage nach dem Zusammenhang von Metaphern und propositionalem Wissen weiterhin eine wichtige Rolle spielen werden und sollten. Ich bezweifle jedoch, dass die Wörter ›Analogie‹, ›Ähnlichkeit‹ und ›Isomorphie‹ dazu taugen, *die* Funktion *der* Metapher erschöpfend erklären (*8.5. Aporie: Metaphern und nichtpropositionales Wissen*). In wissenschaftlichen Sprachspielen, die sich der ›starken Tendenz auf das propositionale Wissen‹ verschreiben, wird die Frage nach entdeckten bzw. konstruierten Ähnlichkeiten weiterhin zu diskutieren sein.

Hervorzuheben ist zuletzt, dass Keil Metaphern nicht aus dem wissenschaftlichen und philosophischen Diskurs ausschließt, sondern Überlegungen anstellt, wie wir herausarbeiten können, wann eine Metapher in einer wissenschaftlichen Theorie vorkommen darf, wann sie verwendet werden darf. Die sorgfältig zu handhabenden ›Instrumente‹, die es uns erlaubten, die Funktion von Metaphern in wissenschaftlichen Theorien zu beurteilen, seien:

- Semantische und pragmatische Analyse unausgesprochener Voraussetzungen
- Linguistische Diagnose von Kategorienfehlern
- Feststellung der explanatorischen Funktion von Metaphern
- Feststellung der Implikationen, die mit Metaphern Eingang in eine Erklärung finden

In wissenschaftlichen und philosophischen Sprachspielen wird man Metaphern zunächst weiterhin als defizitäre Ausdruckseinheiten einstufen. ›defizitär‹ meint: Sie weisen einen Mangel auf, ihnen fehlt etwas. ›zunächst‹ meint: Der Mangel lässt sich eventuell beheben. Ob er sich beheben lässt, und was ›Behebung des Mangels‹ genau meint, kann eine elaborierte

[515] Davidson 1998 – Metapher, S. 62.

linguistische und philosophische Prüfung feststellen: Die Verwendung einer Metapher wird ›zerfällt‹, ›in ihre Bestandteile zerlegt‹, ›ausdifferenziert‹. Die Verwendung wird linguistisch und philosophisch auf ihre Voraussetzungen und ›stillschweigenden‹ Implikationen hin reflektiert und begründet. Diese Spracharbeit kann (sofern sich eine Behebung des Mangels einstellt) bedingen, dass Metaphern in wissenschaftlichen Theorien ›mit der Zeit‹ in (wenn man es so nennen will) wörtliche, begriffliche, mehr oder weniger akzeptierte, schließlich wahrheitsfähige Ausdruckseinheiten transformiert werden. Trifft eine metaphorische Ausdruckseinheit innerhalb der Forschungsgemeinschaft nicht auf Akzeptanz, wird sie nicht von einer größeren Zahl von kompetenten Sprechern verwendet, kommt sie in Wissenschaft und Philosophie nicht als ›Erkenntniswerkzeug‹ oder ›Erkenntnisquelle‹ in Frage.

Da ich (mit Goodman, Rorty, Frischmann und Schneider) der Meinung bin, dass die Unterscheidung ›Begriff/Metapher‹ keine absolute ist, möchte ich behaupten, dass jene ›Metaphern des Mangels‹ in den elaborierten, methodologisch kontrolliert agierenden Diskursgemeinschaften ›Wissenschaft‹ und ›Philosophie‹ bestenfalls zu Begriffen transformiert werden, indem ihre typischerweise auf Analogie beruhende Generierung und Anwendung damit abgepasst wird, den geltungs- und wahrheitsorientierten Erkenntnisinteressen zu genügen. Ich bin jedoch überzeugt, dass es sinnvoll ist, die Konzentration weniger auf die binäre Unterscheidung ›Begriff/Metapher‹ zu lenken und stattdessen vielmehr jene Sprachspiele, die wir als metaphorische Ausdruckseinheiten klassifizieren, unter wissenschaftlichen Regeln auf ihren Gebrauch und ihre Brauchbarkeit hin zu untersuchen, und das heißt häufig auch: Dass wir das neue Spiel spielen und sehen, wohin es uns führt. Denn ein ›allgemeines, mechanisches Testverfahren‹, das wissenschaftstaugliche von nicht-wissenschaftstauglichen Metapher zu unterscheiden erlaubte, gibt es nicht.

Ich möchte festhalten: Bivalenzprinzip, Geltungs- und Wahrheitsorientierung, Argumentationszusammenhang, Erklären und Verstehen, Metaphern als defizitäre sprachliche Ausdruckseinheiten – bleiben derartige Voraussetzungen in Kraft (und ich vermute, dass sie es bleiben), können Metaphern in Wissenschaft und Philosophie nur die erkenntnistheoretische Funktion haben, die ihnen seit langem zugesprochen wird: Sie sind sprachliche Ausdruckseinheiten, die *bestenfalls* aufgrund gekonnter ›analogischer Projektion‹ pragmatisch prägnant präformieren, was unter kontrollierten wissenschaftlichen Bedingungen alsdann in sorgfältiger Kleinarbeit semantisch präzisiert wird. Das Ideal der Präzision ist dann erreicht, wenn alles Unwissenschaftliche, alles Nicht-Notwendige eliminiert worden ist. Dieses Ideal, ist es auch schwer oder vielleicht gar nicht realisierbar, sollten wir meines Erachtens nicht vorschnell aufgeben. Forscher einer Forschungsgemeinschaft passen fortlaufend untereinander ihre

Wortgebrauchsweisen und Performanzmodi gemäß ›strenger‹ Erkenntnisideale und Erkenntnismethoden dahingehend ab, was als logisch kohärent und als konsensuelles Wissen gelten kann. Debatin ist zuzustimmen: Die ›Rationalität der Metapher‹ lässt sich, wenn überhaupt, erst im Nachhinein in einem argumentativen, geltungskritischen Aushandlungsprozess erweisen[516]. Das ›klassische, propositionsorientierte, referenzsemantische Paradigma der Logos-Auszeichnung der menschlichen Sprache‹ (so Apel, siehe S. 181), die Reflexion auf die Möglichkeit propositionalen Wissens, wird weiterhin ein plausibles, starkes Forschungsgebiet sein, das *einen* unter anderen Aspekten des Wissens thematisiert. Kurzum: Werden Ausdruckseinheiten, die wir ›Metapher‹ nennen, in der Wissenschaft verwendet, sind sie als ›Quellen des Wissens‹ nur dann ›verboten‹, wenn wir sie unter Missachtung der Regeln des Sprachspiels ›Wissenschaft‹ verwenden. Diese Regeln sind meines Erachtens so elaboriert und ›fortschrittsfähig‹, dass wir in vielen Fällen werden unterscheiden können, welche Ausdruckseinheiten als wahre, gerechtfertigte Meinung in Frage kommen und welche nicht. Dass die Regeln der ›geeigneten‹ Wissenschaft nicht absolut gewiss sind, nicht die Zustimmung eines jeden erfahren, kann ich nicht als Manko erkennen.

8.5. Aporie: Metaphern und nicht-propositionales Wissen

Das ›und‹ in der Ausdruckseinheit ›Metaphern und nicht-propositionales Wissen‹ ›verbindet‹, ›verknüpft‹, ›kombiniert‹ oder ›koordiniert‹ die Ausdrücke ›Metapher‹ und ›nicht propositionales Wissen‹. Die Ausdrücke werden ›zusammengehängt‹, ›aufeinander bezogen‹, ›zusammengesetzt‹, ›zusammengestellt‹. Sie werden ›in Beziehung gesetzt‹, ›in Zusammenhang gebracht‹. Niemand sagt, die Ausdrücke werden ›verknotet‹, ›verkabelt‹, ›verklebt‹, ›verkettet‹. Niemand sagt, dass sie sich ›umeinanderwinden‹, ›ineinanderwinden‹, ›verwickeln‹, ›verschränken‹. Werden die Themen ›Metapher‹ und ›nicht-propositionales Wissen‹ verbunden, zusammengehängt oder aufeinander bezogen und auf ihre Verbindung, ihren Zusammenhang oder ihre Beziehung hin befragt, werden die Wörter ›Verbindung‹, ›Zusammenhang‹ und ›Beziehung‹ typischerweise funktional interpretiert. Die Verwendungen von ›Funktion‹ und seinen Synonymen erlauben es (siehe S. 182), ein Fragen nach der Funktion von Metaphern in die Fragen zu überführen:

– Wozu braucht man Metaphern?
– Welche Arbeit verrichten Metaphern?

[516] Vgl. Debatin 1995 – Rationalität, S. 312 u. Debatin 2005 – Irrationalität, S. 36–41.

– Was leisten Metaphern?
– Was tun wir mit Metaphern?

Hinsichtlich des nicht-propositionalen Wissens werden der Metapher diese Funktionen zugeschrieben:

– Metaphern kommunizieren nicht-propositionales Wissen.
– Metaphern drücken nicht-propositionales Wissen aus.
– Metaphern stellen nicht-propositionales Wissen dar.
– Metaphern verbalisieren nicht-propositionales Wissen.
– Metaphern fassen nicht-propositionales Wissen in Worte (to put into words).

Zum nicht-propositionalen Wissen können gezählt werden:

– Praktisches Wissen, Wissen-wie, knowing-how, Können:
  ⇨ Ich weiß, wie man Fußball spielt.
  ⇨ Ich kann Fußball spielen.
– Wissen durch Bekanntschaft, knowledge by aquaintance, Kennen:
  ⇨ Mir ist das Oktoberfest bekannt.
  ⇨ Ich kenne das Oktoberfest.
  ⇨ Ich kenne meine Nachbarn, meine Kollegen.
– Wissen von den Zuständen des phänomenalen Bewusstseins, Wissen bezogen auf mentale Zustände:
  ⇨ Ich weiß, dass ich fröhlich bin. Ich weiß, dass ich Schmerzen habe.
  ⇨ Ich weiß, dass du fröhlich bist. Ich weiß, dass du Schmerzen hast.
  ⇨ Ich weiß, dass ich jetzt hier bin, dass du jetzt hier bist.
  ⇨ Ich weiß, wie eine Katze, ein Strand aussieht (visuelle Wahrnehmung).
  ⇨ Ich weiß, wie eine Krähe, ein Streichquartett sich anhört (auditive Wahrnehmung).
  ⇨ Ich weiß, wie ein Ledersofa, ein Moos sich anfühlt (taktile Wahrnehmung).
  ⇨ Ich weiß, wie frische Brötchen, alte Brötchen riechen (olfaktorische Wahrnehmung).
  ⇨ Ich weiß, wie frische Brötchen, alte Brötchen schmecken (gustatorische Wahrnehmung).
  ⇨ Ich weiß, wie es ist, Vater zu sein, Sohn zu sein, Kind zu sein.
  ⇨ Ich weiß, wie es ist, ich zu sein (ein Ich zu sein, Ich-Gefühl)[517].

Schildknecht (siehe S. 136) behauptet darüber hinaus diese Formen nicht-propositionalen Wissens:

– erkenntnisvermittelnde und aspekterfassende Elemente unterhalb der propositionalen Ebene ›daß p‹
  ⇨ Eigenname, Metapher, Indexikalität
– begriffliche Strukturierung ermöglichende Elemente
  ⇨ Definition
– außerhalb der propositionalen Ebene sprachlicher Repräsentierbarkeit stehende Elemente

[517] Diese Liste greift Einsichten aus den Kapiteln *6.1. Gespaltene Referenz: Der Planet ›Erde‹ ist (k)eine Kugel*, *6.2. Evokation: Metaphern und implizites Wissen*, *6.3. Dilemma: Metaphern und nicht-propositionales Wissen* auf. Die Bezeichnungen sind auch orientiert an: Christoph Demmerling: Literarische Erkenntnis? Überlegungen zum Verhältnis von Ästhetik und Erkenntnistheorie. In: Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft 64, Heft 1, S. 32.

⇨ kategorialer Diskurs

Eine Arbeit, die in einem Teilkapitel nach dem funktionalen Zusammenhang von Metaphern und nicht-propositionalem Wissen fragt, da sie global nach der Funktion der Metapher und speziell nach der kognitiven (epistemischen, epistemologischen) Funktion fragt, hat zu untersuchen, wie diese Themen funktional zusammenhängen:

- Metaphern und Können, Kompetenz, Wissen-wie, knowing-how
- Metaphern und Wahrnehmung, Erfahrung, Perzeption, Empfindung, Gefühle
- Metaphern und Eigennamen, Indexikalität
- Metaphern und Definitionen
- Metaphern und Kategorien (Grundbegriffe des Denkens)

Der Fragestellung der Arbeit entsprechend werde ich mich im Folgenden auf einige negative Feststellungen (Grenzen des Wissens) beschränken und aporetisch enden. Diese Feststellungen betreffen die Themen ›sagbar/unsagbar‹, ›das Sagbare/das Unsagbare‹ (Polanyi), ›sagen/zeigen‹ (Wittgenstein), ›Transportmodell der Sprache‹ (Hans Julius Schneider), ›metaphorische Bedeutung‹ (Davidson) und ›Phantasie‹. Die Feststellungen fundieren die im Schlussteil formulierte Einsicht über *die* Funktion *der* Metapher.

Ausgehend von Polanyis ›tacit dimension‹ (*3.5. Ausdrucksprobleme: Implizites Wissen*) arbeitet Neuweg zwei Bedeutung des Ausdrucks ›implizites Wissen‹ heraus. Bedeutung 1 modelliert ›implizites Wissen‹ psychologisch bzw. bewusstseinstheoretisch: ›implizit‹ meine in diesem Kontext nicht allein das Gegensteil von ›explizit-sprachlich‹, sondern von ›fokal bewusst‹. Unterschieden wird zwischen einem ›Hintergrundbewusstsein‹ und einem ›Fokalbewusstsein‹. Kein ›Inhalt‹ könne gleichzeitig Gegenstand des Hintergrund- und des Fokalbewusstseins sein. Das Hintergrundbewusstsein wirke fundierend und forme mit, was im Fokalbewusstsein erscheine. Damit sei es der kritischen Reflexion des Fokalbewusstseins entzogen[518]. Bedeutung 2 modelliert ›implizites Wissen‹ medientheoretisch:

> „Implizites Wissen – und das ist die zweite Bedeutung dieser Wendung – ist dann Wissen, das wir nicht *aussprechen* können, in unserem Verhalten aber zeigen. ‚Implizit' ist hier näherungsweise als das Gegenteil von ‚artikulierbar' aufzufassen." (ebd.)

Entsprechend kann Wissen nicht vollständig expliziert werden:

> „Und zweitens, so lautet eine Kernbehauptung Polanyis, ist alles Wissen implizit oder wurzelt, dort wo es in expliziter Form – etwa als Wissenschaftswissen – auftritt, in implizitem Wissen; es gibt demnach kein vollständig explizites Wissen." (ebd., S. 139)

[518] Vgl. Neuweg 2001 – Könnerschaft, S. 138.

Statt der Unterscheidung ›implizit/explizit‹ verwendet Schildknecht die Unterscheidung ›propositionales Wissen/nicht-propositionales Wissen‹ (*6.3. Dilemma: Metaphern und nicht-propositionales Wissen*). Propositionales Wissen sei ein Wissen, dass etwas Bestimmtes der Fall sei. Es sei in Aussagesätzen darstellbar und mitteilbar. Diese Aussagesätze seien identifizierbar, objektivierbar, gegenstandsbezogen und bivalent (primär sei die Wahrheitsdifferenz ›wahr/falsch‹). Diese Aussagesätze trennten den Gegenstand des Wissens vom Inhalt des Wissens und ermöglichten eine Distanz zwischen ›Wissen‹ und ›Wissendem‹. Nicht-propositionales Wissen dagegen sei kein Wissen, dass etwas Bestimmtes der Fall ist: Es stelle nicht in Aussagesätzen dar, was ist (Wirklichkeit, Tatsachen), sondern entwerfe, was sein könnte (Möglichkeit, Wunsch, Fiktion). Nicht-propositionales Wissen sei nicht identifizierbar, nicht objektivierbar, nicht gegenstandsbezogen und nicht bivalent (nicht-propositionales Wissen sei nicht ›wahr‹ oder ›falsch, sondern ›absent‹ oder ›präsent‹). Bei nicht-propositionalem Wissen sei eine Trennung von Gegenstand und Inhalt des Wissens ebenso unmöglich wie eine Distanz von Wissen und Wissendem: Man könne sich nicht von dem distanzieren, was man unmittelbar erfährt oder wahrnimmt. Man könne mittels Aussagesätzen über nicht-propositionales Wissen sprechen. Das nicht-propositionale Wissen sei dann Gegenstand des propositionalen Wissens, werde aber dadurch nicht propositional ausgedrückt. Nicht-propositionales Wissen, wie Schildknecht formuliert, ›gehe‹ nicht in der propositionalen Struktur der Sprache ›auf‹ (es sei eine Form der Erkenntnis, die nicht in einem ›durch und in Sätzen vermitteltem Wissen aufgehe‹). Hier tritt laut Schildknecht die Metapher auf den Plan: Nicht-propositionales Wissen sei mittels Metaphern artikulierbares Wissen. Metaphern seien quasi-propositionale, sprachliche Ausdruckseinheiten, die als Mittel fungieren können, dasjenige darzustellen und zu kommunizieren, was in aussagesatzförmigem Wissen nicht aufgehe[519]. Anzumerken ist, dass Metaphern keineswegs immer quasi-propositionale Ausdruckseinheiten sind. Sie *können* Teil eines ›quasi-propositionalen Gebildes‹ sein. Das Adverb ›quasi‹ bedeutet: „**qua|si** <Adverb> [lateinisch = wie wenn, gerade als ob; gleichsam, aus: qua = wie und si = wenn]: […].“[520] Mit dieser Ausdrucksweise schließt Schildknecht an die Hypothese an, dass Metaphern eine ›heuristische‹ Funktion haben. Festzuhalten ist, dass vieles, was wir plausibel als Metapher bezeichnen, eine Form (Struktur, Bau- oder Erscheinungsweise) hat, die es nicht erlaubt, sie als ›quasi-propositionale Gebilde‹ zu klassifizieren (*2.1. Grammatik: Einführung der Bedeutung von ›Metapher‹*).

[519] Vgl. zu diesem Absatz die Tabelle auf S. 262.
[520] DUW [8]2015 – quasi [Lemma].

Einerseits kann Wissen laut Polanyi niemals vollständig expliziert werden: Implizites Wissen ist nicht artikulierbar, nicht in Worte fassbar, nicht sagbar. Reformuliert: Das implizite Wissen lässt sich *gar nicht* sagen. Detailliert: Es lässt sich nicht mit Aussagesätzen, nicht mit Metaphern, nicht mit emotionalen Lauten, nicht mit poetischen Texten sagen. Es gibt somit eine strikte, nicht zu überschreitende Grenze zwischen dem ›in Worte fassbaren Wissen‹ (sagbares Wissen) und dem ›nicht in Worte fassbaren Wissen‹ (unsagbares Wissen). Die sprachliche Erkenntnis ist generell begrenzt durch den ›Nicht-Gegenstand‹ genannt ›implizites Wissen‹.

Andererseits verwendet Polanyi Formulierungen (siehe S. 144), die es erlauben, die Striktheit dieser Grenzziehung in Frage zu stellen.

> „There are many other instances of the recognition of a characteristic physiognomy—some commonplace, others more technical—which have the same structure as the identification of a person. We recognize the moods of the human face, without being able to tell, except quite vaguely, by what signs we know it. […] All descriptive sciences study physiognomies that cannot be fully described in words, nor even by pictures."[521]

Wir könnten nicht sagen, wie wir Gesichts- und Stimmungserkennung leisten, *außer* ziemlich vage. Damit ist die strikt limitierende These negiert: Wir können es sagen, aber nur vage. Polanyi arbeitet, soweit ich sehe, nicht heraus, was es heißt, dass die ›tacit dimension‹ sich auf vage Weise sagen ließe. Fraglich geworden ist aber, inwiefern die Grenze zwischen dem sagbaren und dem unsagbaren Wissen ›brüchig‹ ist, ›überwunden‹ werden kann oder vielleicht doch nicht ›besteht‹. Naheliegend ist die Idee, dass Metaphern jene (vagen) sprachlichen Mittel seien, die es erlaubten, dass eigentlich nicht-artikulierbare implizite Wissen doch zu artikulieren, wenn schon nicht ganz, so wenigstens teilweise. Hier setzt, denke ich, Debatin an (*6.2. Evokation: Metaphern und implizites Wissen*).

Neuwegs Interpretation des Ausdrucks ›implizites Wissen‹ ist unter Einschränkungen zuzustimmen. Entsprechend der durchgeführten Untersuchungen (*3.5. Ausdrucksprobleme: Implizites Wissen*, *6.2. Evokation: Metaphern und implizites Wissen*) ist das implizite Wissen betreffend festzustellen:

- Implizites Wissen ist kein regelartiges Wissen (gegen Searle).
- Implizites Wissen ist kein mental-repräsentiertes Regelwissen.
- Implizites Wissen ist kein aussprechbares, kein artikulierbares Wissen.
- Implizites Wissen ist kein fokal-bewusstes Wissen, sondern immer ein ›afokales‹, ›hintergründiges‹ Wissen; implizites Wissen formt und fundiert das Fokalbewusstsein (den Konzentrationsfokus).
- Implizites Wissen ist nicht quantifizierbar, nicht berechenbar, nicht kontrollierbar, nicht planbar.
- Implizites Wissen ist personengebunden und in die soziale Praxis eingebettet.

[521] Polanyi ²1983 – Tacit dimension, S. 5.

– Es gibt kein vollständig expliziertes Wissen.
– Implizites Wissen ist eine ›unscharfe Dimension‹.
– Wir zeigen implizites Wissen in unserem Verhalten.
– Implizites Wissen zeigt sich in unserem Verhalten.

Ich vermute, dass die Formulierung „Implizites Wissen zeigt sich in unserem Verhalten.“ sinnvoll ist (›Verhalten‹ meint: Auftreten, Benehmen, Handeln). Ich vermute zudem, dass die Formulierung „Implizites Wissen ist nicht in Worte fassbar.“ wenig sinnvoll ist (Polanyi formuliert ›cannot be put into words‹, siehe S. 143).

Ein traditionsreiches, umstrittenes Thema in Philosophie, Theologie, Literatur- und Kunstwissenschaft betrifft die Unterscheidungen ›sagbar/unsagbar‹, ›das Sagbare/das Unsagbare‹. Dieses Thema wird auch in der Alltagssprache regelmäßig thematisiert („Worte können nicht sagen, was ich fühle.“). Was ›sagbar‹ ist, das ›kann gesagt werden‹. Was ›unsagbar‹ ist, das ›kann nicht gesagt werden‹. Was ›artikulierbar‹ ist, das ›kann artikuliert werden‹, was ›unartikuliarbar‹ ist, das ›kann nicht artikuliert werden‹. Die Bedeutung von ›können‹ ist kontextabhängig: ›können‹ bedeutet ›fähig sein‹ (Fähigkeit) oder ›möglich sein‹ (Möglichkeit), seltener ›erlaubt sein‹ (Erlaubnis). Gilt es als ausgemacht, dass es einerseits etwas gibt, das sagbar ist und andererseits etwas, das unsagbar ist, müssen wir fragen: Was ist sagbar, was ist unsagbar (Gegenstand)? Warum ist etwas sagbar und etwas Anderes nicht (Begründung)? Was bedeutet die Behauptung, dass Unsagbares *sich zeigt*?

Problematisch ist, dass Ausdrücke wie ›artikulieren‹, ›ausdrücken‹ und ›in Worte fassen‹ medientheoretisch mehrdeutig sind. ›artikulieren‹ meint ›deutlich gegliedert aussprechen‹, aber auch ›zum Ausdruck bringen‹, ›in Worte fassen‹. ›sprechen‹ und ›aussprechen‹ bezeichnen Handlungen im Medium ›Stimme‹ (es heißt aber auch, dass ein Text oder eine Gebärde spricht). ›ausdrücken‹ bezeichnet eine Handlung in den Medien ›Schrift‹, ›Stimme‹ und ›Gebärde‹. ›in Worte fassen‹ können wir ebenfalls etwas, indem wir schreiben, sprechen oder gebärden. ›sagen‹ ist häufig begrenzt auf ›aussprechen‹ (es heißt aber auch, dass ein Text oder eine Geste etwas sagt). ›aussagen‹ können wir etwas ebenfalls kraft der drei sprachlichen Medien ›Schrift‹, ›Stimme‹, ›Gebärde‹, zudem ist ›aussagen‹ meist ›reserviert‹ für die Realisierung von Aussagesätzen im Aussagemodus. Bei der Verwendung der Ausdrücke ›artikulierbar‹, ›in Worte fassbar‹, ›sagbar‹ und ›zeigbar‹ ist zu beachten, von welchem sprachlichen Medium die Rede ist, da diese unterschiedliche Gelingensbedingungen und Leistungsspektren haben.

Wird thematisiert, was sich nicht ›in Worte fassen lässt‹, was ›unsagbar‹ ist, werden typischerweise viele ›Gegenstände‹ genannt, die unter das fallen, was hier unter den Bezeichnungen ›nicht-propositionales Wissen‹ und ›implizites Wissen‹ untersucht wurde.

- **Gefühle:** Ein alter Gemeinplatz in der Alltagssprache und Poesie besagt, dass sich Gefühle nicht oder nur unvollständig in Worte fassen lassen: Das Gefühl der Liebe zu einem anderen Menschen, das Gefühl, ein Mensch zu sein, *dieser* Mensch zu sein. Gefühle, heißt es häufig, seien privat und insofern nicht oder nur unvollständig sagbar. Aber auch aufgrund ihrer ›Komplexität‹, ›Dichte‹ und ›Fülle‹ seien Gefühle nur defizitär, wenn überhaupt, sprachlich transportabel.
- **Können (außergewöhnliches):** Ein alter Gemeinplatz in der Alltagssprache und Wissenschaftstheorie besagt, dass sich das Können von Genies nicht oder nur unvollständig in Worte fassen lässt. Niemand konnte bislang erschöpfend erklären und niemand wird erschöpfend erklären können, wie Issac Newton, Leonardo da Vinci, Johann Wolfgang von Goethe, Arnold Schönberg oder Sawao Kato vollbrachten, was sie vollbrachten.
- **Können (gewöhnliches):** Ein alter Gemeinplatz in der Alltagssprache und Wissenschaftstheorie besagt, dass sich nicht nur das Können der Genies, sondern das Können eines jeden ›einfachen‹ Menschen nicht oder nur unvollständig in Worte fassen lässt. Wenn wir tanzen, singen, ein Auto durch eine Großstadt navigieren, dann zeigen wir ein Können, das sich nicht oder nur unvollständig in Worte fassen lässt. Paradigma des gar nicht oder nur unvollständig verbalisierbaren Könnens ist die Sprachkompetenz, die wir jedem gewöhnlichen Menschen zuschreiben. Unsagbar in diesem Sinn ist auch: Die Sprache als Medium *und* Gegenstand (*4. Sprache: Medium und Gegenstand der Erkenntnis*), die Sprache als Ganzheit (postformalistischer, semantischer Holismus, siehe S. 297).
- **Wahrnehmung von Kunstwerken:** Ein alter Gemeinplatz in der Alltagssprache und Kunsttheorie besagt, dass die Rezeption von Kunstwerken (Poesie, Musik, Malerei, Bildhauerei) sich nicht oder nur unvollständig in Worte fassen lässt. „Was dieses Gedicht bedeutet, ist so viel mehr, als ich sagen kann.“, „Was dieses Lied ausdrückt, kann mit Worten nicht gesagt werden.“, „Was dieses Bild zeigt, entzieht sich dem wörtlichen Ausdruck.“, „Was dieser Torso bei mir bewirkt, dem werden Worte nicht gerecht.“
- **Wahrnehmung von ›normalen‹ Dingen:** Ein alter Gemeinplatz in der Philosophie besagt, dass Einzeldinge deskriptiv unerschöpflich sind (siehe S. 300). Jedes Einzelding (jedes einzelne Etwas, das wir sehen, hören, fühlen, riechen, schmecken) ist deskriptiv unerschöpflich. Einzeldinge, Einzelphänomene sind beschreibbar (wir behaupten, was der Fall ist und nicht der Fall ist), nicht jedoch vollständig beschreibbar und, wenn man so möchte, insofern ›unsagbar‹.
  - ⇨ Hinter den oft vagen Alltagsreflexionen auf die unmögliche oder ›nur‹ partiell mögliche Verbalisierung der Rezeption von Kunstwerken oder ›normalen‹ Wahrnehmungserlebnisse steht, wie ich meine, die Einsicht in die deskriptive Unerschöpflichkeit der Einzeldinge bzw. Einzelphänomene: Alles, von dem wir behaupten, dass es ist, zeigt sich. Das, was sich zeigt (die Zeichen, die Phänome), kann mit propositionalen Mitteln nicht angemessen erfasst werden, sofern ›angemessen‹ meint: ›vollständig‹, ›erschöpfend‹. Ist ein Einzelding, das sich zeigt, deskriptiv unerschöpflich, ist es auch eine Mehrzahl von Einzeldingen und das Ganze der Einzeldinge. Das Ganze (die Existenz, das Dasein, die Welt, das Universum als Totalität) kann nicht vollständig in Worte gefasst werden. Insofern kann, wenn man so möchte, gesagt werden, dass ›das Ganze‹ unsagbar ist.
- **Wahrnehmung von Mystischem, Transzendentem, Übersinnlichem:** Nicht in Worte fassen lässt sich nach gängigen Meinungen das Mystische, das Geheimnisvolle, Gott, Göttliches.

Die Unterscheidung ›sagen/zeigen‹ übernimmt in Wittgensteins *Tractatus* eine wichtige Funktion. Er unterscheidet zwischen dem, was man in Sätzen sinnvoll sagen kann und dem, was man nur zeigen kann. Wittgenstein schreibt 1919 kurz nach Abschluss der Arbeiten am *Tractatus* in einem Brief an Russell:

„Nun habe ich die Befürchtung, daß Du meine wesentliche Behauptung, zu der die ganze Sache mit den logischen Sätzen nur ein Zusatz ist, nicht erfaßt hast. Die Hauptsache ist die Theorie über das, was durch Sätze – d. h. durch Sprache – gesagt (und, was auf dasselbe hinausläuft, *gedacht*) und was nicht durch Sätze ausgedrückt, sondern nur gezeigt werden kann. Dies ist, glaube ich, das Hauptproblem der Philosophie."[522]

Auch der Schlusssatz des *Tractatus* („Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen."[523]) und das Vorwort betonen die Thematik: „Man könnte den ganzen Sinn des Buches etwa in die Worte fassen: Was sich überhaupt sagen läßt, läßt sich klar sagen; und wovon man nicht reden kann, darüber muß man schweigen." (ebd., S. 9) Eine Liste dessen, was nicht sagbar, sondern nur zeigbar ist (einen ›Index des Unsagbaren‹), hat Glock zusammengestellt und klassifiziert:

- die Form der Abbildung, die Bild und Abgebildetem gemeinsam ist
- die Bedeutung von Zeichen und daß zwei Zeichen dieselbe Bedeutung haben
- dass ein gegebenes Symbol einen Gegenstand oder eine Zahl bezeichnet
- den Sinn eines Satzes
- die Logik der Tatsachen
- die logische Mannigfaltigkeit oder Form eines Satzes und der Wirklichkeit
- dass ein Satz von einem bestimmten Gegenstand handelt
- dass etwas unter einen formalen Begriff fällt
- dass logische Sätze Tautologien sind und sich nicht auf logische Konstanten beziehen
- dass ein Satz aus einem anderen folgt
- die Grenzen oder das Gerüst der Sprache und der Welt
- dass es keine Seele gibt
- die Wahrheit im Solipsismus (daß die ›Welt *meine* Welt‹ ist)
- dass es Naturgesetze gibt
- den Sinn des Lebens – das Mystische
- die eigenen Verkündungen des Tractatus[524]

Folgende Gruppen seien unterscheidbar:

„a) die logische Form, die Sätzen und dem, was sie abbilden, gemeinsam ist (Unausdrückbarkeit der Harmonie zwischen Denken und Wirklichkeit);
b) die Bedeutung von Zeichen und der Sinn von Sätzen (Verbot der Semantik);
c) die logischen Beziehungen zwischen Sätzen (keine Regeln logischer Folgerung);
d) die logisch-syntaktische Kategorie von Zeichen (formale Begriffe sind Scheinbegriffe);
e) die Struktur von Denken und Welt (die Grenzen des Denkens sind von innen gezogen);
f) das Mystische (die Unausdrückbarkeit der Werte).

[522] Ludwig Wittgenstein: Briefe. In: Ders.: Briefwechsel mit B. Russell, G. E. Moore, J. M. Keynes, F. P. Ramsey, W. Eccles, P. Engelmann u. L. von Ficker. [Die engl. geschr. Briefe v. Joachim Schulte übersetzt.] B. F. McGuinness u. G. H. von Wright (Hg). Frankfurt: Suhrkamp 1980, S. 88 [Brief Nr. 100].
[523] Ludwig Wittgenstein: Tractatus logico-philosophicus. Text neu durchg. v. Joachim Schulte. In: Ders.: Werkausgabe [in 8 Bänden]. Bd. 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1984 (stw, 501), S. 85.
[524] WL-Glock 2000 – Sagen/Zeigen [Lemma], S. 305.

> Ausdrücke, die etwas von dem Vorgenannten zu sagen versuchen, sind ‚Scheinsätze'. Was sie vereint, ist der Gegensatz zu den bipolaren Sätzen der Wissenschaft." (ebd.)

Angenommen, dass sich all dies überhaupt nicht in Form von behaupteten Aussagesätzen, nicht in Form von ›propositionalen Gebilden‹ sagen lässt, kraft welcher Eigenschaft(en) oder Funktion(en) sollten Metaphern (›quasi-propositionale metaphorische Gebilde‹) es ›sagen können‹?

Gendlin behauptet, dass Wittgenstein Zeit seines Lebens davon überzeugt war, dass sich vieles ausschließlich zeigen lasse. Was lässt sich ausschließlich zeigen? Warum lässt es sich ausschließlich zeigen? Wie wird Sprache verwendet, wenn sie ausschließlich etwas zeigt?

> „Wittgenstein selbst hat die Erörterungen seines Werkes schwierig, wenn nicht gar unmöglich gemacht. Er sagte, er könne das, worum es ihm geht, nicht sagen, nur zeigen. Er war überzeugt, daß man über das, was er zeigte, nicht sprechen kann. Wir müssen seine Gründe hierfür untersuchen, jedoch erfordert dies genau jenen Diskurs, den sie ausschließen. Dies ist nicht nur für uns ein Problem, es war auch eines für Wittgenstein. Er wußte, daß er für gewöhnlich mißverstanden wurde, fand es jedoch unmöglich, über das Zeigen, das er praktizierte, zu sprechen. Um dies zu tun, müßte man Sprache so darstellen, als handle es sich um einen darstellbaren Gegenstand. Es wäre irreführend, eine in einem solchen Schritt künstlich erzeugte Darstellung der Sprache an ihre Stelle zu setzen, denn sie würde nicht der Weise gerecht werden, wie Wörter wirklich arbeiten – nämlich weder als Darstellungen noch auf solchen Darstellungen beruhend. Wittgenstein vollzieht sein Zeigen natürlich mit Hilfe der Sprache. Wie wird die Sprache bei diesem bloßen Zeigen verwendet? Diese Frage muß zwar gestellt werden, jedoch dachte Wittgenstein nicht, daß sie beantwortet werden könnte. Er dachte, daß es nicht möglich wäre, Sprache so zu wenden, daß sie über diesen zeigenden Gebrauch von Sprache sprechen könnte. Er dachte, daß der Versuch des Sagens den Verlust des Zeige-Modus bedeute."[525]

Zwei Formulierungen geben wieder, was Wittgenstein gesagt habe („Er sagte …) und wovon er überzeugt gewesen sei („Er war überzeugt …"). Formulierung 1 verwendet die binäre Unterscheidung ›sagen/zeigen‹, Formulierung zwei ›zeigen/sprechen über‹. In beiden Formulierungen wird etwas darüber ausgesagt, was wir können und nicht können (Fähigkeit, Möglichkeit).

Formulierung 1: Das, worum es Wittgenstein gehe, könne dieser nicht sagen, nur zeigen. ›es geht jmd. um etwas‹ meint: jemand hat ein Thema, einen Inhalt, einen Gegenstand, eine Frage, ein Problem, einen Punkt[526]. Kandidaten für das, was nicht sagbar, sondern nur zeigbar ist, wurden oben angeführt. Formulierung 2: Über das, was er zeigte, habe Wittgenstein nicht sprechen können. Verallgemeinert: Es gibt etwas, was wir zeigen können, über das wir aber

[525] Eugene T. Gendlin: Was geschieht, wenn Wittgenstein fragt: ‚Was geschieht, wenn …?' In: Hans Julius Schneider u. Matthias Kroß (Hg.): Mit Sprache spielen. Die Ordnungen und das Offene nach Wittgenstein. Berlin: Akad. Verl. 1999, S. 120.

[526] Vgl. DHW [8]2015 – Punkt [Lemma].

nicht sprechen können. Da Philosophen sich verpflichten, Behauptungen zu begründen, folgt auf die Frage „Was ist nicht sagbar, sondern allein zeigbar?“ die Begründungsfrage „Warum ist etwas nicht sagbar, sondern nur zeigbar?“.

Grund 1: Es gibt etwas, was zeigbar, aber nicht sagbar ist, weil die Untersuchung der Gründe einen Diskurs verlangen, den die Gründe ausschließen. Welcher Diskurs ist gemeint? Gründe werden untersucht in Alltagsdiskursen ebenso wie in Fachdiskursen. Typischerweise vertieft und methodisch untersucht werden Gründe in Wissenschaft und Philosophie. Ich vermute, der ausgeschlossene Diskurs ist jener, der davon ausgeht, dass alles gesagt werden kann und muss (*8.1. Erkenntnisziele: Alles kann und muss definiert werden*), wobei ›sagen‹ meint: ›(formalisierte oder teilformalisierte) Aussagesätze im Aussagemodus realisieren, die implizit Vergegenständlichung, Wirklichkeitsdarstellung und Geltung beanspruchen‹. Reformuliert: Wir stellen Warum-Fragen und beantworten sie. Antworten haben normal-grammatisch die Form eines Aussagesatzes, der behauptet wird. Dieser Aussagesatz ist eine sprachliche Ausdruckseinheit, die wir ›(aus)sagen‹, die wir verwenden, wenn wir ›über etwas sprechen‹. Die Frage „Warum ist etwas nicht sagbar, aber zeigbar?“ kann nicht beantwortet werden, weil das Formulieren von geltungsorientierten Aussagesätzen über Unsagbares und das Zeigen von Unsagbarem sich ausschließen. Kurz: ›etwas sagen‹ und ›etwas zeigen‹ sind unvereinbare Sprachhandlungen.

Grund 2: Wittgenstein habe es für unmöglich gehalten, über das Zeigen, das er praktiziert habe, zu sprechen, weil es eine unzulässige ›Behandlung‹ der Sprache verlange: Die Sprachhandlungen ›sagen‹, ›aussagen‹ und ›sprechen über‹ modellieren die Sprache so, als sei sie ein darstellbarer Gegenstand. Diese künstlich erzeugte Darstellung (dieses Modell) werde dem, was wir mit ›Sprache‹ meinen, werde der *wirklichen Arbeitsweise der Sprache* nicht gerecht. Die Arbeitsweise der Sprache kann weder auf die Darstellungsfunktion verkürzt werden (ihre Aufgabe ist es nicht allein, etwas Anderes darzustellen) noch stimme die Behauptung, dass Sprache auf Darstellung beruhe. Es ist nicht sinnvoll, Sprache so darzustellen, als ob sie ein restlos darstellbarer Gegenstand wäre. Ich stimme der Einsicht zu, dass Sprache als Medium *und* Gegenstand (der interdependente Zusammenhang von Sprache, Welt und Selbst) nicht angemessen erfasst werden kann mit dem darstellungstheoretischen, aussagesatzzentrierten, Propositionen priorisierenden ›Blick‹ (*4. Sprache: Medium und Gegenstand der Erkenntnis*). Ohne Frage habe Wittgenstein sein Zeigen mithilfe der Sprache realisiert (was wir von Wittgensteins Tätigkeiten wahrnehmen, zeigt sich meist kraft des Mediums ›Schriftsprache‹, aber auch kraft der Medien ›Zeichnung‹, ›Bild‹). Gendlin stellt die Frage: „Wie wird die Sprache

bei diesem bloßen Zeigen verwendet?“ Die Verwendung des Adjektivs ›bloß‹ meint: „Wie wird Sprache bei diesem Zeigen *ohne* Sagen, *ohne* Aussagen, *ohne* … verwendet?“

Problematisch an dieser Denkweise ist nicht allein, dass es vorgeblich irreführend ist, über das, was nur zeigbar ist, etwas zu sagen. Problematisch ist nicht allein, die Verben ›sagen‹, ›aussagen‹, ›sprechen über‹ und ›zeigen‹ in diesem Kontext zu definieren. Problematisch ist, wie Gendlin herausstellt, dass Wittgenstein nicht nur fortwährend etwas sagt, sondern auch *behauptet*, dass sich Bestimmtes nur zeigen ließe (ebd., S. 121). Widersprach Wittgenstein sich? Drehte er sich im Kreis? Überschritt er unzulässigerweise eine Erkenntnisgrenze, wenn er behauptete, dass sich etwas, dass sich sehr vieles, überaus Wichtiges nur zeigen ließe?

Gendlin verwendet die Formulierung: „Er dachte, daß der Versuch des Sagens den Verlust des Zeige-Modus bedeute.“ (ebd., S. 120) Drei Interpretationen dazu, was ›bedeuten‹ in diesem Satz meint:

- ›bedeuten‹ meint ›sein‹: Der Versuch des Sagens *ist* der Verlust des Zeige-Modus.
- ›bedeuten‹ meint ›hat die Bedeutung‹: Der Ausdruck ›der Versuch des Sagens‹ hat die Bedeutung ›der Verlust des Zeige-Modus‹.
- ›bedeuten‹ meint ›mit sich bringen‹, ›nach sich ziehen‹, ›zur Folge haben‹: „Mein Job bringt es mit sich, dass ich viel reisen muss.“ Der Verlust des Zeige-Modus ist *eine Folge* des Versuchs, etwas zu sagen. Das Sagen *bedingt*, dass man den Zeige-Modus verliert. *Wenn* wir beginnen, etwas zu sagen, *dann* endet gleichzeitig oder unmittelbar danach der Zeige-Modus.

›sagen‹ und ›zeigen‹ bezeichnen unterschiedliche Möglichkeiten, sprachlich etwas zu tun. Sie bezeichnen unterschiedliche Performanzmodi: ›(Aus-)Sage-Modus‹, ›Zeige-Modus‹. Zu fragen ist: Wie viele sprachliche Modi gibt es? Können wir *gleichzeitig* etwas zeigen und etwas sagen, oder schließen ›sagen‹ und ›zeigen‹ sich aus? Gendlins Darstellung zur Folge nahm Wittgenstein an, dass ›sagen‹ und ›zeigen‹ sich ausschließen. Gendlin nimmt an, dass durchaus gesagt werden könne, was Wittgenstein nur zeigen zu können glaubte.

> „*Es ist nicht wahr, daß das, was Wittgenstein zeigte, nicht gesagt werden kann. Es scheint nur so zu sein, weil es nicht in einer theoretischen Sprache in Form einer Substitution gesagt werden kann*. Natürlich kann es gesagt werden, aber nur in der Sprache, die er gebraucht, um es zu zeigen, in der gleichen Sprache, in der wir normalerweise sprechen. […] Natürlich ist an dem, was er zeigte, nichts Unaussprechliches oder Unsagbares. Und natürlich sagte er, was er zeigte. Man kann auf viele andere Weisen noch mehr sagen (z. B. mit den Wörtern in meinen Klammern), jedoch nur durch das, was ich ‚nacktes Sprechen‘ (Gendlin 1992 und 1995) nenne, ohne es mit einer theoretischen Darstellung zu umhüllen, die dann den Anspruch erhebt, das zu sein, was wir *wirklich* sagten. Eine solche ‚Ersatzerklärung‘ ist die einzige Art des Sagens, die durch das, was Wittgenstein zeigte, unmöglich gemacht wird.“[527]

[527] Gendlin 1999 – Was geschieht, S. 134–135.

Wittgenstein habe sich geirrt: Was er zeigte, sei sagbar. Nicht sagbar sei es ›in einer theoretischen Sprache in Form einer Substitution‹. Sagbar sei es in der Sprache, die zum Zeigen gebraucht wird, in der Sprache, in der wir ›normalerweise‹ sprechen. In welcher Sprache sprechen wir ›normalerweise‹? Das hängt von unserem Alter, unserer Herkunft, von unserer Bildung, von unserem Beruf und vielem mehr ab. Gendlin meint mit der Sprache, in der wir ›normalerweise‹ sprechen, vermutlich das, was Philosophen der normalen Sprache als ›normale Sprache‹ bezeichnen. Reformuliert: Gendlin behauptet, dass es zwei Formen der Sprache gibt: Die theoretische und die normale. Der theoretischen Sprache werden drei Eigenschaften zugesprochen: Sie ist verwendbar, um etwas zu *substituieren* (1). Sie ist verwendbar, um etwas mit ihrer *Darstellung* zu *umhüllen* (2). Sie beansprucht, das zu sein, was *wirklich* gesagt wurde (3). Die normale Sprache vermöge, das zu sagen, was vermeintlich nur zeigbar ist. Gendlin bestimmt ›sagen‹ und ›zeigen‹ neu, wodurch sich das ›Problem der Unsagbarkeit oder des Unaussprechlichen‹ auflöst. Es gibt nichts Unsagbares oder Unaussprechliches. Wir können sagen, was wir zeigen oder was sich zeigt. Nicht aber in Form von theoretischen ›Ersatzerklärungen‹, die auf funktional Unmögliches abzwecken: Kraft theoretischer Darstellung (behauptete Aussagesätze) das zu sein, was *wirklich* gesagt wurde. Auf die Ausgangsfrage (die Frage, die Wittgenstein für unbeantwortbar hielt): „Wie wird Sprache verwendet, wenn sie ausschließlich etwas zeigt?“) antwortet Gendlin: Sie wird nicht theoretisch verwendet, sondern ›normal‹ oder ›nackt‹. Unsagbar ist etwas nur kraft einer spezifischen wissenschaftlichen Theoriematrix.

Damit steht eine weitere Hypothese im Raum, die etwas darüber aussagt, inwiefern das ›vermeintlich Unsagbare, nur Zeigbare‹ dennoch gesagt werden könne. Zu dem, was nur zeigbar ist, nicht aber sagbar, gehört typischerweise das implizite bzw. nicht-propositionale Wissen. Thematisiert wurden Autoren, die behaupten, das implizite bzw. nicht-propositionale Wissen lasse sich kraft der Metapher ›darstellen‹, ›kommunizieren‹, ›zeigen‹. Gendlin wählt eine andere Variante, das vermeintlich Unsagbare sagen zu können: Wir brauchen die theoriefreie, normale Sprache.

Die laufende Untersuchung spitzt sich auf diese Frage zu: Können wir das nicht-propositionale Wissen, das implizite Wissen, das Können und Wahrnehmen (der Genies und der Nicht-Genies), können wir Gefühle, Wahrnehmungen, Erfahrungen *überhaupt* kraft ›propositionaler Gebilde‹ ausdrücken, also propositionalisieren?

Ich möchte meinen: Das, was wir mit den Ausdrücken ›praktisches Wissen‹, ›nicht-propositionales Wissen‹ und ›implizites Wissen‹ gemeinhin thematisieren, lässt sich ›in Worte fassen‹, ›artikulieren‹ oder ›sagen‹, nicht aber dann, wenn wir geeignet geformte Aussagesätze im Aussagemodus realisieren. Entscheidend ist, dass sprachliche Handlungen im Aussagemodus

immer das, worüber sie etwas auszusagen meinen, geltungsorientiert vergegenständlichen und darstellen (sie beanspruchen, kraft Darstellung auszu*sagen*, was *wirklich* ist oder *wirklich* gesagt wurde – und eben das können wir nicht). Gezeigt wurde (im Rückgriff auf Neuweg, Debatin, Schildknecht), dass praktisches Wissen, nicht-propositionales Wissen und implizites Wissen weder ›gegenständlich‹ noch ›gegenstandsbezogen‹ sind und sich auch nicht vergegenständlichen lassen. Gezeigt wurde, dass diese Wissensformen nicht angemessen mit der Wahrheitsdifferenz ›wahr/falsch‹ gefasst werden, dass sie nicht im aussagesatzförmigen Wissen ›aufgehen‹. Schildknecht meint, dass nicht-propositionales Wissen nicht ›wahr‹ oder ›falsch‹ sei, jedoch ›präsent‹ oder ›absent‹. Hinzuzufügen ist: Nicht-propositionales Wissen zeigt sich uns Menschen, die wir ›immer schon‹ in der Sprache sind, in allem was wir sind und tun (es zeigt sich also im sogenannten ›Präsenten‹ wie im sogenannten ›Absenten‹). Es zeigt sich in jedem Satz- oder Performanzmodus, jeder Seinsweise. ›sagen‹ können wir es nur dann nicht, wenn ›sagen‹ diesen sehr speziellen Sinn annimmt: Ausdruck in Form eines propositionalen Gebildes + Darstellungsfunktion + Geltungsanspruch + Wirklichkeitsanspruch.

Festzustellen ist, dass die Rede von dem, was sich nicht ›in Worte fassen lässt‹, in der Alltagssprache und den Fachsprachen so weit verbreitet ist, dass sie als ›normal‹ oder ›gewöhnlich‹ bezeichnet werden kann. Diese Normalität, diese Gewohnheit sollten wir hinterfragen. Ich bin überzeugt, dass wir diese Ausdrucks-, Darstellungs- oder Kommunikationsprobleme überbewerten, da wir die Seinsweise und die Leistungsfähigkeit des Mediums ›Sprache‹, die ›Grenzen des Wissens‹ und die ›Komplexität der Lebenswelt‹ auf ungeeignete Weise modellieren. Reformuliert: Wir verklären und mystifizieren ›Sprache‹, ›Wissen‹ und ›Lebenswelt‹, da wir von ungeeigneten Erkenntnisidealen und Komplexitätsmodellen ausgehen. Diese Einsicht wirkt zurück auf die Modellierung des Zusammenhangs von ›Metapher‹ und ›nicht-propositionales Wissen‹.

Davidsons Kritik an kurrenten Metapherntheorien impliziert, dass Metaphern weder primär ein ›Vehikel‹ zur Mitteilung von Gedanken noch ein ›Vehikel‹ zur Kommunikation, Darstellung oder Repräsentation von nicht-propositionalem oder implizitem Wissen sind.

> „The concept of metaphor as primarily a vehicle for conveying ideas, even if unusual ones, seems to me as wrong as the parent idea that a metaphor has a special meaning. I agree with the view that metaphors cannot be paraphrased, but I think this is not because metaphors say something too novel for literal expression but because there is nothing there to paraphrase. Paraphrase, whether possible or not, is appropriate to what is *said*: we try, in paraphrase, to say it another way. But if I am right, a metaphor doesn't say anything beyond its literal meaning (nor does its maker say anything, in using

the metaphor, beyond the literal). This is not, of course, to deny that a metaphor has a point, nor that that point can be brought out by using further words."[528]

Im heutigen Sprachgebrauch meint ›Vehikel‹ ein ›klappriges, altmodisches Fahrzeug‹, ein ›vorsintflutliches Transportmittel‹[529]. Im Kontext von Metapherntheorien bedeutet ›Vehikel‹ vermutlich: Etwas (ein ungewöhnlicher Ausdruck) ist ein sprachliches Mittel, um etwas (eine Idee, eine Bedeutung, eine Analogie, ein Gefühl, eine Wahrnehmung, Erfahrung, das Ganze) zu transportieren. Die Metapher ›Vehikel‹ ist in diesem Kontext meines Erachtens Teil einer irreführenden Sprachtheorie, die Schneider in einer kritischen Auseinandersetzung mit Searles ›Prinzip der Ausdrückbarkeit‹ als ›Transportmodell der Kommunikation‹ bezeichnet[530]. Searle sei davon ausgegangen, dass man alles, was man meinen, auch sagen könne (ebd., S. 55). Schneider skizziert Wittgensteins Meinung zum ›Unsagbaren‹ und stellt fest:

„Mir scheint nun, daß der Spagat zwischen Bewusstseinsphilosophie und sprachphilosophischer Wende, so wie Searle ihn versucht, nicht gelingt. Das auffälligste und aus meiner Sicht problematischste Charakteristikum der zitierten Präzisierungen ist die Voraussetzung, es sei möglich, Bedeutungen unabhängig von und daher vorgängig zu sprachlichen Ausdrücken zu erfassen. Technisch gesehen zeigt sich das an der Tatsache, dass Searle nicht sagt, was in seiner Formulierung ‚für jede Bedeutung X' an der durch X markierten Stelle eingesetzt werden darf. Er deutet an, dass die hier einsetzbaren Ausdrücke für ‚das Mitgeteilte', ‚das Kommunizierte', für den ‚Inhalt einer Äußerung' oder für ‚die Proposition' stehen sollen, d.h. die Ausdrücke sollen ‚für Satzbedeutungen stehen'. Die Tatsache, dass er hier von Bedeutungen spricht statt von den *de facto* niederzuschreibenden Sätzen, zeigt (wie auch seine Orientierung an P. Grice; vgl. Searle 1971, Kap. 2.6), dass wir in Searle einen Intentionalisten vor uns haben, einen Anhänger des ‚Transportmodells der Kommunikation'. Nach dieser Vorstellung befindet sich im Inneren, im Geist des Sprechers etwas, das er in einen sprachlichen Ausdruck wie in ein Paket verpackt und das dann über seine Sprechorgane und die Ohren des Hörers in dessen Inneres gelangt, wo der Hörer den transportierten Inhalt auspackt. Wenn dieser ‚geistige Gehalt' richtig beim Hörer angekommen ist, dann hat er den Sprecher verstanden und der Kommunikationsprozeß ist zu einem guten Ende gekommen." (ebd., S. 60)

Das ungeeignete ›Transportmodell der Kommunikation‹ liegt vielen alltäglichen Meinungen von dem zugrunde, was das Medium ›Sprache‹ leisten können soll. Es liegt ebenfalls vielen Modellierungen des funktionalen Zusammenhangs von Metaphern und nicht-propositionalem Wissen zugrunde. Betrachten wir folgendes Schaubild, das Neuweg in kritischer Absicht entwirft[531]:

[528] Davidson 1978 – Metaphor, S. 32.
[529] DUW [8]2015 – Vehikel [Lemma].
[530] Hans Julius Schneider: Das Prinzip der Ausdrückbarkeit, die Grenzen des Sagbaren und die Rolle der Metapher. In: Ulrich Arnswald, Jens Kertscher u. Matthias Kroß (Hg.): Wittgenstein und die Metapher. Berlin: Parerga 2004 (Philosophie und andere Künste), S. 55–79.
[531] Neuweg 2001 – Könnerschaft, S. 10.

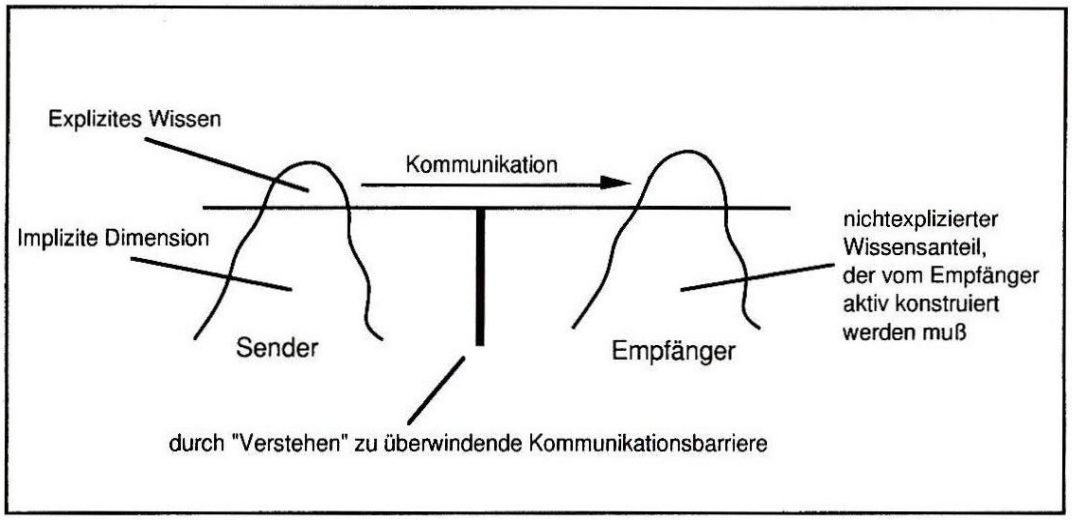


Abbildung 4: Kommunikation und implizites Wissen

Ich bin überzeugt, wir sollten uns von derartigen Modellen kritisch distanzieren. Sie suggerieren, dass ein Mensch ein ›Sender‹ ist, in dessen ›Innenwelt‹ eine immense Menge von implizitem Wissen oder nicht-propositionalem Wissen vorhanden ist. Dieses Innenweltwissen könne, ist die geeignete sprachliche Form gefunden, zu einem anderen Menschen, dem Empfänger der Sendung, transportiert werden. Das ›Transportmodell der Kommunikation‹ wie auch das ›Sender/Empfänger-Modell‹ werden den Einsichten nicht gerecht, die aus der Untersuchung des praktischen, nicht-propositionalen und impliziten Wissens resultieren.

Das ›Problem der Sagbarkeit, Unsagbarkeit und Zeigbarkeit‹ möchte ich nun kontextualisieren, indem ich aufgreife, was über die ›Grenzen des Wissens‹ behauptet wurde (*8.2. Erkenntnisgrenzen: Alles kann und muss beantwortet werden*). Wir können, so Bromand, drei Gründe unterscheiden, warum unser Wissen begrenzt ist:

- Grund 1: Wir werden das, was wir wissen möchten, niemals wissen, weil unsere kognitiven Fähigkeiten nicht ausreichen (Kognitionsgrenzen definieren die Grenze des Wissens).
- Grund 2: Wir werden das, was wir wissen möchten, niemals wissen, weil die befragte Entität (der wissenschaftliche Untersuchungsgegenstand) zu komplex ist (Komplexitätsgrenzen definieren die Grenze des Wissens).
- Grund 3: Wir werden das, was wir wissen möchten, niemals wissen, weil unser Sprachgebrauch vage ist (Präzisionsgrenzen definieren die Grenze des Wissens).

Ich meine, dass wir es bei der Thematisierung des Sagbaren, Unsagbaren und Zeigbaren mit einer ähnlichen Problematik zu tun haben. Ich möchte folgende Ausdruckweisen verwenden, um die leicht irreführende Unterscheidung ›sagbar/unsagbar‹ zu vermeiden:

– etwas ist kraft geltungsorientierter, geeignet geformter Aussagesätze im Medium ›Sprache‹ darstellbar, wie es wirklich ist = etwas ist propositionalisierbar
– etwas ist nicht kraft geltungsorientierter, geeignet geformter Aussagesätze darstellbar, wie es wirklich ist = etwas ist nicht propositionalisierbar

Wir können vier Gründe unterscheiden, warum das nicht-propositionale Wissen nicht propositionalisierbar ist. Die vier Gründe sind:

– Grund 1: Wir werden das nicht-propositionale Wissen niemals propositionalisieren können, weil unsere kognitiven, sprachlichen oder körperlichen Fähigkeiten nicht ausreichen (Kompetenzgrenzen definieren die Grenze des Propositionalisierbaren).
– Grund 2: Wir werden das nicht-propositionale Wissen niemals propositionalisieren können, weil das nicht-propositionale Wissen zu komplex, zu kompliziert oder ›zu groß‹ ist (Komplexitätsgrenzen definieren die Grenze des Propositionalisierbaren).
– Grund 3: Wir werden das nicht-propositionale Wissen niemals propositionalisieren können, weil unser Sprachgebrauch vage ist (Präzisionsgrenzen bzw. Definierbarkeitsgrenzen definieren die Grenze des Propositionalisierbaren).
– Grund 4: Wir werden das nicht-propositionale Wissen niemals propositionalisieren können, weil das Propositionalisieren Geltungsorientierung, Vergegenständlichung und Darstellung des So-Seins (Wirklichkeit) impliziert.

So gesehen ist es nicht ungewöhnlich, wenn wir die traditionell ›unsagbaren Gegenstände‹ (das praktische, nicht-propositionale und implizite Wissen, unsere Gefühle, Erfahrungen, Assoziation) als ›unpropositionalisierbar‹ klassifizieren: Die Welt als sprachlich begrenzte, unendlich detaillierte Ganzheit ist für eine akkurate, vollständige, systematische Propositionalisierung zu kompliziert und komplex, unsere Kompetenz zu begrenzt, unsere Sprache notorisch zu unpräzise, eine geltungsorientierte, Vergegenständlichung implizierende Darstellung von dem, was wirklich ist, wirklich gesagt oder wirklich gemeint wurde, nicht möglich. Sobald wir das eingesehen haben, werden wir in den ›Grenzen des propositionalen Wissens‹ nichts Ungewöhnliches mehr sehen, was uns herausfordert, missbehagt und zur ›Überschreitung der Grenzen des Wissens‹ motiviert. Entsprechend sollten wir folgende Aussagen als normal bezeichnen:

– **Wahrnehmung:** Wir können durch keine laut-, schrift- oder gebärdensprachliche Performanz einem anderen Menschen mitteilen, wie Wasser schmeckt, eine Schürfwunde sich anfühlt oder Beethovens Violinkonzert in D-Dur sich ›in uns anfühlt‹. Diese Erfahrung muss ein Mensch selbst machen; und welche Erfahrung sie, er oder es (eine dritte Person) *genau* macht, können wir nicht wissen. Fraglich ist auch, ob ich (erste Person Singular) *genau* wissen kann, welche Erfahrung ich mache, ob wir (erste Person Plural) *genau* wissen können, welche Erfahrung wir machen.
– **Können:** Wir können durch keine laut-, schrift- oder gebärdensprachliche Performanz einen anderen Menschen lehren, wie man eine *Mona Lisa* malt oder einen *Faust* schreibt. Wie ein Mensch ein solches Werk vollbringt, bleibt uns und jenem Menschen verschlossen, falls wir voraussetzen, dass ›Wie‹ vollständig und systematisch kraft ›propositionaler Gebilde‹ explizieren zu können, sodass es nicht nur restlos erklärt, sondern darüber hinaus kommunizierbar, für jeden nachvollziehbar und

erlernbar ist. Damit schließe ich nicht aus, dass sich Malen, Dichten und anderes *bis zu einem gewissen* Grad lehren lassen. Dieses Lehren und Lernen wird aber nicht vollständig im theoretischen Lehren und Lernen ›aufgehen‹.

– **Existenzerfahrung:** Wir können durch keine laut-, schrift- oder gebärdensprachliche Performanz einen anderen Menschen denken, fühlen oder sein lassen, was wir je als ›begrenzte Ganzheit‹ denken, fühlen oder sind, geschweige denn, dass wir ›*das* Ganze‹ (kraft absoluter Metaphern) in Worte fassen und zu einem Empfänger transportieren.

Wir sollten, meine ich, diese Einsichten nicht als Probleme begreifen, denen Abhilfe zu leisten ist. Diese Einsichten bedeuten manchem vielleicht einen Verlust. Was aber verlieren wir, wenn wir Kompetenz-, Komplexitäts- und Präzisionsgrenzen besser verstehen? Verlieren wir den Überblick? Gegengefragt: Haben wir ihn jemals gehabt? Verlieren wir die Möglichkeit, unser Innerstes, unsere Gefühle zu kommunizieren? Gegenfragt: Haben wir das jemals gekonnt? Verlieren wir die Möglichkeit, alles zu sagen, alles (so der alte, poetische Topos) ›in eins zu singen‹? Gegengefragt: Haben wir die Möglichkeit jemals gehabt? Verlieren wir vielleicht nicht allein liebgewonnene, beruhigende Kommunikations- oder Kontrollillusionen?

Viele Untersuchungen *der* Metapher suggerieren, dass ›Phantasie‹ oder ›Imagination‹ das Nonplusultra des im Metapherndiskurs Untersuchten sind (siehe S. 219). Dem, was diese Wörter bezeichnen, werden wir nicht gerecht, indem wir es als ein besonderes Vermögen definieren, dessen Funktion es ist, etwas kraft Metaphern zur Sprache zu bringen, was (irgendwo, schwer zugänglich oder quasi-entzogen) bereits *ist*. Das Theorem ›metaphorische Bedeutung‹ ist problematisch, wenn es den ›Bezug auf etwas‹ oder die ›Evokation von etwas‹ impliziert, das bereits gegenständlich und wirklich *da* ist. Das Theorem ›metaphorische Bedeutung‹ ist unproblematisch, wenn es die Menge der Interpretationen bezeichnet, die von einer Metapher veranlasst und von Interpreten realisiert wurden. Diese ›Menge der Interpretationen‹ ist nach Einschätzung der meisten Autoren unendlich. Davidson formuliert: „But in fact there is no limit to what a metaphor calls to our attention, and much of what we are caused to notice is not propositional in character." (ebd.) Die wörtliche Übersetzung des Funktionsverbgefüges ›to call somebody's attention to somebody or something‹ ins Deutsche ist ungewöhnlich: ›jemandes Aufmerksamkeit zu jemandem oder etwas rufen‹. Üblich ist: ›jemandes Aufmerksamkeit auf jemanden oder etwas lenken‹, ›jemanden auf jemanden oder etwas aufmerksam machen‹. ›attention‹ geht zurück auf lat. ›attendere‹: ›spannen‹, ›hinstrecken‹, ›richten‹[532]. Das Etymologielexikon von Harper führt aus:

„c. 1300, 'be subject to' (obsolete); early 14c., 'direct one's mind or energies' (archaic), from Old French *atendre* 'to expect, wait for, pay attention' (12c., Modern French *attendre*) and directly from

[532] WSS-Pons Lat.-Dt. ^{3}2003 – attendō [Lemma].

> Latin *attendere* ‘give heed to,’ literally ‘to stretch toward,’ from *ad* ‘to, toward’ (see **ad-**) + *tendere* ‘stretch,’ from PIE root ***ten-** ‘to stretch.’ The notion is of ‘stretching’ one’s mind toward something.”[533]

›tendere‹ meint: ›spannen‹, ›anspannen‹, ›straffen‹, ›anziehen‹, ›dehnen‹, ›straffen‹, ›strammen‹, ›anbringen‹, ›befestigen‹. Typische Verwendungen des Verbs sind: ›den Bogen spannen‹, ›die Fesseln anziehen‹, ›die Halteriemen oder Zügel straffen‹, ›die Saite eines Instruments spannen‹, ›das Instrument stimmen‹, ›Zelte aufschlagen‹. Poetische Verwendungen waren: ›beide Augen irgendwohin richten‹, ›Geschosse auf etwas hinlenken (schießen)‹, ›Pfeile (auch Liebespfeile) abschießen‹, ›Lichter in den Himmel richten‹[534]. Metapherntheoretisch festzustellen ist, dass Modellierungen dessen, was wir ›Geist‹, ›Psyche‹, ›das Mentale‹ oder ›Bewusstsein‹ nennen, häufig auf Wortbildungen mit ›tendere‹ zurückgreifen: ›Attention‹ (Aufmerksamkeit, Konzentration, Geistesgegenwart), ›Intention‹ (Absicht, Bestreben, Vorhaben, Plan, Wille, Wollen, Ziel) und ›Distention‹ (Zeitzerrissenheit)[535]. Wir ›richten den Geist oder Energien auf etwas‹, wir ›dehnen den Geist auf etwas hinaus‹, wir ›konzentrieren uns (den Geist) auf etwas‹.

Die ›normale‹ Grammatik des Satzes „Die Metapher lenkt die Aufmerksamkeit auf etwas.“ modelliert ›die Metapher‹ und nicht eine Person (ich, du, wir) als Agens („Ich lenke aufgrund einer Metapher meine Aufmerksamkeit auf etwas.“). Die Grammatik suggeriert, dass es nicht ein bewusst handelnder Mensch ist, der seine Aufmerksamkeit aus mehr oder weniger freien Stücken auf etwas richtet, sondern die Metapher lenkt die Aufmerksamkeit des Interpreten. Meint das: Wenn eine Metapher ›auftaucht‹, ›sich zeigt‹, ›passiert‹, entscheiden wir nicht, worauf wir uns konzentrieren? Macht die Metapher etwas mit uns, nicht wir etwas mit ihr? Haben wir über die Interpretation einer Metapher keine Kontrolle? Sind wir Teil eines Geschehens, auf das wir keinen oder wenig Einfluss haben? Davidsons durchaus metaphorische Behauptung „Metaphern sind die Traumarbeit der Sprache.“ tendiert meines Erachtens zu einer Bejahung dieser Fragen[536]. Um uns nicht in das Thema ›Willensfreiheit/Determinismus‹ zu verstricken,

---

[533] EtyWB-Harper 2001 – attend [Lemma].
[534] WSS-Pons Lat.-Dt. ^{3}2003 – tendō [Lemma] u. DSW ^{6}2014 – spannen [Lemma].
[535] Das im Deutschen nicht übliche ›Distention‹ geht auf Augustinus’ Ausdruck ›distentio animi‹ zurück. Vgl. Aurelius Augustinus: Confessiones. Bekenntnisse. Lateinisch/Deutsch. Übers., Hg. u. komm. v. Kurt Flasch u. Burkhard Mojsisch. Mit einer Einl. v. Kurt Flasch. Stuttgart: Reclam 2009 (Reclams Universal-Bibliothek, 18676), Buch 11–13. ›Distention‹ meint: Unsere Seele ist intentional ›zerrissen‹ in die drei Zeitrichtungen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. An diesen ›genialen Gedanken‹, so Ricœur, hätten Husserl, Heidegger und Merleau-Ponty angeknüpft. Vgl. Paul Ricœur: Zeit und Erzählung. Bd. 1. Zeit und historische Erzählung [Orig.-Sachtitel: L'intrigue et le récit historique]. Aus d. Franz. v. Rainer Rochlitz. München: Fink 1988 (Übergänge. Texte und Studien zu Handlung, Sprache und Lebenswelt, 18,1), S. 32–39.
[536] Davidson 1978 – Metaphor, S. 31. Davidson greift den Freud’schen Ausdruck ›Traumarbeit‹ auf. Die Klärung der Bedeutung dieses Ausdrucks bedürfte einer eingehenderen, hier nicht leistbaren Studie. „Am Ende des IV. Kapitels der *Traumdeutung* (1900) schreibt Freud: ‚Die seelische Arbeit bei der Traumbildung zerlegt sich in zwei

greife ich den Ausdruck ›Kontrollierbarkeitsdimension‹ auf[537]. Die Kontrollierbarkeitsdimension des Interpreten einer Metapher reicht von ›absolute Kontrolle‹ (völlig frei) bis zu ›keine Kontrolle‹ (völlig determiniert). Zu vermuten ist, dass die Extreme nie erreicht werden. Das Auftauchen einer (sehr ungewöhnlichen) Metapher tendiert zum Skalenende ›keine Kontrolle‹, wobei ein ›totaler‹ Kontrollverlust wohl kaum möglich ist aufgrund der typischerweise ›an einer Metapher beteiligten‹, ›gewöhnlichen‹ Wörter samt ihrer ›literalen‹, ›wörtlichen‹, ›eingespielten‹ Bedeutungen. Eine relativ ungewöhnliche Ausdrucksweise rezipierend ›läuft‹ die ›Bewegung‹ unserer Aufmerksamkeit und unseres Interpretierens (wenigsten im initialen Moment und einige Zeit darüber hinaus) vergleichsweise unkontrolliert ab. Nicht wenig der Faszination für Metaphern *oder* des Unbehagens angesichts mancher Metaphern resultiert vermutlich aus dem Erleben eines zeitweilig recht ungewöhnlich ausgeprägten Kontrollverlusts. Nicht wenig der Interpretations- und Theoriearbeit ›an Metaphern‹ resultiert vermutlich aus dem Wunsch, ein höheres Maß an Kontrolle wiederherzustellen. Der Wunsch, eine möglichst weitgehende Kontrolle wiederherzustellen, ist meines Erachtens der Grund, warum viele Interpreten ›theoretische Kontrollmetaphern‹ wie ›metaphorische Bedeutung‹ oder ›Inhalt des metaphorischen Ausdrucks‹ auch gegen plausible Einwände ernst nehmen und argumentativ verteidigen. Bedeutung lässt sich nicht kontrollieren.

Die Verwendung der Ausdrücke ›Kontrolle‹ und ›Kontrollierbarkeitsdimension‹ in diesem Kontext bietet den Vorteil, unsere Interpretationsarbeit daraufhin zu befragen, inwiefern wir eine ›erste Ordnung‹ zusätzlich durch eine ›zweite Ordnung‹ abzusichern suchen, statt ›das Offene‹ prinzipiell anzuerkennen und angemessen in unser Lebensgeschehen zu integrieren[538].

Wird eine Metapher rezipiert, ist feststellbar, dass Interpreten dazu neigen, die Metapher *bewusst*, mithin kontrolliert, oft methodisch, teils erkenntnistheoretisch ambitioniert zu interpretieren. Das ist nicht notwendig. Auch eine Metapher wie ›schwarze Milch der Frühe‹ kann

---

Leistungen: die Herstellung der Traumgedanken und die Umwandlung derselben zum [manifesten] Trauminhalt.‘ (1*a*). Diese zweite Leistung stellt im strengen Sinn die Traumarbeit dar, die Freud in vier Mechanismen zerlegt hat: Verdichtung, Verschiebung, Rücksicht auf Darstellbarkeit, sekundäre Bearbeitung.“ Vgl. VdP-Laplanche 1972 – Traumarbeit [Lemma].

[537] Vgl. Udo Rudolph: Motivationspsychologie. 2., vollst. überarb. Auf. unter Mitarb. v. André Körner. Weinheim; Basel: Beltz 2009, S. 131–137. In der Motivationspsychologie wird der Ausdruck ›Kontrollierbarkeitsdimension‹ verwendet, um anzugeben, inwiefern die Ursache einer Handlung willentlich kontrolliert werden kann. Hunger beispielsweise motiviert uns zum Essen. Hunger ist relativ unkontrollierbar. Ob wir sonntags eine Zeitung lesen, ist vergleichsweise kontrollierbar.

[538] „**Kontrolle** ‚Aufsicht, Überwachung; Prüfung‘: Das Fremdwort wurde im 18. Jh. aus gleichbed. *frz.* contrôle entlehnt. Dies ist aus contre-rôle (vgl. *kontra...* und *Rolle*) zusammengezogen und bedeutet eigentlich ‚Gegenrolle, Gegenregister‘, d. h. ‚Zweitregister (wie man es zur Prüfung der Richtigkeit von Angaben in einem Originalregister verwendete)‘. – Abl.: **kontrollieren** ‚[nach]prüfen, überwachen; unter Kontrolle haben, beherrschen‘ (um 1600; aus gleichbed. *frz.* contrôler); […].“ (DHW ^{4}2006 – Kontrolle [Lemma]).

achtlos übergangen werden (ich sehe kein stichhaltiges Kriterium für ›besonders resonante Metaphern‹). Setzt eine Interpretation ein, so kommt deren Verlauf (gleich ob methodisch kontrolliert oder nicht) einem Gewöhnungsprozess gleich: Das Ungewöhnliche wird unweigerlich gewöhnlicher. Stellen wir uns beim Interpretieren die Frage „Was bedeutet das?“, wächst die Wahrscheinlichkeit, dass wir unter den vielen, potentiell unendlichen ›Bedeutungen‹ einige als wahrscheinlicher auszeichnen, vielleicht sogar *eine* Bedeutung als *die* wahrscheinlichste oder wahre. Werden Metaphern wiederholt und regelmäßig in einer bestimmten Bedeutung verwendet, mutieren sie zu ›toten Metaphern‹, zu konventionalisierten Wortverwendungen, zu Begriffen, begriffenen Spielen: Sie bekommen, indem wir regelmäßig so und nicht anders sprachlich handeln, ihren ›Ort‹ in einem Makrosprachspiel. Unsere Kontrollwünsche sind zuletzt häufig relativ fragile Kontrollillusionen: Ein einzelner Mensch kann die Verwendung einer Ausdruckseinheit weder vorübergehend noch dauerhaft sichern. Was immer auch während der Interpretation einer Metapher vor sich geht, der kritische, hervorzuhebende Punkt ist: Metaphern können das nicht-propositionale Wissen nicht darstellen, nicht repräsentieren kraft ›quasi-propositionaler Gebilde‹ und nicht kommunizieren nach Art des ›Transportmodells der Kommunikation‹.

Nicht gemeint ist also, dass Metaphern eine ›fremde Macht‹ sind, die uns determiniert oder dominiert. Sie *veranlassen*, dass wir die Aufmerksamkeit auf etwas lenken. Das Verb ›notice‹ in ›we are caused to notice‹ bedeutet: Wir werden veranlasst, etwas zu ›bemerken‹, zu ›beachten‹, ›mitzubekommen‹, ›wahrzunehmen‹. Schulte übersetzt:

> „Wenn das, was uns dank der Metapher auffällt, von endlicher Reichweite und propositionaler Beschaffenheit wäre, ergäbe sich daraus an sich noch kein Problem; wir würden den durch die Metapher zu Bewußtsein gebrachten Inhalt einfach auf die Metapher projizieren. In Wirklichkeit jedoch ist das, worauf wir durch die Metapher aufmerksam gemacht werden, unbegrenzt, und vieles von dem, was wir zu bemerken veranlaßt werden, hat nichts Propositionales an sich.“[539]

Gesetzt, wir nennen das, was eine Metapher wie ›Krähengestern‹ veranlasst, ›Inhalt‹. Diesen Inhalt *könnten* wir auf die Metapher projizieren, wenn er begrenzt und propositional *wäre* (Davidson verwendet die Konjunktive ›would project‹ und ›were finite in scope and propositional in nature‹). Wohin also ›projizieren‹ wir das infinit Veranlasste, das unablässig in die Aufmerksamkeit Tretende, die ständig wechselnden ›Inhalte‹ der Konzentration, des (so Polanyi) auf Hintergrundbewusstsein beruhenden Fokalbewusstseins, wenn nicht ›*auf* die Metapher‹ oder

[539] Davidson 1998 – Metapher, S. 73.

›*in* die Metapher‹? Ich bin der Meinung, dass die Fragen ›Worauf?‹, ›Wohin?‹ und ›Wohinein‹ in diesem Zusammenhang irreführend sind:

- Die Frage ›Wohin?‹ präformiert die Lokalisation eines gegenstandsartigen Referenzobjekts, das Zielobjekt der Projektion ist (alternativ: Referenzfläche, Referenzbereich).
- Die Frage ›Worauf?‹ präformiert die Lokalisation eines gegenstandsartigen Referenzobjekts, auf das wir das Veranlasste projizieren (alternativ: Referenzfläche, Referenzbereich).
- Die Frage ›Wohinein?‹ präformiert die Lokalisation eines gegenstandsartigen Referenzobjekts, das als ›Container‹ des Veranlassten fungiert.
- Die Fragen zusammengenommen suggerieren, dass die Wörter ›Referent (Bezugnahmeobjekt, Bezugnahmebereich)‹ und ›Referieren‹ (›Bezugnahme‹) erklären könnten, was beim ›Auftauchen‹ oder ›Passieren‹ einer Metapher getan wird oder sich tut.
- Die Fragen zusammengenommen suggerieren, dass die Interpretation und das Verstehen und Nichtverstehen einer Metapher ein mechanisches Geschehen ist: Punkt- oder gegenstandsartige Entitäten (Ausdruckseinheiten) gehen von Punkten, Flächen, Räumen aus, bewegen sich zu anderen Punkten, Flächen, Räumen. Die Bewegung der Entitäten hinterlässt Spuren, zieht gleichsam Linien, Wege, Verbindungen, stiftet Zusammenhänge. Die bereits verbundenen oder neu verbundenen Punkte, Flächen oder Räume (die Bedeutungen beinhalten, tragen oder haben) interagieren, wechselwirken, sodass ungewöhnliche, vielleicht neue Bedeutung entsteht.

›wohin‹, ›worauf‹ und ›wohinein‹ sind W-Präpositionaladverbien, die aus einem präpositionalem (›hin‹) und einem deiktischen Teil (›wo‹) zusammengesetzt sind[540]. Als Interrogativelement markieren diese W-Präpositionaladverbien ein Wissensdefizit in einem Ergänzungsfragesatz. Ich bin der Meinung, dass wir Fragen wie „Woher kommt die Bedeutung?“, „Wohin geht die Bedeutung?“, „Worauf projizieren wir die Bedeutung?“, „Wohinein projizieren wir die Bedeutung?“ und „Wo ist die Bedeutung?“ nicht mehr stellen sollten. Damit kämen diese Ideen gar nicht mehr auf:

- Bedeutungen sind ›Schemata‹, ›Konzepte‹, ›Ideen‹, ›frames‹ oder ›Muster‹ im mind/brain.
- Bedeutungen sind faktische oder fiktive Referenzobjekte bzw. -bereiche (In-der-Welt-sein, implizites Wissen im mind/brain).
- Bedeutungen sind ›Felder‹ oder ›Bereiche‹.
- Bedeutungen sind Effekte oder Resultate interagierender ›Felder‹ oder ›Bereiche‹.

Hinzuzufügen ist, dass viele Interpreten der Metapher zum Dogma der ›Quantifizierung des Wissens‹ neigen. Die Frage „Wie viel implizites Wissen, wie viel nicht-propositionales Wissen oder Können sind wir fähig in Worte zu fassen?“ ist irreführend. Können wir es vollständig in Worte fassen, teilweise, zu 15% oder zu 75%?“ Ich meine, nicht nur die selbstverständliche Frage nach dem Ort der Bedeutung, sondern auch die Frage nach deren mengenmäßiger Be-

[540] Vgl grammis 2.0 – Präpositionaladverb und *w*-Präpositionaladverb [Lemma v. E. Donalies, zul. geänd. 5.5.2011] u. Interrogativ-Elemente [Lemma v. E. Donalies, zul. geänd. 5.5.2011].

stimmung sollten wir unterlassen, da praktisches, nicht-propositionales und implizites Wissen nicht quantifiziert werden können. Ich kann nur zählen, was gegenstandsartig ist. Diese Formen des Wissens sind es nicht.

Die Bedeutung einer Metapher kann (wie die jeder anderen Ausdruckseinheit) bestenfalls dadurch bestimmt werden, dass wir einzelne, immer kontextgebundene Ausdruckseinheiten methodisch akribisch analysieren. Die potentiell infiniten Interpretationen können wir partiell kraft verschiedener Medien realisieren und, je nach Medium, festhalten. Wir sprechen die Interpretationen aus (Stimme), wir nehmen die Stimme auf (Schallplatte, Tonband, CD). Wir schreiben Interpretationen nieder (Schrift). Metasprachliche, mechanistische Zusatzannahmen, die den ›Gesamtraum der Sprache‹ als eine Art kompliziertes Lego modellieren, in dem der Konzentrationsfokus sich und Teile bewegt, tragen zum Verständnis von ›Sprache‹ und ›Metapher‹ wenig bei. Sie suggerieren, dass In-der-Sprache-sein hauptsächlich eine Art von Partikelbewegung ist. Diese Partikel gehen Verbindungen ein und bilden Muster (Schemata, Strukturen, frames). Dabei gerät ins Hintertreffen, was diese Arbeit unter den Ausdrücken ›Phantasie‹, ›Kontingenz‹, ›implizites Wissen‹, ›nicht-propositionale Erkenntnis‹ und ›Können‹ thematisiert. Die partielle oder ausschließliche Modellierung der Sprache durch Orientierung am Atomismus, Kompositionalitätsprinzip, der Prädikatenlogik, dem Transportmodell der Kommunikation, dem Sender-Empfänger-Modell oder der Quantifizierbarkeit des Wissens führt ›hinters Licht‹, da sie suggeriert, dass in der Sprache *letztlich* alles seinen geregelten, decodierbaren, nachvollziehbaren Lauf von Individuum A zu Individuum B nimmt.

Eine ebenfalls auf Wittgensteins Spätphilosophie aufbauende Modellierung der Metapher findet sich in den Arbeiten von Schneider. Dieser habe, so Stetter, mit *Phantasie und Kalkül* (siehe S. 288) nicht allein eine Kritik der ›Kalkülseite‹ der Sprache ausgearbeitet, sondern die Metapherntheorie Wittgensteins freigelegt.

> „Ein völlig anderes *Verständnis* von ‚Sprachkompetenz' wird hier freigelegt gegen eines, das ganz und gar auf den Regelbegriff fixiert ist: Sprachliche Kreativität wird von Wittgenstein beschrieben **als ein sich analogisch orientierendes Vermögen**, Beispiele gegebener Verwendungen, und also auch alle möglichen Fälle syntaktischer Komplexität, auf neue Situationen zu übertragen, wo sie eben als analoge Verwendungsweisen Sinn machen. Noch nie ist m. W. die grundlegende Bedeutung der im Text Wittgensteins ja eher beiläufig entfalteten Metaphern-‚theorie' (sit venia verbo) so klar freigelegt worden wie in dieser Interpretation."[541]

[541] Christian Stetter: [Ohne Titel]. Rez. zu: Hans Julius Schneider: Phantasie und Kalkül. Über die Polarität von Handlung und Struktur in der Sprache. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1999 (stw, 1431). In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 14,1 (1995), S. 142.

Schneider bezeichnet seine Metapherntheorie als ›syntaktische Metapherntheorie‹[542]. Zentral für diese Theorie ist die Verwendung der Ausdrücke ›syntaktische Struktur‹ und ›Projektion‹. ›syntaktische Struktur‹ meint: ›Satzform‹, ›Verknüpfung sprachlicher Ausdruckseinheiten im Satz‹, wobei ›Satz‹ so definiert ist, dass auch der Gebrauch einzelner Wörter („Platte!“ = „Bring mir die Platte!“) unter diese Definition fallen (es gibt also ›Einwortsätze‹). Die Verwendung von ›Projektion‹ entlehnt Schneider den Schriften des ›späten‹ Wittgenstein. Normal-sprachliche Beispiele für die Verwendung von ›projizieren‹ und ›Projektion‹ sind:

- Bilder (Fotos, Filme) werden auf eine Projektionsfläche projiziert (geworfen). Ein Bild wird mittels eines Bildwerfers auf einen Bildschirm übertragen.
- Mittels einer Lichtquelle wird der Schatten eines Körpers auf eine Ebene projiziert (abgebildet).
- Eine menschliche Eigenschaft wird auf oder in ein Tier projiziert (auf das Tier übertragen, in das Tier hineinverlegt).
- Ein Gedanke, eine Vorstellung wird auf einen anderen Menschen projiziert (auf diesen übertragen, in diesen hineinverlegt).

Die ›normal-grammatische‹ Form von ›projizieren‹ ist: Jemand [Agens] projiziert etwas [Objekt 1] *auf* etwas [Objekt 2]. Jemand [Agens] projiziert etwas [Objekt 1] *in* etwas [Objekt 2] hinein. Bei Schneider sind es handelnde Menschen, die, wie Stetter formuliert, kraft ihrer sich analogisch orientierenden Sprachkompetenz, *Beispiele gegebener Verwendung*, und also auch *alle möglichen Fälle syntaktischer Komplexität* auf neue Situationen projizieren können. Als plausibler beurteile ich die ›pragmatische Metapherntheorie‹ Schneiders,

- weil sie anti-objektivistisch ist,
- weil sie eine Isomorphie bzw. Abbildung von ›Sprache‹ und ›Welt‹ (≈ Außenwelt, Wirklichkeit) sowie von ›Sprache‹ und ›Selbst‹ (≈ Ich, Innenwelt) zurückweist,
- weil sie der Unterscheidung ›Innenwelt/Außenwelt‹ kritisch gegenübersteht,
- weil die Unterscheidung ›Begriff/Metapher‹ in ihr keine absolute ist, sondern der Unterscheidung ›gewohnte Verwendung/ungewöhnliche Verwendung‹ entspricht,
- weil sie ›Schemata‹ nicht als (vorsprachliche) mentale Gegenstände modelliert,
- weil sie ›Propositionen‹ nicht als (vorsprachliche), überzeitliche ontologische oder mentale Gegenstände modelliert,
- weil sie Ausdrücke wie ›syntaktische Struktur‹, ›Tiefengrammatik‹ oder ›Universalgrammatik‹ ablehnt, werden sie so definiert, wie Chomsky und die Schule der Transformativen Grammatik sie definieren,
- weil sie ›Grammatik‹ und ›Tiefengrammatik‹ im Anschluss an den ›späten‹ Wittgenstein bestimmt,
- weil sie das Verständnis von ›Sprachkompetenz‹ nicht auf den Begriff ›Regel‹ fixiert,

[542] Vgl. Hans Julius Schneider: ‚Syntaktische Metaphern‘ und ihre begrenzende Rolle für eine systematische Bedeutungstheorie. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 41 (1993), Heft 3, S. 477–486. Vgl. Hans Julius Schneider: Die Kreativität der Metapher. In: Matthias Junge (Hg.): Metaphern in Wissenskulturen. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss. 2010.

– weil sie das Medium ›Sprache‹ modelliert mittels der Aspekte ›Phantasie‹ und ›Kalkül‹, womit ›Sprache‹, anders als in Metapherntheorien häufig üblich, nicht einseitig oder ausschließlich gemäß dem Modell der Prädikatenlogik gedacht wird (*4.3. X ist Y: Die theoretische Versprachlichung der Sprache*). Gleichzeitig wird es vermieden, alle Beispiele gegebener Verwendung von ›Metapher‹ (*2.1. Grammatik: Einführung der Bedeutung von ›Metapher‹*) auf Schemata wie ›X ist Y‹, ›X als Y‹ oder ›X sehen als Y‹ zu reduzieren,
– weil sie die These ablehnt, dass es eine ›Sprache hinter dem Sprechen‹ gibt (*4.2. Was immer das ist: Sprache im Singular, Sprache im Plural*). Diese Ablehnung bedingt, dass es nicht sinnvoll ist, ›Sprachkompetenz‹ so zu modellieren, als sei sie ein (vorsprachliches) implizites oder nicht-propositionales Wissen, das es nach außen zu transportieren gälte (Explikation des impliziten oder nicht-propositionalen sprachlichen Wissens); beobachten wir einen sprachlich handelnden Menschen, dann zeigt sich ein Können, nicht ein (vorsprachliches) implizites oder nicht-propositionales Wissen, das nach außen, zu uns transportiert wurde,
– weil sie (wobei auch an Metaphern zu denken ist) behauptet, dass die Sprachkompetenz einen Aspekt aufweist, der ›das Offene‹ genannt wird:

> „Daß eine solche vollständige Darstellung der Sprachfähigkeit als einer Fähigkeit, nach Regeln zu handeln, vielleicht nicht möglich sei, wird durch den Ausdruck ‚das Offene' angedeutet. Hinter ihm steht die Frage, ob es nicht zur Sprachkompetenz selbst gehört, sich im Ungeregelten bewegen zu können, sowohl sprechend als auch verstehend. Hier ist z.B. an Übertragungen zu denken, an ungewohnte Abweichungen vom Üblichen sowie an die Fähigkeit zum kreativen, kommunikativ erfolgreichen Regelverstoß und an die Erfindung neuer Regeln im Verlauf der Sprachspiel-Tätigkeit. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich sogar, daß die Sprache durchsetzt ist mit dieser Offenheit, auch in ihrem alltäglichen Gebrauch."[543]

Die Metapher ›das Offene‹ hat den Vorteil, ›Ordnung‹ nicht gegen ›Chaos‹ auszuspielen, ›Ordnung‹ nicht gegen ›Unordnung‹, ›rationale Ordnung‹ nicht gegen ›das Irrationale‹, ›Ordnung‹ nicht gegen ›das Verrückte‹.

Aufgrund der verwendeten metasprachlichen Ausdrücke ähneln sich die Theorien von Schneider und Lakoff/Johnson. Beide sprechen von ›Projektion‹. Projiziert werden ›syntaktische Strukturen‹ (Schneider) oder ›image schemata‹ (Lakoff/Johnson). In *Phantasie und Kalkül* wirft Schneider ›einen kurzen Blick‹ auf die philosophisch-linguistischen Arbeiten von Lakoff/Johnson und stellt fest, dass es trotz Gemeinsamkeiten grundlegende Unterschiede in Betreff Erkenntnismethode und Erkenntnisziel gibt.

> „Johnson benutzt in seinem Buch zwei Grundbegriffe, um das sprachliche Handeln zu beschreiben bzw. zu erklären: Er spricht von ›image schemata‹ als abstrakten Strukturen, die wir in der Erkenntnistätigkeit verwenden, und von ›metaphorical projections‹, mit denen wir solche Strukturen von einem Erfahrungsbereich in einen anderen projizieren. Die methodologisch entscheidende Frage ist nun, ob dieser Rekurs auf Schemata und Projektionen gemeint ist als der Verweis auf etwas der Sprache Zugrundeliegendes, dessen Funktion darin besteht, unsere Fähigkeit zum sprachlichen Handeln zu erklären, oder ob umgekehrt die Rede von den Schemata und den Projektionen selbst nur

[543] Schneider 1999 – Grammatik, S. 12.

> dadurch verständlich gemacht werden kann, daß sie als Beschreibung bestimmter Aspekte unseres sprachlichen Handelns gelesen wird, mit der Folge, **daß die Vertrautheit mit dem sprachlichen Handeln diese Redeweise allererst mit Inhalt füllt**. Im zweiten Fall wären die neu eingeführten (bzw. im Rückgriff auf die Tradition einfach benutzten) Begriffe ›Bild-Schema‹ und ›Projektion‹ für eine *Erklärung* der Sprache nicht geeignet (und auch nicht für eine *diesem* Zweck dienende ›Theorie der Phantasie‹), sondern nur **für eine zusammenfassende Beschreibung von an Beispielen aufgewiesenen Zügen der (einer) Sprache**.“[544]

Schneider plädiert, dass allein die zweite Sicht angemessen ist. Verwenden wir Ausdrücke wie ›Schema‹ und ›syntaktische Struktur‹ im Rahmen einer Metaphern- und a fortiori Sprachtheorie, dann bezeichnen sie weder etwas der Sprache Zugrundeliegendes noch *erklären* sie die Sprache, die Phantasie und die Metapher. Wir untersuchen eine wachsende Menge von Beispielen und meinen mit der Verwendung von ›Schema‹ und ›syntaktische Struktur‹ nicht mehr, als dass die Beispiele gemeinsame Züge aufweisen, die wir kraft der verwendeten Ausdrücke zusammenfassend beschreiben. Lakoff/Johnson gehen dagegen davon aus, dass jene ›Schemata‹ bzw. ›image schemata‹ vorsprachliche, mentale Entitäten sind (siehe S. 190). Bestritten wird damit nicht, dass es vermutlich im mind/brain ›Schemata‹, ›Formen‹ oder ›Strukturen‹ gibt. Bestritten wird, dass Derartiges die Seinsweise, Bedeutung, Funktion, Leistung oder Wirkung der Sprache (und der Metapher) erklären kann.

Jan Georg Schneider subsumiert die metaphorische Projektion (das phantasiegeleitete Können, das jegliche syntaktische Struktur, jegliches gegebene Beispiel auf neue Situationen zu übertragen erlaubt) der Projektionskompetenz. Anders als Hans Julius Schneider schränkt er diese Projektionskompetenz nicht auf ›metaphorische Projektionen‹ ein.

> „Die metaphorische Projektion besteht in der Übertragung eines bestimmten sprachlichen Musters, eines bestimmten *Phems* wie Austin sagen würde, auf einen neuen Kontext, in welchem es eine neue Tiefengrammatik erhält. Dieses Verfahren ist einerseits eine Quelle für jene Art »philosophischer Verwirrungen«, die Wittgenstein in den *Philosophischen Untersuchungen* therapieren möchte, andererseits aber auch eine Quelle für kreative Neuschöpfungen und Sprachwandel. Die Fähigkeit zur metaphorischen Projektion lässt sich im Konzept der Sprachspielkompetenz unter den Begriff der Projektionskompetenz subsumieren; jedoch ist dieser Begriff insgesamt weiter gefasst: Es geht um die generelle Fähigkeit kompetenter Sprecher/Schreiber, Pheme im jeweiligen Medium mehr oder weniger angemessen auf konkrete Situationen zu projizieren.“[545]

In Metapherntheorien ist häufig die Rede davon, dass Schemata (Strukturen, Muster, frames, Prädikate) *auf* oder *in* eine Situation, einen Kontext, ein Ereignis, eine Erfahrung, einen Bereich

[544] Schneider 1999 – Phantasie, S. 565–566 [Fettdruck von ks].
[545] Jan Georg Schneider: Spielräume der Medialität. Linguistische Gegenstandskonstitution aus medientheoretischer und pragmatischer Perspektive. Berlin; New York: de Gruyter 2008 (Linguistik – Impulse & Tendenzen, 29), S. 219.

projiziert (übertragen, gemappt) werden. Festzustellen ist, dass Bestimmungen von ›Situation‹, ›Kontext‹, ›Ereignis‹, ›Erfahrung‹ und ›Bereich‹ häufig fehlen.

> „In diesem Zusammenhang möchte ich an das sogenannte Kontextprinzip erinnern. Es macht Wittgensteins Bemühungen verständlich, grammatikalisches Gelingen oder Mißglücken von sprachlichen und außersprachlichen Handlungen zu erforschen. Eine Möglichkeit, dieses Kontextprinzip auszudrücken, hat Joachim Schulte gefunden, der von Wittgensteins später Fassung des Kontextprinzips sagt: ‚Erstens betont sie, daß der Gebrauch der Sprache ein Tun ist: ein Handeln im Rahmen einer etablierten, durch Gepflogenheiten und Konventionen bestimmten Tätigkeit. Und zweitens wird damit behauptet, daß die verschiedenen Bestandteile oder Aspekte einer sinnvollen sprachlichen Äußerung nichts sind – daß sie gar nicht existieren – ohne ein Gerüst aus sprachlichen und nichtsprachlichen Kontextbedingungen.' Die Erforschung der Kontextbedingungen hat mit dem Offenen und der Ordnung unserer Sprache zu tun, da sich aufgrund der Offenheit unserer Situationen und Lebenswelt nie alle Kontextbedingungen explizit aufzählen lassen, zumal wir in den wenigsten Fällen über ‚harte Kriterien' für Gelingen oder Scheitern der sprachlichen Äußerungen verfügen."[546]

Jede Situation, jede Lebenswelt ist bestimmt durch Ordnung *und* Offenheit. Wir können niemals alle Bedingungen eines Kontextes (einer Situation, eines Ereignisses, einer Erfahrung, eines Bereichs) explizit aufzählen. Ebenfalls haben wir meist keine klaren Kriterien, die eine gelungene von einer gescheiterten sprachlichen Äußerung unterscheiden.

Ist es problematisch, dass ›Projektion‹ eine visuelle Metapher ist? Hier weiß ich allein zu sagen: Den Gebrauch von ›Projektion‹ im Kontext dieser Theorie halte ich für plausibler und anschlussfähiger als die Metaphern für ›Metapher‹ anderer, konkurrierender Theorien. Die Metapherntheorie verspricht nichts, was nicht einzuhalten wäre (das Ganze darstellen, private Gefühle ausdrücken, das In-der-Welt-sein entbergen, das implizite, nicht-propositionale oder praktische Wissen kommunizieren). Sie modelliert die Metapher nicht als mystisches Entzugsphänomen (Derrida). Sie übereignet die Metapher nicht wortkarg der Metaphysik (Heidegger). Sie spielt die Metapher nicht aus gegen den lebens- und anschauungsfeindlichen Begriff (Nietzsche). Metaphern werden entmystifiziert und als grundlegender, normaler Bestandteil des Sprachgeschehens beschrieben. Die Überfrachtung von Metaphern mit uneinlösbaren Funktionsansprüchen unterbleibt.

Um Missverständnisse auszuschließen, sei betont: Die hier behauptete Modellierung des Zusammenhangs von ›Metapher‹ und ›nicht-propositionale Erkenntnis‹ sucht nicht die Existenz von ›eigenen‹ Gefühlen, Empfindungen, Erlebnissen, Ereignissen, Wahrnehmungen, Erfahrungen (der detailreichen, komplexen Welt als begrenzter Ganzheit) zu negieren oder zu

[546] Clemens Sedmak: „Jedes Zeichen kann zum Lügen verwendet werden". Anmerkungen zur Offenheit der Sprache. In: Hans Julius Schneider u. Matthias Kroß (Hg.): Mit Sprache spielen. Die Ordnungen und das Offene nach Wittgenstein. Berlin: Akad. Verl. 1999, S. 77.

ignorieren. Die Modellierung impliziert kein Schweigegebot über bestimmte Gegenstände, keine erkenntnistheoretische Tabuisierung eines Themas. Die Modellierung hofft, zur Entmystifizierung des Zusammenhangs von ›Metapher‹ und ›nicht-propositionales Wissen‹ etwas beizutragen, indem sie problematische theoretische Annahmen hinterfragt und auf ›Grenzen des Wissens‹ hinweist.

Zur entmystifizierenden Modellierung der Metapher gehört die Einsicht, dass Metaphern in keiner Weise in einem besonderen funktionalen, allgemein angebbaren Zusammenhang zum impliziten bzw. nicht-propositionalen Wissen stehen. Um diese Folgerung zu plausibilisieren, möchte ich Parallelen zu dem Problem der semantischen Unerschöpflichkeit der Metapher, dem Problem der Definierbarkeit der Metapher und zum Problem der Unsagbarkeit herstellen.

- Parallele 1: Teil einer tief vertrauten Tradition ist es, die Besonderheit der Metapher darin zu sehen, dass sie semantisch ›unerschöpflich‹ ist: Metaphern bedeuten viel, alles, unendlich viel. Wie *7.3. Krähengestern: Was Metaphern nicht bedeuten* gezeigt hat, ist *jedes* Wort semantisch unerschöpflich, insofern es Teil eines interdependenten Zusammenhangs ist, dessen ›Grenzen‹ und ›Inhalte‹ wir nicht exakt und endgültig feststellen können (holistische Sprachtheorie). Das Kriterium ›semantische Unerschöpflichkeit‹ ist kein Kriterium, das die Bedeutung, Funktion oder Wirkung der Metapher spezifisch definieren könnte. Entsprechend sind die vorliegenden Modellierungen von ›implizites Wissen‹ und ›nicht-propositionales Wissen‹ nicht geeignet, die Bedeutung, Funktion oder Wirkung der Metapher spezifisch definieren zu können.
- Parallele 2: Manche Interpreten neigen dazu, angesichts von Definitionsproblemen zu behaupten, ein Begriffswort (wie ›Metapher‹, ›Kunst‹, ›Liebe‹) ließe sich *gar nicht* definieren. Fraglich ist, was wir unter ›definieren‹ verstehen, welche Definitionsideale wir voraussetzen (siehe S. 318). Setzt man ein Definitionsideal voraus, das unrealisierbar ist, mag man sich zu der Aussage versteigen, das zu Definierende ließe sich *gar nicht* definieren. Setzt man unrealisierbare Definitionsideale nicht voraus, unterlässt man Aussagen wie „Das kann nicht definiert werden.“. Definitionen können festgestellt oder festgesetzt werden. Die Definitionen sind mehr oder weniger genau (exakt, akkurat …), werden von mehr oder weniger Diskursteilnehmern geteilt oder nicht. Entsprechend sind Aussagen wie „Das implizite Wissen und das nicht-propositionale Wissen können nicht definiert werden.“ zu unterlassen. Wir sollten unsere Definitionsideale mit unserer Erkenntniskompetenz abpassen.
- Parallele 3: Teil einer tief vertrauten Tradition ist es, wie herausgearbeitet wurde, von ›Unsagbarem‹ zu sprechen, von ›Gegenständen‹ (dem Gefühl, dem Können, der Wahrnehmung, der Wahrnehmung des Ganzen), die sich nicht in Worte fassen ließen. Zu beachten ist, dass die Ausdrucksweisen ›unsagbar‹ und ›nicht in Worte fassen können‹ ebenso irreführend sind wie die Ausdrucksweisen ›undefinierbar‹ und ›kann nicht bestimmt werden‹. Festzustellen ist: Wir sprechen über das, was unsagbar sein soll, mehr oder weniger versiert und stichhaltig. Es besteht kein Grund, so zu tun, als ob wir gar nicht darüber sprechen könnten, umso mehr als wir fortwährend darüber sprechen. Auch hier gilt: Statt zu untersuchen, dass man über etwas *nicht* sprechen kann, sollten wir untersuchen, wie wir über etwas sprechen, welche Methoden und Erkenntnisziele wir voraussetzen, wenn wir über ›schwer begreifbare, sich vermeintlich entziehende Gegenstände‹ sprechen.

Es ist weder die ›kognitive Besonderheit‹ der Metapher, dass sie semantisch unerschöpflich ist, noch undefinierbar, noch unparaphrasierbar, noch dass sie eigentlich Unsagbares darstellt oder

kommuniziert: Diese Vermutungen waren von vornherein verfehlt. Wie jedes Wort semantisch unerschöpflich ist, so zeigt sich in jeder menschlichen (Sprach-)Handlung nicht-propositionales Wissen, das wir nicht propositionalisieren, nicht quantisieren können. Die Reflexion der Unterscheidung ›Begriff/Metapher‹ mutiert zu einer Reflexion der Unterscheidung ›gewöhnliche Ausdruckseinheit/ungewöhnliche Ausdruckseinheit‹. Eine gewöhnliche Ausdruckseinheit wie „Ich hätte gerne Herrn Dr. Müller gesprochen." setzt ebenso eine nicht exakt quantifizierbare Menge von nicht-propositionalem Wissen voraus wie die Ausdruckseinheit ›Fadensonnen‹[547]. Der Effekt, den das Ungewöhnliche bzw. Offene möglicherweise hat, ist nicht zu verwechseln mit einem vom Sender ›Celan‹ in Worte gefassten nicht-propositionalen Wissen, das ein Leser bloß zu dechiffrieren hätte, das er umso besser zu dechiffrieren wüsste, je emphatischer und resonanter er auf das ›metaphorische Moment‹ einginge.

> „Es gibt eine ungeheure Vielfalt sprachlicher Handlungen, die aus Erfahrungen erwachsen, ohne sie zu beschreiben, z.B. Liebeserklärungen, Versprechungen, Romane, Gedichte. Wenn wir in ihnen Fortsetzungshandlungen sehen (statt solche des Übersetzens von einer inneren Sprache in eine äußere; vgl. Gendlin 1995; Schneider 1997), dann ist leicht zu erkennen, dass es hier keine Grenzen des Sagbaren gibt. Wo wir sie zu sehen meinen, betreffen sie entweder die momentane Kompetenz eines bestimmten Sprechers. Solche Grenzen sind oft überschreitbar, selbst das Verfassen von Gedichten ist ein Stück weit erlernbar. Oder die Grenzen sind ästhetischer und moralischer Art; dann betreffen sie das Unsägliche, nicht das Unsagbare, z.B. bei Worten, die über fremdes Leid gemacht werden. Ein trotz der hier vorgetragenen Überlegungen immer noch positives Moment an der Kargheit, die der Autor des *Tractatus* in diesem Werk zeigt und erörtert, ist ihre Eignung, uns an das Mißliche solcher Grenzüberschreitungen zu erinnern. Es gibt zwar nichts Unsagbares, vom Unsäglichen aber gibt es bereits zu viel."[548]

Bei Literaturwissenschaftlern und ›klassischen‹, nicht ironistischen Philosophen wecken, wie Reemtsma behauptet, Davidsons und Rortys Meinungen zu ›Metapher‹ keine Begeisterung: Von diesem Erkenntnisgewinn habe man nichts.

> „Literaturwissenschaft muß dauernd begründen, was sie nicht begründen kann. Darum produziert sie immer wieder Theorien, in denen sie nachweisen möchte, daß sie begründen kann, was sie tut. Diese Theorien sind dazu verurteilt, unelegant zu sein, und so beschaffen, daß man aus ihr über die tatsächliche Praxis der Textdeutung nichts lernen kann. Ansichten wie die Davidson-Rortyschen bringen einen darauf, daß und warum das so ist. Daraus folgt ein Erkenntnisgewinn, aber man hat nichts von ihm. Darum kann die Davidson-Rortysche Position keine Begeisterung erwecken. Sie ist intellektuell äußerst befriedigend, aber sie macht uns auf ein Problem unserer Kultur aufmerksam, das wir nicht zum Verschwinden bringen können und dessen Erkenntnis uns nichts hilft."[549]

---

[547] ›Fadensonnen‹ verwendet Celan im Gedichtband *Atemwende*. Vgl. Paul Celan: Die Gedichte. Komm. Gesamtausg. in einem Bd. Hrsg. u. komm. v. Barabara Wiedemann. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2003, S. 179.
[548] Schneider 2004 – Ausdrückbarkeit, S. 78–79.
[549] Reemtsma 1999 – Metapher, S. 26.

Statt nach ›metaphorischer Bedeutung‹ oder ›metaphorischer Wahrheit‹ zu fragen, so Davidson, sollten wir untersuchen, in welcher Relation die Metapher zu dem steht, was sie uns sehen lässt (das, was nicht propositional ist). Reemtsmas Einschätzung möchte ich deplausibilisieren durch ein Gedankenexperiment. Es soll zeigen, dass Davidsons und Rortys Modellierungen des Zusammenhangs von ›Metapher‹ und ›Erkenntnis‹ durchaus ein Erkenntnisgewinn sind, ›von dem man etwas hat‹, auch wenn es keine Begeisterung (die ein Wissenschaftler nicht braucht) weckt.

> „If someone draws his finger along a coastline on a map, or mentions the beauty and deftness of a line in a Picasso etching, how many things are drawn to your attention? You might list a great many, but you could not finish since the idea of finishing would have no clear application. How many facts or propositions are conveyed by a photograph? None, an infinity, or one great unstatable fact? **Bad question**. A picture is not worth a thousand words, or any other number. Words are the wrong currency to exchange for a picture."[550]

Davidson bemüht den Vergleich von ›Metapher‹ und ›Bild‹. Eine Metapher ist aber kein Bild, weder eine Landkarte, noch ein Gemälde, ein Film oder ein ›geistiges Bild‹. Der Vergleich soll meiner Meinung nach zeigen, dass derartige Fragen zu unterlassen sind:

- Wie viel propositionales Wissen realisiert (vermittelt, repräsentiert, kommuniziert, zeigt) ein nicht-propositionales Etwas?
- Wie viel geeignet geformte, im Aussagemodus realisierte Aussagesätze fassen das immer schon Realisierte (die gegebene normale Sprache, das In-der-Sprache-sein, das nicht-propositionale Wissen) so, wie es *wirklich* ist?

Angenommen, wir gehen in eine Galerie und entfernen ein Gemälde aus seinem Rahmen. Zurück bleibt ein gerahmtes Stück ›weißer‹ Wand. Unabhängig davon, was wir mit der Entfernung des Gemäldes intendieren oder demonstrieren wollen: Was erkenntnistheoretisch für das Gemälde gilt, gilt auch für die ›weiße‹ Wand. Auf wie viele ›Dinge‹ (die wir kraft ›propositionaler Gebilde‹ fassen möchten) macht die Wand aufmerksam? Ist das eine gute Frage? Ich meine ebenfalls: Nein, das ist keine gute Frage. Zuletzt müssen wir einsehen, dass wir den Bilderrahmen überall hinhängen können: Alles, was zu sehen ist, erfüllt die beschriebenen Bedingungen, für die ›propositionale Gebilde‹ unangemessene Substitute sind. Die phänomenale, mit propositionalen Gebilden nicht einholbare Qualität und ›Dichte‹ oder ›Komplexität‹ dessen, worauf Metaphern uns aufmerksam machen, ist ›überall gegeben‹. ›überall‹ meint auch: Wir sollten der Suggestion widerstehen, die von der Fixierung auf das Visuelle ausgeht, und jenen Bilderrahmen auch innerhalb unserer Geräuchs-, Gefühls-, unserer gesamten Erfahrungs- bzw.

[550] Davidson 1978 – Metaphor, S. 46–47, Fettdruck von ks.

Lebenswelt verschieben. Nicht nur Gemälde und jegliche visuellen Wahrnehmungen sind *nicht propositional* strukturiert, auch das Hören ist es, das Tasten, Schmecken, Riechen.

Ein Grund für ›schlechte Fragen‹ sind vor allem, wie ich meine, grammatische Kontrollillusionen. Was sind grammatische Kontrollillusionen? Es sind Kontrollillusionen, die man über den Zusammenhang von ›Sprache‹, ›Erkenntnis‹ und ›Welt‹ hat. Die Kontrollillusionen zeigten sich in der Vergangenheit besonders deutlich, wenn ›*die* Metapher‹ Gegenstand einer systematischen Bedeutungs- und a fortiori Sprachtheorie wurde. Es sind unzureichende Modellierungen von ›Grammatik‹, die diesen Kontrollillusionen Raum gaben und Vorschub leisteten. Wittgensteins Verwendung von ›Grammatik‹ kann es leisten, einige der Kontrollillusionen freizulegen und aufzugeben.

Es ist nicht der Normalfall, dass ein Aussagesatz als wohlbegründetes propositionales Wissen eingestuft wird. Unsere Skepsis gegenüber dem Anspruch auf Gewissheit ist zu Recht groß, wenn auch nicht grenzenlos. Eher der Normalfall ist, dass nicht-propositionales Wissen (das Können, Wahrnehmung, Ich-sein) sich zeigt und wir mit Metaphern unterschiedliche sprachliche Handlungen realisieren, die sich nicht systematisch und vollständig im Medium ›Theoriesprache‹ fassen lassen, umso weniger in *wahren* Aussagesätzen. Mithin werden wir zugeben müssen, dass wir uns nolens volens in Sprachspielen vorfinden, die so wenig kraft propositionaler Gebilde fassbar sind hinsichtlich ihrer Entstehung, Funktion, Bedeutung oder Wirkung, dass wir zwecks Einteilung auf Begriffe wie ›Zufall‹, ›Kontingenz‹, ›Fehler‹ und ›Wissensgrenze‹ zurückgreifen. Ich bin überzeugt, dass die theoretische Frage nach *dem* Zusammenhang *der* Metapher und *des* nicht-propositionalen Wissens müßig ist, sofern man davon ausgeht, dass propositionale Gebilde angemessene Substitute für das nicht-propositionale Wissen sein können.

Schluss

9. Schluss: Kampf gegen die Sprache

Diese Arbeit fragt global nach der Funktion der Metapher. Die globale Fragestellung „Welche Funktion hat die Metapher?“ zerfällt in eine Reihe von konkreten Einzelfragen (siehe S. 7). Die konkreten Einzelfragen hoffe ich im Hauptteil angemessen behandelt zu haben.

9.1. Fazit: Die Funktion der Metapher

Alles in allem festzustellen ist: Wittgenstein schlug vor, dass wir radikal mit der Idee brechen, dass die Sprache immer genau *eine* Funktionsweise hat, immer genau *einem* Zweck dient: Gedanken übertragen.

> „304. ‚Aber du wirst doch zugeben, daß ein Unterschied ist, zwischen Schmerzbenehmen mit Schmerzen und Schmerzbenehmen ohne Schmerzen.‘ – Zugeben? Welcher Unterschied könnte größer sein! – ‚Und doch gelangst du immer wieder zum Ergebnis, die Empfindung selbst sei ein Nichts.‘ – Nicht doch. Sie ist kein Etwas, aber auch nicht ein Nichts! Das Ergebnis war nur, daß ein Nichts die gleichen Dienste täte, wie ein Etwas, worüber sich nichts aussagen läßt. Wir verwarfen nur die Grammatik, die sich uns hier aufdrängen will.
> Das Paradox verschwindet nur dann, wenn wir radikal mit der Idee brechen, die Sprache funktioniere immer auf eine Weise, diene immer dem gleichen Zweck: Gedanken zu übertragen – seien diese nun Gedanken über Häuser, Schmerzen, Gut und Böse, oder was immer.“[551]

Analog möchte ich geltend machen, dass wir radikal mit der Idee brechen, dass *die* Metapher immer genau *eine* Funktion hat, immer dem gleichen Zweck dient. Ich bin überzeugt, dass Formulierungen wie diese potentiell irreführend sind:

- Die Metapher drückt Gefühle aus.
- Die Metapher schmückt die Rede.
- Die Metapher dient der Therapie.
- Die Metapher lässt uns eine gegebene Analogie erkennen.
- Die Metapher erzeugt eine Analogie.
- Die Metapher repräsentiert oder kommuniziert nicht-propositionales Wissen.
- Die Metapher evoziert implizites Wissen (mehr oder weniger als andere Sprachspiele).
- Die Metapher leistet einen rationalen (nicht in die Logizität überführbaren) Vorgriff.
- Die Metapher reduziert Komplexität.
- Die Metapher leistet eine innovative Sichtweise.
- Die ›lebendige‹ Metapher realisiert einen Bezug auf das In-der-Welt-sein.
- Die Metapher ist eine Vorform des Begriffs.
- Die Metapher lässt uns etwas bemerken, was nicht propositional ist.

[551] Wittgenstein 1984 – PU, S. 256 [§ 304].

Potentiell irrenführend sind derartige Ausdrucksweisen, da sie suggerieren, dass man die vielen bereits beobachteten, letztlich unzählbaren und häufig offenen Funktionen von Metaphern auf *eine* Funktion eingrenzen kann. ›potentiell irreführend‹ und ›suggerieren‹ meinen: Aufgrund ihrer Grammatik (generalisierende Verwendung des bestimmten Artikels ›die‹) machen uns derartige Ausdrucksweisen glauben, dass all das, was wir mit Metaphern und was Metaphern mit uns machen, sich auf *eine* Funktion zurückführen ließe. So wenig wie *die* Sprache allein die Funktion hat, Gedanken über etwas (Häuser, Schmerzen, Gut und Böse) zu übertragen, so wenig hat *die* Metapher *eine* bestimmte Funktion. Der Satz „Die Metapher drückt Gefühle aus." ist transformierbar in den Satz „Alle Metaphern drücken Gefühle aus." Sätze wie „Die Metapher leistet X." meinen „Alle Metaphern leisten X." Schlusszufolgern ist, dass es nicht sinnvoll ist, etwas darüber zu behaupten, was *alle* Metaphern leisten, was wir mit *der* Metapher machen, was *die* Metapher mit uns macht.

Haben wir eingesehen, dass die Rückführung der Funktionen auf *eine* Funktion zu unterlassen ist, haben wir entsprechend einzusehen, dass die Rückführung auf *einige wenige* Funktionen ebenfalls wenig sinnvoll ist. Der unscharfe Ausdruck ›einige wenige‹ meint: Wir reduzieren die Funktionen von Metaphern auf 3, 7 oder 15 Funktionen (so behauptet etwa Debatin, dass die Metapher drei Funktionen hat, die sich auf eine Funktion zurückführen ließen, siehe S. 254). Eine Reduktion auf einige wenige Funktionen ist wenig sinnvoll, da sie tendenziell verkennt, dass gerade die funktionelle Offenheit, die adaptive Erklärungskraft von Metaphern typischerweise deren Punctum saliens ist (*6.4. Kontingenz: Die nützlichere Metapher, das stärkere Kind*, *7.2. Phantasie und Kalkül: Die Regeln während des Spiels ändern*). Wie sollten wir etwaigen neuen Funktionen angemessen begegnen können, wenn wir von vorneherein darauf aus sind, sie auf *eine* oder *einige wenige* Funktionen zu reduzieren? Zu folgern ist, dass wir mit der Idee der finalen, ›in the long run‹ finalen oder approximativ finalen Quantisierung der Funktionen *der* Sprache bzw. *der* Metapher brechen und stattdessen in Interpretationsarbeit an konkreten, kontextgebundenen Beispielen deren jeweilige Funktion herausarbeiten, soweit es eben geht, soweit wir vernünftige Maßstäbe anzulegen wissen. Welche Funktion eine Metapher hat, das haben wir im Einzelnen, von Fall zu Fall, von Beispiel zu Beispiel herauszuarbeiten, ohne dass wir der genannten tendenziell starken Reduktionen bedürften.

9.2. Zusammenfassung: Die Erkenntnisfunktion der Metapher

Zusammengefasst gibt es also welchen funktionalen Zusammenhang zwischen Metaphern und propositionalem Wissen? Auf diese Frage möchte ich antworten: Lass uns diesen einen, mehr oder weniger ungewöhnlichen, mehr oder weniger vielsprechenden Sprachgebrauch möglichst präzise interpretieren, ohne davon auszugehen, dass wir *die* Wirklichkeit (der Dinge, der Gefühle, der Erfahrung, des Könnens, der Wahrnehmung) aufgrund einer Strukturgleichheit von Satz und Wirklichkeit erfassen und darstellen können. Lass ihn uns interpretieren ohne die Annahmen, dass es eine besondere, bereits gegebene ›metaphorische Bedeutung‹, einen ›metaphorischen Inhalt‹ gibt, den dieser Sprachgebrauch von Sprecher A zu Sprecher B transportiert. Lass ihn uns interpretieren ohne die Annahme, dass die entstehende, vielleicht ›neue‹ Bedeutung, theoretisch final kontrollierbar ist. ›theoretisch final kontrollierbar‹ meint: Wir gehen davon aus, dass dem Gebrauch von Metaphern *eine* bestimmte, erkennbare, kraft propositionaler Gebilde abschließend darstellbare Funktion bzw. Funktionsweise ›zugrundeliegt‹ oder ›innewohnt‹. Allein eine sorgfältige wissenschaftliche Analyse erlaubt es, die Funktion einer Metapher im Rahmen einer wissenschaftlichen Theorie zu beurteilen (ein Vorschlag, welche ›Instrumente‹ vernünftig sind, wurde im Anschluss an Keil unterbreitet in *8.4. Verbotene Quelle: Metaphern und propositionales Wissen*). Dass sich diese Instrumente systematisch, vollständig und final herausarbeiten lassen (›final‹ in dem Sinn, dass sie gerechtfertigt als ›wahr‹ bezeichnet werden können), halte ich für ausgeschlossen (*8.1. Erkenntnisziele: Alles kann und muss definiert werden*, *8.2. Erkenntnisgrenzen: Alles kann und muss beantwortet werden*).

Zusammengefasst gibt es also welchen funktionalen Zusammenhang zwischen Metaphern und nicht-propositionalem Wissen? Auf diese Frage möchte ich antworten: Metaphern sind vergleichsweise ungewöhnliche Sprachspiele. Was wir mit einer Metapher machen können, ist offen, was eine Metapher ›mit uns macht‹, ist infinit, sofern sie etwas bemerken lässt, das nicht propositional ist, sofern wir mit propositionalen Mitteln das bemerkte Nicht-Propositionale reflektieren. Nicht sinnvoll ist jedenfalls, zu behaupten, dass es *einen* funktionalen Zusammenhang oder *einige wenige* funktionale Zusammenhänge zwischen Metaphern und nicht-propositionalem Wissen gäbe, die wir gemäß den Regeln der traditionell starken Tendenz auf das propositionale Wissen in Form von wahren Aussagesätzen darstellen könnten. Wenn eine Metapher ein vergleichsweise ungewöhnliches Sprachspiel ist, können wir uns fragen, was dieses Sprachspiel mit uns macht und was wir mit ihm machen. Die Fragen:

– Wie viel nicht-propositionales Wissen ist bei einem vergleichsweise ungewöhnlichen Sprachspiel im Spiel?

– Wie viel nicht-propositionales Wissen ist bei einem vergleichsweise gewöhnlichen Sprachspiel im Spiel?
– Wie viele propositionale Gebilde beschreiben ein nicht-propositionales Etwas angemessen?

sind schlechte Fragen (*7.3. Krähengestern: Was Metaphern nicht bedeuten, 8.5. Aporie: Metaphern und nicht-propositionales Wissen*). Bereits bei Platon, dies die wichtige Begrenzung, ist propositionales Wissen (wahre, gerechtfertigte Meinung) allein als ›Ergebnis entsprechender komplexer Fähigkeiten epistemisch relevant‹ (siehe S. 273). Diese komplexen Fähigkeiten zeigen sich bei Platon auch kraft sprachlicher Formen, die heute typischerweise als nicht-propositional (da literarisch) bezeichnet werden. Propositionales Wissen ist ohne nicht-propositionales Wissen nicht denkbar. Nicht-propositionales Wissen ist immer im Spiel, da wir ›immer schon‹ in der Welt der Sprache leben, hinter die es kein Zurück, auf die es keinen vergegenständlichenden ›Draufblick‹, von der es keine distanzierte, alles überblickende Beobachtung gibt. Wir sollten dem Drang, alles zu propositionalisieren, alle Fragen wahrheitsgemäß zu beantworten, nicht nachgeben, ohne um dessen prinzipielle Begrenztheit zu wissen.

Die zentrale Frage dieser Arbeit lautet: Welche im aktuellen Diskurs zum Thema ›Funktion der Metapher‹ verwendeten Theoriemomente sollten wir nicht mehr verwenden, da sie Grenzen des Wissens unzulässigerweise überschreiten? Diese Theoriemomente sollten wir im Kontext von Metapherntheorien meines Erachtens nicht mehr verwenden:

– Sprachtheorien, die hauptsächlich oder ausschließlich reduktionistisch, formalistisch und nicht-holistisch sind
– Sprachtheorien, die ›Grammatik‹ hauptsächlich oder ausschließlich mittels ›Subjekt‹, ›Prädikat‹, ›Objekt‹ modellieren
– Nicht-sprachliche, mentale oder überzeitliche Schemata
– Nicht-sprachliche, mentale oder überzeitliche Propositionen
– Das Transportmodell der Kommunikation (Sender/Empfänger-Modell)
– Das Container-Modell der Bedeutung (Bedeutung ist *in* Ausdruckseinheiten)
– Das realistische Referenz-Modell der Bedeutung (Bedeutung = reales Referenzobjekt, realer Referenzbereich)
– Die Referenz auf das In-der-Welt-sein als Erklärung der kognitiven Funktion oder der Bedeutung von Metaphern
– Die Referenz auf das implizite Wissen als Erklärung der kognitiven Funktion oder Bedeutung von Metaphern
– Die Meinung, (nicht-sprachliche) Schemata im mind/brain könnten die kognitive Funktion oder die Bedeutung von Metaphern erklären
– Die Meinung, spezielle Metaphern oder ›Metaphernfamilien‹ könnten das Ganze repräsentieren oder strukturieren
– Die Meinung, Metaphern könnten Komplexität reduzieren
– Der Erkenntnisanspruch, dass alles definiert werden kann und muss
– Der Erkenntnisanspruch, dass alles beantwortet werden kann und muss

Nicht geboten ist, in Betreff des Zusammenhangs von ›Metapher‹ und ›Erkenntnis‹ auf präzise, vollständige und wahre (kraft propositionaler Gebilde realisierte) Erkenntnis hinzuarbeiten, da Komplexitäts-, Kognitions- und Präzisionsgrenzen innerhalb dieser Thematik mannigfach ineinandergreifen. Die typischen Fragen innerhalb kurrenter Metapherntheorien heute fragen nicht nach ›Gegenständen‹, die wie real existierende, auffindbare ›Gegenstände‹ sind. Die Fragen

- Was ist die Metapher?
- Wie funktioniert die Metapher?
- Welcher Mechanismus liegt der Metapher zugrunde?
- Gibt es eine logische Form (eine Grammatik) der Metapher?
- Drückt die Metapher Gefühle aus?
- Repräsentiert oder kommuniziert die Metapher nicht-propositionales Wissen?
- Drückt die Metapher nicht-propositionales Wissen aus?
- Ist implizites Wissen durch die Metapher evozierbar?
- Leistet die Metapher einen rationalen Vorgriff?
- Realisiert die Metapher einen Bezug auf das In-der-Welt-sein?
- Reduziert die Metapher Komplexität?

haben *keine wahre* Antwort.

9.3. Ausblick: Vorfilter und metaphore Sprachspiele

Sind Metaphern ›nur‹ mehr oder weniger ungewöhnliche Sprachspiele, deren Funktion wir von Fall zu Fall zu klären haben, wie wirkt das auf unser Verständnis von wissenschaftlicher und philosophischer Praxis zurück? Welche Entwicklungen stehen bevor? Lesen wir Frege, wie er um die korrekte Darstellung dessen ringt, was er ›Gedanke‹ nennt.

> „Ich bin hier nicht in der glücklichen Lage eines Mineralogen, der seinen Zuhörern einen Bergkristall zeigt. Ich kann meinen Lesern nicht einen Gedanken in die Hände geben mit der Bitte, ihn von allen Seiten recht genau zu betrachten. Ich muß mich begnügen, den an sich unsinnlichen Gedanken in die sinnliche sprachliche Form gehüllt dem Leser darzubieten. Dabei macht die Bildlichkeit der Sprache Schwierigkeiten. Das Sinnliche drängt sich immer wieder ein und macht den Ausdruck bildlich und damit uneigentlich. So entsteht ein **Kampf mit der Sprache**, und ich werde genötigt, mich noch mit der Sprache zu befassen, obwohl das ja hier nicht meine eigentliche Aufgabe ist. Hoffentlich ist es mir gelungen, meinen Lesern deutlich zu machen, was ich Gedanken nennen will.“[552]

Nicht wenige Wissenschaftler und Philosophen, wie ich interpretieren möchte, kämpfen *mit* der Sprache *gegen* die Sprache, da sie auf nicht-sprachliche ›Gedanken‹, ›Propositionen‹ bzw.

[552] Frege 1976 – Der Gedanke, S. 40, Fußnote 4 [Fettdruck von ks].

›Schemata‹ aus sind. Zu erkennen ist, dass Freges Kampf mit der Sprache ein Kampf gegen die Metapher ist (die Bildlichkeit der Sprache, das Sinnliche, das Uneigentliche). Gesetzt, was Frege ›Gedanke‹ nennt, ist ein wenig sinnvolles Forschungsobjekt. Gesetzt, dass wir immer ›in der Welt der Sprache‹ operieren, dann ist klar, dass ein Kampf mit der Sprache gegen die Sprache nur einen Gewinner kennt: Die Sprache. Sofern der Kampf mit der Sprache gegen die Sprache letztlich auch ein Kampf mit Metaphern gegen Metaphern ist, sollten wir einlenken und die Abwegigkeit dieses Kampfes einsehen. Es wäre wünschenswert, dass der Kampf gegen die Sprache, gegen die Metapher endete.

Diese für meine Begriffe wünschenswerte Entwicklung, um einen fortschrittspessimistischen Ausblick zu riskieren, sehe ich aber nicht, da einige traditionelle wissenschaftliche Ideale und Unterscheidungen aufzugeben bzw. zu transformieren wären. Frege meint weiter:

> „Als Ergebnis der letzten Betrachtungen stelle ich folgendes fest: Nicht alles ist Vorstellung, was Gegenstand meines Erkennens sein kann. Ich selbst bin als Träger von Vorstellungen nicht selber eine Vorstellung. Es steht nun nichts im Wege, auch andere Menschen als Träger von Vorstellungen, ähnlich mir selber, anzuerkennen. Und wenn die Möglichkeit erst einmal gegeben ist, ist die Wahrscheinlichkeit sehr groß, so groß, daß sie sich für meine Auffassung von der Gewißheit nicht mehr unterscheidet. Gäbe es sonst eine Geschichtswissenschaft? Würde sonst nicht jede Pflichtenlehre, nicht jedes Recht hinfällig? Was bliebe von der Religion übrig? Auch die Naturwissenschaften könnten nur noch als Dichtungen, ähnlich der Astrologie und Alchemie bewertet werden. Die Überlegungen also, die ich angestellt habe, voraussetzend, daß es außer mir Menschen gebe, die mit mir dasselbe zum Gegenstande ihrer Betrachtung, ihres Denkens machen können, bleiben im wesentlichen ungeschwächt in Kraft.“ (ebd., S. 49)

Einsichten, Sichtweisen, die das Fragen nach der Funktion der Metapher ans Licht bringt, sollten uns nicht dazu verleiten, mit ›besorgten‹ Konjunktiven auszudrücken, dass bestimmte Wissenschaften (Geschichtswissenschaft, Ethik, Rechtswissenschaft, Religionswissenschaft, Naturwissenschaft) alsdann hinfällig seien und ›nur noch‹ als Dichtung in Betracht kämen. Überhaupt: Warum ›nur noch‹? Nähmen wir von ›Gedanken‹ im Sinne Freges Abschied, von Propositionen im Sinne überzeitlicher, subjektunabhängiger ›Gebilde‹, sind diese Wissenschaften dann wirklich passé, hat die Dichtung dann den ›alten Kampf‹ mit der Philosophie und den Wissenschaften gewonnen? Ich denke, nein. Allein unsere Theorien darüber, was die Wörter ›Wahrheit‹, ›Sprache‹, ›Bedeutung‹, ›Philosophie‹, ›Wissenschaft‹ und ›Dichtung‹ meinen, haben sich geändert.

Wünschenswert wäre daher erstens, dass innerhalb der Metaphernforschung forcierter die erkenntnistheoretischen und methodologischen Grundlagen reflektiert werden.

„Methodenpluralismus prägt also die Metaphernforschung. Allerdings haben heuristisch vage Rekurse auf Metaphern ihre Grenzen, und die fachlichen Vorfilter, die Theorieprobleme operationalisieren helfen, bieten zwar Sicherheit, decken aber Grundsatzfragen zu. So bleibt im Einzelfall auch empirisch das meiste tentativ, man kommt nicht zusammen oder Anschlüsse sind nur um den Preis von Formelkompromissen zu haben. An wissenschaftlicher Neugier, an Intuitionen und an vielfältigen Ergebnissen in Sachen Metapher mangelt es nicht, das zeigen Publikationen, Tagungen, Überblickswerke und Vernetzungsaktivitäten. Eingehende fachübergreifende Rücksprachen aber sind seltener, und selten ist auch beherzte Methodenkritik.“[553]

Im Sinne einer ›beherzten Methodenkritik‹ hoffe ich, dass bei Bestimmungen der Wörter ›Sprache‹ und ›Bedeutung‹ Einsichten des späten Wittgenstein mehr Gehör finden. Zu diesem Zweck bezog ich mich methodologisch auf die Philosophie der normalen Sprache. Zu diesem Zweck reflektierte ich grundlegend die Wörter ›Metapher‹, ›Erkenntnis‹ und ›Sprache‹ (2., 3. u. 4.). Zu diesem Zweck rekurrierte ich häufig auf Arbeiten von Hans Julius Schneider, Rorty und Davidson. Ich hoffe, zur Vernehmbarkeit bereits geleisteter ›beherzter Methodenkritik‹ einen Beitrag geleistet zu haben, indem ich – von der Formvielfalt der Metaphern in der normalen Sprache ausgehend – die Komplexität der Metapher in den Mittelpunkt dieser Arbeit gestellt habe und keiner ›einseitigen Diät‹ erlegen bin (*7.1. Gegenstandskonstitution: Die Ausgrenzung komplexer Beispiele*). Vorschlagen möchte ich daher, dass wir von ›metaphoren Sprachspielen‹ sprechen (statt von Metaphern, Übertragungen, sprachlichen Bildern, Schemata, impertinenten Prädikaten, metaphorischen Projektionen …). Der Ausdruck ›metaphores Sprachspiel‹ schließt ausdrücklich an die sprachphilosophischen Voraussetzungen an, die mit Wittgensteins Gebrauch des Wortes ›Sprachspiel‹ verbunden sind. Dies wäre, denke ich, ein Gewinn, da sich viele irreführende Grundannahmen punkto ›Sprache‹, ›Grammatik‹, ›Wissen‹, ›Erkenntnis‹ und ›Können‹ erledigten.

Wünschenswert wäre zweitens, dass die ›aktuelle‹ Philosophie, statt sich tendenziell stark dem propositionalen Wissen verpflichtet zu sehen, dem nicht-propositionalen Wissen mehr Aufmerksamkeit schenkt (mit Gabriel, Schildknecht, Demmerling, Schneider, Rorty). In der Zukunft kommt es eher darauf an, zurückhaltendere, bescheidenere (*noch* zurückhaltendere, bescheidenere) Ansprüche hinsichtlich der Möglichkeit von propositionalem Wissen und Gewissheit zu stellen, und die Einsicht in die Grenzen des Wissens, in die ›sich verkleinernde Wissenskugel‹ (siehe S. 325) als Fortschritt, nicht als Verlust zu klassifizieren. Dies würde nicht zuletzt der Frage nach dem Erkenntniswert der Literatur Auftrieb verleihen. Denn die Literatur ist aus der Philosophie so wenig wegzudenken wie die metaphoren Sprachspiele.

[553] Gehring 2013 – Methodenpluralismus, S. 13.

Wünschenswert wäre drittens eine sprachanalytische, nostalgielose Existenzphilosophie. Die thematische Orientierung des philosophischen Mainstreams geht nicht nur auf das propositionale Wissen, sondern marginalisiert Anthropologie, Psychologie und die existentielle Frage nach dem (Sinn des) Ganzen. Die Philosophie ist vollständiger und, wie ich meine, attraktiver, wenn sie Themen wie ›Angst‹, ›Sorge‹, ›Mensch‹, ›Wissenschaft‹, ›das Ganze‹ nicht weitgehend anderen Disziplinen überlässt. Keil formuliert mit Blick auf Blumenbergs Metaphorologie:

> „Ein allein an Blumenberg orientiertes Verständnis des Projekts der Metaphorologie empfiehlt sich nicht, weil in diesem Fall auch eigenwillige Elemente einzubeziehen wären: Blumenbergs sprachtheoretisch unbefriedigende Ausführungen zur ‚absoluten Metapher', seine fragwürdige Vernunft- und Wissenschaftskritik, seine großformatigen und spekulativen anthropologischen Thesen."[554]

Ich bin überzeugt, dass sprachtheoretisch unbefriedigende Theorien wie die Blumenbergs einem ›ungesättigten‹ Bedürfnis nach Anthropologie, Psychologie und Thematisierung ›des Ganzen‹ entgegenkommen, dass jene ›absoluten Metaphern‹ (von denen behauptet wird, sie könnten das Ganze darstellen) in Erklärungslücken ›springen‹, die eine sprachanalytische, nostalgielose Existenzphilosophie besser handhaben würde. Man sucht sich als Mensch irgendwie im Ganzen zu orientieren, auch Fragen gegenüber, die vielleicht schlechte Fragen sind. Wünschenswert wären in diesem Kontext Untersuchungen, die den Fokus auf das Fragen als konstruktive Tätigkeit legen. Untersucht würde, welche Fragen wir stellen müssen und welche nicht, inwiefern das Fragen als konstruktive Tätigkeit Antworten präformiert, und warum wir mitunter dem Drang nachgeben, offensichtlich unbeantwortbare Fragen dennoch zu stellen und zu beantworten. Es ist durchaus kein gutes Zeichen, dass metaphoren Sprachspielen wichtige Funktionen zugesprochen werden, von denen keineswegs klar ist, wie sie erfüllt werden: Das Ganze darstellen, Komplexität reduzieren, nicht-propositionales Wissen kommunizieren, Gefühle von Person A zu Person B transportieren. Sofern metaphore Sprachspiele vielversprechende sprachliche Werkzeuge sind, sollten wir mit ihnen keine allzu spekulativen theoretischen Gebäude bauen. Es wäre wünschenswert, dass metaphore Sprachspiele weniger als eine Art ›Medium von Wunschvorstellungen‹ verwendet würden. Es wäre wünschenswert, dass die funktionale Entmystifizierung metaphorer Sprachspiele voranschritte.

Es ist eine Schwäche dieser Arbeit, die Themen ›Wahrheit‹, ›Wirklichkeit‹, ›Bedeutung‹, ›Sprachspiel‹, ›Vergegenständlichung‹, ›Ähnlichkeit‹, ›Familienähnlichkeit‹, ›Referenz‹ und

[554] Keil 2010 – Metaphorologie, S. 157.

›Ungewöhnlichkeit‹ nicht genauer untersucht zu haben[555]. Defizitär ist zudem, dass die unterschiedlichen Formen des Wissens, die der Ausdruck ›nicht-propositionales Wissen‹ umfasst, in dieser Arbeit nicht weiter ausdifferenziert wurden.

[555] Zu den Themen ›Ähnlichkeit‹ und ›Familienähnlichkeit‹ vgl. Peter Kunzmann: Dimensionen von Analogie. Wittgensteins Neuentdeckung eines klassischen Prinzips. Düsseldorf; Bonn: Parerga 1998.

Literaturverzeichnis

Abel, Günter (1989): Wahrheit als Interpretation. In: Günter Abel u. Jörg Salaquarda (Hg.): Krisis der Metaphysik. Wolfgang Müller-Lauter zum 65. Geburtstag. Berlin, New York: de Gruyter 1989, S. 331–363.

Albert, Hans (1991): Traktat über kritische Vernunft. 5. verb. u. erw. Aufl. Tübingen: Mohr (Uni-Taschenbücher, 1609).

Apel, Karl-Otto (1986): Die Logosauszeichnung der menschlichen Sprache. Die philosophische Tragweite der Sprechakttheorie. In: Hans-Georg Bosshardt (Hg.): Perspektiven auf Sprache. Interdisziplinäre Beiträge zum Gedenken an Hans Hörmann. Berlin; New York: de Gruyter (Grundlagen der Kommunikation: Bibliotheksausgabe).

Apel, Karl-Otto (1979): Transzendentale Semiotik und die Paradigmen der prima philosophia. In: Edeltraud Bülow u. Peter Schmitter (Hg.): Integrale Linguistik. Festschrift für Helmut Gipper. Amsterdam: Benjamins.

Aristoteles (1980): Aristoteles' Metaphysik [Einheitssacht.: Metaphysica]. In der Übers. v. Hermann Bonitz. Neu bearb., mit Einl. u. Kommentar hg. v. Horst Seidl. Griechischer Text in der Edition v. Wilhelm Christ. Griechisch-Deutsch. Zweiter Halbband: Bücher VII (Z) –XIV (N). Meiner: Hamburg (Philosophische Bibliothek, 308).

Aristoteles (2014): Peri hermeneias. Übers. u. erläut. v. Hermann Weidemann. 3., überarb. u. verb. Aufl. Boston; Berlin: de Gruyter (Aristoteles. Werke in deutscher Übersetzung, Bd. 1, Teil II).

Arnswald, Ulrich; Kertscher, Jens; Kroß, Matthias (Hg.) (2004): Wittgenstein und die Metapher. Berlin: Parerga (Philosophie und andere Künste).

Asmuth, Bernhard (1991): Seit wann gilt die Metapher als Bild? Zur Geschichte der Begriffe „Bild" und „Bildlichkeit" und ihrer gattungspoetischen Verwendung. In: Gert Ueding (Hg.): Rhetorik zwischen den Wissenschaften. Geschichte, System, Praxis als Probleme des „Historischen Wörterbuchs der Rhetorik". Tübingen: Niemeyer (Rhetorik-Forschungen, 1), S. 299–309.

Augustinus, Aurelius (2009): Confessiones. Bekenntnisse. Lateinisch/Deutsch. Übers., Hg. u. komm. v. Kurt Flasch u. Burkhard Mojsisch. Mit einer Einl. v. Kurt Flasch. Stuttgart: Reclam (Reclams Universal-Bibliothek, 18676).

Bär, A. Jochen (2015): Hermeneutische Linguistik: Theorie und Praxis grammatisch-semantischer Interpretation. Grundzüge einer Systematik des Verstehens. Teilw. zugl.: Heidelberg, Univ., Habil.-Schr., 2008. Berlin; München; Boston: de Gruyter.

Baron, Ingo (2014): Die Metapher im Kontext einer allgemeinen Symboltheorie. Systemtheoretische Überlegungen im Ausgang von Nelson Goodman und deren Konsequenzen für die Philosophie. Zugl.: Aachen, Univ., Diss. 2013. Berlin; Bosten, Mass.: de Gruyter (Aporia, Vol. 8).

Baumann, Peter (2006): Erkenntnistheorie. 2., durchges. Aufl. Stuttgart; Weimar: Metzler (Lehrbuch Philosophie).

Becker, Holger (2006): Semantische und lexikalische Aspekte der mathematischen Fachsprache des 19. Jahrhunderts [Elektr. Quelle]. Zugl.: Oldenburg, Univ., Diss., 2005. URL: http://oops.uni-oldenburg.de/59/, zul. gepr. 28.3.2016.

Beckermann, Ansgar (2008): Analytische Philosophie. Peter Bieris Frage nach der richtigen Art, Philosophie zu betreiben. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 56 (2008), Heft 4, S. 599–613.

Bedürftig, Thomas; Murawski, Roman (2010): Philosophie der Mathematik. Berlin; New York: de Gruyter.

Behrends, Ehrhard (2010): Ist Mathematik die Sprache der Natur? In: Mitteilungen der Mathematischen Gesellschaft in Hamburg. Sonderdruck. Bd. 29, S. 53–70.

Bergmann, Gustav (1960): Strawson's ontology. In: The journal of philosophy, Vol. 57, No. 19.

Bergmann, Gustav (1952): Two types of linguistic philosophy. In: The review of metaphysics, Vol. 5, No. 3.

Bertram, Georg W.; Lauer, David; Liptow, Jasper; Seel, Martin (2008): In der Welt der Sprache. Konsequenzen des semantischen Holismus. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (stw, 1844).

Bieri, Peter (Hg.) (1992): Analytische Philosophie der Erkenntnis. 2., durchges. Aufl. Frankfurt a. M.: Hain.

Bierwisch, Manfred (1993): Ludwig Jägers Kampf mit den Windmühlen. Anmerkungen zu einer merkwürdigen Sprach(wissenschafts)verwirrung. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 12 (1993), H. 1, S. 107–112.

Black, Max (1954): Metaphor. In: Proceedings of the Aristotelian Society, New series, Vol. 55.

Black, Max (1954): Die Metapher [Orig.-Sachtitel: Metaphor]. Aus d. Engl. übers. v. Margit Smuda. In: Anselm Haverkamp (Hg.) (1996): Theorie der Metapher. Studienausgabe. 2., um ein Nachw. zur Neuausg. u. einen bibliog. Nachtr. erg. Aufl. Darmstadt: Wiss. Buchges., S. 55–79.

Black, Max (1962): Models and metaphors. Studies in language and philosophy. 6., unveränd. Aufl. Ithaca; London: Cornell Univ. Press.

Blumenberg, Hans (1986): Die Lesbarkeit der Welt. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (stw, 592).

Blumenberg, Hans (2005): Paradigmen zu einer Metaphorologie. 3. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (stw, 1301).

Bolzano, Bernard; Heinroth, Johann Christian August (1837): Dr. Bolzanos Wissenschaftslehre. Versuch einer ausführlichen und größtentheils neuen Darstellung der Logik mit steter Rücksicht auf deren bisherige Bearbeiter. Hg. v. mehren seiner Freunde. Mit einer Vorr. d. Dr. J. Ch. A. Heinroth. Erster Bd. Sulzbach: Seidel.

Breitling, Andris (2010): Impertinente Prädikate. Davidson, Ricœur und der Streit um die kognitive Funktion der Metapher. In: Matthias Junge (Hg.): Metaphern in Wissenskulturen. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.

Bromand, Joachim (2009): Grenzen des Wissens. Paderborn: Mentis.

Brügger, Niels; Vigsø, Orla (2008): Strukturalismus. Paderborn: Fink (UTB, 3162: Profile).

Brun, Georg (2003): Die richtige Formel. Philosophische Probleme der logischen Formalisierung. Zugl.: Zürich, Univ., Diss., 2001. Frankfurt a. M.; München; London; Miami; New York: Hänsel-Hohenhausen (λόγος. Studien zur Logik, Sprachphilosophie und Metaphysik, 2).

Chen, Xiang (1997): Thomas Kuhn's latest notion of incommensurability. In: Journal for general philosophy of science 28.

Damasio, Antonio R. (2002): Ich fühle, also bin ich. Die Entschlüsselung des Bewusstseins [Orig.-Sachtitel: The feeling of what happens. Body and emotion in the making of consciousness]. Aus dem Engl. v. Hainer Kober. 3. Aufl. München: Ullstein-Taschenbuchverl. (List-Taschenbuch, 60164).

Damasio, Antonio R. (2006): Der Spinoza-Effekt. Wie Gefühle unser Leben bestimmen [Orig.-Sachtitel: Looking for Spinoza. Joy, sorrow, and the feeling brain]. Aus dem Engl. v. Hainer Kober. 3. Aufl. München: Ullstein-Taschenbuchverl. (List-Taschenbuch, 60494).

Danneberg, Lutz (2006): Tagungsbericht: Begriffe, Metaphern und Imaginationen in Philosophie und Wissenschaftsgeschichte (60. Wolfenbütteler Symposion), 21.6.2006 – 23.6.2006 Wolfenbüttel. In: H-Soz-Kult, 4.9.2006 [Elektr. Quelle]. URL: http://www.hsozkultde/conferencereport/id/tagungsberichte-1311>, zul. gepr. 11.2.2015.

Donald Davidson (1978): What metaphors mean. In: Critical inquiry. Special issue on metaphor, Vol. 5, No. 1, S. 31–47.

Donald Davidson (1998): Was Metaphern bedeuten. Aus d. Amerk. v. Joachim Schulte. In: Anselm Haverkamp (Hg.): Die paradoxe Metapher. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998. S. 49–75.

Debatin, Bernhard (1995): Die Rationalität der Metapher. Eine sprachphilosophische und kommunikationstheoretische Untersuchung. Zugl.: Berlin, Techn. Univ., Diss., 1994. Berlin; New York: de Gruyter (Grundlagen der Kommunikation und Kognition).

Debatin, Bernhard (2005): Rationalität und Irrationalität der Metapher. In: Hans Rudi Fischer (Hg.): Eine Rose ist eine Rose … Zur Rolle und Funktion von Metaphern in Wissenschaft und Therapie. Weilerswist: Velbrück Wiss., S. S. 30–47.

Demmerling, Christoph (2019): Literarische Erkenntnis? Überlegungen zum Verhältnis von Ästhetik und Erkenntnistheorie. In: Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft 64, Heft 1, S. 27–40.

Derrida, Jacques (1978): Der *Entzug* der Metapher [Orig.-Sachtitel: Le *retrait* de la métaphore]. Aus d. Frz. v. Alexander G. Düttmann u. Iris Radisch. In: Anselm Haverkamp (Hg.) (1998): Die paradoxe Metapher. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 197–234.

Derrida, Jacques (1986): Positionen. Gespräch mit Jean-Louis Houdebine und Guy Scarpetta. In: Ders. u. Peter Engelmann (Hg.): Derrida. Positionen. Gespräche mit Henri Ronse, Julia Kristeva, Jean-Louis Houdebine u. Guy Scarpetta. Aus d. Franz. v. Dorothea Schmidt unter Mitarb. v. Astrid Wintersberger. Graz; Wien: Böhlau (Edition Passagen), S. 83–176.

Descartes, René (1986): Meditationes de Prima Philosophia. Meditationen über die Erste Philosophie. Lateinisch/Deutsch. Übers. u. hg. v. G. Schmidt. Stuttgart: Reclam (Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 2888).

DIN Deutsches Institut für Normung e. V. (Hg.) (1994): Formelzeichen. Formelsatz. Mathematische Zeichen und Begriffe. Normen (AEF-Taschenbuch 2). 2. Aufl., Stand der abgedr. Normen: Apr. 1994. Berlin; Wien; Zürich: Beuth (DIN-Taschenbuch, 202).

Einstein, Albert (1921): Geometrie und Erfahrung. Erw. Fass. d. Festvortrages, geh. an d. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 27. Januar 1921. Berlin: Springer.

Eisenberg, Peter (2013): Grundriß der deutschen Grammatik. Bd. 1: Das Wort. Unter Mitarb. v. Nanna Fuhrhop. 4. aktual. u. überarb. Aufl. Stuttgart; Weimar: Metzler.

Euklid (1883): Euklides elementa [Στοιχεῖα]. Edidit et latine interpretatus est I. L. Heiberg. Uol. I. Libros I–IV continens. Lipsiae: Teubner 1883. In: Euclidis opera omnia. Ediderunt I.

L. Heiberg et H. Menge. Lipsiae: Teubner 1883–1916 (Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana).

Fischer, Hans-Rudi (1999): Rationalität und offene Ordnung. Zur Logik und Evolution neuer Sprachspiele. In: Hans Julius Schneider u. Matthias Kroß (Hg.): Mit Sprache spielen. Die Ordnungen und das Offene nach Wittgenstein. Berlin: Akad. Verl.

Frege, Gottlob (1976): Der Gedanke: eine logische Untersuchung. In: Ders.: Logische Untersuchungen. Hrsg. u. eingel. v. Günter Patzig. 2., erg. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 30–53.

Frischmann, Bärbel (2002): Versuch einer Typologisierung von Metapherntheorien: metaphysisch, szientistisch, ironistisch. In: Sandkühler, Hans Jörg; Stekeler-Weithofer, Pirmin (Hg.): Welten in Zeichen – Sprache, Perspektivität, Interpretation. Frankfurt a. M.: Lang (Philosophie und Geschichte der Wissenschaften, 52), S. 49–73.

Gabriel, Gottfried (1976): Was sind Behauptungen? Ein Beitrag zur Argumentationslehre. In: Der Deutschunterricht 28, Heft 4, S. 5–11.

Gabriel, Gottfried (2008): Grundprobleme der Erkenntnistheorie. Von Descartes zu Wittgenstein. 3., durchges. Aufl. Paderborn; München; Wien; Zürich: Schöningh (UTB, 1743).

Gabriel, Gottfried (2011): Vergegenwärtigung in Literatur, Kunst und Philosophie. In: Carl Friedrich Gethmann (Hg.): Lebenswelt und Wissenschaft. XXI. Deutscher Kongreß für Philosophie, 15. - 19. September 2008 an der Universität Duisburg-Essen. Kolloquienbeiträge. Hamburg: Meiner (Deutsches Jahrbuch Philosophie, 2).

Gabriel, Gottfried (2019): Präzision und Prägnanz. Logische, rhetorische, ästhetische und literarische Erkenntnisformen. Paderborn: mentis Verl.

Gehring, Petra (2009): Das Bild vom Sprachbild: Die Metapher und das Visuelle. In: Lutz Danneberg, Carlos Spoerhase u. Dirk Werle (Hg.): Begriffe, Metaphern und Imaginationen in Philosophie und Wissenschaftsgeschichte. Wiesbaden: Harassowitz, S. 81–101.

Gehring, Petra (2013): Die Metapher zwischen den Disziplinen – Methodenpluralismus in der Metaphernforschung. In: Marie Lessing u. Dorothee Wieser (Hg.): Zugänge zu Metaphern – Übergänge durch Metaphern. Kontrastierung aktueller disziplinärer Perspektiven. München: Fink, S. 13–28.

Gendlin, Eugene T. (1999): Was geschieht, wenn Wittgenstein fragt: ‚Was geschieht wenn …?‘ In: Hans Julius Schneider u. Matthias Kroß (Hg.): Mit Sprache spielen. Die Ordnungen und das Offene nach Wittgenstein. Berlin: Akad. Verl., S. 118–135.

Gerhardt, Volker (1999): Die Größe Hegels. In: Merkur 53, Heft 602, S. 530–543.

Gloy, Karen (2004): Wahrheitstheorien. Tübungen; Basel: Francke.

Goethe, Johann Wolfgang von (1994): Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche. 40 Bd. Hg. v. F. Apel … Frankfurt a. M.: Dt. Klassiker-Verl.

— **Goethe, Johann Wolfgang von (1994)**: I. Abt. Sämtliche Werke. Bd. 13. Sprüche in Prosa. Sämtliche Maximen und Reflexionen. Hg. v. H. Fricke. Frankfurt a. M.: Dt. Klassiker-Verl. 1993 (Bibliothek deutscher Klassiker, 102).

Göock, Roland (1988): Die großen Erfindungen. Nachrichtentechnik. Elektronik. Künzelsau: Sigloch Edition.

Goodman, Nelson (1997): Sprachen der Kunst: Entwurf einer Symboltheorie [Orig.-Sachtitel: Languages of art]. Aus dem Amerik. v. Bernd Philippi. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1997.

Grewendorf, Günther (1993): Der Sprache auf der Spur: Anmerkungen zu einer Linguistik nach Jäger Art. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 12 (1993), H. 1, S. 113–132.

Grondin, Jean (2009): Hermeneutik [Orig.-Sachtitel: L'herméneutique]. Aus dem Französischen übers. v. Ulrike Blech. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (UTB, 3202).

Grundmann, Thomas (2008): Analytische Einführung in die Erkenntnistheorie. Berlin; New York: de Gruyter.

Haarmann, Harald (2006): Weltgeschichte der Sprachen. Von der Frühzeit des Menschen bis zur Gegenwart. München: Beck (Beck'sche Reihe, 1703).

Hacker, Peter M. S. (1999): Als das Pfeifen verstummen musste. In: Hans Julius Schneider u. Matthias Kroß (Hg.): Mit Sprache spielen. Die Ordnungen und das Offene nach Wittgenstein. Berlin: Akad. Verl., S. 95–117.

Haverkamp, Anselm (Hg.) (1996): Theorie der Metapher. Studienausgabe. 2., um ein Nachw. zur Neuausg. u. einen bibliog. Nachtr. erg. Aufl. Darmstadt: Wiss. Buchges.

Haverkamp, Anselm (Hg.) (1998): Die paradoxe Metapher. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Haverkamp, Anselm (2007): Metapher. Die Ästhetik in der Rhetorik. Bilanz eines exemplarischen Begriffs. München: Fink.

Hawking, Stephen; Mlodinow, Leonard (2010): Der große Entwurf. Eine neue Erklärung des Universums. Deutsch v. Hainer Kober. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Heidegger, Martin: (2001): Die Sprache. In: Ders.: Gesamtausgabe. I. Abteilung: Veröffentlichte Schriften 1910–1976. Hrsg. v. Friedrich-Wilhelm von Herrmann. Bd. 12: Unterwegs zur Sprache. Frankfurt a. M.: Klostermann.

Heidegger, Martin (2001): Sein und Zeit. 18. Aufl., unveränd. Nachdr. der 15., an Hand der Gesamtausg. durchges. Aufl. mit d. Randbemerkungen aus d. Handex. d. Autors im Anh. Tübingen: Niemeyer.

Heidegger, Martin: (2006): Der Satz der Identität. In: Ders.: Gesamtausgabe. I. Abteilung: Veröffentlichte Schriften 1910–1976. Hrsg. v. Friedrich-Wilhelm von Herrmann. Bd. 11: Identität und Differenz. Frankfurt a. M.: Klostermann, S. 31–50, 89–102.

Heidegger, Martin: (2006): Der Satz vom Grund. In: Ders.: Gesamtausgabe. I. Abteilung: Veröffentlichte Schriften 1910–1976. Hrsg. v. Petra Jaeger. Bd. 10: Der Satz vom Grund. Frankfurt a. M.: Klostermann.

Herakleitos v. Ephesos (1901): Fragmente. In: Herman Diels: Herakleitos von Ephesos. Griech. u. dt. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung.

Heringer, Hans Jürgen (1984): Gebt endlich die Wortbildung frei! In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 15, S. 42–53.

Heringer, Hans-Jürgen (1984): Wortbildung: Sinn aus dem Chaos. In: Deutsche Sprache, Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation 12, S. 1–13.

Hesse, Mary Brenda (1963): Models and analogies in science. London; New York: Sheed & Ward (Newman history und philosophy of science series, 14).

Hesse, Mary Brenda (1988): The cognitive claims of metaphor. In: Journal of speculative philosophy. New series, Vol. 2, No. 1.

Hölderlin, Friedrich (1986): Supplement III. Homburger Folioheft. Faksimile-Editon. In: Ders.: Sämtliche Werke. Frankfurter Ausgabe. Hg. v. D. E. Sattler u. Emery E. George. Hg. im Auftr. d. Vereins zur Förderung d. Wiss. Forschung in d. Freien Hansestadt Bremen e. V. Basel; Frankfurt a. M. Stroemfeld/Roter Stern.

Homer (2008): Ilias. Griechisch u. deutsch. Übertr. v. Hans Rupé. Mit Urtext, Anhang u. Registern. 13. Aufl. Düsseldorf: Artemis & Winkler (Sammlung Tusculum).

John Hyman (1989): The imitation of nature. Oxford; New York: Blackwell 1989.

Jäger, Ludwig (1993): „Language, what ever that may be." Die Geschichte der Sprachwissenschaft als Erosionsgeschichte ihres Gegenstandes. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 12, Bd. 1, S. 77–106.

Jäger, Ludwig (2002): Medialität und Mentalität. Die Sprache als Medium des Geistes. In: Sybille Krämer u. Ekkehard König (Hg.): Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen? 1. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (stw, 1592), S. 45–75.

Jäger, Ludwig (2002): Wieviel Sprache braucht der Geist? Mediale Konstitutionsbedingungen des Mentalen. In: Jäger, Ludwig; Linz, Erika (Hg. u. Mitverf.): Medialität und Mentalität. Theoretische und empirische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition. München: Fink 2004, S. 15–42.

Jäkel, Olaf (2003): Wie Metaphern Wissen schaffen. Die kognitive Metapherntheorie und ihre Anwendung in Modell-Analysen der Diskursbereiche Geistestätigkeit, Wirtschaft, Wissenschaft und Religion. Teilw. zugl.: Hamburg, Univ., Diss., 1996. Frühere Aufl. u.d.T.: Jäkel, Olaf: Metaphern in abstrakten Diskurs-Domänen 1997. Verb., aktualisierte u. erw. Neuaufl. Hamburg: Kovač (Philologia. Sprachwissenschaftliche Forschungsergebnisse, 59).

Janich, Peter (2014): Sprache und Methode. Eine Einführung in philosophische Reflexion. Tübingen: Francke (UTB, 4124).

Jungen, Oliver; Lohnstein, Horst (2007): Geschichte der Grammatiktheorie. Von Dionysios Thrax bis Noam Chomsky. München: Fink.

Kamlah, Wilhelm; Lorenzen, Paul (1973): Logische Propädeutik. Vorschule des vernünftigen Redens. 2., verb. u. erw. Aufl. Mannheim; Wien; Zürich: Bibliogr. Inst. (B.I.-Hochschultaschenbücher, 227).

Kant, Immanuel (1992): Werkausgabe in zwölf Bänden. Hg. v. Wilhelm Weischedel. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (stw, 55).

— **Kant, Immanuel (1992)**: Kritik der reinen Vernunft 1. In: Ders.: Werkausgabe in zwölf Bänden. Hg. v. Wilhelm Weischedel. Bd. 3. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (stw, 55).

Kausen, Ernst (2012): Die indogermanischen Sprachen. Von der Vorgeschichte bis zur Gegenwart. Hamburg: Buske.

Keil, Geert (1993): Kritik des Naturalismus. Zugl.: Hamburg, Univ., Diss., 1991 u.d.T.: Ist menschliches Selbstverständnis naturalisierbar? Berlin; New York: de Gruyter (Quellen und Studien zur Philosophie, 34).

Keil, Geert (1997): Die Metapher – klüger als ihr Verfasser? Rez. zu: Bernhard Debatin: Die Rationalität der Metapher. Eine sprachphilosophische und kommunikationstheoretische Untersuchung. Zugl.: Berlin, Techn. Univ., Diss., 1994. Berlin; New York: de Gruyter 1995 (Grundlagen der Kommunikation und Kognition). In: Deutsch Zeitschrift für Philosophie 45, S. 318–321.

Keil, Geert (1998): Sprache. In: Ekkehard Martens u. Herbert Schnädelbach (Hg.): Philosophie. Ein Grundkurs. Überarb. u. erw. Neuausg., 22.–24. Tsd. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt (Rowohlts Enzyklopädie, 2).

Keil, Geert (2003): Über den Homunkulus-Fehlschluß. In: Zeitschrift für philosophische Forschung 57, Heft 1, S. 1–26.

Keil, Geert (2005): Über die deskriptive Unerschöpflichkeit der Einzeldinge. In: Geert Keil u. Udo Tietz (Hg.): Phänomenologie und Sprachanalyse. Paderborn: Mentis 2005, S. 83–125.

Keil, Geert (2010): „Die Wahrheit verträgt kein Mehr oder Minder". In: Stefan Tolksdorf u. Holm Tetens (Hg.): In Sprachspiele verstrickt – oder: wie man der Fliege den Ausweg zeigt. Verflechtungen von Wissen und Können. Berlin; New York: de Gruyter, S. 81–99.

Keil, Geert (2010): Naturalismuskritik und Metaphorologie. In: Michael Bölker, Mathias Gutmann u. Wolfgang Hesse (Hg.): Information und Menschenbild. Berlin; Heidelberg; New York: Springer (Ethics of science and technology assessment, 37), S. 155–171.

Keller, Evelyn Fox: Das Leben neu denken. Metaphern der Biologie im 20. Jahrhundert [Orig.-Sachtitel: Refiguring life. Metaphors of twenthieth-century biology]. Aus d. Engl. v. Inge Leipold. München: Kunstmann 1998.

Kellerwessel, Wulf (2009): Wittgensteins Sprachphilosophie in den „Philosophischen Untersuchungen". Eine kommentierende Ersteinführung. Frankfurt a. M.; Paris; Lancaster; New Brunswick: Ontos-Verl. (Publications of the Austrian Ludwig Wittgenstein Society. New series, 9).

King, Jeffrey C.; Soames, Scott; Speaks, Jeff (2014): New thinking about propositions. Oxford: Oxford Univ. Press.

Kleinstück, Johannes Walter (1980): Die Erfindung der Realität. Studien zur Geschichte und Kritik des Realismus. 1. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.

Klotz, Peter (2013): Beschreiben. Grundzüge einer Deskriptologie. Berlin: Schmidt.

Koch, Alexander (2008): Kunst verlassen 7. Unterlassenskreativität oder: Was tut das künstlerische Nichttun, was das künstlerische Tun nicht tut? In: Barbara Gronau u. Alice Lagaay (Hg.): Performanzen des Nichttuns. Wien: Passagen Verl. (Passagen Philosophie), S. 159 – 168.

Kohl, Katrin Maria (2007): Metapher. Stuttgart; Weimar: Metzler (Sammlung Metzler, 352).

Kohl, Katrin Maria (2007): Metapherntheorien – System oder Schlachtfeld. Rez. zu: Eckard Rolf: Metaphertheorien. Typologie, Darstellung, Bibliographie. Berlin; New York: de Gruyter 2005 (de Gruyter Lexikon). In: IASLonline, 27.11.2007. URL: http://www.iaslonline.de/index.php?vorgang_id=1448, zul. gepr. 5.9.2012.

Krämer, Sybille; König, Ekkehard (Hg.) (2002): Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen? Frankfurt a. M.: Suhrkamp (stw, 1592).

Krämer, Sybille (2003): Erfüllen Medien eine Konstitutionsleistung? Thesen über die Rolle medientheoretischer Erwägungen beim Philosophieren. In: Stefan Münker, Alexander Roesler u. Mike Sandbothe (Hg.): Medienphilosophie. Beiträge zur Klärung eines Begriffs. Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verl. (Fischer, 15757).

Kruse, Jan; Biesel, Kay; Schmieder, Christian (2011): Metaphernanalyse. Ein rekonstruktiver Ansatz. Wiesbaden: VS (Qualitative Sozialforschung).

Kuhn, Thomas (1967): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen [Orig.-Sachtitel: The structure of scientific revolutions]. 2., rev. u. um das Postskriptum von 1969 erg. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (stw, 25).

Kunzmann, Peter (1998): Dimensionen von Analogie. Wittgensteins Neuentdeckung eines klassischen Prinzips. Zugl.: Würzburg, Univ., Habil.-Schr., 1997. Düsseldorf; Bonn: Parerga.

Künne, Wolfgang (1983): „Im übertragenen Sinne". Zur Theorie der Metapher. In: Conceptus 17, H. 40/41, S. 181–200.

Kurz, Gerhard (1993): Metapher, Allegorie, Symbol. 3., bibliogr. erg. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Kleine Vandenhoeck-Reihe, 1486).

Lakoff, George; Johnson, Mark (1999): Philosophy in the flesh. The embodied mind and its challenge to Western thought. New York: Basic Books.

Lakoff, George; Johnson, Mark (2003): Metaphors we live by [with a new afterword]. Unveränd. Nachdr. Chicago; London: Univ. of Chicago Press.

Leibniz, Gottfied Wilhelm (2003): Frühe Schriften zum Naturrecht. Lateinisch-Deutsch. Hg., mit einer Einl. u. Anm. versehen sowie unter Mitw. von Hans Zimmermann übers. von Hubertus Busche. Hamburg: Meiner.

Leerhoff, Holger; Rehkämper, Klaus; Wachtendorf, Thomas (2009): Einführung in die Analytische Philosophie. Darmstadt: Wiss. Buchges. (Einführung Philosophie).

Leiss, Elisabeth (2009): Sprachphilosophie. Berlin; New York: de Gruyter.

Luhmann, Niklas (1991): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. 4. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (stw, 666).

Mácha, Jakub (2010): Analytische Theorien der Metapher. Untersuchungen zum Konzept der metaphorischen Bedeutung. Zugl.: Hamburg, Univ., Diss., 2009. Berlin: LIT-Verlag 2010.

Mai, Helmut (2003): Über die fundamentalontologische Dimension der Philosophie Michael Polanyis. Ein Beitrag zum Aufweis der Erschlossenheit von Welt unter den Bedingungen des modernen Bewusstseins. Zugl.: Halle-Wittenberg, Univ., Diss. [elektr. Quelle]. URL: http://sundoc.bibliothek.uni-halle.de/diss-online/03/05H190/prom.pdf, zul. gepr. 5.2.2017.

Masterman, Margaret (1970): The nature of paradigm. In: Lakatos, Imre; Musgrave, Alan (Hg.): Cristicism and the growth of knowledge. Cambridge: Cambridge Univ. Press, S. 59–89.

Margreiter, Reinhard (1999): Realität und Medialität. Zur Philosophie des »Medial turn«. In: Medien-Journal. Zeitschrift für Kommunikationskultur 23, H. 1, S. 9–18.

Mattern, Jens (1996): Paul Ricœur zur Einführung. Hamburg: Junius.

Maienborn, Claudia (2005): Das Zustandspassiv: Grammatische Einordnung – Bildungsbeschränkungen – Interpretationsspielraum [Elektr. Quelle]. URL: http://www.lingexp.uni-tuebingen.de/sfb441/b18/Maienborn2007.pdf, zul. gepr. 25.12.2016.

Menne, Albert (1973): Einführung in die Logik. 2., überarb, Aufl. München: Francke (UTB, 34).

Nestroy, Johann (1977–2007): Der Schützling. Unter Mitarb. von John R. P. McKenzie. In: Ders.: Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 24/II. Hg. v. Jürgen Hein, Johann Hüttner, Walter Obermaier u. Edgar W. Yates. Wien: Deuticke, S. 7–107.

Netzel, Rebecca (2003): Metapher: Kognitive Krücke oder heuristische Brücke? Zur Metaphorik in der Wissenschaftssprache. Eine interdisziplinäre Betrachtung. 2 Teile. Hamburg: Kovac (Schriftenreihe Studien zur Germanistik, 3).

Neuweg, Georg Hans (2001): Könnerschaft und implizites Wissen. Zur lehr-lerntheoretischen Bedeutung der Erkenntnis- und Wissenstheorie Michael Polanyis. Zugl.: Linz, Univ., Habil.-Schr., 1998. 2. korr. Aufl. Münster; New York; München; Berlin: Waxmann (Internationale Hochschulschriften, 311).

Newen, Albert; Savigny, Eike von (1996): Analytische Philosophie. Eine Einführung. München: Fink (UTB für Wissenschaft: Uni-Taschenbücher, 1878).

Nickl, Peter; Terizakis, Georgios (Hg.) (2010): Die Seele: Metapher oder Wirklichkeit? Philosophische Ergründungen. Texte zum ersten Festival der Philosophie in Hannover 2008. Bielefeld: transcript.

Nietzsche, Friedrich (1980): Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden. Hg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. München: Dt. Taschenbuch-Verl. Berlin; New York: de Gruyter (dtv, 5977).

— **Nietzsche, Friedrich (1980)**: Götzen-Dämmerung oder Wie man mit dem Hammer philosophiert. In: Ders.: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden. Hg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. Bd. 6. München: Dt. Taschenbuch-Verl. (dtv, 5977), S. 873–890.

— **Nietzsche, Friedrich (1980)**: Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne. In: Ders.: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden. Hg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. Bd. 1. München: Dt. Taschenbuch-Verl. (dtv, 5977), S. 873–890.

Noppen, Jean-Pierre van; Knop, Sabine de; Jongen, René (Hg.) (1985): Metaphor. A bibliography of post-1970 publications. Amsterdam; Philadelphia: Benjamins (Amsterdam studies in the theory and history of linguistic science. Series V: Library & information sources in linguistics, 17).

Noppen, Jean-Pierre van; Hols, Edith (Hg.) (1990): Metaphor II. A classified bibliography of publications 1985 to 1990. Amsterdam: Benjamins (Amsterdam studies in the theory and history of linguistic science. Series V: Library & information sources in linguistics, 20).

Parker, Patricia (1990): Metapher und Katachrese [Orig.-Sachtitel: Metaphor and catachresis]. Aus dem Amerik. v. Andrea Kern. In: Anselm Haverkamp (Hg.) (1998): Die paradoxe Metapher. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 312–331.

Pascal, Blaise (2006): Pensées/Gedanken. In: Ders.: Pascal im Kontext. Frz./lat.-dt. Parallelausgabe. In neuer Übersetz. v. Ulrich Kunzmann. 2. erw. CD-ROM-Ausgabe. Berlin: Worm 2006 (Literatur im Kontext auf CD-ROM – Vol. 19 b), S. 525.

Phelan, Mark (2010): The inadequacy of paraphrase is the dogma of metaphor. In: Pacific philosophical quarterly 91, Heft 4, S. 481–506.

Platon (1804): Platons Werke. Von F. Schleiermacher. Ersten Theiles erster Bd. [Phädros, Lysis, Protagoras, Laches]. Berlin: Realschulbuchh.

— **Platon (1804)**: Laches. In: Ders.: Platons Werke. Von F. Schleiermacher. Ersten Theiles erster Bd. [Phädros, Lysis, Protagoras, Laches]. Berlin: Realschulbuchh.

Platon (1892): Laches, or Courage: In: Ders.: Dialogues of Plato. Transl. into English, with analyses and introductions by B. Jowett. In five volumes. Vol. I. Third edition, revised and corrected throughout, with marginal analyses and an index of subjects and proper names. Oxford: Univ. Press; London: Milford.

Platon (1903): Platonis Opera. Ed. John Burnet. Oxonii; Londini et novi eboraci: Clarendoniano (Scriptorum classicorum bibliotheca oxoniensis).

— **Platon (1903)**: Laches. In: Ders.: Platonis opera. Recognovit breviqve adnotatione critica instrvxit. Ioannes Burnet. Tomvs III. Tetralogias V–VII continens. Oxonii; Londini et novi eboraci: Clarendoniano (Scriptorum classicorum bibliotheca oxoniensis). URL: http://data.perseus.org/texts/urn:cts:greekLit:tlg0059.tlg019.perseus-grc1, zul. gepr. 26.5.2015.

— **Platon (1903)**: Theaetetvs. In: Ders.: Platonis opera. Recognovit breviqve adnotatione critica instrvxit. Ioannes Burnet. Tomvs I. Tetralogias I–II continens. Oxonii; Londini et novi eboraci: Clarendoniano (Scriptorum classicorum bibliotheca oxoniensis). URL: http://www.perseus.tufts.edu/hopper/collection?collection=Perseus:collection:Greco-Roman, zul. gepr. 26.5.2015.
— **Platon (1903)**: Politicvs. In: Ders.: Platonis opera. Recognovit breviqve adnotatione critica instrvxit. Ioannes Burnet. Tomvs I. Tetralogias I–II continens. Oxonii; Londini et novi eboraci: Clarendoniano (Scriptorum classicorum bibliotheca oxoniensis). URL: http://data.perseus.org/texts/urn:cts:greekLit:tlg0059.tlg008.perseus-grc1, zul. gepr. 26.5.2015.

Platon (1921): Plato in twelve volumes. Cambridge, MA: Harvard Univ. Press; London: Heinemann.
— **Plato (1921)**: Statesman. In: Ders: Plato in twelve volumes. Vol. 12 transl. by Harold N. Fowler. Cambridge, MA; London: Harvard Univ. Press. URL: http://www.perseus.tufts.edu/hopper/text?doc=urn:cts:greekLit:tlg0059.tlg008.perseus-eng1, zul. gepr. 26.5.2015.
— **Plato (1921)**: Theaetetus. In: Ders: Plato in twelve volumes. Vol. 12 transl. by Harold N. Fowler. Cambridge, MA; London: Harvard Univ. Press. URL: http://data.perseus.org/texts/urn:cts:greekLit:tlg0059.tlg006.perseus-eng1, zul. gepr. 26.5.2015.

Platon (1955): Laches. In: Ders.: Plato in twelve volumes. Vol. 8 trans. by W. R. M. Lamb. Cambridge, MA: Harvard Univ. Press; London: Heinemann. URL: http://data.perseus.org/texts/urn:cts:greekLit:tlg0059.tlg019.perseus-eng1, zul. gepr. 26.5.2015.

Platon (1922): Laches. In: Ders.: Platons Dialoge Laches und Euthyphron. Übers. u. erläutert v. Gustav Schneider. Hg. v. Benno von Hagen. 2., durchges. Aufl. Leipzig: Meiner (Philosophische Bibliothek, 178)

Platon (1936): Lachès (Sur le Courage). In: Ders.: Œuvres complètes de Platon. Tome I [Second Alcibiade, Hippias mineur, Premier Alcibiade, Apologie de Socrate, Criton, Euthyphron, Laches, Charmide, Lysis, Hippias majeur, Ion]. Traduction et notes par Émile Chambry. Paris: Garnier [Elektr. Quelle]. URL: http://ugo.bratelli.free.fr/Platon/Platon-Laches.htm, zul. gepr. 26.5.2015.

Platon (1885): Laches. In: Ders.: Platons Werke. Von F. Schleiermacher. Ersten Theiles erstes Band [Phaidros, Lysis, Protagoras, Laches]. 3. Bearb. Aufl. Berlin: Reimer.

Platon (1967): Théétète – Parménide. Traduction, notices et notes par Émile Chambry. Paris: GF Flammarion. URL: http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k3797x/f1.item.zoom, zul. gepr. 15.1.2016.

Platon (1969): Le Politique (ou De la royauté; genre logique). In: Ders.: Sophiste, Politique, Philèbe, Timée, Critias. Éd. établie par Émile Chambry. Paris: GF Flammarion. URL: http://ugo.bratelli.free.fr/Platon/Platon-Politique.htm, zul. gepr. 15.1.2016.

Platon (1970): Laches. Griechisch-deutsch. Neu übers. u. hg. v. Rudolf Schrastetter. Hamburg: Meiner (Philosophische Bibliothek, 270).

Platon (1975): Λαχης. Laches. Griechisch u. deutsch. Übers. u. mit einem Nachw. hg. v. Jula Kerschensteiner. Stuttgart: Reclam (Universal-Bibliothek, 1785/86).

Platon (1990): Werke: in acht Bänden; griechisch u. deutsch. Sonderausg. (Neudr. d. 2., unveränd. Aufl.). Hg. v. Gunther Eigler. Darmstadt: Wiss. Buchges.

— **Platon (1990)**: Politikos. Bearb. v. Peter Staudacher. Griech. Text v. Auguste Diès. Dt. Übers. v. Friedrich Schleiermacher [2., verb. Aufl. 1824]. In: Ders.: Werke: in acht Bänden; griechisch u. deutsch. Sonderausg. (Neudr. d. 2., unveränd. Aufl.). Hg. v. Gunther Eigler. Bd. 6. Darmstadt: Wiss. Buchges., S. 403–579.

— **Platon (1990)**: Theaitetos. Bearb. v. Peter Staudacher. Griech. Text v. Auguste Diès. Dt. Übers. v. Friedrich Schleiermacher [2., verb. Aufl. 1824]. In: Ders.: Werke: in acht Bänden; griechisch u. deutsch. Sonderausg. (Neudr. d. 2., unveränd. Aufl.). Hg. v. Gunther Eigler. Bd. 6. Darmstadt: Wiss. Buchges., S. 1–217.

Platon (1990): Platon. Werke. Übersetzung u. Kommentar. Im Auftr. der Kommission für Klassische Philologie der Akademie der Wissenschaften u. der Literatur zu Mainz hg. v. Ernst Heitsch u. Carl Werner Müller. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

— **Platon (2008)**: Politikos. Übers. u. Kommentar v. Friedo Ricken. In: Ders.: Platon. Werke. Übersetzung u. Kommentar. Im Auftr. der Kommission für Klassische Philologie der Akademie der Wissenschaften u. der Literatur zu Mainz hg. v. Ernst Heitsch u. Carl Werner Müller. Bd. II, 4. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

— **Platon (2014)**: Laches. Übers. u. Kommentar v. Jörg Hardy. In: Ders.: Platon. Werke. Übersetzung u. Kommentar. Im Auftr. der Kommission für Klassische Philologie der Akademie der Wissenschaften u. der Literatur zu Mainz hg. v. Ernst Heitsch u. Carl Werner Müller. Bd. V, 3. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Platon (2004): Laches. Übers. v. Ludwig v. Georgii 1860. In: Philosophie von Platon bis Nietzsche. Ausgewählt u. eingel. v. Frank-Peter Hansen [Elektr. Quelle]. Berlin: Directmedia (Digitale Bibliothek, 2).

Polanyi, Michael (1983): The tacit dimension. 2. Aufl. Gloucester, Mass.: Smith.

Polanyi, Michael (2016): Implizites Wissen [Orig.-Sachtitel: The tacit dimension]. Übers. v. Horst Brühmann. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (stw, 543).

Popper, Karl (2005): Logik der Forschung. Hrsg. v. Herbert Keuth. 11., durchg. u. erg. Aufl. Tübingen: Mohr Siebeck.

Puster, Edith (1998): Erfassen und Erzeugen. Die kreative Metapher zwischen Idealismus und Realismus. Zugl.: Rostock, Univ., Diss., 1996. Tübingen: Mohr Siebeck (Philosophische Untersuchungen, 6).

Randall, Lisa (2009): Verborgene Universen. Eine Reise in den extradimensionalen Raum [Orig.-Sachtitel: Warped passages. Unraveling the mysteries of the universe's hidden dimensions]. Aus dem Amerik. v. Hartmut Schickert. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verl.

Rautenberg, Wolfgang (2008): Einführung in die mathematische Logik. Ein Lehrbuch. 3. überarb. Aufl. Wiesbaden: Vieweg + Teubner.

Reemtsma, Jan Phillipp (1999): Was heißt: Eine Metapher verstehen? [Mercator-Professur 1999] Duisburg. [Elektr. Quelle], S. 11–26. URL: https://www.uni-due.de/imperia/md/content/dokumente/mercatorprofessur/mp_1999_reemtsma.pdf, zul. gepr. 3.6.2017.

Reese-Schäfer, Walter (2011): Niklas Luhmann zur Einführung. 6., überarb. Aufl. Hamburg: Junius (Zur Einführung, 396).

Ricœur, Paul (1975): La métaphore vive. Paris: Éd. du Seuil (L'ordre philosophique. Collection dirigée par François Wahl).

Ricœur, Paul (1986): Die lebendige Metapher [Orig.-Sachtitel: La métaphore vive]. Mit einem Vorw. zur dt. Ausg. Aus d. Franz. v. Rainer Rochlitz. 2. Aufl. München: Fink (Übergänge. Texte und Studien zu Handlung, Sprache und Lebenswelt, 12).

Ricœur, Paul (1988): Zeit und Erzählung. 3. Bände. München: Fink 1988–1991.

— **Ricœur, Paul (1988)**: Zeit und Erzählung. Bd. 1. Zeit und historische Erzählung [Orig.-Sachtitel: L'intrigue et le récit historique]. Aus d. Franz. v. Rainer Rochlitz. München: Fink (Übergänge. Texte und Studien zu Handlung, Sprache und Lebenswelt, 18,1).

Rolf, Eckard (2005): Metaphertheorien. Typologie, Darstellung, Bibliographie. Berlin; New York: de Gruyter (de Gruyter Lexikon).

Rolf, Eckard (2008): Sprachtheorien. Von Saussure bis Millikan. Berlin; New York: de Gruyter (de Gruyter Lexikon).

Rorty, Richard (1987): Der Spiegel der Natur: Eine Kritik der Philosophie [Orig.-Sachtitel: Philosophy and the mirror of nature]. Übers. v. Michael Gebauer. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (stw, 686).

Rorty, Richard (1989): Contingency, irony, and solidarity. Cambridge; New York: Cambridge Univ. Press.

Rorty, Richard (1992): Introduction. Metaphilosophical difficulties of linguistic philosophy. In: Richard Rorty (Hg.): The linguistic turn. Essays in philosophical method. With two retrospective Essays. 2. Aufl. Chicago; London: Univers. of Chicago Press, S. 1–39.

Rorty, Richard (1992): Kontingenz, Ironie und Solidarität [Orig.-Sachtitel: Contingency, irony, and solidarity]. Übers. v. Christa Krüger. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (stw, 981).

Rorty, Richard (1994): Hoffnung statt Erkenntnis. Eine Einführung in die pragmatische Philosophie [Orig.-Sachtitel: Hope instead of epistemology]. Aus dem Amerik. v. Joachim Schulte. Dt. Erstausg. Wien: Passagen-Verl. (Passagen Philosophie, 1993).

Rorty, Richard (1998): Ungewohnte Geräusche: Hesse und Davidson über Metaphern [Orig.-Sachtitel: Unfamiliar noises: Hesse and Davidson on metaphor, 1987]. Aus dem Armerik. v. Sebastian Rödl. In: Anselm Haverkamp (Hg.) (1998): Die paradoxe Metapher. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Rorty, Richard (2001): Erwiderung auf Rüdiger Zill. In: Thomas Schäfer, Udo Tietz u. Rüdiger Zill (Hg.): Hinter den Spiegeln. Beiträge zur Philosophie Richard Rortys mit Erwiderungen von Richard Rorty. Aus d. Engl. v. Joachim Schulte. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (stw, 1522), S. 141–144.

Rorty, Richard (2003): Der Roman als Mittel zur Erlösung aus der Selbstbezogenheit. Aus d. Engl. v. Andrew James Johnston. In: Küpper, Joachim; Menke, Christoph (Hg): Dimensionen ästhetischer Erfahrung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (stw, 1640).

Rudolph, Udo (2009): Motivationspsychologie. 2., vollst. überarb. Aufl. unter Mitarb. v. André Körner. Weinheim; Basel: Beltz.

Salmon, Wesley C. (1983): Logik [Orig.-Sachtitel: Logic, 1973]. Aus dem Engl. übers. v. Joachim Buhl. Stuttgart: Reclam (Universal-Bibliothek, Nr. 7996).

Sánchez, Antonio Barcelona; Ibáñez, Francisco J. Ruiz Mendoza de (ed.) (1990): Bibliography of metaphor & metonymy (MetBib). Amsterdam: Benjamins. Online verfügbar unter http://benjamins.com/online/met/, zul. gepr. 7.10.2013.

Sandbothe, Mike (2003): Medien-Kommunikation-Kultur – Grundlagen einer pragmatischen Kulturwissenschaft. In: Matthias Karmasin u. Carsten Winter (Hg.): Kulturwissenschaft als Kommunikationswissenschaft. Projekte, Probleme und Perspektiven. Wiesbaden: Westdt.-Verl., S. 257–271.

Sandbothe, Mike (2007): Medien und Erkenntnis [Elektr. Quelle]. URL: http://www.sandbothe.net/695.html, zul. gepr. 25.3.2014 [keine Printversion verfügbar, ks].

Schäfer, Thomas; Tietz, Udo; Zill, Rüdiger (2001) (Hg.): Hinter den Spiegeln. Beiträge zur Philosophie Richard Rortys mit Erwiderungen von Richard Rorty. Aus d. Engl. v. Joachim Schulte. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (stw, 1522).

Schilcher, Christian (2006): Implizite Dimensionen des Wissens und ihre Bedeutung für betriebliches Wissensmanagement [Elektr. Quelle]. Zugl.: Darmstadt, Univ., Diss., 2006. URL: http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de/epda/000716/Dissertation_Schilcher_Onlineveroeffentlichung_Version1.3.pdf, zul. gepr. 4.5.2016.

Schildknecht, Christiane (1999): Aspekte des Nichtpropositionalen. Bonn: Bouvier (Bonner philosophische Vorträge und Studien, 4).

Schildknecht, Christiane (1996): Metaphorische Erkenntnis – Grenze des Propositionalen? In: Hans Julius Schneider (Hg.): Metapher, Kognition, künstliche Intelligenz. München: Fink (Erlanger Beiträge zur Wissenschaftsforschung), S. 33–52.

Schindel, Robert (1987): Geier sind pünktliche Tiere. Gedichte. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1987 (Edition Suhrkamp, 1429 = N. F., Bd. 429), S. 87.

Schlieben-Lange, Brigitte (1976): Metasprache und Metakommunikation. Zur Überführung eines sprachphilosophischen Problems in die Sprachtheorie und in die sprachwissenschaftliche Forschungspraxis. In: Adam Schaff (Hg.): Soziolinguistik. Mit Beiträgen v. Michael Brenner, Wolfgang Dressler, Helmut Gipper … Wien: Europa-Verlags-AG, S. 223–246.

Schmutzer, Ernst (2005): Grundlagen der theoretischen Physik [zwei Bände]. 3., überarb. Ausg. Weinheim: Wiley-VCH-Verl.

Schnädelbach, Herbert (2001): Nietzsche und die Metaphysik des 20. Jahrhunderts. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 49, Heft 1, S. 3–18.

Schneider, Hans Julius (1975): Pragmatik als Basis von Semantik und Syntax. Teilw. zugl.: Konstanz, Univ., Habil.-Schr., 1975. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Schneider, Hans Julius (1978): Sprachtheorie auf pragmatischer Grundlage. In: Arbeitsgruppe Semiotik (Hg.): Die Einheit der semiotischen Dimensionen. Tübingen: Narr (Tübinger Beiträge zur Linguistik, 98), S. 171–189.

Schneider, Hans Julius (1993): ‚Syntaktische Metaphern' und ihre begrenzende Rolle für eine systematische Bedeutungstheorie. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 41, Heft 3, S. 477–486.

Schneider, Hans Julius (1999): Phantasie und Kalkül. Über die Polarität von Handlung und Struktur in der Sprache. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (stw, 1431).

Schneider, Hans Julius (1999): Wittgenstein und die Grammatik. In: Hans Julius Schneider u. Matthias Kroß (Hg.): Mit Sprache spielen. Die Ordnungen und das Offene nach Wittgenstein. Berlin: Akad. Verl.

Schneider, Hans Julius (2004): Das Prinzip der Ausdrückbarkeit, die Grenzen des Sagbaren und die Rolle der Metapher. In: Ulrich Arnswald, Jens Kertscher u. Matthias Kroß (Hg.): Wittgenstein und die Metapher. Berlin: Parerga (Philosophie und andere Künste), S. 55–79.

Schneider, Hans Julius (2010): Die Kreativität der Metapher. In: Matthias Junge (Hg.): Metaphern in Wissenskulturen. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.

Schneider, Hans Julius; Kroß, Matthias (Hg.) (1999): Mit Sprache spielen. Die Ordnungen und das Offene nach Wittgenstein. Berlin: Akad. Verl.

Schneider, Jan Georg (2008): Spielräume der Medialität. Linguistische Gegenstandskonstitution aus medientheoretischer und pragmatischer Perspektive. Teilw. zugl.: Aachen, Techn. Hochsch., Habil.-Schr., 2007. Berlin; New York: de Gruyter (Linguistik – Impulse & Tendenzen, 29).

Schnelle, Helmut (1994): Welcher Sprachwissenschaft auf der Spur? Plädoyer für größere Klarheit und Toleranz. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 13 (1994), H.1, S. 110–120.

Schopenhauer, Arthur (1986): Die Welt als Wille und Vorstellung I. In: Ders.: Sämtliche Werke. Textkritisch bearb. u. hrsg. v. Wolfgang Frhr. v. Löhneysen. Bd. 1. Frankfurt: Suhrkamp 1986 (stw, 661).

Sedmak, Clemens (1999): „Jedes Zeichen kann zum Lügen verwendet werden". Anmerkungen zur Offenheit der Sprache. In: Hans Julius Schneider u. Matthias Kroß (Hg.): Mit Sprache spielen. Die Ordnungen und das Offene nach Wittgenstein. Berlin: Akad. Verl., S. 77–94.

Shaw, Bernard (1990): Pygmalion. A romance in five acts. Hg. v. Herbert Geisen. Stuttgart: Reclam (Fremdsprachentexte, 9266).

Shibles, Warren A. (1971): Metaphor: An annotated bibliography and history. Whitewater, Wis.: Language Press.

Siebel, Wigand (1975): Grundlagen der Logik. Eine Einführung in Aufbau und praktische Anwendungen der Begriffslogik. München: Verl. Dokumentation (UTB, 515).

Seel, Martin (1990): Am Beispiel der Metapher. Zum Verhältnis von buchstäblicher und figürlicher Rede. In: Forum für Philosophie Bad Homburg (Hg.): Intentionalität und Verstehen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (stw, 856).

Seel, Martin (2002): Für einen Holismus ohne Ganzes. In: Bertram, Georg W.; Liptow, Jasper (Hg. u. Mitverf.): Holismus in der Philosophie. Ein zentrales Motiv der Gegenwartsphilosophie. Velbrück Wiss., S. 30–40.

Siefkes, Dirk (1990): Formalisieren und Beweisen. Logik für Informatiker. Braunschweig; Wiesbaden: Vieweg.

Skirl, Helge; Schwarz-Friesel, Monika: Metapher. Heidelberg: Winter 2007 (Kurze Einführung in die germanistische Linguistik, 4).

Skirl, Helge (2010): Kompositummetaphern – semantische Funktion und textpragmatische Innovation. In: metaphorik.de 19, S. 23–45. URL: http://www.metaphorik.de/de/journal/19/kompositummetaphern-semantische-innovation-und-textpragmatische-funktion.html, zul. gepr. 22.12.2016.

Sodekamp, Kevin (2008): Mangel verfügbarer Möglichkeit. Magisterarbeit. Aachen/Marburg [Betreuerin: Andrea Marlen Esser, 87 Seiten].

Stekeler-Weithofer, Pirmin (1986): Grundprobleme der Logik. Elemente einer Kritik der formalen Vernunft. Teilw. zugl.: Konstanz, Univ., Diss., 1984. Berlin; New York: de Gruyter (de Gruyter Studienbuch: Grundlagen der Kommunikation).

Stekeler-Weithofer, Pirmin (2008): Formen der Anschauung. Eine Philosophie der Mathematik. Berlin; New York: de Gruyter.

Stetter, Christian (2005): System und Performanz. Symboltheoretische Grundlagen von Medientheorie und Sprachwissenschaft. Weilerswist: Velbrück Wiss.

Stoellger, Philipp (2000): Metapher und Lebenswelt. Hans Blumenbergs Metaphorologie als Lebensweltthermeneutik und ihr religionsphänomenologischer Horizont. Zugl.: Zürich, Univ., Diss., 1999. Tübingen: Mohr Siebeck (Hermeneutische Untersuchungen zur Theologie, 39).

Tebartz-van Elst, Anne (1994): Ästhetik der Metapher. Zum Streit zwischen Philosophie und Rhetorik bei Friedrich Nietzsche. Zugl: Aachen, Techn. Hochsch., Diss., 1993. Freiburg (Breisgau); München: Alber.

Thagard, Paul (1999): Kognitionswissenschaft. Ein Lehrbuch [Orig.-Sachtitel: Mind. Introduction to cognitive science]. Aus d. Amerik. v. Daniela Egli u. Marco Montani. Stuttgart: Klett-Cotta.

Tugendhat, Ernst; Wolf, Ursula (2007): Logisch-semantische Propädeutik. Durchges. Ausg., [Nachdr.]. Stuttgart: Reclam (Universal-Bibliothek, 8206).

Villers, Jürgen (1997): Kant und das Problem der Sprache. Die historischen und systematischen Gründe für die Sprachlosigkeit der Transzendentalphilosophie. Konstanz: Verl. am Hockgraben (Reflexionen zur Sprachtheorie, 1).

Wheeler III, Samuel C. (1999): Wittgenstein mit Davidson über Metaphern. In: Hans Julius Schneider u. Matthias Kroß (Hg.): Mit Sprache spielen. Die Ordnungen und das Offene nach Wittgenstein. Berlin: Akad. Verl., S. 195–219.

Weiss, Thomas (2005): Die Gebrauchstheorie der Bedeutung im Big Typescript – eine neue Perspektive auf Wittgenstein. Zugl.: Karlsruhe, Univ., Diss., 1998. Berlin: Tenea.

Welsch, Wolfgang (2000): »Wirklich«. Bedeutungsvarianten – Modelle – Wirklichkeit und Virtualität. In: Sybille Krämer (Hg.): Medien, Computer, Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (stw, 1379).

Whitehead, Alfred North (1978): Process and reality. An essay in cosmology. Gifford lectures delivered in the University of Edinburgh during the session 1927-28. Corrected edition ed. by David Ray Griffin a. Donald W. Sherburne. New York: The Free Press (Gifford lectures, 1927–28).

Wieland, Wolfgang (1999): Platon und die Formen des Wissens. 2. durchges. u. um einen Anh. u. ein Nachw. erw. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Willaschek, Markus (2000): Einleitung: Die neuere Realismusdebatte in der analytischen Philosophie. In: Ders. (Hg.): Realismus. Paderborn; München; Wien; Zürich: Schöningh, S. 9–32

Marcus Willaschek (2015): Der mentale Zugang zur Welt. Realismus, Skeptizismus und Intentionalität. 2. Aufl. Zugl.: Münster (Westfalen), Univ., Habil., 2000. Frankfurt am Main: Klostermann (Klostermann Rote Reihe, 72).

Winhart, Heike (2002): Funktionsverbgefüge im Deutschen. Zur Verbindung von Verben und Nominalisierungen. Zugl.: Tübingen, Univ., Dissertation 2002 [Online-Quelle]. Tübingen. URL: https://www.deutsche-digitale-bibliothek.de/binary/T5TXIT-KQAL5YKWYJH4HOMMRGXCWQ5FHW/full/1.pdf, zul. gepr. 14.10.2015.

Winter, Reiner (2001): Grundlagen der formalen Logik. 2., überarb. Aufl. Frankfurt a. M.: Deutsch.

Wittgenstein, Ludwig (1980): Briefe. In: Ders.: Briefwechsel mit B. Russell, G. E. Moore, J. M. Keynes, F. P. Ramsey, W. Eccles, P. Engelmann u. L. von Ficker. [Die engl. geschr. Briefe

v. Joachim Schulte übersetzt.] McGuinness, B. F.; Wright, G. H. von (Hg). Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1980, S. 88 [Brief Nr. 100].

Wittgenstein, Ludwig (1984): Werkausgabe [in 8 Bänden]. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (stw).

— **Wittgenstein, Ludwig (1984)**: Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914–1916. Philosophische Untersuchungen. Text neu durchg. v. Joachim Schulte. In: Ders.: Werkausgabe [in 8 Bänden]. Bd. 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (stw, 501).

Nachschlagewerke, Handbücher, Abbildungsverzeichnis

BNwT 2003	Der Brockhaus Naturwissenschaft und Technik. [Projektleitung: Joachim Weiß u. Marion Winkenbach.] Hg. v. Joachim Weiß. 3 Bd. + CD-ROM [Medienkombination]. Leipzig; Mannheim; Heidelberg; Berlin; Oxford: Brockhaus, Spektrum Akad. Verl. 2003.
DG ^{8}2009	Duden – Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch [Umfassende Darstellung des Aufbaus der deutschen Sprache vom Laut über das Wort und den Satz bis hin zum Text und zu den Merkmalen der gesprochenen Sprache. Mit zahlreichen Beispielen, übersichtlichen Tabellen und Grafiken sowie ausführlichem Register]. Hg. v. Wissenschaft. Rat d. Dudenred. [Red. Bearb.: Kathrin Kunkel-Razum u. Franziska Münzberg; Autoren: Peter Eisenberg u. a.]. 8. überarb. Aufl. Mannheim; Wien; Zürich: Dudenverl. 2009 (Der Duden in zwölf Bänden. Das Standardwerk zur deutschen Sprache, 4).
DgFW ^{4}2007	Duden – Das große Fremdwörterbuch. Herkunft und Bedeutung der Fremdwörter. Über 85000 Fremdwörter aus der Allgemeinsprache und den wichtigsten Fachsprachen. Ausführliche Herkunfts- und Bedeutungsangaben. Exakte Beschreibung v. Rechtschreibung, Worttrennung, Aussprache und Grammatik. Mit „umgekehrtem“ Fremdwörterbuch „Deutsches Wort – Fremdwort“. Hg. u. bearb. v. Wiss. Rat der Dudenredaktion. 4., aktual. Aufl. [Red. Bearb.: Ursula Kraif]. Mannheim: Brockhaus 2007.
DHW ^{4}2006	Duden – Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache [Die Geschichte der deutschen Wörter bis zur Gegenwart. 20000 Wörter und Redewendungen in ca. 8000 Artikeln]. 4., neu bearb. Aufl. Hg. v. d. Dudenred. Auf der Grundl. d. neuen amtl. Rechtschreibregeln. [Red. Bearbeit.: Brigitte Alsleben] Mannheim; Leipzig; Wien; Zürich 2006 (Der Duden in zwölf Bänden. Das Standardwerk zur deutschen Sprache, 7).
DIN 31634:2011-10	Deutsches Institut für Normung / Normenausschuss Bibliotheks- und Dokumentationswesen (Körperschaft): Information und Dokumentation – Umschrift des griechischen Alphabets. Ausgabe Okt. 2011. Berlin: Beuth 2011.
DrgD ^{7}2011	Duden – Richtiges und gutes Deutsch. Hg. u. überarb. von der Dudenred. unter Mitw. von Peter Eisenberg u. Jan Georg Schneider. 7., vollst. überarb. Aufl. Mannheim; Leipzig; Wien; Zürich: Dudenverl. 2011 (Der Duden in zwölf Bänden. Das Standardwerk zur deutschen Sprache, 9).
DSW ^{6}2014	Duden – Das Synonymwörterbuch. Ein Wörterbuch sinnverwandterWörter. 6., vollst. Überarb. Aufl. Hg. v. der Dudenred. [Redak.

	Bearb. Birgit Eickhoff, Angelika Haller-Wolf, Ilka Pescheck, Anja Steinhauer unter Mitw. v. Hannah Schickl]. (Der Duden in zwölf Bänden. Das Standardwerk zur deutschen Sprache, 8).
DUW ^{6}2006	Duden – Deutsches Universalwörterbuch [Das umfassende Bedeutungswörterbuch der deutschen Gegenwartssprache mit mehr als 500000 Anwendungsbeispielen sowie Angaben zu Rechtschreibung, Aussprache, Herkunft, Grammatik und Stil, rund 150000 Stichwörtern und Redewendungen, übersichtlichen Kastenartikeln mit praktischen Hinweisen zum angemessenen Wortgebrauch]. Hg. v. d. Dudenred. [Red. Bearb.: Ralf Osterwinter (Projektl.), Anette Auberle u. a.]. 6. überarb. u. erw. Aufl. Mannheim; Zürich: Dudenverl. 2006.
EPhW 1980^{1}–1996^{4}	Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie. Unter ständiger Mitwirkung v. Siegfried Blasche, Gottfried Gabriel, Herbert R. Ganslandt … In Verbindung mit Gereon Wolters Hg. v. Jürgen Mittelstraß. Stuttgart; Weimar: Metzler 1980^{1}–1996^{4}.
EtyWB-Harper 2001	Online etymology dictionary [Elektr. Quelle]. URL: http://www.etymonline.com, zul. gepr. 30.10.2014.
EtyWB-Kluge ^{24}2002	Kluge. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearb. v. Elmar Seebold. 24., durchges. u. erw. Aufl. [Elektr. Quelle]. Berlin; New York: de Gruyter 2002.
EtyWB-Pfeifer ^{2}1993	Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. Erarb. im Zentralinstitut für Sprachwissenschaft Berlin unter der Leitung von Wolfgang Pfeifer. 2. Aufl., durchg. und erg. von Wolfgang Pfeifer. 2 Bände. Berlin: Akad.-Verl. 1993 [Elektr. Quelle]. URL: http://www.dwds.de, zul. gepr. 2.4.2015. Die digitale Version des Wörterbuchs wird von Wolfgang Pfeifer laufend korrigiert und ergänzt.
GDHW-Pape 1914	Pape, Wilhelm: Griechisch – Deutsch. Altgriechisches Wörterbuch. Neusatz und Faksimile. 2., Ausg. [Elektr. Quelle]. Berlin: Directmedia Publ. 2005 (Digitale Bibliothek, 117).
Gemoll ^{10}2006	Griechisch-deutsches Schul- und Handwörterbuch von W. Gemoll u. K. Vretska. Bearb. und durchges. von Therese Aigner, Josef Bedrac, Renate Oswald … Einf. in die Sprachgeschichte von Rudolf Wachter. Gesamtredaktion Renate Oswald. 10., völlig neu bearb. Aufl. München; Düsseldorf; Stuttgart: Oldenbourg 2006.
grammis 2.0	grammis 2.0 [Elektr. Quelle]. URL: http://hypermedia.ids-mannheim.de/index.html, zul. gepr. 10.5.2017

HddW-Hoffmann 2009	Handbuch der deutschen Wortarten. Hg. v. Ludger Hoffmann. Berlin; New York: de Gruyter 2009 (de Gruyter Studienbuch).
HLW-Seiffert 1989	Handlexikon zur Wissenschaftstheorie. Hg. v. Helmut Seiffert u. Gerard Radnitzky. München: Ehrenwirth 1989.
HSK 1996[7/2]	Sprachphilosophie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Hg. v. Marcelo Dascal, Dietfried Gerhardus, Kuno Lorenz u. Georg Meggle. 2. Halbband. Berlin; New York: de Gruyter 1996.
HWPh 1971[1]–2007[13]	Historisches Wörterbuch der Philosophie. Unter Mitwirkung von mehr als 1500 Fachgelehrten in Verbindung mit Günther Bien, Tilman Borsche, Ulrich Dierse … Völlig neubearb. Ausg. des ‹Wörterbuchs der Philosophischen Begriffe› von Rudolf Eisler. Bände 1 bis 13. Darmstadt: Wiss. Buchges. 1971[1]–2007[13].
HWRh1992[1]–2012[10]	Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Hg. v. Gert Ueding. Mitbegr. v. Walter Jens. In Verb. mit Wilfried Barner ... Unter Mitw. von mehr als 300 Fachgelehrten. Berlin; Boston [Bis Bd. 9 im Verl. Niemeyer, Tübingen]: de Gruyter 1992[1]–2012[10].
LdM-Spektrum [1]2001–[6]2003	Lexikon der Mathematik: in sechs Bänden. [Red.: Guido Walz]. Heidelberg; Berlin: Spektrum, Akad. Verl. [1]2001–[6]2003 [Elektr. Quelle].
LdN-Spektrum [1]2000–[4]2001	Lexikon der Neurowissenschaft: in vier Bänden. Mit einem Vorw. v. Prof. Dr. Wolf Singer. [Red.: Hartwig Hanser, Christine Scholtyssek]. Heidelberg; Berlin: Spektrum, Akad. Verl. 2000[1]–2001[4]. Online verfüg. u.d.T.: Lexikon der Neurowissenschaft [Elektr. Quelle]. Heidelberg: Wissenschaft Online. URL: http://www.spektrum.de/lexikon/neurowissenschaft/, zul. gepr. 2.12.2014.
LdSp-Bußmann [4]2008	Lexikon der Sprachwissenschaft. Hg. v. Hadumod Bußmann u. Hartmut Lauffer. 4., durchges. u. bibliogr. erg. Aufl. Stuttgart: Kröner 2008.
LphM-Konersmann [3]2011	Wörterbuch der philosophischen Metaphern. Hg. v. Ralf Konersmann. 3., erw. Aufl. Darmstadt: Wiss. Buchges. 2011.
LS-Greek [8]1897	Greek-English Lexicon. Compiled by Henry George Liddell a. Robert Scott. Revised a. augmented throughout, with the cooperation of Prof. Drisler, of Columbia College New York. Eighth edition. New York: Harper & Brothers 1897. URL: https://archive.org/stream/cu31924012909697#page/n7/mode/2up, zul. gepr. 1.9.2016.

LSJo-Greek	LSJ. The Online Liddell-Scott-Jones Greek-English Lexicon. Compiled by Henry George Liddell a. Robert Scott. A Greek-English Lexicon. Revised and augmented throughout by Sir Henry Stuart Jones.With the assistance of Roderick McKenzie [Elektr. Quelle]. Oxford: Clarendon Press, 1940. URL: http://stephanus.tlg.uci.edu/lsj/#eid=1&context=lsj, zul. gepr. 9.7.2018.
MLS ^{4}2010	Metzler Lexikon Sprache. Hg. v. Helmut Glück. 4., aktual. und überarb. Stuttgart; Weimar: Metzler 2010.
Pons-GwED 2008	Pons Großwörterbuch. Englisch – Deutsch, Deutsch – Englisch. Bearb. v. Evelyn Agbaria, Sonia Aliaga López, Jeremy Berg ... Stuttgart: Klett 2008.
SEP	The Stanford encyclopedia of philosophy. Principal editor: Edward N. Zalta. Publisher: The metaphysics research lab. Center for the study of language and information. Stanford University. URL: http://plato.stanford.edu/, zul. gepr. 19.9.2016.
SL-Meyer 1993	Meyers Schachlexikon. Hg. u. bearb. v. Otto Borik u. Meyers Lexikonred. In Zusammenarb. Mit Joachim Petzold u. a. Mannheim; Leipzig; Wien; Zürich: Meyers Lexikonverl. 1993.
VdP-Laplanche 1972	Laplanche, Jean; Pontalis, Jean-Bertrand: Das Vokabular der Psycholanalyse [Orig.-Sachtitel: Vocabulaire de la Psychanalyse]. Aus dem Franz. v. Emma Moersch. 16. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2002 (stw, 7).
WL-Glock 2000	Hans-Johann Glock: Wittgenstein-Lexikon. [Orig.-Sachtitel: A Wittgenstein Dictionary (The Blackwell Philosopher Dictionaries), Oxford 1996]. Aus dem Engl. übersetzt v. Ernst Michael Lange. Wiss. Buchges.: Darmstadt 1996.
WSS-Pons Lat.-Dt. ^{3}2003	Pons. Wörterbuch für Schule und Studium. Latein – Deutsch. 3. neu bearb. Aufl. Neuearb. 2003 unter Mitw. v. Adolf W. Fromm u. Gregor Vetter. Barcelona; Budapest; Ljubljana; London; Posen; Prag; Sofia; Stuttgart: Klett 2003.

Abbildung	**Seite**
Abbildung 1: *System der Wortarten*. In: Duden – Grammatik, ^{9}2016, S. 141. Mit freundlicher Genehmigung des Duden-Verlags.	S. 67
Abbildung 2: *Das sprachliche Zeichen*. Die Abbildung wurde von Kevin Sodekamp erstellt.	S. 236
Abbildung 3: *Maus*. In: iStock.com/CreativeNature_nl	S. 237

Abbildung 4: *Kommunikation und implizites Wissen*. In: Neuweg 2001 – Könnerschaft, S. 10. Mit freundlicher Genehmigung des Waxmann Verlags.	S. 369
Abbildung 5: *Symbole*. In: Brun 2003 – Formel, S. 365. Mit freundlicher Genehmigung des De Gruyter Verlags.	S. 418

Anhang

Symbole

Schemasprache

Logische Konstanten und Hilfszeichen:

$\neg$	Negation
$\wedge$	Konjunktion
$\vee$	Disjunktion
$\rightarrow$	Konditional
$\leftrightarrow$	Bikonditional
$\nleftrightarrow$	Kontravalenz
$\forall$	Allquantor
$\exists$	Existenzquantor
$=, \neq$	Identität, $(a \neq b) =_{df} \neg(a = b)$
(), [ ], { }	Klammern

Schematische Buchstaben:

A, B, C, …, A_1, …	Aussagen
F, G, …, F_1, …	Prädikate
a, b, c, …, a_1, …	Individuenbezeichnungen

Variablen:

x, y, …, x_1, …	Individuenvariablen

Formelsprache (soweit abweichend von der Schemasprache)

Deskriptive Konstanten:

p, q, r, …, p_1, …	Aussagenkonstanten
f(), g(,), …, f_1(), …	Prädikatskonstanten

Metasprachliche Zeichen

$\alpha, \beta, \gamma, \ldots, \alpha_1, \ldots$	Ausdrücke der Formel- und Schemasprache
$\mathbf{\Phi}, \mathbf{\Psi}, \mathbf{X}, \ldots, \mathbf{\Phi}_1, \ldots$	Formelfolgen, Schlüsse, Schlussschemata, Formalisierungen
$\Rightarrow, \Leftrightarrow$	informell gültig (bzw. informelles Theorem), äquivalent
$\Rightarrow_F, \Leftrightarrow_F$	formal gültig (bzw. formales Theorem), äquivalent
$\models, \models\!\!\!=$	Folgerung (bzw. semantisches Theorem), Äquivalenz
$\vdash, \vdash\!\!\!=$	Ableitung (bzw. syntaktisches Theorem), Äquivalenz
$\not\Rightarrow, \Rightarrow?$, usw.	ungültig, gültig? (analog auch für $\Leftrightarrow$ usw.)
$\mathfrak{E}, \mathfrak{I}, \xi$	Individuenbereiche, Interpretationen, Individuen
F	Formalismus
L	Sprache, Logik
A, B, C, …, A_1, …	umgangssprachliche Aussagen
S, T,…, S_1, …	umgangssprachliche Schlüsse
X, Y, Z, X_1, …	umgangssprachliche Ausdrücke

Abbildung 5: Symbole